

Allgemeine Wochen-Beilage

N^o 1.

1865.

Redacteur:
Dr. A. Diezmann.
Leipzig.

Verlag:
Baumgärtner's
Buchhandlung.
Leipzig.



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Fehlgeschossen!

Novelle
von
Ernst Frike.

1.

Es giebt Gegenden, von denen sich ohne Uebertreibung behaupten läßt, daß sie hundert Jahre in der Cultur zurück sind. Ganze Landesdistricte leiden an jenem Phlegma, welches sich mit wohlgefälligem Spotte gegen jede Neuerung auflehnt und dieselbe als halben Wahnsinn betrachtet. Merkwürdig erscheint dabei, daß selbst der gebildete Theil der Bevölkerung in solchen Gegenden sich nicht aus dem alten Schlenbrian zu erheben vermag und jede Veränderung mit Mißtrauen begrüßt. Aus den angeführten Eigenschaften allein läßt es sich erklären, daß die breite Fläche der Provinz, worin die beiden Dörfer Erlossen und Doderwel liegen, noch immer von der Macht der Separation, welche der Staat als ein Verbesserungsmittel der Agricultur erkannt hatte, unberührt geblieben war, während selbst die hartnäckigsten Landeskinder schon längst mit der Maßregel der Regierung sich einverstanden erklärten. In dem Stückchen Land, das dem Bötien gleich kam, war eine ganze Heldenschaar von Landwirthen aufgestanden und hatte muthig das Eigenthum zu vertheidigen gesucht, das ihm vom Urgroßvater überkommen war. Ihnen schlossen sich die Prediger der Dörfer an, die sich zur Wehr setzten, wenn eine Wasserpfütze,

welche ihren Enten als Belustigungsort diente, urbar gemacht werden sollte. Die rechtschaffenen Männer hatten eigentlich alle mit einander recht, sich für das alte Herkommen auf Tod und Leben zu streiten. Denn — was würde wohl der selige Urgroßvater dazu sagen, wenn er sehen müßte, daß sein schönes Ackerland, das er bald rechts, bald links zusammengekauft hatte, plötzlich unter den Federstrichen eines wildfremden Mannes Eigenthum eines Andern werden sollte — und was sollte der Prediger, der von seinem Vorgänger den Vergnügungsort für seine Enten und Gänse mit besonderlicher Wichtigkeit übernommen hatte, seinem Nachfolger sagen, wenn dieser Teich, der freilich in der Sommerhitze stets verschwand, von der Erde vertilgt worden war.

Aber alle Kämpfe fruchteten schließlich gar nichts. Es wurde separirt und die beiden schon genannten Dörfer Erlossen und Doderwel, die mit ihren Ländereien an einander grenzten, erlagen auch diesem Schicksale. Aus besondern Rücksichten sei hiermit gleich die Lage der kleinen, erbärmlichen Ortschaften geschildert, die zwar einer sehr alten Adelsfamilie gehörten, aber trotzdem durch Schlösser von altem Style keinesweges ausgezeichnet waren. Von Berg, Thal, Fels und Strom war nicht die Rede. Wohl aber gab es einen hübschen Erlenwald, der sich zwischen beiden Dörfern ausbreitete und einen Bach, der selten in zorniger Wallung seine Ufer überschritt. Auch Wiesen sah man genug, namentlich auf der Ecke des Waldes, wo die Grenze des Dorfes Erlossen durch eine hübsche Hol-

länderei bezeichnet war. Das lüppigste Grün schmückte diesen Platz, der Niemandem besser gefiel als einer Kinderschaar, die alljährlich in diese Holländerei geschafft wurde, um die trübe, dumpfe Atmosphäre der Residenz zu vergessen. Mit den Kühen um die Wette liefen die armen Junker und Fräulein von Lüttow, wenn sie hier in der Sommerfrische wohnten. Erlossen war das Stamm und Lehngut der Familie Lüttow. Doderwel war ein Allodialgut und vom Großvater des jetzigen Besitzers erpfeß erworben, um seinem sehr geliebten zweiten Sohne auch einen Familiensitz hinterlassen zu können.

Sehr einträglich waren diese Besitzungen nicht. Auch erwiesen sich die sogenannten Schlösser keineswegs einladend zu längerem Aufenthalte daselbst. Sie wurden von Pächtern bewohnt und vom Zahne der Zeit dergestalt benagt, daß sie ihrem gänzlichen Verfall mit Riesenschritten entgegen gingen. Seit undenklichen Zeiten hatten die Lüttows es stets vorgezogen, ihre Dienste dem Staate zu weihen, sei es als Beamter, als Hofcavalier oder als Militair. Seitdem der Großvater der jetzt lebenden Lüttow'schen Familie, in der glücklichen Zeit des vorigen Jahrhunderts — wo Landgüter im Preußenstaate von den Favoriten des damaligen Herrschers halb verschenkt wurden — das Rittergut Doderwel für ein Spottgeld an sich gebracht hatte, bezeichnete sich der Lehn- oder Stammherr als Lüttow-Erlossen und sein Bruder als Lüttow-Doderwel. Die Holländerei war ebenfalls ein Werk jenes Großvaters, der seltsam industriös gewesen zu sein scheint. Er hatte sie streng nach dem Muster einer holländischen Wirthschaft anlegen und einrichten lassen, augenscheinlich um einen größern Ertrag aus den prachtvollen Wiesenplänen zu ziehen. Es war ihm gelungen die Einnahme des Lehngutes dadurch ganz erklecklich zu erhöhen und wenn nicht die schwere Kriegsnoth im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts allen Handel und Wandel zu Boden gedrückt hätte, so würde der jetzige Besitzer von Erlossen schwerlich genöthigt gewesen sein, so sparsam jede Ausgabe nach seiner Einnahme zu regeln, wie er wirklich mußte.

Dieser Edelmann bekleidete die Stelle eines Geheimrathes in der nicht fern liegenden Provinzialhauptstadt und da er ein überreich gesegneter Vater war, so benutzte er seit seiner Verheirathung die Holländerei, welcher ein neues und bequemes Wohnhaus zugesellt worden war, zum zeitweiligen Sommeraufenthalte, sendete seine Kinder stets mit dem ersten Frühlingswehen dorthin und ließ sie erst mit dem fallenden Laube wieder holen.

Doderwel hingehen wurde nie von seinem Eigenthümer besucht. Theilweise lag dies in dem Umstande, daß der Herr von Lüttow-Doderwel Offizier gewesen und an der äußersten Spitze des Landes stationirt war. Außerdem liebte er seine Heimath nicht und sie hatte mit der Zeit allen Werth für ihn verloren, weil er mit weisem Bedachte die einzige Tochter eines unermeßlich reichen Kornhändlers geheirathet, der zwar nichts weniger als ebenbürtig gewesen war, aber auf das handgreiflichste die Behauptung bethätigt hatte, daß nichts leichter zu erlernen sei, als mit Geld umzugehen und die Maximen des Reichthums sich anzueignen. Man kann nicht gerade sagen, daß Herr Lieutenant von Lüttow-Doderwel sich seines Schwiegervaters schämte; allein er empfand es doch als eine bittere Beleidigung, daß der Stammherr seiner Familie nicht die geringste Notiz von seiner Verheirathung genommen und die Anzeige davon gänzlich mit stolzem Schweigen übergangen hatte. Man kann auch nicht gerade behaupten, daß der Herr Lieutenant von Lüttow-Doderwel seines Schwiegervaters Tod gewünscht hätte; allein er hielt es doch für eine große Erleichterung mancher Uebelstände, als der gute Kornhändler ganz plötzlich das Zeitliche segnete und ihn dadurch in den vollen ungeschmählerten Besitz von einigen Millionen setzte. Abgesehen davon, daß der gute Kornhändler sich einige Gemeinheiten im Neben, die er aus seiner frühern Carrière als Handwerker mit herüber gebracht, nicht abgewöhnen konnte, daß er gern in der Art und Weise schimpfte, wie er einst in der Werkstatt zu schimpfen für zweckmäßig befunden und daß ihm oftmals Bemerkungen entschlüpften, die einem fein gebildeten Ohre anstößig erscheinen, abgesehen von diesen kleinen Neugierlichkeiten war er ein so guter Mann, ein so nobler Vater und ein so splendider Staatsbürger gewesen, daß er eben so gut hätte leben können ohne daß es den Herrn von Lüttow-Doderwel unglücklich gemacht haben würde. Als er aber todt war und todt blieb, da machte sich der junge Mann gar kein Gewissen daraus, dies Unglück zu seinem Vortheile auszubeuten. Zuerst kaufte er sich ein prächtiges Haus in der Stadt und ein wunderschönes Haus mit Garten vor der Stadt. Dann nahm er seinen Abschied, der ihm in Gnaden als Hauptmann ertheilt wurde. Zuletzt aber that er gar nichts mehr, als er lebte, das heißt, er aß mit absonderlich gutem Appetite die absonderlich gut bereiteten Speisen, trank mit Anstand die vortrefflichsten Weine, ritt auf dem schönsten Pferde spazieren oder fuhr in der glänzendsten Equipage mit seiner liebens-

würdigen Gattin aus und versammelte allwöchentlich seine Freunde, um sich als der ausgezeichnetste Wirth zu erweisen. Glücklicherweise gehörte Herr von Lüttow-Doderwel zu den ungefährlichen Großprahlern, die mit dem Ueberflusse zugleich die Weisheit gefunden zu haben meinen und wollte er einmal über das gewöhnliche Maß hinaus in irgend einer Art extravagiren, so hatte er in seiner sonst äußerst gemüthlichen, freundlichen Gattin eine strenge, wenn auch stummwirkende Sittenrichterin zu gewärtigen. Es grenzte ans Unglaubliche, was für einen Einfluß diese stille ruhige Frau auf ihren Mann hatte. Das wußten seine Freunde — das wußten seine Kinder — das wußten seine Diener — das wußte die ganze Stadt! Aber man achtete ihn darum nicht minder und man verehrte deshalb die Dame, welche so klug und gelassen die Zügel in der Hand behielt, als ihres Vaters Tod eine ungeahnte Fülle von Reichthum über sie ergoß.

Im Grunde mit Allem zufrieden, wenn es ihn nur nicht incommodirte, war es Herrn von Lüttow-Doderwel auch sehr gleichgiltig, als ihm von seinem Pächter gemeldet wurde, daß nun endlich doch die Regierung mit ihren Separationsplänen durchgebrungen sei. Was lag ihm daran, wenn sein Terrain in wüster, weiter Ferne eine kleine Veränderung erlitt. Gern hätte er das Gut längst losgeschlagen, denn er fühlte nicht die geringste Neigung sich in seiner stillen Einöde mit all' dem Luxus zu vergraben, den er nun schon seit zwanzig Jahren gewohnt war, aber sein Sohn Luitpold hatte sich sehr entschieden dagegen erklärt und die Mutter auf seine Seite zu bringen gewußt. Gut! Herr von Lüttow-Doderwel behielt also auch eben so gern das Gut, das seinem Namen einen gewissen Glanz anhing. Er war nicht ohne Abdestolz. Er war eitel. Er brüstete sich gern mit seiner Geburt und leitete mit großer Wichtigkeit seine Abkunft von irgend einem Kreuzfahrer des eilften Jahrhunderts ab.

Doderwel wurde also separirt. Die Ländereien von Schloß Erlossen, als Lehngut, zwar nicht, aber die Boniteure hatten die Grenzen von Erlossen zu berücksichtigen. Bei dieser Gelegenheit nahm man seine Zuflucht zu den alten Grenzregistern, um sicher zu gehen und — siehe da — es ergab sich, daß die Holländerei auf Doderwelschem Grunde und Boden gebaut war. Ein Freudenschreck durchzuckte die Brust des Doderwelschen Pächters. Wenn diese Holländerei ihm zufallen sollte, so erfüllte sich damit der sehnlichste Wunsch seines langen Lebens. Schon als junger Mann waren ihm Zweifel über die Echtheit der Erbsprüche der

Erlossener Linie an die Holländerei aufgestiegen. Er hatte noch den alten Großvater Lüttow gekannt und es war ihm erinnerlich, daß dieser gesagt hatte, er wolle seinem jüngern Sohne nun noch eine ewig fließende und nie versiegende Quelle anlegen. Damit hatte er ohne Zweifel diese Holländerei gemeint. Daß sie dennoch an den Lüttow auf Erlossen fiel, hatte er gleich nicht begreifen können. Fünfzig Jahre waren darüber hingegangen und nun stellte es sich heraus, wer der rechtmäßige Besitzer der schönen Holländerei war. Natürlich fühlte der alte Pächter sich bewogen, sogleich an seinen Gutsheeren zu schreiben und ihm haarklein zu berichten, was er selbst über diese wunderbare Sache für Ansichten hatte. Der Brief des Pächters ging schleunigst ab. Dreißig Stunden später hielt ihn der hochwohlgeborene Herr Hauptmann von Lüttow-Doderwel in der Hand und las ihn mit sehr wechselnden Empfindungen. Sein maßloses Erstaunen ging endlich in eine Freude über, die man wohl ganz richtig Schadenfreude benennen konnte. Er ließ diesem Gefühl allerlei bezeichnende Worte, klappte den Brief mit einem derben Handschlage zusammen und klingelte hastig. Ein reich gallonirter Diener erschien, in der nöthigen Steifheit auf der Schwelle stehen bleibend. „Mein Sohn zu Hause?“ rief ihm Lüttow zu.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“ lautete die Antwort.

„Hat der Herr Referendar Besuch?“ Der Diener verneinte die Frage. „Gut, so gehe hinauf zum Herrn Referendar — ich ließe bitten, zur Frau Mama zu kommen.“

Mit den letzten Worten erhob sich Lüttow und eilte mit dem Briefe in der Hand nach einer Flügelthür, die mit reichen, schwer seidenen Portiären verhüllt war. Rasch schlug er die Vorhänge zurück, öffnete sehr vorsichtig die Thür und trat geräuschlos in das Zimmer seiner Gemahlin.

Es war ein schönes, großes Gemach mit fürstlichem Luxus ausgestattet. Die Sessel antik und mit Sammet überzogen. Ebenso die beiden Divan, welche sich gegenüber standen. Auf einem dieser Divan lag eine zarte Mädchengestalt. Das bleiche Gesicht stach grell von dem tiefblauen Sammet ab, und die weißen Hände, die sie über dem Kopfe verschlungen hielt, gleichen denen aus kaltem Marmor. Schön war dies Mädchen nicht, wenigstens jetzt nicht. Was hilft es denn, wenn Nase, Mund, Augen und Stirn im schönsten Ebenmaße da sind und das frische Leben, die Gluth der Jugend ist unter dem Hauche einer innern Störung erloschen! Das arme Wesen lieferte den Beweis,

daß der Reichthum nicht die Gesundheit erkaufen kann. Man sah auf den ersten Blick die Zerrüttung ihres Organismus in der verkümmerten Blüthe, vielleicht nur durch schnelles Wachsthum zerstört oder auch nur in seinen Funktionen gehemmt. Die junge Dame gehörte zu jenen überzarten Mädchen, welche bis zum Jungfrauenalter Kindern gleichen. Oftmals entwickelt sich aus solchen Mädchen überraschend schnell die prächtigste Frauengestalt, allein eben so oft sinken sie frühzeitig geknickt ins Grab.

Herr von Lüttow-Doderwel sah aufmerksam nach dem Divan hinüber, wo seine Tochter ruhte, ehe er zu sprechen begann. Ein schwaches Lächeln strich über das geisterbleiche Gesicht derselben. „Ich schlafe nicht, Vater,“ sagte sie im munteren Tone, als man nach ihrem todtenhaften Aussehen erwarten konnte.

„Das freut mich, Flavia,“ antwortete Lüttow erregt, „denn ich habe Euch etwas höchst Komisches mitzutheilen.“ Er schritt rasch dem Fenster näher, wo seine Gattin saß und an einer bunten Sticderei arbeitete. Lächelnd blickte sie auf und ließ ihre Sticderei auf den Schoß fallen. Frau von Lüttow war noch immer eine hübsche Dame. Ihr rundes, weiches Gesicht strahlte von Wohlwollen und friedlichem Glück. Nur die gewohnheitsmäßige feste Schließung ihres Mundes verrieth, daß sie sehr wohl im Stande sei, einen einmal gefaßten Entschluß mit voller Willenskraft durchzusetzen. Sonst sah sie sehr ungefährlich aus.

Lüttow entfaltete seinen Brief, während er mit lebhaften Worten und Geberden das Verhältniß der beiden Familien Lüttow zu einander auseinander setzte und daran knüpfte, was ihm im Laufe der Zeit über die ziemlich bedrängte Lage des Erlossener Lüttow zu Ohr gekommen war.

„Denk Dir nur,“ fuhr er zu seiner Gattin gewendet fort, „der Alban Lüttow hat neun lebendige Kinder. Ist das nicht ein wahres Malheur? Neun lebendige Kinder — immer eins ums andere ein Knabe und ein Mädchen. Mit dem Knaben Alban fängt die Reihe an und mit dem Knaben Leon hört sie auf. Erschrecklich!“

Frau von Lüttow seufzte leise und warf einen flüchtigen Blick auf ihre Tochter. Sie und ihr acht Jahre älterer Bruder Luitpold waren die einzigen Sprößlinge ihrer Ehe gewesen. O, sie hätte gern den Reichthum ihres Vaters in mehrere Theile zerfallen sehen mögen!

„Mein Pächter schrieb mir bisweilen von der Familie, weil er wußte, daß ich mich für meine Fa-

milie interessire, obwohl sie es nicht verdient. Better Alban, der Geheimrath ist ein stolzer Narr, der mirs nicht vergeben kann eine Bürgerliche geheirathet zu haben.“

„Woraus schließt Du das, lieber Lüttow?“ fragte seine Gattin sehr ruhig, während sich die blasse Flavia ziemlich heftig aufrichtete und ihren Vater erschrocken ansah.

„Ich weiß es!“ sagte Lüttow. „Ja, ich weiß sogar, daß er geäußert hat, wie gut es sei fern von mir zu wohnen, da er den Umgang mit Bäckern und Brauern nicht liebe.“

Frau von Lüttow wiegte misstrauisch ihr Haupt. „Wer Dir das gesagt hat, kann auch die Absicht gehabt haben, Dir boshaft einen Seitenhieb zu versetzen. Es giebt solche Leute!“

„Mag Deine Meinung gelten, liebe Anna,“ antwortete Lüttow, eilig über dies unangenehme Kapitel hinweggehend, „aber ich habe es jetzt in der Hand, mich an dem albernen Better zu rächen und ich werde mich rächen! Luitpold soll mir nur erst erklären, ob ich Ansprüche erheben kann. Dann — vorwärts, Better Geheimrath! Die Haare will ich dem stolzen Narren empor treiben.“

Luitpold erschien. Ein schlanker, kräftiger junger Mann mit dem Gesichte seines Vaters und dem milden, freundlichen Wesen seiner Mutter. Kaum war er eingetreten, so unterrichtete ihn sein Vater mit übersprudelndem Eifer von dem vorliegenden Rechtsfalle und reichte daran die ganz bestimmt gestellte Frage, ob er Ansprüche an die Holländerei erheben könne.

„Aber ganz gewiß, lieber Vater,“ sagte der junge Jurist mit einer Zuversicht, als habe er die ganze Prozeßordnung im Kopfe. „Nur in dem Falle, wenn Dein Großvater im Testamente die Holländerei an den ältern Sohn, den Lehnserben, verschrieben hätte, gehörte sie zu Erlossen.“

„Ist das wahr, Luitpold? Kann ich mich auf Dein Wort verlassen?“ rief Lüttow entzückt.

„Komm hinüber in mein Zimmer, lieber Vater, dann will ich Dir aus dem Landrechte beweisen, daß meine Ansicht auf Gesetzen beruht!“

Lüttow schlang höchst vergnügt die Hand durch den Arm des Sohnes. „Rache ist doch süß!“ sagte er, indem er mit ihm das Zimmer verließ.

Eine Weile regte sich weder die Mutter, noch die Tochter. Die Stille im Zimmer war drückend. Man mußte annehmen, daß schwere Gedanken die Worte erstickten, welche eigentlich natürlich waren. Frau von

Lüttow hatte ihre Sticerei wieder emporgehoben und förderte sie so eifrig als hinge ihr Lebensunterhalt davon ab. Ein böses Zeichen innerer Aufregung! Hätte Herr von Lüttow-Doderwel seine Gemahlin in ihrer gefährlichen Thätigkeit beobachten können, so würde er gleich andere Saiten aufgezogen haben. Er fürchtete nichts in der Welt mehr als diesen stummen Fleiß, der ein sicherer Beweis von Mißbilligung war. Flavia, die sich langsam wieder in die Kissen des Divans gedrückt hatte, brach zuerst das Schweigen.

„Liebe Mutter,“ sagte sie mit weicher, bittender Stimme, „liebe, theure Mutter, dulde es nicht, daß der Vater seinem Vetter, dem Geheimrath, Böses zufügt. Ich könnte nicht ruhig sein, müßte ich dergleichen fürchten. Denke Dir, wenn ich stirbe —“ Frau von Lüttow sprang auf und umfaßte sie.

„Beruhige Dich, meine liebe Flavia! Dein Vater ist gut! Wenn er auch jetzt davon spricht, daß Rache süß sei, so wird er dennoch nicht ganz vergessen, daß Reue bitter ist. Verschene jede Sorge, die Dir Schaden bringen könnte.“

„D ich weiß nun, daß Du meine Wünsche zur Nichtsahnur Deiner Handlungen machen wirst,“ sagte das junge blasse Mädchen mit einem Blicke, der von der Neigung zur Schelmerei Zeugniß gab.

„Deine Wünsche treffen mit meiner Meinung und Ansicht zusammen. Du bist mein Glück, mein höchstes Glück, das theuerste Kleinod meines Lebens — Du wirst, Du mußt mir bleiben, wenn ich auf Erden bestehen soll und darum eben wirst Du nicht sterben, sondern in kurzer Zeit diese traurige Schwäche und Hinfälligkeit überwinden.“

„D, ich möchte auch nicht sterben,“ antwortete die blasse Tochter mit selbigem Lächeln, die Arme um den Hals ihrer Mutter werfend, um sie zu küssen. „Du hast ja nur zwei Kinder. Ja, wenn Du neu lebendige hättest, wie der Geheimrath!“

„Auch dann möchte ich nicht das Elend durchleben ein Kind begraben lassen zu müssen,“ sprach Frau von Lüttow mit zuckenden Lippen. Sie entfernte sich von der Tochter, um ihre innere Angst nicht zu verrathen. Wer sie gleich darauf so ganz ruhig bei ihrer Sticerei sitzen und bunte Blumen schaffen sah, der ahnte nichts von der tiefen Sorge und von dem Gefühle der Kränkung, welches von den leichtfertigen Worten ihres Gatten angefaßt worden war. Gleichmäßig, als regiere der kälteste Gleichmuth die Gedanken, flog die Nadel in der Hand der Dame in die

Höhe, mit jedem Schwunge ein Werk fördernd, dessen Ursprung in der Langeweile zu suchen war.

Wiederum war es eine gute Weile sehr still im weiten Gemache. Es war anzunehmen, daß die Gefühle der beiden weiblichen Wesen, die darin weilten, mit merkwürdiger Sympathie in einem Gegenstande zusammentrafen, denn ohne die kleinste Spur von Ueberaschung blickte die Mutter auf, als die Tochter plötzlich fragte:

„Ist es denn wahr, liebe Mutter, daß Deine Eltern Bäcker, Brauer oder sonstige Handwerker waren?“

„Es mag wohl so sein, liebes Kind,“ antwortete sie sehr ruhig.

„Warum sehen wir diese Verwandtschaft nicht bei uns? Warum verhehlte man es uns, daß Du von Handwerkern abstammst?“ fragte Flavia sanft.

„Geflissentlich ist es nicht geschehen, daß Ihr keine Kenntniß davon erhieltet, Flavia. Dein Vater hörte nie gern von meiner bürgerlichen Abkunft reden — ich mußte sogar meine sämmtliche Wäsche umzeichnen und mit den Buchstaben A. v. L. versehen lassen — deshalb vermied ich es sie zu erwähnen. Außerdem waltet der sonderbare Umstand vor, daß weder von den Verwandten meiner Mutter, noch von denen meines Vaters Jemand lebt, der uns nahe stände.“

„Also nicht aus Hochmuth wurde den armen Bürgerlichen das Haus verschlossen?“ fragte Flavia etwas betont.

Schnell hob sich das Auge der Mutter zur Tochter. Es lag ein Dank in dem Blicke, womit sie zu ihr aufsaß; eine Befriedigung seltsamer Art durchwogte ihre Brust, als sie bei dieser Frage wahrnahm, daß in dem Herzen ihrer Tochter rein menschliches Wohlwollen wohnte, das weder von ihrer exklusiven Erziehung, noch durch ihres Vaters Selbstüberschätzung hatte getödtet werden können. Sie beschloß den Moment zur vollständigen Aufklärung ihrer Verhältnisse zu benutzen.

„Was ich von meinen Ahnen weiß,“ sagte sie lachend, „das sollst Du erfahren. Nicht aus Hochmuth schwieg ich bis dahin über die Verhältnisse, welche uns befähigten, als reiche Privatleute zu leben. Mein Großvater war allerdings Bäcker geworden, nachdem er, als einziger Sohn zum Handwerke seines Vaters bestimmt, diesem aus der Lehre gelaufen war. Auch als Bäcker hielt er nicht lange Stich. Er kaufte mit dem Nachlasse seiner Eltern eine Brauerei und wurde dann beim ausbrechenden Kriege Lieferant. Bei diesem Geschäfte brauchte er einen rechtschaffenen Ge-

helfen. Er lernte meinen Vater kennen, der, als Handschuhmacher, durch den Krieg geschäftslos geworden, mit Freuden die dargebotene Hilfe annahm. Späterhin gab mein Großvater sehr gern seine einzige Tochter seinem Buchhalter zur Frau und begann einen Kornhandel in Gemeinschaft mit meinem Vater. Ich selbst blieb wieder das einzige Kind in der Familie, wußte jedoch nicht, wie reich mein Vater eigentlich war, weil mein alter Papa grundsätzlich Niemand in seine Bücher sehen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Die Neklamie auf dem Kirchhofe.) Das Gebiet der Neklamie greift immer weiter um sich und hat sich jetzt gar schon bis auf den Friedhof erstreckt, und dies zwar in dem strenggläubigen Konstantinopel. In Pera besichtigte ein Reisender den Kirchhof, der sehenswerth und reich an schönen, prunkvollen Monumenten ist. Ein Grabmal vor allen andern fesselte seine Aufmerksamkeit durch die Pracht seiner Verzierungen und er dachte: „Der hier begraben liegt, muß unstreitig zu den ersten Männern der Stadt gehören,“ — dabei begann unser Reisender die Grabinschrift zu lesen, deren goldene, zierlich veränderte Buchstaben wie gewöhnlich nichts als Gutes und Lobenswerthes von dem Verstorbenen wußten, bis der Lesende auf eine auffallende Lücke stieß. Das Datum des Todestages war nicht ausgefüllt.

„Wie ist denn das?“ fragte er seinen Führer.

„Ganz einfach,“ entgegnete dieser; „der Mann lebt und ist frisch und gesund; er hat sich den Stein vor fünf Jahren setzen lassen, am Tage seiner Hochzeit und der Eröffnung seines Gewölbes.“

„Wer ist denn dieser seltsame Kauz?“

„Sehen Sie, weiter will der Mann nichts, als daß die Fremden, wenn sie unseren schönen Kirchhof besuchen und sein Denkmal sehen, neugierig werden und fragen wie Sie: „Wer ist dieser seltsame Kauz?“ Dann antwortet der Cicerone, der Todtengräber oder wer sonst bei der Hand ist: „Das ist Herr B. in der und der Straße, der die beste Schuhwichse und Seife in Pera macht.“ Sehen Sie, dieser Grabstein hat ein gutes Stück Geld gekostet, aber er rentirt sich.“

Er rentirt sich wirklich, denn der pfflige Herr B. war ein wohlhabender Mann geworden, da keiner der Fremden, welcher seinen Grabstein gesehen, es veräumte ihn aufzusuchen, um dies Original kennen zu lernen und ihm etwas von seiner Wichse und Seife abzukaufen, damit man dann zu Hause davon erzählen könnte.

(Eine Geschichte aus Ander's Leben.) Der kürzlich verstorbene und von allen Kunstfreunden so schmerzlich betrauerte berühmte Tenorist Alois Ander in Wien mußte sich den Weg

zu seinem Ruhme gar mühsam erkämpfen. Er war als junger Mensch ein armer Kanzlist in der Magistratskanzlei und es ging ein schmerzlicher Zug durch seine Erinnerungen an jene Tage, da seinem schon mächtig arbeitenden Genius die Entfaltung von den Umständen grausam versagt wurde. In ihm trieben die Melodien der deutschen Meister ihr zauberhaftes Spiel und er mußte, an den Kanzleisch des üblichen Magistrats gebannt, seinen Gedanken jene mechanische Richtung geben, die seine Stellung bei all' ihrer Kernlichkeit und Geringsfügigkeit erforderte. Seine Freunde erinnern sich noch mit Vergnügen der Erzählung, die ihnen Ander einst von einer Scene gab, welche sich auf die Zeit seiner unfreiwilligen städtisch-magistratischen Wirksamkeit bezieht.

Er hatte eines Tages eine Anzahl von üblichen Magistratsverordnungen an verschiedene Parteien zu kopiren, die allerlei kleine und große Chikanen enthielten. Er that dies zwar mit gewohnter Pünktlichkeit, allein sein Geist schien sich nicht mit bei diesen Arbeiten betheiligte zu haben, denn er hatte, welches Unglück! bei einigen der verschiedenen mit Exekutionen bedachten Parteien die Vornamen falsch hingeschrieben. Der Herr „Rath“ gerieth darüber natürlich in die amtsgemäße Wuth und schraubte den jungen Ander in der Weise an:

„Was haben's denn da wieder g'macht? Die bürgerliche Schusterschwittwe Krapselmeier hat in ihrem Leben nicht „Abelaide“ geheißen; Moïsa heißt sie ja, was schreiben's denn Abelaide? Und da die Madame Bröselgeschwandtner wieder heißt bei Ihnen auch Abelaide, ja heut' heißt ja bei Ihnen Alles Abelaide! Wie kommen denn Sie zu dem dummen Namen überein! Abelaide! Gewiß die Fräulein Geliebte? He? Schanen's, daß Sie weiter kommen mit Ihrer Abelaide, und schreiben's das Alles nochmals ab. So einen dummen Namen führt keine Wiener Bürgerin, verstehen Sie mich?“

Und Ander knickte zusammen und schrieb nochmals die Erlasse, die Frau von Krapselmeier und Frau von Bröselgeschwandtner betreffend. Der Herr Rath hatte Recht, diese „Abelaide“ war wirklich Ander's Geliebte, sie war Ander's „musikalische Liebe“, Beethovens „Abelaide“ war es, die ihm damals, da er Akten zu schreiben hatte, nicht aus dem Kopfe wollte, die ihn so mit ihren Reizen umstrickt hatte, daß er den Namen Abelaide in so unpoetische Beziehungen zu dem Magistrate und zu den Damen Krapselmeier und Bröselgeschwandtner bringen konnte. Die Abelaide blieb allezeit Anders Lieblingslieb, er konnte gar nicht satt werden, sie vorzutragen, und in welche Zauber der Innigkeit er den Vortrag dieses Beethovenschen Liebes zu tauchen wußte, das dürfte Allen unvergeßlich bleiben, die es jemals von ihm gehört haben.

—r.

(Nur nicht ängstlich!) Ein italienischer Violinspieler gab vor einigen Tagen zu Paris in einem hauptsächlich von der Arbeiterklasse stets stark besuchten Saale ein Concert. Die Neklamie hatte den Italiener als einen Virtuosen ersten Ranges hingestellt; aber das Auditorium glaubte schon bei den ersten Bogenstrichen bemerken zu müssen, daß man es getäuscht habe und fing mit solcher Festigkeit an zu pfeifen, daß die Polizei

sich ins Mittel machen. Selbste ohne den Beifall als Talentsfülle an das Publikum

„Reine und Sie we

— — Man scheint mir zu ziehen. Auch bedienen.“

Nachdem Weise gesprochen der Welt der linken Schulter spielen angefangen worden war des Klammers

Bei die Künstlers bei Beifallsrufen geendigt, w

Capo“ zur

neue Bräutigam (Indianer-Verneur zu Philadelphien sich während zeigten über die Gebräute diesen gegen zu machen.

Während Hauptlings Löffel zum Geruch in und hatte Mund pro merkte, hat obgleich es

Ein Beobachtet

„Was wei

Der meinen the

gegen einen

Bald trieben, n

schmeden

zuziehen u

er machte

das scharfe

sich ins Mittel legte, um dem höllischen Lärme ein Ende zu machen. Jedenfalls wäre dies aber dennoch nicht gelungen ohne den Beistand des Violinspielers selbst, welcher mehr Geist, als Talent für die schönen Künste haben mochte. Derselbe trat an das Publikum heran und sagte unter ehrerbietigem Gruße:

„Meine Herren, ich bitte nur um einen Augenblick Ruhe, und Sie werden mit Ihrem ergebensten Diener zufrieden sein! — Man hat mir vorher gesagt, Sie liebten die Musik; es scheint mir jedoch, daß Sie das Pfeifen dem Violinspiel vorziehen. Auch gut! Ich werde Sie nach Ihrem Geschmack bedienen.“

Nachdem unser Held diese Worte in höchst würdevoller Weise gesprochen, legte er mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt den Bogen bei Seite, stemmte die Violine an seine linke Schulter und piffte die italienische Arie, die er vorher zu spielen angefangen, als er auf so unangenehme Art unterbrochen worden war, während er die schrillenden Töne durch ein leichtes Klumpen auf den Saiten seines Instruments begleitete.

Bei diesem Anblicke und dem unerwarteten Applomb des Künstlers brach Alles in ein lautes Gelächter und stürmisches Beifallsrufen aus, und als der improvisirende Natur-Künstler geendigt, ward er durch ein gar nicht enden wollendes „Da Capo“ zur Wiederholung desselben Stückes gezwungen, um neue Bravi zu ernten.

(Indianische Gourmands.) Vor einiger Zeit kam eine Indianer-Deputation nach Pennsylvania, um mit dem Gouverneur zu unterhandeln und wurde von den Behörden in Philadelphia zum Essen eingeladen. Die Indianer benahmen sich während der Mahlzeit äußerst würdevoll und anständig, zeigten über nichts ein Erstaunen und gaben sich alle Mühe, die Gebräuche der Weißen beim Essen nachzuahmen, um sich diesen gegenüber nicht zum Gegenstande spöttischer Bemerkungen zu machen.

Während der Mahlzeit wurden die Augen eines jungen Häuptlings durch ein Gefäß mit Senf angezogen, worin ein Löffel zum beliebigen Gebrauche stand. Durch den gewürzreichen Geruch in Versuchung geführt, zog er es sachte zu sich heran und hatte bald einen bis zum Rande gefüllten Löffel in seinen Mund praktiziert. Obgleich er augenblicklich seinen Mißgriff merkte, hatte er dennoch die Geistesstärke, es hinunter zu schlucken, obgleich es ihm die Thränen aus den Augen presste.

Ein Häuptling, der ihm gegenüber saß, und die Folgen beobachtet hatte, aber die Ursache nicht kannte, frug ihn erstaunt: „Was weinst Du?“

Der junge Häuptling erwiderte: „Ach, ich gedenke an meinen theuren Vater, welcher vor zwei Jahren in der Schlacht gegen einen feindlichen Stamm getödtet worden ist!“

Bald nachher kam der alte Häuptling, von Neugierde getrieben, wie wohl der Inhalt des zierlichen weißen Gefäßes schmecken müsse, ebenfalls auf die Idee, die Sensblüthe heranzuziehen und deren Inhalt mit schnellem Schlucke zu kosten, und er machte es ebenso wie sein jüngerer Gefährte — er schluckte das scharfe, beißende Zeug heidenmüthig hinunter, konnte aber

doch nicht verhindern, daß ihm das Wasser dabei aus den Augen lief.

Schadenfroh fragte nun seinerseits der junge Häuptling: „O, sag' an, großer Adler, warum weinst denn Du?“

Ingrimmig erwiderte ihm schnell der schwarze Adler: „Nun, siehst Du, ich weine, weil Du nicht mit deinem Vater zugleich vor zwei Jahren in der Schlacht getödtet worden bist!“

(Salon-Statistik.) Die Damen der großen Welt in Paris sind schrecklich pedantisch geworden; sie bedürfen jetzt nicht bloß der doppelten Buchhaltung, sondern auch der Statistik bei allen ihren Festlichkeiten und Vergnügungen, denn sie verlangen neuerdings von allen Personen, die sie im Laufe des Winters in ihren Salons zu empfangen wünschen, eine vollständige Conscriptiionsliste, enthaltend die Zahl, das Alter, Geschlecht und Stand aller ihrer Angehörigen in auf- und absteigender Linie. Welche Wirkung dieser jüngste Zweig der Statistik auf unser gesellschaftliches Leben haben wird, läßt sich jetzt, wo diese Maßregel erst im Entstehen, nicht mit Sicherheit voraussagen. Die Vertheidiger dieser Reinerung behaupten, sie habe nur den Zweck, das schlechte Gedächtniß der Einladenden zu unterstützen und jede unliebame Vergeßlichkeit unmöglich zu machen; ferner jene Sorte von Damen, welche einen Salon nur in dem Sinne zieren, als sie durch ihre hartnäckig behaupteten Siege die Mängel der Wandbekleidung zu verbergen suchen, aus den Salons zu verbannen und ein gerechtes Verhältniß zwischen tanzlustigen Jünglingen und jungen Damen herzustellen. (Tanzlustige Jünglinge; wo giebt es die wohl heutzutage noch? In Paris wohl schwerlich). Um die anderen Verhältnisse, welche zu zart sind, um in einem Conscriptiionsbogen Platz zu finden, kümmert sich diese Statistik natürlich nicht.

Uebrigens ist die Erfindung dieser Statistik nicht ganz neu, sondern wurde schon vor Jahren mit größerem Geiste und mehr Umständlichkeit von der verstorbenen Gräfin Fergus ausgeübt. Unter ihren nachgelassenen Papieren fand sich ein Notizenheft, das voll war von Bemerkungen über die Personen, welche sie gewöhnlich bei sich sah. Wir wollen einige derselben mittheilen — vielleicht tritt dann ein Comité zusammen, welches der Gräfin Fergus ein Denkmal errichtet oder sie zum korrespondirenden Ehrenmitgliede aus dem Jenseits einer statistischen Gesellschaft ernennt. In ihren Papieren liest man zum Beispiel:

Herr von B. führt ein scharfes Messer und eine unbarmherzige Gabel. Er wird nur im Sommer eingeladen, wenn Spargel und junge Schoten im Ueberfluß vorhanden sind.

Madame A. . . Neben ihrer Toilette ist unmöglich aufzukommen. Muß mich mit ihr brouilliren und aufhören sie einzuladen.

Fräulein C. . . Zu jung und zu hübsch. Alles verschwindet neben ihren achtzehn Jahren und ihrer unverschämten Frische. Von ihr gilt dasselbe wie von der Vorigen.

Der kleine Vicomte von M. . . Güter Tänzer; hübsche Haltung; keine Conversation. Unbezahlfar für Cotillons. Wird zu allen Bällen eingeladen.

Herr H . . . hat Geist; macht jedoch leider Caletbourgs. Nur für kleine Cirkel brauchbar.

Herr P . . . Vorzüglicher Volkstänzer; trägt aber gewaschene Handschuhe, welche nach Benzin riechen.

Fräulein U . . . macht hübsche Musik, verbraucht aber soviel Gefrorenes, daß es ökonomischer wäre, eine Pianistin für den Abend zu mieten.

Frau von T . . . Mittelmäßige Erscheinung; durch ihr Neufieres nicht im Stande, Andere zu überstrahlen. Hat jedoch eine so scharfe Zunge, daß sie amüfant ist und man sich fürchten muß, in Uneinigkeit mit ihr zu gerathen.

Herr von D . . . Angenehmer Schwäher, aber etwas zu auffallend in seiner Courmacherei. Kann nur zu größeren Gesellschaften geladen werden, wo er weniger die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

In diesem Tone gingen die schätzenswerthen und belehrenden Notizen fort, welche wir jeder Dame, die ein großes Haus führt, zur Nachahmung empfehlen. —r.

(Ein Denkmal für ein Bein.) Am 10. August 1863 traf der seitdem als Marquis von Anglesey verstorbene Graf Uxbridge auf dem Schlachtfelde von Waterloo ein, um ein Monument wieder herstellen zu lassen. Die Inschrift auf dem Denkmale lautet wörtlich also:

„Hier liegt begraben das Bein des berühmten, tapferen und kühnen Grafen Uxbridge, Generalleutenant seiner britanischen Majestät, Commandeur en Chef der holländischen und belgischen Cavallerie, verwundet am 18. Juni 1815 in der denkwürdigen Schlacht bei Waterloo. Durch seinen Heldemuth hat es zum Triumph der Sache der Menschheit beigetragen, es ist rühmlich gefallen an jenem siegreichen Tage.“ —r.

(Eine neue Art von Club.) Man weiß nur zu wohl, wie viel Schaden der allgemeinen Geselligkeit sowohl als der häuslichen Gemüthlichkeit das Leben und die Hinneigung der Männer für ihre Clubs, ihr Café oder bei uns auf gut Deutsch ihre Bierstube gethan wird und es ist vielleicht nicht unzeitgemäß, wenn wir die Frauenwelt zu einer ähnlichen Revanche aufzustacheln suchen, wie sie die Frauen eines kleinen Städtchens in der Bourgogne sich zu schaffen gewünscht haben.

Schon längst wurmte es dort wie anderwärts die Frauen jung und alt, daß sie Abend für Abend allein daheim sitzen sollten, während ihre Gatten, Brüder u. s. w. in das Café oder den Club gingen und stets spät nach Hause kamen. Sie hatten immer nur leise gemurmelt, hier und da eine kleine Gardinenpredigt riskirt, aber was half das? die Sache blieb beim Alten.

Da stiftete eine geistvolle und wichtige junge Frau eine Verschwörung unter ihren Mitschwestern an und sie gründeten eines schönen Tages oder auch Abends, als die Männer arglos ausgeflogen waren, selbst einen Club, den Club der verheiratheten Frauen. Dieser Club gewann bald sehr an Ausbreitung; sämtliche Damen erschienen jeden Abend sehr eifrig mit ihren

Häkelereien oder Stickerien, machten es sich äußerst gemüthlich in dem eigens dazu gemietheten netten Lokal, arbeiteten, schwatzen und klatschten nach Herzenslust, und so vergingen die Stunden von acht bis zehn, ja selbst zuweilen bis elf Uhr mit unglaublicher Geschwindigkeit, während sie sonst so langsam und trübselig dahingefschlichen. Die Damen spielten auch zuweilen, und zwar hohes Spiel, den Robber Whist zu zwei Sous!

Die respectiven Gatten lachten anfänglich aus vollem Halse über diese Konkurrenz, diese Revanche; eine Zeit lang war unter ihnen von nichts Anderem die Rede als von dem Damenclub, den sie die „Societät“ nannten. Jeder Ehemann redete seinen Bekannten unfehlbar an: „Wie befindet sich Ihre Frau?“

„Danke schön, sie ist in der Societät.“

Nach und nach wurden die Herren gewaltig neugierig, was denn eigentlich die Damen in ihrem Club treiben möchten und dann schien es ihnen allen unbegreiflich, wie man im Stande sei, sich ohne sie zu amüsiren! Die verletzte Eitelkeit mischte sich darein; vielleicht auch, neben dem Wunsche zu erfahren, was die eigene Frau machte, der heimliche Wunsch, der Frau des Nachbarn oder Bekannten einige angenehme Worte zu sagen. Ueberdies ereignete es sich auch, daß einer der Männer ein bißchen unwohl nach Hause kam, an Schnupfen oder Rheumatismus litt und es sich daheim bequem machen wollte. Da sah er seine Krankenwärterin, die, welche Liebe und Geßetz dazu verpflichtet sollte, ihre Vorbereitungen zum Ausgehen machen.

„Wie, Du gehst aus? Nicht möglich!“ sagte der Gatte.

„O ja, ich gehe in meine Societät,“ erwiderte unbefangen die Frau, als ob sich das von selbst verstände.

Der Mann kratzte sich hinter den Ohren und er, der seiner Frau so oft ganz dieselbe Antwort gegeben, war jetzt erstaunt, sie aus ihrem Munde zu vernehmen.

Da wagte es eines Abends einer der Männer, kühner als alle Anderen, dem Reglement des Damenclubs Troß zu bieten und ging hin — blos, wie er sagte, um seine Frau abzuholen. Man ließ ihn nach einigen Debatten denn auch in den geheiligten Kreis eintreten — jedoch nur, wie man übereingekommen war, um ihn zu peinigen und zu necken. Er jedoch ließ sich diese Neckereien so gern gefallen und amüsirte sich überhaupt so gut in der heiteren Societät, daß er am folgenden Abende wiederkam. Durch sein Beispiel gewannen auch andere von den Männern Muth und griffen zu dem nämlichen Mannöver — kurz, bald genug fielen die trennenden Schranken und heute besitzt die kleine Stadt X. einen Club für beide Geschlechter, wo es ebenso angenehm und ungenirt als sein zugeht. Die Männer vermiffen nicht einen Augenblick das Café und den Club und fühlen sich in der anregenden Gesellschaft, wo ein Scherz, ein Bonmot das andere jagt und doch weder Steifheit noch Gêne herrscht, äußerst gemüthlich. Das Experiment der jungen, klugen Frau ist über alles Erwarten sehr geglückt, und dabei wird von den Männern viel weniger Geld verausgabt als sonst beim Billard- und Kartenspiele. —r.

Allgemeine Illustrirte Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Fehlgeschossen!

Novelle
von
Ernst Frihe.
(Fortsetzung.)

„Dein Vater, meine Flavia, wählte mich wohl aus wahrer Neigung zur Gattin, aber daß er dabei nicht auch meines Vermögens eingedenk gewesen sein sollte, ist nicht zu glauben. Meine bürgerliche Abkunft war und blieb ein Dorn für ihn, der ihn oft verletzte. Mir erschien dieser Adelsstolz stets lächerlich. Ich schwieg jedoch darüber. Daß sein Vetter Lüttow-Erlossen Bemerkungen über diese unsere Heirath gemacht hat, kann möglich sein. Eben so nahe liegt jedoch die Vermuthung, daß man irgend eine Großthuererei Deines lieben Papa durch diese Impertinenz hat bestrafen wollen. Gegen wen sollte der Geheimrath derartige Aeußerungen sich erlauben haben? Und wie ist es anzunehmen, daß irgend ein Mann, dem solche Eröffnungen gemacht wurden, sich über hundert Meilen zu uns verirren konnte, um meinem Manne diese Kränkung ins Gesicht zu schleudern?“

„Könnte nicht jene Dame, von der Du mir einmal erzähltest, daß sie sich stets für nachlässige Aufnahmen zu rächen pflege, unsern Vater von dem Urtheile seines Veters benachrichtigt haben?“ fragte Flavia schüchtern. Ueberrascht von diesem einsichtsvollen Einwurfe blickte Frau von Lüttow ihre Tochter an.

„Es sieht ihr schon gleich. Sie ist böshast genug, um dergleichen zu thun. Wer öffentlich um Geld zu verdienen, kleine stille Häuslichkeitsgebreden unter die Presse bringt, der kann sich im Aerger über eine kühle Begegnung, wo man Huldigungen zu begegnen hoffte, wohl dazu verleiten lassen Gift zu sprühen. Diese Dame hat allerdings im Orte gelebt, wo Vetter Lüttow Geheimrath ist und sie hat, wie ich aus ihrem eignen Munde weiß, danach gestrebt, sich einen Hof unter den höher gestellten Beamten zu gründen. Man hat ihr jedoch einen gewissen Abscheu gezeigt und ihr Haus, trotz aller officiellen Einladungen, nicht gesucht. Diese armen, berühmt sein wollenden Frauen! Sa, ja! Sie wird Deinem Vater zugestüstert haben, was sein leicht gereiztes Blut in Zornwallungen bringen mußte.“

Flavia blieb hierauf die Antwort schuldig. Frau von Lüttow vertiefte sich in ihre Arbeit. Als sie wieder zu ihrer Tochter hinsah, fand sie das bleiche Gesicht derselben von einer Verklärung durchgeistigt, die einen tödtlichen Schrecken durch ihr Herz jagte. Die Hände auf der Brust gefaltet und den Blick mit schwärmerischer Innigkeit erhoben, als möchte sie in der Ferne etwas entdecken, was sie beseligen könnte, so lag Flavia da, regungslos und in einem Zustande geisterhafter Seligkeit.

„Was ist Dir, Flavia?“ fragte Frau von Lüttow, voller Schrecken zu ihr eilend.

Flavia lächelte beruhigend. „Ich dachte mir nur, wie himmlisch schön es sein müßte, neun lebendige

Geschwister zu haben, Mama. Wenn ich doch hin könnte zu meinen glücklichen Verwandten. Hier ist es mir oft so einsam um's Herz als läge ich schon im Grabe!"

„Du bist heute mehr aufgeregt als sonst! Ich beschwöre Dich ruhig zu sein,“ bat die Mutter.

„Nicht doch! Nie war ich so ruhig wie heute, nie fühlte ich so viel Leben in mir. Ich habe eine wirkliche Sehnsucht mich im Kreise wilder, lustiger Kinder zu tummeln, sie herzen und küssen zu können, mit ihnen zu spielen — o Mutter — laß Vetter Lüttow's Kinder zu mir kommen, damit ich genesse. Wie alt mögen sie sein? Die älteste Tochter doch gewiß in meinem Alter?“ Als die Mutter nach einigem Nachsinnen behauptete, daß sie mehrere Jahre älter sein müsse, vielleicht schon über zwanzig, da rief Flavia:

„Um so besser! Ich möchte sie sehen! Ich möchte sie und ihre Geschwister um mich haben. Die Glückliche, die neun Geschwister hat, wie mag die Glückliche heißen?“

Frau von Lüttow wußte es leider nicht. Sie gab sich alle Mühe ihr kränkliches, sehr verwöhntes Töchterchen zu zerstreuen, damit dieser phantastische Einfall nicht zur fixen Idee werde.

2.

Leona hieß die Tochter des Geheimraths von Lüttow Erlossen, die von Flavia ihrer neun Geschwister wegen beneidet wurde. Hätte die bleiche Flavia diese Leona in demselben Momente sehen können, wo sie sich sehnte nach ihr, so würde sie dieselbe grade nicht beneidenswerth gefunden haben.

Leona stand vor einem Plättbock, bewaffnet mit einem glühenden Plätteisen und glättete die Wäsche ihrer Geschwister, welche in großen Haufen schon aufgeschichtet lag. Das waren Ereignisse, wovon Flavia in ihrem blauen Sammetdivan keine Idee hatte. Ein glühendes Plätteisen zu führen, gehörte nun einmal nicht zu ihren Lebensaufgaben und von der Pflicht für das Wohlergehen einer Familie Sorge tragen zu müssen, hatte das Schicksal sie gnädig bewahrt. Flavia war es gewohnt in des Lebens Ueberfluß zu schwelgen. Sie trug kräftig ihr Joeh, aber sie trug es nicht ohne Murren gegen das Geschick, das sie dazu verurtheilt hatte. O, es war etwas trauriges, dies schöne, zarte Mädchen zu beobachten, das immer ausah als müsse es nur fest die Zähne zusammenpressen, um nicht in Klagen

über die Bitterkeit der Entbehrung auszubrechen. Sie that Alles gern, was ihre Pflicht als älteste Tochter eines so großen, knapp eingerichteten Hauswesens erforderte, doch schienen ihre Kräfte nicht dazu auszureichen. Hilfe hatte sie an der thätigen Mutter und an der eben heranblühenden Schwester, aber durch Gewohnheit war sie doch die eigentliche Arbeitskraft des Hauses geworden.

Es lag im Prinzipie des Geheimraths von Lüttow, daß nie ein Pfennig mehr ausgegeben wurde als er einzunehmen hatte. Wie das möglich gemacht werden konnte, darum kümmerte er sich nicht. Er gehörte zu jenen gewissenhaften Beamten, die ohne Aufhören für den Staat arbeiten und eben dasselbe von ihren Familiengliedern für das Haus zu fordern berechtigt zu sein glauben. Was nicht zu ändern war, darin lernte er sich fügen. Darum betrachtete er auch die Zahl seiner Kinder mit der Weisheit eines Stoikers und fühlte wenig Erbarmen mit seiner Gattin, wenn sie mit Seufzen der Zukunft gedachte. Kinder sollen ja ein Segen Gottes sein. Ja! Ach ja! O ja! Wenn dieser Segen Gottes nur nicht gar zu irdischer Natur wäre. Wenn diese kleinen Engel nicht gar zu lebhaft Arme, Beine, Lippen und Zungen in Bewegung setzen wollten, stets bereit zu bitten, zu begehren, zu fordern, zu wünschen und zu verlangen. Im Allgemeinen konnte man freilich die Lüttow'schen Sprößlinge nicht zu den ungebändigten und ungezähmten rechnen. Der väterlichen, mütterlichen und schwesterlichen Erziehung wurde durch einen alten General, nebst seiner hochwohlgebornen Ehegattin nachgeholfen, die in der Beletage, also unter ihnen wohnten. Die alten Excellenzen hielten jede übermäßige Heiterkeit in Grenzen. Der General, der sein ganzes Leben dazu verwendet hatte, um Tausende von Weinen durch sein Kommando in Bewegung zu setzen, exercierte auf seine alten Tage die entgegengesetzte Beschäftigung ein, indem er die kleinen Kinderbeine zur Ruhe kommandirte. Seine Ehegattin war nie einiger mit ihm als in diesen Bestrebungen. Der Geheimrath fügte sich auch darin. Er hatte seinen Vortheil dabei. Man hörte nie in seinen Zimmern Ausbrüche so übergroßer Heiterkeit, wie sie Kindern bei froher Laune eigen ist. Geseht und artig blieben sie in der Stadt unter der Obhut des alten Kommandirenden — übermüthig bis zur Wildheit wurden sie aber, wenn sie auf der Holländerei mit den Kühen um die Wette auf den Wiesenplänen sich herumtummelten. Nach und nach war die Schaar herangewachsen. Der jüngste Knabe zählte beinahe sieben Jahre. Die Entbehrungen mehrten sich, weil die Bedürfnisse stiegen.

Leona war die Vertraute ihrer Mutter — oft sogar ihre Rathgeberin. Ihr Geist befähigte sie dazu und durch die frühzeitige Uebung war sie eine durch und durch praktische Natur geworden.

An dem Tage, wo Flavia, das reiche, in Luxus schwelgende Mädchen, sie um ihre neun lebendigen Geschwister beneidete, war es sehr, sehr trübe in Leona's Gemüthe. Ihr Vater hatte von seinem Pächter ebenfalls die Meldung erhalten, daß die Holländerei auf Doderwelfchem Grunde und Boden stehe und daß er aus den Aeden des dortigen Pächters entnommen habe, er wisse mehr von dieser Sache. Der Pächter rieth zum schleunigen Vergleiche. Der Geheimrath lachte und wollte es auf einen Prozeß ankommen lassen. Leona lachte aber nicht. Sie wußte am allerbesten, was die Familie an Einnahme einbüßen würde, wenn ihr die Holländerei verloren ging und es war dies wiederum eine neue Wolke an ihrem trüben Lebenshimmel. Darin lag eben die Tragik ihres Daseins, daß Alles an Sorge auf ihr Theil fiel, weil sich Niemand weiter die Mühe nahm zu sorgen. Wenn nur zuweilen ein Lichtblick in ihr eintönig bewölkttes Leben gefallen wäre, so würde ihr Muth erfrischt sein, aber ein Tag glich dem andern im trostlosen Einerlei. Glück wünschte sich Leona gar nicht, nur etwas weniger Sorge und Arbeit, damit sie sich die einzige Freude einer ruhigen Ungestörtheit für gewisse Stunden gestatten könne. Bitter würde sie über Flavias Reid gelächelt haben, aber zu ihrer Ehre sei es gestanden, ihre Geschwister hätte sie auf keinen Fall verlieren und entbehren mögen. Ihre Thätigkeit war von vorn herein zu scharf in Anspruch genommen und da sie unglaublich viel geleistet hatte, so erging es ihr wie allen fleißigen Arbeitern, man verlangte täglich mehr von ihr. Der einzige Mensch im Hause, der dies mit vollem Herzen anerkannte, der ihr Gerechtigkeit widerfahren ließ und sie am besten zu würdigen wußte, war ihr Bruder Alban, ein wackerer, tüchtiger junger Mann, der trotz seiner Jugend und seiner Offizierlaufbahn ernst und solide wie ein Karthäuser war. Er allein verstand die Geberde trostloser Müdigkeit, womit Leona bisweilen beide Hände sinken ließ und wehmuthsvoll den Kopf bewegte. „Es geht wohl nicht mehr?“ fragte er dann leise und gütig. Im Hause spielte hierauf Leona eine überaus wichtige Rolle. Leider fehlte ihr die Fähigkeit sie fortzuführen in geselliger Beziehung. Sie war dazu zu bescheiden und zu stolz — zu bescheiden, um sich auf Grund der väterlichen Stellung und des väterlichen Ansehens geltend zu machen und zu stolz, um ihren innern Werth

den prüfenden Blicken fremder, untheilnehmender Menschen Preis zu geben. Unter diesen Umständen war es voraus zu sehen, daß sie stets unbeachtet und somit unverheirathet bleiben würde. Der Gedanke an diese Möglichkeit hatte für sie durchaus nichts Abschreckendes. Sie dachte sich nach ihren Jugenderfahrungen die Ehe keineswegs als ein Asyl freudiger Ruhe, sondern als eine vermehrte und nicht verbesserte Auflage von Sorge und Arbeit. Für sie, die der Thätigkeit so sehr gewohnt war, gab es schon irgendwo ein Plätzchen, wo sie sich anderweit nützlich machen konnte, wenn ihre Eltern sie einmal nicht mehr gebrauchten.

Jetzt, mit dem Plätteisen in der Hand, gab sie sich solchen Träumereien allerdings nicht hin. In der That, dazu fehlte auch jede Veranlassung. Sie fühlte mehr als je die Wichtigkeit ihrer persönlichen Dienstleistungen. Aber eine Art Erleichterung gewährte ihr beim Ordnen der Wäschehaufen der Gedanke, daß sie diesmal nur mit den beiden jüngeren Schwestern und dem jüngsten Bruder Leon nach Erlossen ziehen sollte. Erst im Hochsommer, wenn die Ferien eintraten, wollte der andere Theil der Familie folgen, da die Schulen und die akademischen Vorlesungen nicht versäumt werden durften.

Zwei volle Monate blieben ihr danach also zu einer ruhigeren, geregelteren Thätigkeit. Welch' eine beglückende Aussicht für das arme gehegte Mädchen! Wenn es aber nur nicht das letzte Mal war, daß sie auf der Holländerei wohnen durften! Sie gab ihrer Bedrängniß Worte, mußte jedoch erleben, abermals von ihrem Vater ausgelacht zu werden.

„Sei doch keine Thörin, Leona,“ sagte er dann weit gemüthlicher als sonst. „Wenn Einer falsch gebaut hat, so braucht man ja sein Eigenthumsrecht nicht zu verlieren!“

„Aber Adelbert, unser Student, meinte, daß es freilich davon abhinge, ob nicht die Holländerei für den Eigenthümer von Doderwelf gebaut sei,“ warf Leona ängstlich ein.

„Darüber müßten Beweise vorgelegt werden,“ sprach der Geheimrath. „Uebrigens kostet es mich nur einen freundschaftlichen Brief an den Vetter Luitpold, der ja ein steinreicher Mann geworden sein soll.“

„O bitte, lieber Vater,“ flehte das Mädchen, „bitte, schreibe diesen freundschaftlichen Brief sogleich.“

„Du denkst wohl, ich hätte nichts Anderes zu thun als nur Briefe an Vettern zu schreiben,“ erwiderte der Geheimrath, der, wie alle überbürdeten Geschäftsmänner, sehr ungern Privatbriefe schrieb. „Aber ver-

laß Dich darauf, geschrieben wird und zwar zeitig genug, um Dir den Aufenthalt in Erlossen nicht zu verbittern. Es wird sicherlich dem steinreichen Vetter gar nicht einfallen auf das Geschwätz seines habgierigen Pächters zu hören. Vetter Lüttow-Doderwel wadet ja förmlich im Gelde, wie man mir mitgetheilt hat. Dazu kommt, daß er nur zwei Kinder besitzt, einen Sohn und eine Tochter. Was frägt denn ein Krösus nach einem Windmühlensflügel! Außerdem ist Vetter Luitpold der allergutmüthigste, wenn auch zugleich eitelste Mensch. Der nimmt uns unser bißchen Milch und Butter zum Brote nicht!"

"Wovon ist dieser Vetter so reich geworden?" fragte Leona neugierig.

"Er hat eine sehr reiche Frau geheirathet. Eine Bürgerliche zwar, aber ein liebenswürdiges Wesen. Weiter weiß ich nichts davon. Wir sind uns etwas fremd geworden. Ich habe keine Zeit zur Correspondenz und er wird wohl keine Lust haben. Thut auch nichts. Ich freue mich, daß es ihm wohl geht."

"Er heirathete gerade an dem Tage, wo wir uns verlobten," sagte die Geheimrätthin, wie es schien, in plötzlicher Erinnerung.

"So?" fragte der Geimrath, schon mit den Gedanken wieder am Arbeitstische. "Ja, Ihr Frauen habt für solche Sachen ein erschrecklich gutes Gedächtniß. Nun — Ihr habt auch den ganzen Tag nichts anderes zu thun als zu plaudern." Er verließ rasch das Zimmer.

Daß sich Gott erbarme, nichts anderes zu thun als zu plaudern! Leona sah ihren Bruder Alban, der ein Zuhörer gewesen war, mit dem Ausdrucke stiller Verzweiflung an und begann von neuem zu plätten. Sie that dem jungen Offizier in diesem Momente so unbefchreiblich leid, daß er sich hinreißen ließ zu dem Vorschlage, Hilfe für dergleichen anstrengende Arbeiten zu nehmen. Hilfe? Wie? Der Frau Geheimrätthin schien über diese vermessene Ansicht der Verstand still zu stehen. Was sollten denn die großen Mädchen den ganzen Tag thun, wenn Hilfe angenommen würde? Etwa, wie die reichen Bürgermädchen mit den Schleppekleidern die Trottoire fezen? Dazu dünkte sich die Freifrau von Lüttow-Erlossen denn doch zu vornehm. Arbeit schändet nicht, aber Müßiggang und Schlemmerleben. Sie war eines altadligen Hauses Tochter, aber sie hatte stets gearbeitet für die Eltern und Geschwister, darum verlangte sie es streng von ihrer Tochter Leona und wenn diese erst abgereist sein würde, so käme Urifa, die zweite Tochter, an die Reihe. Das waren ihre Ansichten, die sie ihrem Sohne vorlegte.

"Es giebt doch verschiedene Mütter in der Welt," sagte Alban lachend. "Eine verlangt zu viel, die andere zu wenig von ihren Töchtern."

"Nimm Dir nie die Tochter zur Frau, von der zu wenig verlangt wurde, mein Sohn Alban," sprach die Geheimrätthin weisen Tones.

"Ich möchte zum Gegentheile rathen," flüsterte Leona kaum hörbar, "weil ich fühle, daß ich eine sehr träge Hausfrau werden würde im Gefühle einer erworbenen Freiheit zu thun und zu lassen was ich will."

3.

Während der letzten Tage hatte sich die herrliche Entdeckung, die Herrn von Lüttow-Doderwel eine so vortreffliche Gelegenheit zur Rache darbot, noch günstiger für diesen Fall gestattet. Es war den eifrigen Nachforschungen des stark betheiligten Doderwelschen Pächters gelungen die unumstößliche Gewißheit zu erlangen, daß es dem alten seligen Großpapa Lüttow keineswegs eingefallen war, für den Stammerben, den er überhaupt bevorzugt glaubte, eine Erwerbsquelle zu gründen. Nur durch den Umstand, daß der alte Herr, trotz seines hohen Alters, dennoch eher starb als er selbst gefürchtet, war dem Testamente das Codicill, welches er mit Hilfe eines noch lebenden Secretairs entworfen hatte, nicht angehängt worden. Dieser Entwurf sollte und mußte noch existiren. Wenn auch nicht rechtskräftig geworden, war es doch maßgebend für den Prozeß und erklärte, weshalb die ergiebige Holländerei nicht zwanzig Schritte weiter in die Wiesen von Erlossen hineingebaut wurde. Freilich fügte der Doderwelsche Pächter, in unzeitiges Mitleid entbrennend, diesen erfreulichen Berichterstattungen eine etwas klägliche Schilderung hinzu, wie Fräulein Leona die Nachricht von einem möglichen Verluste der Hilfsquelle beim großen Hausstande ihrer Eltern aufgenommen habe. Allein im Jubel der Schadenfreude übersah Lüttow mit vollkommenster Gleichgiltigkeit diese menschenfreundliche Bemerkung und schwelgte ordentlich in dem Gedanken die Einschränkungen des stolzen Veters bis zum Mangel herabdrücken zu können.

Weniger gehässig sah sein Sohn Luitpold die Sache an. Ihm machte es aber Spaß, seinen juristischen Scharfsinn in einer Familienangelegenheit glänzen lassen zu können.

Flavia stand ihm als Gegnerin gegenüber. Ihr Gesundheitszustand hatte eine wesentliche Veränderung,

wenn auch keine Verbesserung erlitten. Dies zeigte sich in ihrer Seelenstimmung. Sie entwickelte einen bedrohlichen Eigensinn rücksichtlich ihrer Sehnsucht nach den neun lebendigen Kindern ihres Vaters, des Geheimraths. Sie war aus ihrer schlaffen Müdigkeit, womit sie ihre zeitweilige Schwäche ertrug, erwacht und hatte ihr ganzes Interesse auf Diejenigen gelenkt, die an ihrem Erwachen schuld waren. Beständig sprach sie von der Familie. Bald wollte sie durchaus hin, um sie zu besuchen, weil sie meinte, es fehle ihr nur eben an erfrischendem Umgange. Bald sollten sie kommen. Bald behauptete sie, nur in Doderwel gesund werden zu können. Sie war des eintönigen Wohllebens eben so satt wie Leona der eintönigen Thätigkeit und seit Jahren hatte sie nichts so lebhaft angeregt als die Nachricht, daß sie neun Vettern und Cousinsen haben konnte, wenn ihre Eltern es nur wollten.

Ihre Mutter beobachtete still und aufmerksam die Veränderungen in dem Gemüthe ihrer leidenschaftlich geliebten Tochter. Eigentlich fürchtete sie nicht für ihr Leben, aber wenn ihr die Möglichkeit dieses Verlustes nahe trat, so floß ein Entsetzen ohne Gleichen durch ihr Herz. Als sie nach tagelangem Beobachten zugeben mußte, daß Flavia nie ruhig werden würde, wenn irgend etwas gegen des Geheimraths Familie unternommen werden sollte, da beschloß sie einzugreifen. Flavia durfte jedoch für jetzt nichts davon hören, deshalb wählte sie die stille Nachmittagsstunde, wo sie schlief, um die Nacht, welche man ihr nachrühmte, zu probiren.

Herr von Lüttow-Doderwel versah sich dieses Angriffs nicht im geringsten. Seit dem ersten Zwiesgespräche war nicht eine Silbe von dem fraglichen Rechtsanspruch geredet. Nur mit seinem Sohne Luitpold, der mit ihm im Wesentlichen übereinstimmte, hatte Herr von Lüttow heimliche Conferenzen gehalten. Sonst schwieg er vorsichtig, bis Alles eingeleitet sein würde.

Es war ein schöner frischer Frühlingstag, als Herr von Lüttow neben seiner hübschen Frau im Divan saß und mit lächelndem Wohlgefallen die noch immer sehr anmuthige Frau betrachtete, wie sie ihr Arbeitstörbchen zurecht stellte und einige Schattirungen blauer Wolle neben einander schichtete.

Einige flüchtige Bemerkungen der Dame machten ihn zuerst stutzig. Sie liebte es, wenn sie widersprechenden Meinungen Worte gab, indirect zu reden und zwar aus dem einfachen Grunde, um die heftigen Erwiederungen zu vermeiden. Herr von Lüttow kannte diese löbliche Gewohnheit, wußte also auf der Stelle,

was zu erwarten war, wenn sie in gewissermaßen poetischer Redeform das Gespräch begann. Er hatte schon früher mehrmals versucht sie von dieser Manier abzubringen, da sie aber fest behauptete, nur in solcher Weise kleine Zerwürfnisse schlichten zu können, so beugte er sich ihrer seltsamen Grille, die in der ganz vernünftigen Anschauung gründete, daß aus dem stark entflammten Feuer eines Streites die Funken bis in die Zukunft hineinwehen könnten.

„Wie nachdenkend Du jetzt bisweilen bist,“ sagte die Dame sehr harmlos lächelnd. „Wenn der Mensch vom Schicksale nicht mit Sorgen geplagt wird, so sucht er sich selbst zu plagen.“

„Nimm an, meine liebe Anna, daß mich die sonderbare Angelegenheit in meiner Heimath nachdenklich macht,“ antwortete er unbehaglich, sogleich den Gegenstand berührend, den sie zu bezeichnen trachtete. Er wußte, daß ihm Ausweichungen nichts halfen. „Möglicherweise bedroht mich ein Verlust —“

„Kann etwas auch ein Verlust genannt werden, was man nie besessen hat?“ fragte Frau von Lüttow, fest auf ihre Stickerie niederblickend.

„Ich will diesen Einwand gleich verdeutschen,“ sprach Lüttow mit leicht gerunzelter Stirn. „Du willst, daß ich meine gerechten Ansprüche an die Holländerei fallen lassen soll?“

Mit einem unendlich milden lebenswürdigen Lächeln sah sie flüchtig in ihres Vatters Auge und sagte einfach: „Ja!“

„Es wäre ein Unrecht gegen meine Nachkommen!“

„Ein größeres gegen die Nachkommen des Stammhauses!“

„Es würde den Werth meiner Besitzung erhöhen!“

„Was dem Einen Vortheil bringt, beraubt den Andern.“

„Der Pächter berechnete mir im Ueberschlage nur, was ich bis jetzt eingebüßt habe — erschrecklich!“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Eine praktische Erfindung.) Die Pariserinnen sind größtentheils sehr praktische Naturen, welche leicht guten Rath wissen. So hat kürzlich eine Dame in Paris, die schon öfter in den Bartejälen der Omnibus sowie in den Wagen selbst bestohlen worden war, um Dem künftig nicht mehr ausgesetzt zu sein, an ihrem Kleide eine in Falten gelegte und mit einer Gummischnur zusammengezogene Tasche angebracht. Sie hatte dieselbe

so eingerichtet, daß sie selbst nur mit einem ganz bestimmten Drucke die Hand hineinbringen kann; versäumt sie denselben, so zieht sich die Tasche, welche sich erweitert hatte, plötzlich wieder zusammen, so daß die Hand Dessen, der diesen Mechanismus nicht kennt, sich nur frei machen kann, wenn er die ganze Tasche losreißt.

Die Nützlichkeit dieser Erfindung hat sich auch bald bewährt. Vor einigen Tagen befand sich die Dame in dem sehr gefüllten Wartesalon vor dem Palais Royal. Im Augenblicke, wo man sich etwas drängte, um in die verschiedenen, nach mehreren Richtungen hin abgehenden Omnibus zu steigen, steckte leise ein wohlgekleideter Herr seine Hand in die verhängnißvolle Tasche, wo er ohne Zweifel ein wohlgefülltes Portemonnaie vermuthete. Er versuchte vergebens, sie wieder zurückzuziehen. Die Dame stellte sich, als ob sie seine vergeblichen Anstrengungen nicht bemerkte und promenirte unbefangen auf dem Trottoir hin und her. Vergeblich bat der Spitzbube, ihn doch loszulassen, sie schien ihn nicht zu hören. Endlich, als sie einen Polizeibeamten sah, machte sie ihn auf den unglücklichen Gefangenen aufmerksam, den übrigens auch die anderen Fahrgäste schon längst bemerkt hatten und mit beißenden Wigen und Spöttereien überhäufeten.

Nun wurde der gute Herr zwar befreit, aber nur, um sehr beschämt nach dem Polizei-Bureau geführt zu werden, wo man einen alten Bekannten in ihm entdeckte und ihn nach der Präfectur schickte.

Wenn alle Damen solche Taschen einführten, würden die Herren Spitzbuben schlechte Geschäfte machen. — r.

(Um eine Rose.) Im Laufe des verflossenen Herbstes gingen zwei junge Leute eines schönen Abends zärtlich Arm in Arm zusammen spazieren: sie hörte mit freundlichem Lächeln zu, was er ihr zuflüsterte und so fanden Beide des Plauderns kein Ende, wenn ihre so interessante Unterhaltung einem Unbetheiligten auch höchst langweilig erschienen wäre. Da kamen die guten Leutchen an dem Gitter eines großen, prächtigen Gartens vorüber, in dessen Mitte sich ein Rondeel mit wundervoll blühenden und duftenden Nemontanerosen befand, deren Farbenpracht selbst im bleichen Mondlichte bezaubernd erschien.

„O, die herrlichen Rosen!“ rief das junge Mädchen. „Wenn ich doch eine davon hätte!“

„Wünschst Du das wirklich?“ erwiderte der junge Mann, und im Handumdrehen hatte er einen lähnen Sprung über die Gartenmauer gemacht, befand sich im Garten, zog sein Messer heraus, schnitt eine Rose ab, und . . .

Und der Feldhüter, welcher eben ganz in der Nähe war und mit dem Gärtner schwatzte, eilte sammt diesem herbei und die Beiden packten den Rosendieb am Kragen.

Darauf wurde unser Romeo des nächtlichen Diebstahls angeklagt, erschwert durch Einbruch, Ersteigung der Mauer in einem bewohnten Hause an einer Landstraße, noch überdies den Vorbedacht sowie die bewaffnete Hand ungerchnet, mit der das Verbrechen verübt worden war, während das Messer als corpus delicti niedergelegt wurde.

Ja, mit dem Gesetze ist nicht zu scherzen und der Code Napoléon kennt kein Erbarmen; man versichert, daß der hübsche Roman einen sehr tragischen Schluß haben werde, indem Romeo wahrscheinlich zu lebenslänglicher Galeere verurtheilt werden dürfte. Hoffen wir im Interesse aller galanten Liebhaber, daß der arme nicht so hart dafür gestraft werden wird, weil er die Wünsche und Launen seiner Geliebten mit unbedachtem Eifer zu erfüllen suchte.

— r.

(Zärtliche Freundschaft.) Im Jahre der Gnade 1810 besaß das Théâtre Français in Paris drei ausgezeichnete Schauspielerinnen, welche vom Publikum dazumal beinahe auf ganz gleiche Linie gestellt wurden. Es waren dies Mademoiselle Mars, welche die großen Koletten und Heldinnen gab, Mademoiselle Bourgoin, die die naiven Liebhaberinnen, und Mademoiselle Dupont, welche die Soubrettenrollen spielte.

Anstatt daß die drei Rivalinnen in der Gunst des Publikums einander spinneseind gewesen wären, wie man dies wohl anderswo gesehen haben würde, behandelten sich die klugen Französinen alle drei als die besten Freundinnen, welche sich gegenseitig so zärtlich liebten, daß sie förmlich unzertrennlich waren und man niemals eine ohne die anderen beiden sah — mochte dies nun im Theater, auf dem Balle, in den Tuileries oder im Boulogner Wäldchen sein.

Eines Tages sollten sie alle drei am Abende vor dem Kaiser spielen, und zwar in Molières Tartuffe, wo Mademoiselle Mars die Elmire, die Bourgoin die Marianne und die Dupont die Dorine zu geben hatte. Da kam ihnen jedoch die Idee, vor dem Theater eine neue, elegante Kalesche zu probiren, welche Mademoiselle Bourgoin von einem ihrer Freunde erhalten hatte. Sie ließen aufspannen und bald saßen die drei Grazien in dem prächtigen Wagen mit einem paar feurigen, schönen Pferden bespannt, die Dienerschaft in großer Livree, die Damen selbst in ausgefuchter Toilette — kurz, sie zeigten sich in allem Glanze von tonangebenden Modedamen. Sie hatten auch die Genugthuung, daß alle Welt ihnen nachsah, wie sie in ihren ungeheuer großen, runden italienischen Strohhüten mit den riesigsten Bandschleifen, also nach damaligen Begriffen unendlich elegant, dahinrollten, Elmire und Marianne im Fond des Wagens, Dorine auf dem Vorderstege hingegossen.

Auf einmal wurden die Pferde etwas wild, man stieß an einen großen Stein und, crash! war die Kalesche beim Umbiegen um eine Ecke umgeworfen, und unsere drei Schauspielerinnen stießen ein jämmerliches Hilsegeschrei aus. Doch Niemand kam, denn die Allee war grade einsam; zum Glück war Mademoiselle Dupont-Dorine, die vorn gesessen hatte, mit völlig heiler Haut bei dem Unfalle davongekommen und stand sofort auf ihren Füßen, bereit, den Anderen zu Hilfe zu kommen. Sie eilt zuerst auf die eine Seite zu Demoiselle Mars: o, ihr Götter und Götinnen! sie hatte verschiedene Verletzungen in ihrem schönen Gesichte und stöhnte kläglich, einer ihrer weißen Zähne sei abgebrochen. Dabei flüsterte sie der sich mittheilend über sie beugenden Dorine mit leiser Stimme zu: „Ich möchte noch

Alles ertragen, wenn wenigstens die Bourgoin einen tüchtigen Puff mit wegbekommen hätte!"

In diesem Augenblicke stieß nun ihrerseits Mademoiselle Bourgoin ein jämmerliches Klagegeschrei aus und als die hübsche Dupont zu ihr hincilte und ihr das Niesfläschchen unter die Nase hielt, sagte sie ihr leise ins Ohr: „Ach, laß mich doch in Ruhe mit Deinem Flacon; sage mir lieber, ob die Mars einen ordentlichen Treß bekommen hat.“

Dies sind gewiß zwei schöne Aussprüche, welche würdig wären, in Ciceros Abhandlung über die Freundschaft zu figuriren. Die liebevollen Freundinnen lehrten natürlich in sehr tragischer Stimmung nach Hause zurück, die beiden Verunglückten gegenseitig nur getröstet von dem Ungemache, welches die Andere betroffen; sie blieben auch ferner so gute Freunde — der Kaiser mußte es sich jedoch diesen Abend gefallen lassen, daß das Stück abgesetzt wurde. — r.

(Diplomatenwitz.) Ein Bankier, welcher in Renten spekulirte, frug einst Talleyrand, ob er ihm nicht mittheilen wolle, was an der Sache Wahres sei; er habe gehört, König George III. von England sei plötzlich gestorben.

Der Staatsmann erwiderte ihm, er würde sehr erfreut sein, wenn die Nachrichten, welche er geben könne, ihm von einigem Nutzen sein könnten. Der Bankier war glücklich, eine authentische Nachricht aus so hoher Quelle zu erhalten. Talleyrand aber fuhr mit geheimnißvoller Miene fort: „Einige behaupten, der König von England sei todt; Andere sagen, er sei nicht todt. Ich glaube weder dem Einen noch dem Anderen. Ich sage Ihnen dies ganz im Vertrauen und bitte dringend, mich nicht zu kompromittiren.“ — r.

(Eine verhängnißvolle Prophezeiung.) Zu San Joao do Rey in der brasilianischen Provinz Minas Geraes hat sich ein tragisches Drama ereignet, welches wohl geeignet ist, überall das höchste Interesse zu erregen.

Vor einigen Jahren bebauten Antonio Magelhaens und seine Frau Margarida eine kleine Fazenda in der Nähe von Vila de Taipa, am Parahibastuß. Ihr einziger Sohn, Melchior, ein vortrefflicher junger Mann von achtzehn Jahren, half ihnen getreulich bei der Arbeit — kurz, die kleine Familie lebte glücklich und einig mit einander.

Eine entsetzliche Prophezeiung zerstörte dieses Glück. Melchior beging die Schwäche, eine alte Mulattin, welche sich mit der Wahrsagerei befaßte, um seine Zukunft zu befragen, und hatte die noch größere Schwäche, an ihre Prophezeiung zu glauben.

„Du wirst Deinen Vater und Deine Mutter tödten!“ hatte die alte Frau zu ihm gesagt, und diese fürchterlichen Worte hallten ihm unaufhörlich in den Ohren wieder, sie machten ihn ruhelos und unglücklich.

Melchior betete seine Eltern an. Von diesem Augenblicke an hatte er nur noch die eine Idee, weit fort über den Ocean zu gehen, um sie nie wieder zu sehen, da er um jeden Preis das Verbrechen vermeiden wollte, an das er nur mit Schandern denken konnte.

Ohne seinen Eltern das Geringste von der Sache zu sagen, verließ er bald darauf die Heimath, schiffte sich ein und wurde nacheinander Matrose, Arbeitsmann, Kaufmann; in seiner Unternehmung hatte er Glück, und wie durch eine unwiderstehliche Gewalt nach Brasilien zurückgezogen, lehrte er nach sechsjähriger Abwesenheit dorthin zurück, aber er ließ sich in einer von der Heimath weit entfernten Provinz nieder, zu Passagem, bei San Joao do Rey in der Provinz Minas Geraes.

Er veränderte seinen Namen und wurde Feigos, das heißt Aufseher der Feldarbeiter in einer Fazenda. Seine Thätigkeit, seine Intelligenz, seine Kenntniß des Landbaues zogen bald die Aufmerksamkeit seines Herrn auf ihn. Der Besitzer der Fazenda war Wittwer und hatte eine einzige Tochter, welche für Melchior eine starke Zuneigung faßte; der junge Mann erwiderte diese Liebe und der Vater gab mit Freuden seine Zustimmung zu dieser Verbindung.

Zwei Jahre hindurch ging Alles gut; die Ehe war glücklich. Melchior hatte seine Eltern nicht vergessen, aber er zitterte schon bei dem bloßen Gedanken, sie wiederzusehen und bewahrte deshalb sorgfältig sein Geheimniß. Dieser Gedanke und eine Eifersucht, zu der ihm seine Frau übrigens durchaus keinen Grund gab, verliehen ihm einen etwas düsteren Charakter, aber er blieb dabei doch stets ein braver, tüchtiger Mann und ein guter Gatte.

Unterdeß führte der Zufall den alten Magelhaens und seine Frau, welche schon viele vergebliche Nachforschungen angestellt hatten, auf die Spur des verschwundenen Sohnes. Ein Neger, der ehemals dem alten Antonio angehört hatte, kam durch Verkauf nach der Provinz Minas Geraes, wo er zufällig Melchior wieder traf und ihn auch augenblicklich wieder erkannte, ohne daß dieser ihn nur bemerkt hätte. Der Schwarze sprach von seiner Entdeckung mit einem Kaufmanne, der von dem räthselhaften Verschwinden des Melchior Magelhaens gehört hatte, und so kam die Nachricht auch zu den Eltern, welche überglücklich bei dem Gedanken waren, ihren geliebten, verlorenen und schon todtgeglaubten Sohn wiederzufinden.

Die greisen Eltern machten sich in ihrer Herzensfreude auf den Weg und kamen nach Passagem, ohne Jemand davon zu benachrichtigen. Sie hatten sich nach Allem genau erkundigt und hofften, ihren Sohn zu überraschen; derselbe war jedoch nicht zu Hause, er war nach einem einige Meilen weit entfernten Orte gegangen, um Vieh zu verkaufen.

Antonio und Margarida gaben sich ihrer Schwiegertochter zu erkennen und erzählten ihr von ihrem Schmerz und ihrer Verzweiflung bei dem Verschwinden des theuren Sohnes. Die junge Frau nahm sie mit inniger Freude und herzlichster Gastlichkeit auf, und da die alten Leute von dem weiten Wege ermüdet waren, bot sie ihnen ihr eigenes Bett an, bis ein passendes Zimmer zu ihrer Aufnahme hergerichtet wäre. Da Melchior noch an demselben Abende zurückkommen sollte, ging sie ihm entgegen, um ihm die Ankunft seiner Eltern mitzutheilen und um die Erste zu sein, welche ihm eine, wie sie meinte, so glückliche Nachricht überbrachte.

Melchior kam sehr vergnügt zurück; er hatte ein vorzüg-

liches Geschäft gemacht. Um schneller heimzukommen, nahm er einen näheren Weg und durchlief die Strecke im Galopp. Während seine Frau ihn noch auf der großen Straße suchte, war er schon zu Hause eingetroffen.

Er tritt ein; die Nacht war plötzlich gekommen, wie das in jenen tropischen Gegenden geschieht, wo es keine Dämmerung giebt. Er wendet sich nach dem Schlafzimmer, um seine Frau zu suchen, und hört das regelmäßige Geräusch des Athmens von einem Schlafenden. Er glaubt, daß seine Frau sich bereits zu Bett gelegt habe; er tritt näher, streckt die Hand aus, um sie zu erwecken und entdeckt zwei Menschen in dem Bette. Er fühlt einen Bart, einen Männerkopf; eine Frau ruht an dessen Seite. Kein Zweifel mehr, er ist schändlich verrathen und getäuscht! Der Unglückliche ergreift in der heftigsten Wuth ein Messer und tödtet die beiden Schlafenden.

Kaum hatte er seine Rache befriedigt, als er, zu Stein erstarrt, die Stimme seiner Frau hörte. Die junge Hazendeira war zurückgekommen, da sie ihren Gatten unterwegs nicht getroffen. Sie zündet eine Lampe an, eilt in das Zimmer und sieht ihren Mann unbeweglich, todtensleich, mit verwirrten Blicken dastehen; Blut ist an seinen Kleidern, Blutstöße sind auf der Diele und Blut rieselt von dem Leinen des Bettes hernieder.

Die schaurige Vorheragung war erfüllt: Melchior hatte seinen Vater und seine Mutter ermordet!

Mit einem Blicke hatte er Alles begriffen. Aber die Gemüthsbewegung war zu groß, als daß sein Geist sie hätte ertragen können. Er ist wahnsinnig geworden, und dabei muß man noch sagen: wohl ihm!

—r.

(Nur keine Ueberstürzung.) Vor dem Polizeigerichte von Marlboroughstreet in London erschien vor einigen Tagen ein sehr lang gewachsener Herr; er schien sehr aufgereggt und kam, wie er sagte, um dem Beamten eine wichtige Entdeckung zu machen. Er erhielt demnach die Erlaubniß zu sprechen und begann:

„Herr Richter,“ sagte er, „Sie müssen wissen, daß ich die Bekanntschaft einer Dame von sehr bedeutenden Eigenschaften, aber sehr wenig Vermögen gemacht habe. Diese Dame opferte sich für ihre Kinder; ihre Lage interessirte mich lebhaft, aber da ich selbst in etwas genirten Verhältnissen bin, faßte ich einen schönen Entschluß: ich beschloß, mein Geschick mit dem dieser reizenden Frau zu verbinden. Aber es gab ein kleines Hinderniß: sie war verheirathet — lachen Sie nicht, meine Herren, ich erkläre mich näher, sie war von ihrem Manne getrennt, und ohne Zweifel hätte ihr der Gerichtshof die Ehescheidung zuerkannt, wenn sie die Mittel zur Klage gehabt hätte. Wir beriethen lange, diese Dame und ich, was wir thun müßten, um nicht gegen das Gesetz zu verstoßen. In Irland ist die Ehe nur eine Ceremonie, in Schottland eine Erklärung, in England ein Geldgeschäft. Wir beschloßen, unter uns Beiden einen Kontrakt zu machen, den wir unterzeichneten, und der ganz kurz

lautet: „Wenn wir, nachdem wir uns verbunden, nicht zu Vermögen gelangen, so werden wir uns tödten.“ Ich kaufte ein Phiole mit Chloroform und versiegelte sie mit meinem Petschaste und dem jener Dame.

„Nun wohl, Herr Richter, wir haben unser Glück nicht gemacht; nicht an Intelligenz fehlte es uns, aber das Schicksal verfolgte uns abermale. Wir haben aber jetzt ruhig die Sache überlegt und glauben, daß es besser ist, uns zu trennen und unsere Existenz, jeder für sich, fortzusetzen, als uns zu vergiften.

„Ich komme also, um meine Giftdose zu präsentiren, damit dieser Entschluß gesetzlich festgestellt werde. Wollen Sie die Güte haben, die desfallsige Verhandlung anzunehmen?“

Richter: „Was Sie verlangen, ist unmöglich; was wollen Sie, daß ich thun soll?“

Der Herr: „Es gäbe ein Mittel, Alles zu ordnen. Sie, Herr Richter, der Sie so viele Menschen kennen, der Sie die Ehre haben, beim Grafen Salisbury und bei Sir Edward Lytton Bulwer zu speisen, Sie könnten diese Herren für uns interessiren, uns der englischen Presse empfehlen, und wir würden sicherlich Gönner finden.“

Richter: „Ich habe keine Controle über die Presse. Ich kann nur eins thun, nämlich Sie den Journalisten empfehlen.“

Der große Herr verbogte sich tief und zog sich hocherfreut zurück.

—r.

(Ein verdienstvolles Journal.) In London existirt eine Zeitung unter dem Titel „Journal der Verliebten“. Man kann leicht errathen, wie die Annoncen in diesem Journal beschaffen sind. Wir wollen nur eine kleine Probe davon citiren.

„4168. Am 17. April war zu Sadler's-Wells ein junges Mädchen im ersten Range des Amphitheaters, auf dem siebenten Plage rechter Hand. Sie hatte ein weißes Kleid, eine blaue Schärpe mit Franzen von derselben Farbe und einer großen Stahlschnalle, einen weißen Krepphut mit Bergischmeunich, blonde, natürlich gewellte Haare. Ein Gentleman wünscht zu wissen, ob das junge Mädchen noch frei ist. Sie hat ein bräunliches Mal bei dem rechten Auge.“

„5344. Antwort. — Das junge Mädchen von Sadler's-Wells mit dem bräunlichen Mal ist noch frei. Was wünscht der Gentleman?“

„6022. Antwort. — Der Gentleman wird am 12. Mai in der Mittagsstunde in Hyde-Park sein und eine Rose in dem Knopfloche eines dunkelgrünen Ueberrocks tragen. Wenn er der jungen Dame, von der er entzückt ist, nicht mißfällt, wird er Gelegenheit nehmen, seine Absichten deutlicher auszusprechen.“

Wie es scheint, hat der Gentleman selbst oder seine Eigenschaften der jungen Dame durchaus nicht mißfallen, denn im Laufe des September endigte sich diese interessante Correspondenz mit einer ganz brillanten Hochzeit. Man sieht also, welche Chancen das Journal für sich hat, welches täglich neue Abonnenten gewinnt, die freilich — nach der Verlobung oder Hochzeit das Abonnement wieder aufgeben.

—r.

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Fehlgeschossen!

Novelle
von
Ernst Friese.
(Fortsetzung.)

„So lange es in unserer Macht steht auf andere Weise ein Gleichgewicht zu erzielen, muß man keinem Nebenmenschen einen unruhigen Augenblick bereiten.“

„Das heißt auf gut Deutsch, ich möge auch eine Holländerei bauen? Das geschieht nicht!“

„Besser es unterbleibt, wenn es mit verbrießlicher Laune verknüpft ist.“

„Ich verfolge mein Anrecht!“ sagte Lüttow kurz. Seine Gattin sticte sehr eifrig.

„Die Erfahrung lehrt, daß unser Gewissen im Glück schlummert, daß es aber in der Nacht der Leiden erwacht und die Dunkelheit um und in uns grausig macht,“ begann sie mit leiser, wehmüthiger Stimme ohne aufzusehen, nach einer langen Pause.

„Das heißt auf gut Deutsch, ich könnte Unglück haben und müßte es als Strafe betrachten.“

Frau von Lüttow blieb die Antwort schuldig und sticte. Diese anscheinende Ruhe war der sprechende Beweis eines großen innern Sturmes. Lüttow kannte das Wetterglas ihres Gemüthszustandes sehr wohl, deshalb dachte er, weniger sorglos als bis dahin nach, wo lauernd ein Unglück liegen könne. „Flavia?“ O nein, beschwichtigte er sich, solche Kränklichkeiten waren

ja selten lebensgefährlich. Dies Mal wußte er Mann zu bleiben und der unvermeidlichen Sticdwuth seiner Gemahlin trotz zu bieten suchen. Ihm standen für spätere Entschließungen mancherlei Auswege offen, zum Beispiel fühlte er sich schon jetzt geneigt zum gütlichen Vergleiche, wenn der stolze Better eine recht demüthige und wehmüthige Appellation an sein gutes Herz ergehen lassen würde. Pah! Wozu sollte er sich wohl den Sternenhimmel der schönen Gegenwart mit Träumen von Unglück und Gewissensbissen trüben lassen? Wenn er rasch das Gespräch abbrach, so ließ er es in Unge- wissheit, was sein nächster Vorfaß war. Von diesen bösen Eingebungen geleitet versteckte er sich im Troche eines raschen Ausbruches und sagte kühl:

„Warten wir ab, was der stolze Stammherr thut.“

„Wenn das Recht auf unserer Seite zu sein scheint, so ist die Großmuth des Entgegenkommens edler als alle spätere Güte,“ erwiderte Frau von Lüttow.

„Nein — das kann man nicht von mir verlangen! Das werde ich nie, nie thun! Man muß mich nicht für einen Simplex halten. Man mag sich demüthigen — man mag mich bitten — die Gewährung muß in meiner Hand einen Gnadenact vorstellen!“

Rasch zog er die Klingel: „Mein Reityferd!“ befahl er. Frau von Lüttow sagte kein Wort. Es schien ihr natürlich, daß er im schönen Frühlingewetter auszureiten wünschte. Sie nickte ihm mit anmüthiger Freundlichkeit zu, als er ihr die Hand bot zum Abschiede, aber sie blickte ihm lächelnd nach. Ob sie ihres Sieges sicher war?

Herr von Lüttow-Doderwel stand einige Minuten später, fest aufgerichtet, auf den Steinstufen, die vom Hause zum Hofe hinabführten. Seine dunkeln sprechenden Augen schweiften zuversichtlich und souverain über das prächtige Terrain hinweg, das er zu beherrschen schien. Mit der Miene eines Siegers schwang er sich auf's Pferd und ließ es im fetten Galopp über die Fliesen tanzen. Als er den Thorweg erreichte, blickte er sich um nach dem Hause und regelte des Pferdes Gang zum ehrbaren Trabe. Auch seines Gesichtes Ausdruck veränderte sich. Nochmals musterte er die Fenster des Hauses, das mit der Hauptfront nach dem Hofe lag. Das Bild seiner Gattin beschäftigte ihn augenscheinlich. Sie hatte ihn so lieblich angesehen und er hatte sie mit Bosheit im Herzen verlassen. Großmuth ist edler als Güte! Ja, ja, so lauteten ihre letzten Worte. Und dann die schwere Bedeutung ihres Ausspruches, daß das Gewissen im Stille schlummere, aber in der Nacht der Leiden zu erwachen pflege! Herr von Lüttows Pferd machte eine seltsame Bewegung, gleichsam eine retrograde, die einen innern Entschluß anzeigte. Roß und Reiter besannen sich jedoch zu rechter Zeit und kehrten nicht um.

Jedoch viel früher als der Reitknecht erwartet haben mochte, hielt Herr von Lüttow wieder an dem Thorwege seines Hofes und schwang sich nachdenklich wie ein Philosoph von seinem Pferde. Ohne Verweilen suchte er seinen Sohn Luitpold in dessen Zimmer auf.

Verwundert empfing ihn dieser. Sein Staunen löste sich sehr bald in einem heitern Gelächter, als der Vater unter tiefem Seufzen sagte:

„Luitpold — es wird nicht gehen — Deine Mutter sticht zu fleißig!“

„Ach — so!“

„Rache nicht, Knabe! Wir müssen unsere Projecte umarbeiten!“

„Das heißt auf gut Deutsch „der Vetter soll seine Holländerei behalten!“

„Nicht ganz richtig übersetzt, Luitpold.“

„Was heißt's sonst? Wenn wir die Sache mit Stillschweigen übergehen, so kommt es doch dahin.“

„Mit Stillschweigen will ich die Angelegenheit nicht tödten, Luitpold — aber ich kann es einmal nicht ertragen, wenn im Auge Deiner Mutter ein Vorwurf brennt.“

„Gut — ich bin härter gegen dergleichen, Papa. Ueberlaß mir die Sache. Mache mir eine Schenkung — cedire mir die Holländerei!“

„Thorheit, Knabe. Ganz Doderwel gehört ja Dir!“

„Uebergieb es mir als Eigenthum!“

„Das ginge! Für mich hat der Besitztitel gar keinen Werth. Ich will ferner nichts mehr mit Doderwel zu thun haben. Ich kann's einmal nicht vertragen, wenn Deine Mutter zu fleißig in bunter Wolle arbeitet. Erschrecklich! Nimm mir das fatale Doderwel ab, ich will nichts mehr damit zu thun haben!“ Er eilte fort. Im Zimmer seiner Frau Gemahlin angelangt, lief er erst einige Male rasch hin und her und sprach dann frohsinnig:

„Das wäre ich los, meine liebe Anna! Doderwel mit allen seinen Einkünften geht von nun an auf Luitpold über.“

„Und der Prozeß gegen den Geheimrath?“ fragte sie etwas frappirt.

„Das ist meines Sohnes Sache — ich will mich nicht weiter damit befassen!“

„Du bist seelengut,“ flüsterte die Frau Gemahlin und hielt ihm die Lippen zum Kusse hin. Er zögerte sie zu berühren. War es nicht ein Zudrusß, den sie von ihm erhielt?

„Mit Luitpold will ich schon fertig werden,“ sagte sie, ihn errathend.

„Meinst Du?“ fragte er mit einer gewissen Wichtigkeit.

„Luitpold muß Urlaub nehmen. Luitpold muß nach Doderwel reisen. Luitpold muß einen Theil des Schlosses in der allerschwindelhaftesten Geschwindigkeit anständig einrichten lassen und so wie dies bewerkstelligt ist, reise ich mit Flavia ihm nach.“ —

Herr von Lüttow-Doderwel war lange Zeit sprachlos vor Erstaunen über diesen geschwinden Einfall, aber er machte nicht die geringsten Einwendungen dagegen, als ihm seine Gattin mittheilte, daß sie die Hoffnung gefaßt, eine gänzliche Veränderung in der Lebensweise sei das einzige Mittel Flavias Genesung nicht allein zu bewerkstelligen, sondern auch zu beschleunigen. „Schicken die Aerzte ihre Kranken, mit denen sie nicht recht wissen was anfangen, in ferne Gegenden, so will ich, mit vertrauensvollem Mutterherzen auch dies Mittel probiren und eine Luftveränderung wagen.“

„Wie Du willst,“ antwortete Herr von Lüttow kleinlaut. „Aber mir erlaube von den Vergnügungen im Doderwelschen Krautgarten fern zu bleiben.“

„Magst Du gehen und bleiben, wo Du willst, Lieber,“ erwiderte sie schelmisch lachend. Sie wußte schon, was geschehen würde, wenn er sich erst im oben Hause allein fand.

Ihren Anordnungen zufolge ging Luitpold richtig

nach einigen Tagen ab. Daß er sich absonderlich auf diese Reise gefreut hätte, kann man nicht sagen. Ihm wäre ein Prozeß weit lieber gewesen als der Versuch, sich mit den fremden Verwandten in Rapport zu bringen. Allein, die Art und Weise, wie seine Mutter zu wünschen pflegte, ließ gar keine Weigerung zu, also reiste er nach Doderwek.

Mit einem gelinden Schrecken sah der gute Pächter Römer eines Tages eine Extrapost vor dem sogenannten Schlosse halten und seine Ahnung bestätigte sich, als der hübsche junge Herr, der im Wagen saß, sich unverzüglich als Herr Luitpold von Lütow vorstellte. Vielleicht bebauerte er jetzt einen so großen Lärm von der Separationsgeschichte erhoben zu haben, da auch er die Behaglichkeit seiner Stellung durch Besuche seiner Gutsheerrschaft bedroht sah. Für jetzt konnte der alte Mann nichts Klügeres thun als sich freuen, die Ehre zu haben, seinen jungen Herrn kennen zu lernen.

Luitpold hingegen betrachtete mit höchst komischer Verwunderung das sogenannte Schloß und seine Umgebungen. Was auch von den gelegentlichen, sehr spöttischen Anmerkungen seines Vaters über diesen Gegenstand an Illusionen getödtet worden war, die Wirklichkeit blieb dennoch ungeheuer weit hinter den ärmlichsten Vorstellungen der Phantasie zurück. Da fand sich statt eines verfallenden Castells ein langes, überall poltrig aussehendes Gebäude vor, aufgeführt von Backsteinen, reichlich mit Holz durchschossen, welches eher einer Brauerei als einem Herrenhause glich. Eine ganz gewöhnliche Hausthür, die etwas schief in den Angeln hing, stellte das Portal vor und eine Hausflur mit rothen Backsteinen gepflastert bildete die Ritterhalle. Luitpold konnte nicht umhin mit Grausen daran zu denken, daß hier seine überzarte Schwester Glavia wohnen solle, um Gesundheit zu erlangen. Die Sache mußte aufgegeben werden. Hier ließ sich mit allem Gelde nichts machen, hier ließ sich nicht einmal der räucherige Verfall übertünchen.

Luitpold hätte lachen mögen aus Herzenslust, wenn ihm die bestürzten Gesichter, denen er im ganzen Hause begegnete, nicht so überaus leid gethan. Leutselig plaudernd ließ er sich vom alten Pächter Römer in die Staatszimmer führen, die im obern Stockwerke lagen, und hier änderte sich seine Meinung etwas. Diese Zimmer, gut erhalten, zierlich ausgestattet und mit einer Ueberzahl von kleinen Fenstern versehen, lagen auf der Seite des Gebäudes, wo es an den Garten grenzte. Ueberrascht von der eigenthümlich altmodischen

Bauart, die einen wahren Vogelbauer aus dem kleinen Salon gemacht, der den Hintergrund bildete, sah er sich prüfend rund um und trat dann eilig an das eine der kleinen viereckigen Fenster. Eine hübsche Aussicht auf Feld und Wald eröffnete sich ihm, zu seinen Füßen lag der Garten mit hunderten von Obstbäumen. Hier ließ sich etwas machen, wenn man eilig eine Veranda anlegte, die das obere Stockwerk mit dem Garten in Verbindung zu bringen vermochte. Frische Luft hatte seine Schwester hier in Fülle. Ja, es lag ordentlich ein poetischer Hauch in dem Walde, der nicht fern sein konnte. Wie hübsch, wie einladend lagerte sich das Waldesgrün vor ihm — wie allerliebste sah das Häufchen weißgetünchter Häuser aus, das sich aus der Waldspitze emporhob — wie reizend machten sich die Wiesen, von einem Kranz hochstämmiger Erken dicht eingezogen.

„Das ist die Holländerei, gnädiger Herr!“ sprach der alte Pächter, der dem Blicke Luitpolds gefolgt war. Ein freudiger Ausruf war des jungen Mannes Antwort. Eilig entnahm er seiner Reisetasche, die er über der Schulter trug, ein Taschenperspektiv und richtete es auf den streitigen Punkt, der die Veranlassung seines Hierseins war. Was er sah fesselte sonderbar seine Aufmerksamkeit. War es die Schönheit des Platzes, die Vortrefflichkeit der Bauart, die Leppigkeit des Wiesengrüns, was ihn aufforderte, unverrückt sein Fernrohr dorthin zu richten?

Plötzlich ließ er es aber sinken und sagte nicht ohne Verlegenheit, denn er glaubte der alte Mann könne auch beobachtet haben, was sein Fernglas ihm nahe gebracht. „Ein wunderhübscher Hintergrund, lieber Herr Amtmann. Ist die Holländerei bewohnt?“

„Ja. Im Sommer weiden die Kinder des Geheimrathes dort,“ antwortete Römer spottend.

„Warum wohnen die nicht im Schlosse?“

„Das alte Schloß ist finster und ungemüthlich. Hier haben die Kinderchen, als sie noch klein waren, die Nahrung näher gehabt, deshalb ließ die gnädige Frau Geheimrätthin, die eine sehr sparsame und praktische Dame ist, die Holländerei wohnlich einrichten. Es ist freilich danach. Tannenholzmöbel, wie sie der Bauer hier hat, gestrichene Wände und Kattungardinen findet man in diesem Sommerpalais. Dennoch aber scheint Fräulein Leona ihren Himmel hier zu suchen.“

„Fräulein Leona“ — wiederholte Luitpold fast zu hastig für eine bloß neugierige Frage. „Wer ist das?“

Verwundert sah ihn der alte Herr Römer an. „Das ist ja Ihre gnädige Cousine,“ sagte er. „Ach ja — Sie kennen die Familie wohl gar nicht.“

„Wohnt Fräulein Leona jetzt dort?“ fragte Luitpold noch hastiger.

„Ja, seit vierzehn Tagen. Sie hat diesmal nur die beiden Fräulein Mally und Rosa bei sich — die Andern kommen nach, wie ich gehört habe.“

„Kein Sohn ist drüben?“ forschte Luitpold weiter.

„Nur der kleinste Junker Leon.“

„So — so!“ sagte der junge Mann, wie es schien, befriedigt.

„Was denken Sie wegen unserer Ansprüche zu beginnen, gnädiger Herr?“ fragte der Amtmann bescheiden. Luitpold sah ihn zerstreut an.

„Das findet sich wohl erst, wenn ich mich näher damit bekannt gemacht habe,“ antwortete er. „Bettler Lütow auf Erlossen ist wohl nicht reich?“

„Ach nein,“ sprach der Amtmann lachend. „Erlossen wirft nicht so viel ab wie Doderwel — nur die Holländerei ist ergiebig. Ja, wenn sich Einer von den Junkern drüben als Oekonom ausbilden und die Cultur des Gutes unternehmen wollte, dann würde sich das Gut heben. Aber es bekümmert sich ja Niemand um die Sache als Fräulein Leona und die thut was sie kann, um zu erhalten, aber umschaffen kann sie als Dame doch nicht.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Luitpold aufmerksam.

„Es sind unendlich große Flächen Bruchwiesen hinten am Walde entlang,“ erklärte der Pächter, „die mit vergleichsweise geringen Kosten zu fruchtbarem Acker gemacht werden können, allein der Geheimrath hat jeden Vorschlag dazu mit dem Bescheide abgewiesen, daß er zu dergleichen kostspieligen Versuchen kein Geld habe. Es mag wahr sein!“

Luitpold hatte während dieser Erklärung sein Fernglas wieder angefaßt.

„In der That allerliebste — ganz allerliebste!“ flüsterte er selbstvergessen. Der alte Herr machte eine Geberde des Erstaunens. Allerliebste konnte er wahrhaftig die Einwendung des Geheimraths nicht finden. Verwirrt steckte Luitpold sein Perspektiv weg.

„Wahrlich — es wird gehen,“ sagte er dann. „Haben Sie Arbeiter im Dorfe, lieber Herr Amtmann, das heißt, Tischler, Zimmerleute, Schlosser und so weiter?“

„Nein, gnädiger Herr,“ antwortete Römer mit gespannten Blicken. Eine Ahnung überschlich ihn, wo das hinaus wollte.

„Aber im nächsten Städtchen doch wohl?“

„Nun, da wohnt so ein alter Meister Schreiner, der die Särge für die Umgegend macht.“

„Gott bewahre Einen — das ist ja ein wahres Podolien! Wie weit ist's bis zur nächsten größern Stadt?“

„Fünf Stunden. Dort wohnt allerdings ein Tischler. Auch einen Zimmermann und einen Schlosser finden Sie da.“

„Was für Geld zu schaffen ist, muß geschafft werden, guter Herr. Meine Mutter will mit meiner kränklichen Schwester hierher kommen. In höchstens drei Wochen muß Alles zu ihrem Empfange bereit sein. Hier oben werden wir Sie und Ihre Familie am wenigsten stören. Also wollen wir diesen Salon und die daran stoßenden Zimmer einzurichten suchen.“

„Aber, gnädiger Herr —“ wagte der alte Mann einzuwenden.

„Keine Furcht! Lange währt diese Laune nicht und Sie sollen keinerlei Last davon haben. Geschehen muß das, was meine Mama wünscht. — Da ich von jetzt an Besitzer des Gutes sein werde, so möchte ich wohl öfter einige Wochen hier verweilen, also wird diese neue Einrichtung nicht vergeblich gemacht sein,“ setzte er zögernd hinzu.

Der Amtmann machte seinem Herzen durch einen Stoßseufzer Luft. Hätte er doch die verwünschte Holländerei ruhen lassen! Luitpold ging rasch durch den Salon und schritt ihn ab. „Fünfunddreißig Fuß. Eine ganz hübsche Größe. Hier in der Mitte muß eine breite Balkonthür ausgebrochen werden — von dort aus geht man auf die Veranda, die mindestens zwölf Fuß breit sein und bis zu zwei Drittel die Giebelfront einnehmen muß. Eine bequeme Treppe führt zum Garten, der mit breiten Gängen ausgestattet wird. Was im Wege steht, kann umgehauen werden —“

Mit weit geöffneten Augen und Ohren hörte der alte Römer zu. Ein Entsetzen ohne Gleichen durchrieselte seine Brust. Was seit fünfzig Jahren unverändert geblieben war, das sollte jetzt, unter dem Einflusse einer Laune, kopfüber der Vernichtung und Zerstörung überantwortet werden. Was war das „eine Veranda“? In seinem ganzen Leben hatte er das Wort noch nicht gehört. Geduldig hörte er zu, wie Luitpold mit schnellem Ueberblicke seine Befehle erteilte. Ein reitender Bote sollte ausgesendet werden, der eine schriftliche Anweisung für die betreffenden Baukünstler besorgte, damit sie, vorläufig mit dem Nothwendigsten versehen, schon in den nächstfolgenden Tagen in Doderwel eintreffen konnten. Ohne sich Ruhe zu gönnen,

traf der junge Herr die umfassendsten Veranstaltungen aus dem alten Hause theilweise ein Belvedere zu schaffen. Was man aber richtig angreift, nimmt auch einen richtigen Verlauf. Das sah man hier am alten Herrenhause von Doderwel.

4.

Nachdem Luitpold erst häuslich in den obern Staatsgemächern des Schlosses zu Doderwel eingerichtet und sehr häufig sich selbst überlassen war, wurde es zu einem stehenden Vergnügen, sein gutes Fernglas auf die Holländerei zu richten. Wenn sein Gewissen sich regen und es allem Zartsinne zuwider finden wollte, daß er auf unerlaubte Weise eine Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten seiner Verwandten suchte, so beschwichtigte er sich stets mit der Einwendung, daß es vielleicht zu ihrem Besten gereiche. In der That legte er selten sein Perspektiv aus der Hand, ohne nicht mit merkwürdiger Befriedigung in die Worte auszubrechen, die ihm gleich das erste Mal entschlüpft waren. Was anfangs reine Neugier war, erhob sich nach und nach zu einem warmen Interesse. Immer länger und immer häufiger observirte er den offenen freien Platz vor dem Hause, das unmittelbar mit den Wiesen in Verbindung stand, wo im Schatten einer großen, uralten Linde die anwesenden Kinder des Geheimraths von Lüttow stets zu sehen waren. Oft bemächtigte sich seiner dabei eine elegische Stimmung, er wurde nachdenklich, holte stärker als seiner Lunge zuträglich sein mochte, Athem und schlug sogar, wie im raschen Entschlusse, den Weg nach dem Erlensbusche ein, der die Dörfer Erlösen und Doderwel theilweise trennte. Doch kehrte er auch eben so schnell wieder um, wahrscheinlich weil ihm der Muth fehlte den stillen, gleichsam geheiligten Kreis unter dem Lindenbaume zu stören. Es ist als ganz gewiß anzunehmen, daß er in der Nähe und in unmittelbarer Berührung mit diesen Verwandten gar keinen Eindruck ihrer Liebenswürdigkeit empfangen haben würde. Denn, was er beobachtete war weder hervorstechend ideal, noch grenzte es an Erhabenheit. Der Zauber, welcher ihn fesselte, lag wahrscheinlich in der Einfachheit und ungekünstelten Natürlichkeit. Es schien ihm der Abglanz eines glücklichen Familienlebens, der volle, wahre Ausdruck einer himmlischen Zufriedenheit und Genügsamkeit um die Gruppe der Menschen zu schweben, die seinem bewaffneten Auge sichtbar wurde. Absonderlich bedeutsam traten stets die anmuthigen

Gestalten Leona's und des kleinen Knaben hervor, die den Vordergrund bildeten und, im Verhältnisse zu einander, eine gewisse Regsamkeit entwickelten, während die beiden andern Mädchen, in der Unbeweglichkeit, womit sie ihrer leichten Handarbeit oblagen, nur einen plastisch ruhigen Hintergrund abgaben. Augenscheinlich lehrte Leona und der kleine quecksilberne Bruder Leon begriff schwer. Mindestens ließ seine liebenswürdig lebhaft ausgedrückte Verzweiflung dergleichen ahnen. Der kleine Kerl war außerordentlich zierlich und hübsch, auch verstand er sich auf anmuthiges Schmeicheln und wenn seine Geberdensprache selbst eine starke Hinneigung zur Widerwilligkeit und zum Eigensinn verrieth, so machte dies durchaus nicht den Eindruck, den solche Eigenschaften gewöhnlich erwecken. Die Possierlichkeit, womit er heftig den lockigen Kopf schüttelte und bisweilen höchst respektwidrig Hände und Füße abwehrend gegen Leona ausstreckte, beschwichtigten jeden Tadel und als er endlich einmal die Ohren mit beiden Händchen bedeckend, aufsprang und weglief, da konnte sich Luitpold eines lauten Gelächters nicht erwehren.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Weihnachtsgeschenk, welches nicht an den Mann kommt.) In den letzten acht Tagen vor Weihnachten kam eine höchst elegante und wunderhübsche blonde junge Frau in eines der ersten Galanteriewaarengeschäfte zu Wien, ließ sich dort alles Mögliche vorzeigen, schien jedoch nichts zu finden, was ihren Wünschen völlig entsprochen hätte und bestellte endlich einen möglichst geschmackvollen Tabakskasten, mit den neuesten Verzierungen versehen.

„Gnädige Frau wünschen wohl auch, daß der Name des Herrn Gemahls auf ein Stahlplättchen gravirt wird, wie dies jetzt Mode ist und sehr viel bestellt wird?“ fragte dienstfertig der Commis, welcher mit der Dame verhandelte.

„Nein, bewahre, durchaus kein Name soll darauf gravirt werden,“ entgegnete die Bestellerin, und dachte dabei heimlich: „Das wäre eine schöne Geschichte, der Name meines Mannes, und er soll doch gar nicht für ihn!“

Nach einigen Tagen holte die Dame den Tabakskasten ab, wickelte denselben mehrfach in seines Seidenpapier, schlug dann starkes Papier darum, übergab das Paket einem Dienstmann zur Besorgung und schickte ihn an — ihre intimste Freundin, Frau oder vielmehr nach Wiener Styl Frau von N. Sie hatte jedoch durchaus nicht ihre eigene Visitenkarte zu dem Geschenke gelegt, sondern vielmehr die eines Bekannten, welcher auch ein Bekannter des Hauses ihrer Freundin ist.

Am Abende desselben Tages öffnete die Freundin das

Paketchen im Beisein ihres Herrn Gemahls. Welches Erstaunen von beiden Seiten. Ein Tabakkasten, ein wirklicher Tabakkasten für Frau von N.! Das ist ja gar nicht möglich! Frau v. N. wurde sehr roth und ziemlich verlegen, der Scharfblick des Mannes aber, der sich bekanntlich bei Geschenken, die der Frau gemacht werden, sehr rasch zu steigern pflegt, hatte das gleich weg.

„Das ist ein Irrthum, liebes Kind,“ sagte der Gemahl, „offenbar ist dieser Tabakkasten für mich und die Adresse von einem ungeschickten Commis falsch geschrieben worden. Freund K., wie Du weißt, pflegt keine Witze zu machen und solche schon gar nicht.“

An Frau von N. hätte der Beobachter währenddem eine eigenthümliche Unruhe bemerken können — der Beobachter sagte ich, nicht der Ehemann. Diese Unruhe legte sich erst, als der Herr Gemahl bald nachher sagte: „Weißt Du, liebes Kind, übrigens habe ich nachgerade genug Tabakkasten, mein Rauchzimmer ist reichlich damit versehen. Ich werde diesen da, weil er gar so hübsch ist, unserem Freunde Max schenken. Freund K. wird nichts davon erfahren und ich — komme dabei billig weg, denn ich müßte Max doch irgend etwas schenken. Tabakkästen können sich ja auch ähnlich sehen und wenn K. diesen bei Max sieht, so kann er denken, ich habe grade so einen für Max machen lassen.“

Frau v. N. war schon aus Gründen der Billigkeit für das Weiterchenken des Tabakkastens an Max. Max erhielt auch am Weihnachtstage den reizenden Kasten und unsere schöne Blondine war nicht wenig frappirt, als ihr Gemahl Max dieselbe Tabatiere in den Händen hatte, die sie selbst bestellt und eigenhändig übernommen hatte. Wie sie wohl innerlich über die „Anauserei“ ihrer Freunde gewüthet haben mag! Man kann sich das leicht vorstellen. Aber sie hütete sich wohl, ihren Max davon zu unterrichten, mit wessen Gelde ihm diese Weihnachtsüberrraschung gemacht worden. Natürlich, dann wäre es ja um ein Haar herausgekommen, daß sie ihrer Freundin einen Tabakkasten zum Geschenke gemacht, und diese Freundin — sie hätte diese Indiscretion mit Indiscretion bestraft und etwa Folgendes erzählt:

An einem bestimmten Tage in jeder Woche verlassen zwei ehrbare und glücklich verheirathete Frauen, beide jung, beide hübsch, um die fünfte Abendstunde unter Vorwänden, die sie gewiß sehr gut zu wählen wissen, ihr Haus und ihre Kinder und suchen ein Haus in einer der ersten Vorstädte auf. Dasselbst angekommen, steigen sie zwei Treppen hoch hinauf, klingeln an der Thür zunächst der Treppe, worauf eine kleine, ältsche, sauber gekleidete Frau öffnet und mit dem Grusse: „Küss' d' Hand, Euer Gnaden!“ die Damen einläßt und in ein kleines, nett eingerichtetes Zimmer führt.

In diesem Zimmer verweilen die Damen jedesmal zwei gute Stunden, nach deren Verlauf sie in entgegengesetzten Richtungen wieder an ihren eigenen Herd eilen. Was sie nur da oben machen mögen? Wer sie wohl da oben erwartet?

Nun, damit Sie nicht auf eine falsche Fährte gerathen,

will ich es Ihnen sagen: Was die beiden Damen da oben machen? Rauchen!

Wer sie wohl da oben erwartet? Gute Cigarren und guter türkischer Tabak erwarten diese Damen auf jenem Zimmer.

Seit Jahren haben beide Damen da oben ihr geheimes Rauchzimmer, wohin sie wöchentlich wenigstens einmal diese ihre Leidenschaft zieht, die sie nicht einzugehen wagen. Warum ist die Gesellschaft noch von solchem Vorurtheile befangen, das zwei Damen zwingt, eine so unschuldige Leidenschaft ganz im Geheimen verdampfen zu lassen? Eine hat der Anderen Stillschweigen auferlegt, und der Mund des alten Weibes, welches das Rauchzimmer hergiebt und es mit allem Nöthigen zu versehen hat, wird allmonatlich mit Geld gestegelt. Auf die Idee selbst scheint eine Vorstellung von Gutzow's „Zopf und Schwert“ im Hofburgtheater die beiden leidenschaftlichen Raucherinnen gebracht zu haben. Sie ahmen seitdem das „Tabakkollegium“ im Kleinen nach und hoffen noch lange unentdeckt zu bleiben.

— r.

(Schwindel über Schwindel.) Vor einiger Zeit traf mit dem Dampfer von Dover ein Fremder in Havre ein; derselbe war äußerst elegant gekleidet und ließ sich sein schweres Gepäck nachtragen. Er ließ sich einen Gasthof zeigen, dessen Adresse er bei sich trug, setzte sich an die table d'hôte und speiste wie ein Lord. Beim Dessert wandte er sich an einen seiner Nachbarn, der während der Tafel sehr zuvorkommend gegen ihn gewesen war, und fragte: „Können Sie mir einen Bankier nachweisen, bei dem ich einen Wechsel discountiren kann?“

„Ich selbst bin Bankier und wenn es Wechsel von guten Firmen sind, werde ich solche gern annehmen.“

„Ei, das ist herrlich, sollen wir gleich gehen?“

Als Beide in das Comptoir des Bankiers gekommen waren, zeigte der Fremde seine Wechsel vor. Der Bankier betrachtete dieselben anscheinend sehr aufmerksam, näherte sich der Thür, verriegelte dieselbe und steckte die Wechsel in die Tasche.

„Herr,“ sagte er, „Sie sind ein Schurke, ich war von Ihrer Ankunft unterrichtet. Sie waren Kassirer des Hauses W. und Compagnie in London, dessen Korrespondent ich bin. Sie haben dem Hause 200,000 Francs in Wechseln entwendet, ich werde dieselben behalten.“

Der Fremde blieb ruhig und stumm, der Bankier fuhr fort: „Danken Sie es der Großmuth ihrer ehemaligen Chefs. Sie hätten Sie an den Galgen bringen können, statt dessen haben sie sich an mich gewendet. Ich pagte Sie ab bei Ihrer Landung, setzte mich mit Ihnen zu Tische und vermutete, daß Sie die Papiere versilbern würden. Dies traf ein. Die Großmuth des Hauses W. und Compagnie will die Sache nicht nur verschweigen, sondern Ihnen Ihrer Frau und Kinder wegen die Mittel gewähren, ein ehrliches Leben führen zu können. Sie haben drei Kinder.“

„Hilfs,“ murmelte der Fremde, indem er Alles sanft zugab.

„Ich bin beauftragt, Ihnen 30,000 Francs auszusahlen, hier sind sie in Bankbills. Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

Der Fremde entfernte sich auch atöbald mit den Bankbills

und hat sich nie wieder blicken lassen. Als bald schrieb der Bankier nach London, er habe sich seines Auftrages entledigt, zugleich schickte er die Wechsel, die er an sich genommen, ein und bat, ihn für die ausgelegten 30,000 Francs zu entschädigen. Bald darauf empfing der Bankier einen Brief, worin es hieß, das Haus B. und Compagnie sei gar nicht bestohlen, der Kassierer auf seinem Posten, die Wechsel seien falsch. Die dem Schwindler übergebenen 30,000 Francs möge der Korrespondent auf sein eigenes Verlustkonto schreiben. Der Fremde hatte, wie sich herausstellte, die Briefe an den Bankier selbst geschrieben. sich selbst darin denunziert und sich die 30,000 Francs zugesprochen.

(Ein glücklicher Erbe.) Ein junger Pariser Lebemann, Anatole von Maupertuis, mit dem wir vor einiger Zeit in Paris bekannt geworden, begegnete uns etwas später zu unserer großen Ueberraschung in dem entlegenen Dörfchen Mauron im Morbihan. Der gute Anatole hatte nämlich erfahren, daß Frau von Maupertuis, seine ehrwürdige Tante, sichtlich abnehme, und war deshalb schnellst zu ihr geeilt, um ohne Vorwissen der übrigen Verwandten bei ihr zu bleiben und die gehoffte Erbschaft in der Nähe zu überwachen.

Frau von Maupertuis war 66 Jahre alt, besaß ein Vermögen von 5 bis 600,000 Francs und konnte jeden Tag dieses Jammerthal, wie sie in ihren frommen Stunden sagte, auf immer verlassen; also, hatte Anatole gemeint, er dürfe durchaus keine Zeit verlieren, um sie so günstig als möglich für sich zu stimmen.

Kaum in der Bretagne angelangt, ging mit dem flotten Eleganz eine völlige Umwandlung vor. Er vertauschte seine modernen Kleider gegen almodische, rasirte das lecke Bärtchen weg, ließ das üppige Haar verschneiden, setzte einen schäbigen Hut auf und klopfte dann lähn an die Schloßpforte der alten Dame, entschlossen, Alles zu thun, um den besten Theil in ihrem Testamente zu erbischen.

Die Tante empfing ihn auch ganz gut, aber als er eben ehrfurchtsvoll ihre Hand küssen wollte, fuhr ein abscheulicher kleiner Käter aus ihrem Muff heraus auf ihn los und biß ihn bis auf's Blut.

„Verdammtes Vieh!“ rief er, doch schwieg er plötzlich, als er den unzufriedenen Ausdruck in den Zügen seiner Tante erblickte. „Verzeih“, fügte er mit dem unterwürfigsten Tone hinzu, „ich ließ mich vom Augenblicke hinreißen... Aber wirklich, Tantschen, Dein Wachtelhundchen ist reizend.“

„Du schmeichelst dem armen Azor, er ist gar kein Wachtelhund.“

„Nein wirklich, Tante, ich versichere Dir...“

„Das ist übrigens ganz einerlei. Azor hängt aufrichtig an mir und es wäre mir sehr leid, wenn er bei meinen Lebzeiten schlecht behandelt würde. Armer Freund“, fügte sie hinzu, indem sie einen Kuß auf seinen zottigen Kopf drückte, „bald werde ich Dir fehlen.“

„Sprich nicht so, theuerste Tante.“ sagte Anatole mit kläglichem Stimm, „Du thust mir weh. Ich hoffe, daß weder Azor

noch ich binnen langer Zeit Deiner Bärtlichkeit beraubt werden; was sollte aus uns werden?“

„Besonders aus ihm!“ seufzte die alte Dame. „Du bist doch nicht böse auf ihn?“

„O nein, liebe Tante,“ beeilte sich Anatole zu versichern, indem er einen jammervollen Blick auf seine blutende Hand warf. Dabei wagte er, den Hund zu streicheln und Azor ließ es sich auch gutwillig gefallen.

„Nicht wahr,“ begann die Tante wieder, „Du wirst wohl hier wohnen?“

„Sedenfalls, liebe Tante. Aber ich möchte Dir keinerlei Ungelegenheiten verursachen; ich werde mich mit dem Zimmer begnügen, welches meine Mutter bei Lebzeiten bewohnte.“

„Es thut mir leid, liebes Kind, aber es ist nicht disponibel; Azor hat sich darin einlogirt, und...“

„Ich verstehe, liebe Tante; ich möchte um keinen Preis, daß meinethwegen... Es giebt ja noch andere Zimmer.“

„Ja, Du mußt das ganz am Ende des Corridors nehmen.“

„Aber da werde ich sehr entfernt von Dir sein.“

„Glaubst Du denn meine letzte Stunde schon so nahe?“

„Gewiß nicht, aber...“

„Ich kann die Abers nicht leiden; übrigens sind alle anderen Zimmer besetzt.“

„Den Teufel auch!“ dachte Anatole, „sollte man mir wohl zuvorgekommen sein?“

Er unterwarf sich Allem, was die Dame wollte, und Gott weiß, wie sehr sie seine Geduld auf die Probe stellte.

Zuerst mußte er den Hund besorgen und spazieren führen, dann Jacquot, dem Papagei, Sprechen lehren; Piquillo, dem Gimpel, Melodien vorpfeifen, und Betty, einer boshaften Meerkatze, welche ihm unsägliche Mühe und Unannehmlichkeiten verursachte, einige Kunststückchen beizubringen suchen, denn alle diese Thierchen theilten sich mit Azor in die Gunst der alten Dame. Endlich gehörte es auch zu seinen Obliegenheiten, die Tante drei Mal täglich, zur Messe, zum Bespergottesdienst und zum Schlußgebet, in die Kirche zu begleiten, unter einem Arme den Käter, unter dem anderen Arme einen Kufsad tragend. In diesem traurigen Aufzuge begegneten wir ihm und er wurde äußerst verlegen, als er uns bemerkte. Indessen machte er gute Miene zum bösen Spiele und versprach, uns später aufzusuchen. Wir erwarteten ihn voll neugieriger Ungeduld; kaum war er eingetreten, als er sich auf einen Stuhl warf und ganz niedergeschlagen rief: „Ach, meine Freunde, wie glücklich seid Ihr, daß Ihr keine reiche Tante habt!“

„Ich begreife, die Erbschaft wird Dir wohl streitig gemacht; aber Du?“

„Ich!“ entgegnete er mit komischer Verzweiflung, „ich habe alles Menschenmögliche gethan, um die Schwierigkeiten meiner Aufgabe möglichst zu ebnen. Ich habe mich nicht allein gegen die eigennütigen Eingriffe der anderen Erben zu schützen, sondern auch täglich einen erbitterten Kampf zu bestehen gegen einen abscheulichen Käter, einen Papagei, einen Affen und einen Gimpel, die mir weder bei Tag noch bei Nacht einen Augen-

blick Ruhe lassen. Bei Tische darf ich die Suppe nicht eher anrühren, ehe ich nicht dem Hunde den besten Theil davon gegeben, Jacquot sein Biscuit in süßen Wein getaucht, Piquillo seine Ration verabreicht und Betty mit Kuchen und Leckereien gefüttert habe. Und glaubt Ihr, daß die verdammten Thiere mir dann Ruhe gönnen? Bewahre. Ich muß eine regelrechte Belagerung von Azor und Betty aushalten, welche stets darauf lauern, mir von meinem Teller die besten Bissen wegzufressen, denn meine Tante könnte keinen Bissen essen, wenn sie nicht diese beiden lieben Thierchen mit bei Tische hätte, und ich muß mich noch ganz glücklich dabei stellen, sonst . . .“

„Wirft Du enterbt,“ riefen wir, lautlachend über die Jammermiene des armen Anatole.

„Das ist noch nicht Alles. Meine Bettern sind ebenfalls auf Besuch zur Tante gekommen: ohne Mitleid mit ihrem Alter, ohne Rücksicht auf ihre Gewohnheiten haben sie Alles im Hause geplündert. Der Geflügelhof, der Weinberg, der Keller wurden ohne Erbarmen geleert, und, könnt Ihr's glauben, meine Tante schien sich über alle ihre Tollheiten noch zu amüsiren. Als ich mich eines Tages durch ihr Beispiel verleiten ließ, es meinen Bettern nachzutun und endlich die lächerliche Rolle abschütteln wollte, die ich bis dahin gespielt, bekam mir das sehr übel; meine Tante wollte gar keine Vernunft annehmen und bedeutete mir mit Härte, daß ich ihr aus den Augen gehen sollte, wenn ich nicht wieder zu meinen früheren Gewohnheiten zurückkehre.“

„Ich neigte mich einen Augenblick zur Opposition, es verlangte mich nach meiner Unabhängigkeit, aber ich begriff alsbald, daß ich dadurch meinen theuren Bettern das Spiel zu leicht mache; ich entschloß mich also, ihre Spöttereien zu ertragen und kehrte zur Pflege meiner Thiere zurück. Jetzt haben die Bettern endlich Mauron verlassen, sind wieder nach Paris gegangen und ich bin Herr des Plages. Aber ach, wer weiß, was meiner wartet!“

„Es ist unmöglich, daß soviel Selbstverläugnung unbelohnt bleibe. Hoffe, armer Freund, hoffe.“

Als wir drei Monate später wieder durch Mauron kamen, fragten wir nach Anatole und erfuhren Folgendes:

Frau von Maupertuis fühlte ihr Ende herannahen und ließ den Notar rufen, um ihm ihren letzten Willen zu dictiren; hierauf ließ sie Anatole vor sich kommen.

„Höre, mein liebes Kind, sagte sie zu ihm, ich habe Dich sehr lieb gewonnen.“

„Du bist zu gütig,“ entgegnete Anatole ganz strahlend.

„Ja, mein Sohn, und Du wirst aus meinen Verfügungen erkennen, wie sehr ich Deine seltenen Eigenschaften zu schätzen weiß.“

Anatole ergriff die Hand seiner Tante, küßte sie und ließ eine mühsam erpreßte Thräne darauf fallen.

„Betrübe Dich nicht so, mein Kind; die Alten müssen nun einmal den Jungen Platz machen. Um Dir aber unsere Trennung weniger schmerzlich zu machen, habe ich dafür gesorgt,

Dir ein Andenken zu hinterlassen, welches Deine Bettern, die jungen Brauselöpfe, nicht zu würdigen gewußt hätten. Ich konnte nicht weniger thun, um Deine Hingebung für mich anzuerkennen.“

Nach diesen Worten bekam die alte Dame einen Krampfanfall und gab den Geist auf.

Vierzehn Tage darauf waren im Salon die drei Erben der Frau von Maupertuis nebst einigen Freunden der Verstorbenen vereinigt und warteten auf die Verlesung des Testaments durch den Notar. Aus Ehrfurcht vor dem Andenken seiner Tante hatte Anatole noch nicht die altmodischen, schäßigen Kleider abgelegt, in denen und mit deren Hilfe er seine Rolle gespielt, eine Rolle, die er als wohlhabender junger Mann nicht nöthig gehabt hätte; aber seine Miene war triumphirend und diese Siegesgewißheit verdüsterte die Mienen seiner Bettern einigermaßen.

Endlich wurde das Siegel gelöst.

Am folgenden Morgen saß Anatole trübselig in seinem Zimmer, ganz von seinen Reflexionen in Anspruch genommen; die lärmende Fröhlichkeit seiner Bettern, die eben unten vorübergingen, riß ihn aus seinem Sinnen.

„Sie spotten über mich,“ sagte er. „So ist das Sprüchwort denn doch wahr: ich habe meine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wie recht hat Rousseau mit seinem Ausspruche: „Wer gut rechnen will, muß auf gar nichts rechnen.“

„Ach ja, das ist wohl wahr!“ seufzte da eine Stimme. Es war Jeannette, die alte Dienerin der Verstorbenen, welche dem trübseligen Anatole die Menagerie der alten Dame überbrachte, die sie ihm nebst einer Jahresrente von 1800 Francs (480 Thlr.) vermacht hatte.

„Ach, Jeannette, mein Herz ist schwer. Ich reise heute und komme nie wieder nach Mauron.“

„Ich begreife Ihren Schmerz, mein Herr. Wann reisen Sie?“

„In einer Stunde. Die Freude meiner Bettern ist unerschicklich und thut mir zu weh. Adieu.“

„Nun, und hier die armen Thierchen?“

„Du wirst für sie sorgen. Ich vermache sie Dir meinerseits.“

„Und auch die Rente?“

„Um! Wie meinst Du das?“

„Nun, Herr, ich dünkte, das Testament der gnädigen Frau läßt darüber keinen Zweifel: „Wenn mein Neffe Anatole mein Vermächtniß zurückweist.“ . . .“

„Genug, Jeannette, erwecke meinen Schmerz nicht auf's Neue. Die arme Tante!“ „Dieses Frauenzimmer hat Recht,“ dachte er. „In Paris werde ich schon irgend einen Liebhaber finden, der mich von dieser Gêne erlöst.“

Und in der That, als wir Anatole in Paris wiedersehen, hatte er von der Erbschaft, um dertwillen er sich so erniedrigt hatte, bloß die geringe Rente von 1800 Francs behalten. — r.

Allgemeine Illustrirte Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Fehlgeschossen!

Novelle

von

Ernst Frihe.

(Fortsetzung.)

„Köstlich, ganz allerliebste! Der kleine Kerl ist ein prächtiger Bursche — ich muß hinüber, um ihn in der Nähe besehen zu können!“ Gedacht — gethan! Herr Luitpold hatte den triftigen Grund gefunden, den er zu einem Besuche bei den nächsten Verwandten brauchte. Er beeilte sich sehr seinen Vorsatz auszuführen, um den befremdlichen Zustand seines Gemüthes zu verbessern. Ihn peinigte nachgerade die stille Sehnsucht, die ihn wieder und immer wieder zum Fernglafe trieb und er gab sich der Hoffnung hin diese Empfindung bei näherer Bekanntschaft gänzlich verschwinden zu sehen. Ihm fiel nicht im entferntesten ein, daß er sich, im lächerlichen Wahne sich abkühlen zu wollen, erst recht dem Feuer aussetzte.

Eiligt, ohne nach dem richtigen Wege zu fragen, begann er seine Wanderung nach der Holländerei, die er ja hundert Mal schon vor sich gesehen hatte. An Schwierigkeiten sie zu finden, war nach seiner Meinung gar nicht zu denken. Grad' aus — da lag sie, also immer nur grad' aus bis zum Waldgestrüpp hin. Da stand er aber. Mindestens fünf Wege führten in das Dickicht hinein — welchen mußte er wählen? Grad' aus! Natürlich er suchte sich den aus, der grad' aus

fortlief. Als Herr Luitpold eine halbe Stunde fortspaziert war, hörte der Weg auf und zwar am Rande eines sehr schlammigen Gewässers, das gleich einem von tückischen Wassergeistern bewohnten Wiefengrunde mit Schlinggewächsen übersponnen war.

Herr Luitpold lehrte um. Er war noch nicht lange zurück geschritten, als eine helle Kinderstimme ihn anrief. Suchend wendete er das Auge rundum. Zwischen dem Dornengestrüpp, das einen Streifen ebenfalls schlammigen Wassers umgrenzte, sah er eine kleine zierliche Menschengestalt, die ihn abermals sehr heiter anschrte und fragte, wohin er denn wolle. Luitpold erkannte augenblicklich den kleinen possierlichen Kerl, den er aufzusuchen gesonnen war.

Er antwortete, daß er nach der Holländerei wolle. Junker Leon lachte höchst schadensfroh hell auf und fragte, was er denn in der Holländerei wolle. Er stuzte gewaltig, als der fremde Herr ihm sehr ernsthaft antwortete, daß er dem Junker Leon von Lüttow eine Visite machen wolle. Es war aber ein kluger, kleiner Kerl, dieser Junker Leon, denn er verrieth sich mit keiner Silbe, sondern zwängte nur sein hübsches, mädchenhaft zartes Gesicht zwischen den Blätterzaun hindurch, um den Mann, der ihm eine Visite machen wollte, sehr aufmerksam zu betrachten. Es war eine Scene, werth von einem Maler verewigt zu werden, hier der große, schlankgewachsene Mann, der in voller Gemüthlichkeit den Knaben fixirte — dort der schöne Knabe, welcher neugierig, aber durchaus furchtlos den Fremden anstarrte und nachzudenken schien, ob er diesen

Besuch annehmen oder abweisen sollte. Endlich siegte seine angeborene Heiterkeit. Er klatschte in die Händen und lachte laut. Dann belehrte er den Fremden, daß er auf dem Wege, wo er sich befinde, nicht nach der Holländerei gelangen könne, da der Graben sehr tief und schmutzig sei. Er wies ihn mit seltener Besonnenheit an, den Pfad ganz zurückzugehen und am Kreuzwege wolle er ihn erwarten.

Es ist unmöglich das Gefühl zu schildern, das den jungen Mann durchrieselte, als er den Kleinen, der ihm schon ein mächtiges Interesse eingelöst hatte, so geläufig und klug, so klingend hell und musikalisch reden hörte. Er liebte dies Kind von diesem Momente an wie er noch nicht in der Welt geliebt hatte, selbst seine Mutter und Schwester nicht, die ihm doch sehr theuer waren. Willig folgte er der Weisung des Knaben und es währte nicht lange, so trafen sie Beide auf einer Brücke, die Luitpold gänzlich übersehen hatte, zusammen. Mit einer Heftigkeit, die das Kind beinahe erschreckt hätte, umschloß er es, hob es zu sich auf und küßte es in freudiger Nührung mehrmals auf den Mund. Dann aber kehrte die Vernunft wieder in ihn zurück und er erzählte dem kleinen Junker, daß er sein Vetter sei, daß er Luitpold heiße und daß er in Doderwef wohne.

Leon hörte mit weit aufgerissenen Kinderaugen zu. Er schien nicht erfreut von dieser Bekanntschaft, sondern zog verstohlen seine kleine Hand zurück und hielt sich mindestens einen Schritt von Luitpold entfernt, ihn immerfort ansehend. Befremdet blickte der junge Mann auf den Knaben nieder. Zwei große Thränen perlten in Leons Augen, als er jetzt die Hände flach in einander legte und fest, recht fest zusammenpreßte. „Ach, Leona sagt, wir wären so glücklich hier gewesen — Du willst uns nun wohl fortjagen aus der Holländerei, Herr Vetter?“

Wie ein Stich durchfuhr es Luitpolds Brust. Einen solchen tiefen Herzensjammer hatte also die Möglichkeit seiner gerechten Ansprüche zu erwecken vermocht! Kinderthränen klagten ihn der Härte an! Leons Leid sprach aus diesem Kindermunde.

„Nein, mein kleiner Leon,“ antwortete er schnell, „die Holländerei gehört nicht mir, sondern Deinem Vater und wehe Dem, der es wagt, Eure Rechte zu bezweifeln. Du sollst nie, nie aus dem Hause verjagt werden, wo Du glücklich gewesen bist. Gottes Zorn müßte mich ja vernichten, wenn ich Thränen in Dein junges Leben säen wollte.“

Er hob ihn wieder auf und preßte, wie im Ge-

löbniß, seinen Mund auf des Knaben Mund. Und der Knabe umfaßte ihn jauchzend, schwang sich mit Raubgeschmeidigkeit auf seine Schulter und jubelte in die Luft hinaus. So näherten sie sich unvermerkt dem Plage, wo die uralte Linde stand. Noch eine Wendung um die letzten Gebüsch und Luitpold, mit dem Junker auf den Schultern, befand sich dicht vor Leona, die von ihres kleinen Bruders Lärmansfahre herbeigelockt war.

„He! Hei! Hurrah, Leona — wir bleiben in der Holländerei!“ schrie der kleine Bube übermüthig, „wir werden nicht verjagt — wehe dem, der das wagt und das hier, auf den ich reite, das ist der Vetter Luitpold aus Doderwef, der mir eine Visite machen will und weiter nichts!“

Verwirrt, erschrocken, fast jeder Haltung beraubt, stand Leona da. Ihre Blicke trafen mit Luitpolds Blicken zusammen, tauchten, wie in heiliger Sympathie, tief in einander und flogen darauf verschüchtert wieder auseinander, um ohne Grund und Ursache in die Ferne zu schweifen. Endlich stammelte Leona einige entschuldigende Worte wegen der unartigen Dreistigkeit des Knaben. Luitpold nahm Leon und setzte ihn auf die Erde.

„Tadeln Sie ihn nicht,“ sprach er mit Innigkeit, „er hat mich bei Ihnen eingeführt und damit einen Glanz der Freude in mein Leben geworfen.“

„Der Zufall führte Sie in seinen Weg?“ fragte sie peinlich bewegt.

„Ich nenne nichts Zufall, was auf meine Zukunft zu wirken im Stande ist, Leona,“ sagte der junge Mann mit sanfter Vertraulichkeit. „Uebrigens wollte ich wirklich hierher, hatte aber einen falschen Weg eingeschlagen. Mein kleiner Freund wies mich zurecht.“

„Sie wollten hierher? Wußten Sie, daß wir hier wohnen? Meine Eltern sind jedoch noch nicht hier,“ sprach Leona noch immer befangen.

„Es zog mich mit aller Macht hierher — meine Schwester Flavia wird kommen — meine Mutter will Sie Alle kennen lernen — unser Gewissen ist erwacht; es machte uns Vorwürfe, daß wir die Heimath und die Verwandten vernachlässigt hätten,“ sprach Luitpold scherzend, um die Verwirrung der ersten Begegnung zu mildern.

„Ihre Schwester? Ihre Mutter? Nicht Ihr Vater, der doch eher eine Veranlassung gehabt hätte?“ fragte Leona mit verdunkeltem Blicke. Sie hielt den Ausruf ihres kleinen Bruders für einen Knabenstreich und glaubte nicht, was sie glücklich gemacht haben

würde. Zu fragen wagte sie nicht und Luitpold errieth ihre Besorgniß nicht. Es war das erste Mißverständniß, das seine Schleier über sie breitete. Eine kleine Pause entstand. Luitpold zögerte seines Vaters Abneigung gegen die Heimath kund zu geben.

„Lügen hilft nicht,“ sagte er endlich. „Mein Vater hat weder Gewissensbisse verspürt, noch Sehnsucht nach seinen Verwandten gezeigt, Leona — im Gegentheil, er hat Alles versucht, um uns die Lust zu einer Reise hierher zu verleiden. Ich muß allerdings zugestehen, daß viel dazu gehört sich hier heimisch zu fühlen, allein mit einiger Nachhilfe hoffe ich dennoch dem krankhaften Verlangen Flavias Genüge leisten zu können. Gestehe ich also, daß hauptsächlich meine Schwester nach Ihrer Bekanntschaft verlangt, daß ich, als Vorbote, es übernommen habe, nicht allein für die Bequemlichkeiten Sorge zu tragen, die sich herstellen lassen, sondern auch eine günstige Stimmung für unsere arme Flavia in Ihnen und Ihren Schwestern zu erwecken.“ Er trat nach dieser Erklärung rasch dem Sitze unter der Linde näher, wo Leon so eben den beiden Schwestern sein Abenteuer mit dem neuen Vetter berichtete und begrüßte die jungen Mädchen, welche ihm weit freundlicher und unbefangener als Leona entgegen kamen.

Luitpold verschmähte die Einladung in den Gartensaal zu treten, der stets als Versammlungsort der Familie diente. Harmlos ließ er sich unter der Linde nieder, sein Herz erweiterte sich unter dem heiligen Schatten des Baumes, in dessen Wipfel die Dryaden ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schienen, um die Töchter des Hauses über natürliche Anmuth und Grazie zu belehren. Wenigstens kam es Luitpold vor als habe er niemals so reizende Natürlichkeit mit Anstand und Sitte vereinigt gesehen als bei diesen drei verschiedenartigen Mädchengestalten. Leona war überhaupt nie schöner als während des Aufenthaltes in Erlossen. Die nothgedrungene Einfachheit ihres Anzuges erhielt in der ländlichen Umgebung das Gepräge eines noblen und feinen Geschmacks, die tiefe Verdrossenheit ihres Gemüthes wich vor den besänftigenden Einwirkungen einer höchst anmuthigen Ländlichkeit und machte einer sanften Ruhe Platz. Ja, man würde Leona freudig und heiter haben nennen können, wenn sie sich nicht, für ihre jungen Jahre viel zu stark, mit steten Befürchtungen für die Zukunft gequält hätte. Diese unglückselige Hinneigung zum Sorgen ließ sie selbst in ihren glücklichsten Stunden grämlich erscheinen. Vor Luitpolds liebenswürdigen Bemühungen, ihre Bekanntschaft sogleich mit den Tesseln eines geschwister-

lichen Vertrauens zu umwinden, schwand allmählig diese Pein ihres jungen Lebens. Sie hing mit ihren Blicken selbstvergessen an den Lippen, die von unwiderstehlicher Beredsamkeit überflossen, als er von seiner Mutter, von Flavia, von den glänzenden Verhältnissen und den wenigen Freuden im Familienkreise sprach, die unter dem Drucke von Flavias langwieriger Kränklichkeit litten. Er schilderte das Harren der Mutter auf eine Verbesserung des Gesundheitszustandes seiner Schwester mit ergreifender Wärme und schloß daran die Bitte, seine Mutter zu unterstützen in dem Vorhaben eine Luftveränderung als letztes Mittel zu probiren.

Was Leona antwortete war wenig, aber sie erglühte in der Erklärung eines edelherzigen Vorsatzes, wie ihre Augen erglänzten bei dem Versprechen, einer Mutter die einzige Tochter retten zu wollen, wenn Rettung möglich war, so war sie himmlisch schön. Sie entfaltete sich wie eine prächtige Blume im Thau und die erste leichte Wallung ihres Herzens färbte sie morgenshön und hauchte sie mit dem Odem Gottes an. Leona war liebenswürdig wie noch niemals. Wer sie gesehen hätte von den Städtern, die zu ihr gehörten, würde ahnungsvoll erstaunt gewesen sein. Den jungen Schwestern und Leon fiel es nicht auf, weil es sich eben allmählig aus der rauhen Schale entwickelt hatte, die ihr Wesen schon lange eingehüllt. Luitpold, der diesen göttlichen Strahl in ihr Inneres geworfen und es damit entzündet hatte, wußte nicht, daß ihr Gemüth zum ersten Male erhellet war. Er erlag seinem eigenen Zauber im Spiegelbilde und belebte sein Gefühl an der Quelle, die durch ihn zum Sprudeln gebracht worden war. Wie oft mag dies im Leben schon geschehen sein! Daher kommt es dann, daß bei der Ernüchterung der Sinne Niemand Rechenschaft zu geben vermag, worauf eigentlich die tiefe Neigung gegründet sei, die zwei Leben in eins zu verschmelzen scheint.

Das Abendsonnenlicht lag wie eine Morgenröthe der Zukunft auf Beider Wangen, als sie sich scheidend die Hände reichten und mit einem seligen Lächeln, scherzend vom baldigen Wiedersehen sprachen. Zwei Mal sah der junge Mann zurück. Leon lief ihm nach. Er küßte den Knaben und sendete ihn mit den leisen Worten zurück. „Für Leona!“ Ein eigenes Feuer durchfluthete ihn, als er sah, daß der neckische Knabe den Auftrag ausführte. Genien umschwebten ihn auf seinem Rückwege — Genien des Glückes — Genien der Hoffnung — Genien der Liebe!

5.

In dieser gehobenen, schwärmerischen Stimmung schrieb Luitpold an seine Mutter. Der Brief traf sie nicht mehr zu Hause an. Sie hatte den Bitten Flavias nachgegeben und war mit ihr schon abgereist, um in ganz kleinen Touren die Reise nach Doderwel zurückzulegen. Hatte Gott die Ahnung eines künftigen Glückes in das Herz des kranken Mädchens gesenkt, um sie der Erde und den Pflichten eines irdischen Lebens zurückzugeben. Nur so ließ sich die merkwürdige Aufregung erklären, die, von Tag zu Tag wachsend, Flavia für die Einsamkeit in einem erbärmlichen Dorfe begeisterte. Der Arzt, der die junge reiche Dame nach vornehmem Zuschnitt als eine Nervenranke behandelte, widersetzte sich hartnäckig dem absurden Verlangen seiner Patientin und schlug alle möglichen südlichen und nördlichen Bäder zu einem zeitweiligen Aufenthalt vor. Er verwahrte sich zuletzt feierlich gegen die Verantwortung dieser Reise in eine naturwüchsige Wüstenei und ließ sie reisen. Herr von Lüttow hielt Luitpolds Brief erst einige Minuten ungeschlüssig in der Hand. Da er an seine Gattin gerichtet war, so zögerte er das Siegel zu brechen, allein einiges Nachdenken genügte, um ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß er und seine Frau in gleichem Rechte zum Sohne ständen.

Rasch überflog er die Zuschrift Luitpolds, die allerdings mehr für den Zartfönn der Frauen gepaßt haben würde, als für die humoristisch spöttische Laune eines gereiften Mannes, der den heißen Regungen des Herzens längst entfremdet war. Ein Staunen eigener Art zwang ihn zum nochmaligen Lesen, dann aber durchfuhr ein prächtiger Einfall seine Seele. Besser konnte es gar nicht kommen! Wahrhaftig, eine kostbare Gelegenheit, um den stolzen Geheimrath zu ärgern! Jetzt bot sich ihm die schönste Veranlassung dem Herrn Vetter, der ihm seine Mesallianz durch gehässige Verachtung vergalt, mit einer böshafsten Freundlichkeit einen Seitenhieb zu versetzen, welcher dessen Stolz tief verletzen mußte. Schön! Schön! Ganz erschrecklich schön! Der gute Herr von Lüttow rieb sich beinahe die Hände wund vor Freude über seinen prächtigen Einfall, der in nichts Anderem bestand als in dem Vorschlage, den streitigen Punkt durch eine Heirath zwischen seinem Sohne Luitpold und der ältesten Tochter des Geheimrathes zu schlichten. Hu — wie sich der stolze und dabei blutarme Vetter Geheimrath aufsteifen würde vor Hochmuth — Herr von Lüttow stellte sich diese Hoch-

muthsituation so lebhaft vor, daß er in das schadenfroheste Gelächter ausbrach, das sich denken läßt. Er durchlas mit wichtigem Miensspiele seine vortreflich gelungene Epistel nochmals, ehe er sie siegelte und warf sich darauf die Frage auf, was der Herr Vetter wohl antworten werde. Natürlich wies er ihn mit seinem respektwidrigen Ansinnen zornig ab, aber gerade darin lag für ihn der Triumph! Er hatte die Macht in Händen, den Stolz zu bestrafen, indem er seine Rechte dann gerichtlich geltend machte. Vortrefliche Rache! Lächerlicher Weise fiel ihm gar nicht ein, daß er eine falsche Ansicht von der Gesinnung des ehrenwerthen Herrn Geheimrath haben und daß sein förmlicher Heirathsantrag angenommen werden könne. Der Brief wurde gesiegelt und ging ab.

Während der Zeit näherte sich Flavia mit ihrer treuen, sorglichen Mutter allmählig dem Orte, wohin ihre eigenwillige Sehnsucht sie zog. Die Reise, begünstigt vom schönen Wetter, hatte von vorn herein eine gute Wirkung gezeigt. Flavia war gar nicht so schwach und elend wie man im Hause geglaubt hatte. Sie ertrug die Ermüdung, wie sie die Langeweile im luxuriösen, einsamen Zimmer ertragen hatte und bewies mehr Appetit zu dem derben Stücke Kalbsbraten, das ihr im Gasthof servirt wurde, als zu den kostbaren Näschereien, womit man ihren Appetit zu reizen versucht hatte. Kleine Entbehrungen bekamen ihr vortreflich, denn sie weckten ihren Hunger und eine wirkliche Lust am Essen. Sie begriff schon die Dual ihres frühern Daseins, welches durch wirkliche und eingebildete Leiden belastet gewesen war, ehe sie Doderwel erreicht hatte. Als die beiden Damen endlich ihre prachtvolle Equipage, die sie auf der Eisenbahntour hatten mit fortschleppen lassen, bestiegen, um zu versuchen, ob sie in drei kleinen Tagereisen den beschwerlicheren Rest der Reise vollenden könnten, da blickten sie alle Beide so fröhlich um sich, wie nur glückliche und gesunde Menschen um sich zu sehen pflegen. Noch deckte die Blässe des Todes zwar Flavias Wangen, aber das neue, frische Leben sprühte dennoch aus ihren Blicken und Bewegungen.

Es war am dritten Tage, daß sie rasch durch die Fluren dahinrollten. Die Gegend war keineswegs reich an pittoresken Schönheiten, aber sie gewann durch die rasche Abwechslung von Wald, Wiese und Getreidefeld einen gewissen Reiz, der das unverwöhnte Auge zu befriedigen vermochte. Es war kurz nach Mittag, die Sonne stand hoch und brannte heiß, als sie sich einem Gebüsche näherten, welches ihnen einen erquick-

lichen Schatten verließ. Der Wagen rollte auch auf dem glatten Wege rasch darauf zu, aber eine Stimme, deren Ursprung sie nicht gleich entdecken konnten, rief dem Kutscher ein so energisches Halt zu, daß im Nu der Postzug hielt. Das Kammermädchen auf ihrem hohen Sitze entdeckte zuerst einen Reiter, der sich auf einem Seitenpfade, zwischen dichtem Gebüsch, näherte. Es war ein schlanker, junger Mann von soldatischem Air, der schnell heransprengte und mit flüchtigem, aber artigem Gruße erklärte, sie könnten den Fahrweg durch den Erlenwald nicht passiren, da dort unheimliche Gewässer, die nur im heißen Sommer verdunsteten, den Weg unsicher und selbst gefahrvoll für den machten, der nicht aus der Gegend gebürtig sei und die Stellen kenne. Ein Blick, halb lächelnd, halb spöttisch traf bei diesen Worten die überaus kostbare Equipage, die der Reiter wahrscheinlich viel eher für eine Corsosfahrt als für eine einfache Landreise zweckmäßig hielt. Er knüpfte an diesen sprechenden Blick die Frage, die er aber nur an den Kutscher richtete, wohin die Reise gehen solle. „Nach Doderwet!“ lautete die Antwort. Ein feines verbindliches Lächeln streifte die Damen, als der junge soldatische Reiter darauf befahl, der Kutscher solle nur hinter ihm herfahren, er wolle ihn auf den rechten Weg bringen. Noch ein flüchtiger Gruß und er sprengte davon. Gehorsam folgte der Kutscher.

„Das schien mir denn doch Einer von den neun lebendigen Kindern des Better Geheimrath,“ flüsterte Frau von Lüttow lachend. Flavia holte tief Athem, antwortete jedoch nicht. Als ihre Mutter besorglich ihren Blick schärfer auf sie richtete, sah sie eine Thräne in dem Auge der Tochter schimmern und eine schwärmerische Innigkeit über ihr klares, weißes Gesicht gebreitet. Leise schmiegte sie sich der Mutter an und sagte kaum hörbar:

„Die Erde ist doch schön, himmlisch schön!“

Frau von Lüttow fand diesen Ausruf für den Augenblick nicht ganz passend, denn sie passirten eben einen breiten Streifen derartig tiefen Sand, daß er an die Wüsten Afrikas erinnern konnte. Liebkosend strich sie über Flavias Stirn, als diese hinzufügte: „Und das Leben ist auch so schön, so himmlisch schön — ich möchte leben und glücklich sein!“

„Das wirst Du, mein süßes Kind!“ erwiderte die Mutter zuversichtlich.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Abenteuer eines Advokaten.) Ein berühmter französischer Advokat erzählte kürzlich aus dem Schatze seiner Erinnerungen folgende interessante Geschichte:

„Unweit der Stadt Valence im Departement Drôme fand man am 22. August 1820 in dem Walde von Lessonard den Leichnam eines jungen Mannes, auf dessen Rücken eine tiefe, klaffende Wunde sichtbar war, wie sie nur ein dreischneidiger, breiter Dolch hervorbringen kann. Bei näherer Untersuchung fand man die Lungen durchbohrt; der Tod mußte daher augenblicklich erfolgt sein.

„Die That hatte keinen Zeugen; diesen Theil des Waldes betrat selten ein menschliches Wesen; der Todeschrei des Opfers war ungehört verhallt. Man fand einen Brief bei ihm, worin ein Rendezvous im Walde von Lessonard verabredet war; der Brief war unterzeichnet von Destree L., der jungen, hübschen Frau eines Bürgers von Valence.

„Frau L. hatte zu dem Ermordeten schon vor ihrer Verheirathung in einem intimen Verhältniß gestanden. Wie dies aber so oft geht, die Eltern der Weiden berücksichtigten weniger die Herzenswünsche der Kinder als die Vermögensverhältnisse, und der Vater des jungen Mannes, der Postmeister von St. Marzellan, einem Städtchen in der Nähe von Valence, widersetzte sich mit seiner ganzen väterlichen Autorität der Verbindung seines Sohnes mit der hübschen Destree Bignerou, wie sie damals hieß. Der junge Mann mußte nach Paris gehen; dort blieb er zwei Jahre; nach seiner Zurückkunft fand er seine Geliebte an einen Bürger in Valence verheirathet, der zwar nicht mehr jung, dafür aber sehr reich war. Als sich die Weiden wiedersehen, lebte die halb erloschene Jugendliebe von Neuem auf und sie gaben sich den Lockungen derselben mit Leib und Seele gefangen. Der Wald von Lessonard bot ihnen für ihre häufigen Zusammenkünfte genügenden Schutz; sie hatten keinen Laufhüter, keinen unerwünschten Späher zu fürchten. Die alten Buchen und Eichen, der hadende Specht und der Ueberall und Nirgends der Wälder, der Aukud, waren allein die verschwiegene Zeugen ihrer Liebeschwüre.

„Nach dem Päckchen Briefe zu schließen, welche man bei der Frau fand, mußte das Verhältniß lange Zeit gewährt haben, bis es einen tragischen Abschluß fand. Auf Grund ihrer Unterschrift wurde Frau L. in Untersuchung gezogen. Man fand bei ihr außer dem Päckchen geschriebener Liebeschwüre, mit Rosaband zusammengebunden, bloß kleine Andenken, die nur Werth erhalten, wenn sie von geliebten Händen gespendet werden. Frau Destree L. wurde verhaftet; das Billet erkannte sie als von ihr herrührend an; das Verbrechen leugnete sie.

„Dem Untersuchungsrichter antwortete sie nicht auf seine darauf bezüglichen Fragen; die blinde Nemesis mußte den Schuldigen allein suchen. Einige Tage vor Eröffnung der Assisen

wurde ich von Grenoble nach Valence berufen, um der Frau L. als juristischer Beistand zu dienen.

„Ich sah sie oft im Gefängnisse. Sie war damals eine schlanke Frau, hübsch, ohne gerade schön zu sein. Das Gesicht, gewöhnlich bleich, trug die deutlichen Spuren der erlittenen Gemüthsaueregungen. Reiches kastanienbraunes Haar krönte die mattweiße Stirn; blaue Augen ohne besonderen Ausdruck — sie mußten sich erst an der Liebesgluth entzünden, um schön zu werden — und schöne Zähne, die ihre Unregelmäßigkeit durch ihre Weiße vergessen ließen, dann ein inniger, aus dem Herzen stammender Klang ihrer Stimme machten sie zu einer angenehmen Erscheinung. Ich fragte sie nach ihrem Liebesverhältnisse, das sie mit mehr Muth eingestand als ich bei ihrer schwachen, haltlosen Natur vermuthet hätte. Sie vertraute mir an, wie unglücklich sie an der Seite ihres launenhaften, tyrannischen Gemahls gewesen sei, der sie mit seiner Eifersucht quälte, lange bevor er Ursache dazu hatte. Ueber das Verbrechen verweigerte sie mir heharrlich jede Auskunft, so sehr ich sie auch darum bitten und beschwören mochte.

„Ein Alibi rettet Sie. Wo waren Sie zu jener Zeit, als das Verbrechen begangen wurde?“

„Nicht zu Hause,“ antwortete sie, und nichts weiter.

„Den Tag vor der Eröffnung der Debatten drang ich mehr und mehr mit Fragen in sie. Ich sehe sie noch vor mir, die Ellbogen auf die Knie gestützt, den Kopf in den Händen, die Augen fest auf mich gerichtet. Es schien mir als ob in ihrem Innern ein harter Kampf vor sich ginge.

„Sprechen Sie, sprechen Sie; es handelt sich nicht um Gefängniß und Tod, aber um Schmach und Entehrung.“

„Bei dem Worte Entehrung fuhr sie halb aus ihrer bisherigen Stellung auf. Ich glaubte, sie wolle reden; mit halbgeöffnetem Munde stand sie einen Augenblick vor mir; dann sank sie in ihren Sessel zurück, ohne ein Wort gesprochen zu haben. So viel ich beurtheilen konnte, war die Frau unschuldig.

„Dennoch war ein Geheimniß vorhanden, das sie kannte und nicht entschleiern wollte trotz den verhängnißvollen Folgen, die das Schweigen für sie haben konnte.“

„Ihre Familie hatte sie verlassen. Ihr Gemahl, dessen Ehre tödtlich verletzt war, kümmerte sich gar nicht um die Arme; es war ein kalter, energischer Mann, unfähig zu verzeihen. So lange sie im Gefängnisse war, hatte er sie nicht besucht; am Tage der Verhandlung kam er endlich. Ich war eben anwesend. Ihre Blicke drückten herausfordernden Stolz aus; die seinigen waren kalt und theilnahmslos wie immer. Er reichte ihr den Arm und führte sie in den Saal hinab, wo schon die Geschworenen versammelt waren. Die Debatten begannen. Ich plaidirte für Madame L., und da das mit ihrem Namen unterzeichnete Billet die einzige Stütze für den Verdacht war, so hatte ich keine große Mühe, denselben umzustößen. Frau L. wurde freigesprochen.“

„Ich überraschte sie bei einem verachtenden Blicke, den sie in diesem Augenblicke auf ihren Gemahl warf. Dieser Blick erhellte mir plötzlich wie ein Blitz das Dunkel, das um die That und

den Thäter schwebte. — Niemand als Herr L. hat das Verbrechen begangen! sagte ich mir. Er hat von dem Verhältnisse seiner Frau erfahren, und tyrannisch und gewaltthätig wie er ist, hat er sie gezwungen das Billet zu schreiben und hat sich dann anstatt ihrer an den Ort des Rendezvous begeben. Alles Uebrige wird durch diese Annahme leicht erklärlich.“

„Die Wahrheit hat das Eigenthümliche, daß sie sich nicht einem Menschen allein offenbart. Sie liegt gleichsam in der Luft und theilt sich Vielen mit. Ich glaubte, die Vermuthung allein zu hegen, fand aber, daß sie von Mehreren in und außer dem Gerichtssaale getheilt wurde. Selbst das Leugnen des Herrn L., den ich warnen zu müssen glaubte, konnte mich in meinem Glauben nicht erschüttern.“

„Ich rathe Ihnen,“ sagte ich, „zu fliehen, so lange es noch Zeit ist. Im Publikum ist die Meinung allgemein, Sie seien der Thäter. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Staatsanwalt, sobald ihm diese Gerüchte zu Ohren kommen, die Anklage aufnimmt, und dann dürfte es Ihnen nicht so leicht werden der Nemesis zu entgehen. Wir sind der Schweizer Grenze nahe; folgen Sie meinem Rathe und fliehen Sie ungesäumt. Ich reise in der Nacht nach Grenoble ab; wenn Sie wollen, reisen Sie mit mir. Die Zeit wird die Sache in Vergessenheit bringen und Sie werden später wieder in Ihr Vaterland zurückkehren können.“

„Er sann nach. — „Ich bin zwar unschuldig, aber ich reise doch,“ sagte er endlich. Es war Nachts, als wir Valence verließen, und zwar eine kalte, stürmische Decembernacht. St. Marzellan, das Städtchen, aus welchem der Ermordete stammte — sein Vater war Postmeister daselbst — lag auf unserem Wege. Ich hatte es so eingerichtet, daß wir den Ort nicht zu passiren brauchten, und nahm deswegen lieber einen kleinen Umweg über die seitwärts liegende Poststation Vinay, wo wir um 11 Uhr Nachts ankamen.“

„Unmöglich, weiter zu fahren,“ sagte uns ein Stallburche, dem wir unser Verlangen nach frischen Pferden mitgetheilt hatten. „Soviel Leute kommen heute von Valence, wo der Prozeß entschieden wurde. An Pferden fehlt es nicht so sehr, aber wir haben keine Postillone. Selbst der Postmeister von St. Marzellan muß deswegen warten. Der Mörder ist also freigesprochen worden?“ fügte der Mann hinzu.

„Ich hatte nicht Zeit, seine Ansicht zu berichtigen, denn aus dem Dunkel trat plötzlich eine Gestalt auf uns zu, in der ich zu meiner nicht sehr angenehmen Ueberraschung den Postmeister von St. Marzellan erkannte. Er antwortete dem Stalldiener:

„Ja, den Mörder meines Sohnes haben die Menschen entkommen lassen; aber ich hoffe, daß er, wenn es da oben eine Gerechtigkeit giebt, seiner Strafe doch nicht entgehen soll.“

„Ich hatte nicht den Muth, meinen Gefährten bei diesen Worten anzusehen; gewiß ist er sehr bleich gewesen. Ohne uns eines Wortes zu würdigen, aber die Blicke fest auf uns geheftet, sagte der alte Postmeister zum Stallnecht:

„Ich werde die Herren fahren. Bringe nur meinen Pelz und spanne schnell die Pferde vor; ich will versuchen, ob ich's noch nicht verlernt habe, die Pferde zu lenken.“

„Mit diesen Worten saß er schon auf dem Boche und nahm die Zügel, bevor wir Zeit fanden die große Ehre abzulehnen; angenehm war es mir nicht, und wie dem Manne an meiner Seite zu Muth war, wenn er wirklich der Thäter war, möge Jeder selbst beurtheilen.“

„Er saß neben mir zusammengelauert, in seinen Mantel gebüllt; beinahe hörbar schlug sein Herz, aber kein Wort kam über seine Lippen. Auch mir war die Kehle wie zugeschnürt. Ich wollte reden, aber ich war es nicht im Stande, kalter Schweiß rann von meiner Stirn, das Blut stockte mir in den Adern. Die Peitsche knallte und wir fuhren dahin durch die schneebedeckte Landschaft; die Räder gaben jenes unheimliche Kreischen von sich, von dem man sagt: „die Fuhrmannslerchen singen.“

Der Weg blinkte mir unendlich lang, aber gefährlicher noch als lang. Auf dem Boche ein Mann, der den Mörder seines Sohnes fährt, den Mann, den er wenigstens dafür hält; die Nacht ist finster, die Straße liegt an dem steilen Ufer der Saone. Das Handpferd braucht einen Fehltritt zu thun und wir sind des Todes. Während der Wagen mit uns die steile Böschung hinabrollt in das offene Grab, rettet den geschickten Postillon ein Sprung vom Boche. Vor der Welt ist er entschuldigt, und wenn auch die strafende Gerechtigkeit ihren Arm nach ihm ausstrecken sollte... der seines Sohnes beraubte Greis litte gern die Strafe, hat er doch seine Rache genommen an dem Räuber seines Sohnes. Mich hat ein unglückseliges Geschick mit darein verslochtn, und weil ich meine Hand dazu geliehen, dem Schuldigen zur Flucht zu verhelfen, so leide ich nur gerechte Strafe, wenn ich umkomme.

„Ich blickte auf und sah zu meinem Schrecken, daß wir die Strafe verlassen hatten; mir entgegen leuchteten die rachsprühenden Augen des Alten; zu einem höhnischen Lachen öffnete er den Mund, anstatt zu antworten auf die Frage, wohin er uns führe. Wohin? Die Antwort klang aus den Steinen, an welche die Hufe der Kasse schlugen... In den Tod. In rasender Eile fuhren wir den Berg hinab. Ein Roß stürzte. Mit einem Peitschenstreich bringt es der Kutscher auf die Beine, und weiter ging's im rasenden Lauf der Saone zu, die ich in der Tiefe schäumen und brausen hörte. Steine, durch die Räder losgelöst, rollten vor uns hinab, die Quartiermacher, die uns die kalte, nasse Wohnung herrichten sollten. Halt ein, Rasender!“ wollte ich rufen. Ich gedachte aus dem Wagen zu springen, aber die Thür war nicht zu öffnen. Ich führte einen Schlag gegen das Fenster und... erwachte.

Alles war Traum bis auf den Streich, wie meine blutige Hand bewies, die mich furchtbar schmerzte und brannte. Das war kein Wunder, denn sie war voller Glasscherben. Ich hatte Mühe, meine Lebensgeister zu sammeln und meiner Sinne Herr zu werden. Neben mir saß Herr L. in seinen grauen Mantel gebüllt und schlief, als ob er nicht ein Menschenleben auf dem

Gewissen hätte. Ich hingegen, an dessen Hand kein Blut klebte als mein eigenes, das ich in der Dämmerung roth herabrieseln sah, träumte so schauerlich wie der ärgste Brudermörder. Noch ganz betäubt sah ich hinaus und fand, daß wir die große Straße nach Vinay fuhren. Ich bedauerte nur, daß auch die rasende Schnelligkeit der Pferde Traum gewesen. Sie schlichen so leicht dahin wie zwei magere Postgäule im Jahre 1820 schleichen konnten, die keine Concurrenz des Dampfes zu fürchten brauchten. Auf dem Boche saß der alte verlassene Schwager, dem ich doppeltes Trinkgeld gegeben, damit er schnell fahre. Ich rief ihn aus seinem seligen Dusel wach und hörte, daß wir gleich in Vinay sein würden. Der Traum hatte mich mehr ergriffen als mir lieb war. Ich mußte in Vinay zurückbleiben, um mich zu erholen. Mein Gefährte reiste allein weiter. Ich hörte nichts mehr von ihm. Seine Frau sah ich später wieder in Grenoble, hatte aber keine Lust die Bekanntschaft zu erneuern.

—r.

(Eine neue Hofcharge.) Man hat zuweilen neben so vielen anderen, nur zu oft ungerechten Vorwürfen der unglücklichen Königin Marie Antoinette auch den gemacht, daß sie dem Schlosse Trianon einen so augenfälligen Vorzug vor allen anderen königlichen Lustschlössern gegeben, allein dies war im Grunde genommen wohl eigentlich sehr natürlich, da die junge Dauphine in der ganzen Einrichtung von Trianon ein Miniaturportrait des herrlichen Lustschlosses zu Schönbrunn wiederfand, welches ihrem Herzen so unendlich lieb und theuer war. Es war die Erinnerung an ihre schönen, glücklichen Kinderjahre, welche ihr das liebliche Trianon so werth machten — fand sie doch hier denselben Rosenholzsalon, den Salon mit dem chinesischen Ladmement, den Salon mit den Voucherschen Gemälden und tausend anderen Andenken wieder, die sie in Schönbrunn verlassen hatte.

In einem wundervollen Maimorgen ging die Königin in den Gärten von Trianon spazieren, und diese Gärten waren zu jener Zeit ebenso amuthig als sehenswerth, denn da der Jardin des plantes dazumal noch nicht existirte, so waren in den Gärten von Trianon die herrlichsten exotischen Pflanzen und Tropengewächse aller Art vereinigt. Es mußte also ein Spaziergang in diesem Park an einem hellen Frühlingmorgen einen ganz besondern Reiz haben.

Die Königin hatte bloß eine einzige ihrer Ehrendamen bei sich und plauderte ungenirt mit derselben, als sie plötzlich beim Umbiegen in eine Allee stehen blieb, weil sie eine Nachtigall schlagen hörte. In der köstlichen Morgenfrische, von den berausenden Blumendüften umweht, von den goldigsten Sonnenstrahlen umwoben, welche durch das dicke Laub fielen, war die Königin in einem Zustande förmlicher Entzückung. Sie hemmte ihre Schritte mehr und mehr und blieb endlich ganz stille stehen, um den süßen Gesang besser hören zu können. Die Nachtigall begann von Neuem und man hätte sagen mögen, daß der Vogel wisse, wie entzückt auf ihn gehört werde, denn er ließ seine schmelzenden Melodien erschallen und gab so herrliche, wundervolle Töne von sich, daß die Königin wie außer sich war.

„Wie glücklich wäre ich, wenn ich den lieblichen Vogel sehen oder gar in meinen Händen halten könnte!“ sagte sie. „Wie zärtlich wollte ich ihn lieblosen, um ihn für diese süßen Töne zu belohnen!“

Währenddem schwieg der Vogel. Die Königin ging weiter und als sie einige Schritte weiter hin gekommen war, begann die Nachtigall ihre Lieder von Neuem. Marie Antoinette, die leidenschaftliche Musikliebhaberin, blieb abermals stehen. Diesmal schien der Sänger sich selbst übertreffen zu wollen; seiner Kehle entströmten die wundervollsten Töne und Triller in ununterbrochener Folge und die Königin konnte sich nicht enthalten, durch fortwährende Ausrufungen des Vergnügens und Erstaunens ihren Beifall kundzugeben. Sie war ganz versunken in Anhören und Bewunderung. Vergebens suchte sie mit ihren Blicken die dichten Zweige zu durchdringen und den geheimnißvollen Sänger zu unterscheiden, der ihr in so uneigennützig, zartfühlender Weise Trost und Zerstreuung angebeißien ließ, deren eine Königin wohl mehr bedarf als jede andere Frau. Nur ungern verließ sie ein zweites Mal das Bosquet, wo eben der melodische Gesang verstummt war. Allein kaum war sie einige Schritte weiter gegangen, als der Vogel, welcher sicherlich ihren Spuren folgte, sein wunderbares Concert zum dritten Male begann.

Man konnte sich kaum mehr darüber täuschen, diese Nachtigall war nicht allein in ihrem Gesang unübertrefflich, wie der ganze Park von Trianon keine zweite aufzuweisen hatte, es war auch sicherlich ein bei Hofe geschulter Vogel, welcher der Königin auf Schritt und Tritt folgte, da er sah, daß sie sich darüber freute. Marie Antoinette, immer mehr und mehr begeistert, konnte den Ausdruck ihrer Freude nicht mehr zurückhalten. Sie wiederholte ganz laut, was sie bisher nur leise gemurmelt hatte.

„Wie glücklich müßte man sein, wenn man einen solchen Vogel besäße, dem man zu jeder beliebigen Stunde des Tages befehlen könnte zu singen. Aber ach, ist man auch Königin von Frankreich, so kann man doch der Natur nicht befehlen, man kann nicht alle seine Wünsche befriedigen, besonders Wünsche dieser Art.“

„Ihre Majestät täuschen sich,“ sagte hierauf eine Männerstimme, welche von dem Baume herabzukommen schien, wo die Nachtigall eben zum dritten Male gesungen hatte.

Und zu gleicher Zeit schwang sich eine Männergestalt aus der Mitte eines Gebüsches hervor auf den Weg und verneigte sich ehrfurchtsvoll vor der Königin. Dieser Mann war mit höchster Sorgfalt gepudert und frisiert und trug einen Rock von apfelgrüner Seide mit schmalen schwarzen Streifen nebst ebensolchen Veintleibern. Seinen Hut hielt er in der Hand.

Die plötzliche Erscheinung dieses Menschen verursachte der Königin einen tödtlichen Schrecken. Der Fremde sagte nichts weiter; er blieb unbeweglich stehen, bloß die Lippen bewegte er ein ganz klein wenig und dabei entströmte seiner Kehle eine seltsame

Melodie, welche dem Gesange einer Nachtigall täuschend ähnlich klang.

„Wer sind Sie? Was wünschen Sie?“ fragte die Königin.

Der Mann oder viel mehr die Nachtigall sang immer weiter. Marie Antoinette begriff nun wohl, daß der Gesang, welcher sie schon den ganzen Morgen so entzückt hatte, von diesem eigenthümlichen Künstler herrührte. Diese Thatsache erschien ihr indessen so merkwürdig und unglaublich, daß sie den Unbekannten bat, er möge noch einmal von vorn anfangen. Ihr Erstaunen wuchs immer mehr, als sie diesen lebhaftigen Vogel in zierlicher Perrücke und gemalten Seidenstrümpfen vor sich sah.

„Was könnte ich wohl für Sie thun, mein Herr, als Dank für die so äußerst angenehme Ueberraschung, die Sie mir heute bereitet?“ fragte endlich die Königin.

„Sie könnten mir einen Platz bei Hofe geben, Majestät.“

„Was sollte dies für ein Platz sein?“

„Die Stelle als erste Nachtigall Ew. Majestät.“

Man hat nichts weiter darüber erfahren, ob und in wiefern der Wunsch des Nachtigallmenschen erfüllt worden ist.

(Chinesische Visitenkarten.) Die Visitenkarten spielen in unserem gesellschaftlichen Leben zwar eine sehr wichtige Rolle, doch muß man nicht glauben, daß ihr Gebrauch nur in Europa und nur in neuerer Zeit heimisch gewesen. Da die Visiten zu allen Zeiten und in allen Ländern gebräuchlich, so findet man auch die Visitenkarten bis in den entlegensten Theil des Orients. So kennt man in China schon seit mehr als tausend Jahren den Gebrauch derselben Karten, die wir so gern angenommen haben, weil sie gar so bequem sind solchen Leuten gegenüber, die wir entweder nicht sprechen mögen oder die wir in der That verbindet sind zu besuchen.

Da aber im himmlischen Reiche Alles mit einer gewissen Pracht und Würde geschieht, und Alles nach den Gesetzen einer strengen Etikette ausgeführt wird, so sind es nicht etwa kleine Karten, gleich den unsrigen, die man vertheilt, sondern ganz enorm große Vogen Papier, deren Farbe und Größe nach dem Range der Personen, für welche sie bestimmt sind, verschieden ist. Das klingt lächerlich, ist aber nichtsdestoweniger wahr, wie folgender Vorfall zeigt:

Ein englischer Gesandter, Lord Macartney, wurde eines Tages in außerordentlicher Mission nach dem himmlischen Reiche geschickt. Der Hof von Peking befiehlt, ihn mit der größten Auszeichnung zu behandeln; die vornehmsten Mandarinen bereiten sich ihm ihre Aufwartung zu machen. Mitten in diesem Austausch von Höflichkeitsbezeugungen und Besuchen erhält der Gesandte eine Titse oder eine Visitenkarte vom Vicelkönige von Petchili und dieses Kärtchen war roth und dabei groß genug, um ein Zimmer von gewöhnlicher Größe damit auszutapezieren. Der Engländer nahm diese Höflichkeit mit gewohntem Phlegma hin, aber sicherlich mag ihm der Gedanke aufgestiegen sein, wie wohl die Brief- oder Visitenkartentaschen beschaffen sein müssen, die mehrere solche Karten beherbergen sollen?

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Fehlgeschossen!

Novelle

von

Ernst Frihe.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile war der Wagen seinem Wegweiser gefolgt, hatte die kurze Sandfläche überwunden und rollte nun auf einem schönen schattigen Wege, dicht am Walde entlang in löblicher Geschwindigkeit dahin. Der Bach rieselte, vom Sonnenlichte reizend erglänzend, zwischen dem niedern Gesträuche und die Waldwiesen traten mit lebhaftem Grün immer breiter hervor, bis sie sich in ihrer ganzen Pracht vor den Augen der Reisenden entfalteten. In weitem Kreise zog sich eine Kette von Bäumen um diese schönen Wiesenflächen, auf denen gruppenweis eine Menge der schönsten Kühe weideten, die mit ihren harmonisch gestimmten Glocken dem Landschaftsgemälde einen doppelten Reiz verliehen. Unwillkürlich breitete Flavia ihre Hände aus als wolle sie den Eindruck, den dies Naturleben auf sie ausübte, haften und festhalten. Seelenvoll ruheten ihre Blicke auf der stillen, sonnigen Flur, aber sie wich von ihrem gewöhnlichen excentrischen Wesen ab, denn sie blieb stumm als könne das gesprochene Wort den Zauber zerstören, der sie umsing.

„Hier müßte nach meiner Einsicht die Holländerei liegen,“ sagte Frau von Rütow, „vielleicht versteckt sie

sich hinter jener Waldspitze — mir ist als sähe ich Häuser durchschimmern.“

Der Anblick der Holländerei, welcher wahrscheinlich alle Illusionen Flavias gänzlich zerstört hätte, wurde ihnen für jetzt erspart. Der Weg wendete sich rechts und sie passirten jene Brücke, die der kleine Leon seinem Freunde Luitpold als die Grenze zwischen Doderwek und der Holländerei bezeichnet hatte.

Hier hielt der Reiter an und nachdem er dem Kutscher den gar nicht mehr zu verfehlenden Weg ins Dorf genau angegeben hatte, ließ er die Equipage an sich vorüber fahren. Mit sonderbarem Ausdrucke faßte der junge Mann, welcher allerdings des Geheimrathes ältester Sohn Alban war, die junge Dame, die ihm zunächst saß, scharf ins Auge. Es sollte wohl Spott in seinem Blicke liegen, Spott darüber, daß diese reichen Menschen mit all' ihrem Gelde nicht die Blüthe und Jugendfrische für ihr einziges Töchterchen erkaufen konnten, während seine Schwestern alle vier, trotz mancher Entbehrung in glänzender Gesundheit und Schönheit prangten. Aber sein Spott wich vor dem Interesse, das ihm die bittenden, schüchternen Augen Flavias einflößten. Mit ritterlicher Artigkeit hatte er sich hier stumm verabschieden wollen, Flavias Blick forderte mehr als Artigkeit, er forderte Güte, Freundlichkeit und Nachsicht. Ohne es zu wissen, erglänzte sein Auge feuriger als er sich neigte und sehr nachdenklich ritt er danach zurück, um die kurze Strecke durch die Waldspitze zurückzulegen, die ihn noch von der Holländerei trennte. Im Allgemeinen freundlich und gutmüthig

hatte Alban von Lüttow doch eine besondere Aversion vor nervenschwachen Damen, die unter dem Schutze ihrer Kränklichkeit den Himmel selbst zur Hölle zu verwandeln vermögen. Daß Flavia durch ihre krankhafte Laune zu einem Aufenthalte in Doderwel getrieben worden sei, hatte er schon in Erfahrung gebracht. Ihn gelüstete es, sie dafür mit Hohn zu strafen. Seine böse Absicht erlosch vor ihrem Blicke, gleichzeitig aber warnte ihn sein Verstand vor dem Einflusse dieses Wesens, das merkwürdigerweise eine Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hatte wie er sie noch nicht kennen gelernt. Alban war ein Sonderling unter Seinesgleichen. Er hatte das Ansehen eines Denkers zwischen denen, die das Leben leichter nehmen als alle übrigen Männer. Mancher Mensch macht mit jedem Worte, das er weiß, Staat. Zu denen gehörte Alban durchaus nicht. Er hatte viel mehr gelernt als er zu wissen nöthig hatte, allein er behielt seine Weisheit für sich. Die gedrückten Vermögensverhältnisse seiner Familie hatten ihm eine gewisse Zurückhaltung zur Pflicht gemacht, die bisweilen den Schein einer Schüchternheit annahm und ihn im Vergleich mit andern Offizieren bescheiden erscheinen ließ. Gewiß eine seltene Eigenschaft bei denen, die darauf angewiesen sind mit vollem Muthe jedem Urtheile, gleich einem Feinde, trotz zu bieten. Alban besaß aber noch andere löbliche Eigenschaften. Er liebte seine Schwestern um ihrer ehrenhaften Einfachheit und Arbeitsamkeit willen. Er stellte seine Schwestern höher als die Damen der modernen Gesellschaft. Er erkannte besonders Leonas Werth und die Furcht vor einem ewigen Unglücke dieses theuern Mädchens hatte ihn veranlaßt Urlaub zu nehmen und sich zum Vermittler in der höchst sonderbaren Freiwerberei des Doderweler Lüttow für seinen Sohn Luitpold aufzuwerfen. Noch wußte Alban nichts von den freundschaftlichen Annäherungen dieses jungen Mannes, noch wußte er nichts von seinen täglichen Besuchen in der Holländerei seit den letzten acht Tagen; er mußte also annehmen, daß es ein Staatsstreich des Herrn Better von Lüttow war, der des Geheimraths Familie so arg schrecken sollte, wie es nöthig war, um in aller Eile ein Bündniß zu schließen, welches Leonas ganzem Wesen zuwider sein mußte. Davor sollte sie behütet werden. Er ritt eiligst nach Erlossen, den Brief in der Tasche und die gemessensten Befehle seiner consequent sparsamen und vernünftigen Frau Mama in der verschwiegenen Brust. Seine Frau Mama fand nämlich den übermüthigen Ton des Heirathsvorschlags ganz in der Ordnung und war der Meinung, daß Leona den Luitpold von Lüttow

auf alle Fälle heirathen müsse, um nur erst über den größten Berg der Sorge fort zu kommen. Sie berechnete ganz richtig die Folgen einer Heirath, die ihr den größtmöglichen Vortheil bringen konnte, wenn Leona ihren Anordnungen so pflichtschuldigst Gehorsam leistete wie bisher. Obwohl die Geheimrätin von Lüttow keinesweges eine herzlose und gemüthlose Frau genannt werden konnte, so hatte doch die Last des Lebens sie zu einer Consequenz in ihren Berechnungen geleitet, die bisweilen mit den liebevollen Gesinnungen einer Mutter sehr in Widerspruch standen. Von der Consequenz bis zur Herzenshärte ist's nur ein kleiner Schritt. Alban kannte Leona und er kannte seine Frau Mama. Nicht daß er fürchtete, Leona würde aus Opferwilligkeit einwilligen die Gattin eines Beters zu werden, der sie gar nicht zu schätzen wußte, nein, er befürchtete eine Anwendung troziger Verzweiflung von ihrer Seite. Dazu kam noch, daß ihm Luitpold von Lüttow als ein Mann geschildert worden war, der mit einer glänzenden Verstandesbildung viel Kälte und Geistesüberhebung verbinden sollte. Man nannte ihn unreif und unfertig, ungemüthlich und anmaßend. An solchen Mann seine Schwester Leona verheirathet zu sehen, verursachte ihm Grauen. Gerade Leona mußte von Liebe und Güte getragen und gehoben werden, damit sie nicht der Qual einer Selbsttyrannie erlag.

Unter den besten Vorsätzen für ihr Wohl hatte er also seine Reise zu ihr angetreten und er fand sich sonderbarer Weise kühl und zerstreut, als er sich der Linde näherte, wo Leona mit ihren Schwestern saß. Er hatte Lust seinen Eifer zu belächeln und sich der romantischen Gefühlsübertreibung zu beschuldigen, indem er aus der Ferne die ruhige Friedlichkeit einer Thätigkeit beobachtete, die Leona zur andern Natur geworden zu sein schien. Thorheit seiner Phantasie schien ihm sein Widerwille gegen eine Verheirathung, die Leona in denselben Ueberfluß zu versetzen vermochte, in welchem ihm die Mutter und Schwester des Bewerbers so eben begegnet waren. Mit einer veränderten Ansicht näherte er sich dem Orte, der ihm bis dahin als ein Asyl des Friedens erschienen war. Der Vergleich zwischen der Pracht und Eleganz, womit Frau von Lüttow-Doderwel reisete und der ärmlichen Einfachheit, welche von Leona und ihren Schwestern festgehalten werden mußte, traf sein Inneres seltsam verwundend. Dieser Vergleich würde ihn jedenfalls verbittert und zu feindseligen Empfindungen verleitet haben, wenn nicht Flavias Blick die Grundlagen seiner Natur erschütterte

hätte. Flavias Augen, die sich nur eine Secunde auf ihn gerichtet, hatten eine große Verwirrung in ihm zu Wege gebracht. Diese Augen begleiteten ihn, sie standen erschreckend hell vor seinem Geiste und je mehr er sich bemühte den bittenden, rührend traurigen Ausdruck derselben zu enträthseln, desto fester prägten sie sich seiner Erinnerung ein. Um seinen wirren Gedanken zu entfliehen, spornte er heftig sein Roß an. Leona sah ihn durch den Wald kommen. Froh überrascht eilte sie ihm entgegen. Er sah sie an. Ihn befremdete die helle Freundlichkeit ihres Wesens. Leona war eine Andere geworden, seit er sie nicht gesehen. Er wußte nicht, daß der Sonnenstrahl der Liebe sie berührt hatte, deshalb befremdete ihn ihre Veränderung.

6.

Die nächsten Stunden verflogen unter dem stürmischen Geplauder, wie es eng verbundene Geschwister nach kurzer Trennung lieben. Im Austausch von Familienerlebnissen gewinnen selbst die wichtigsten Welt-ereignisse die Aufmerksamkeit der Plaudernden nicht. Was nicht in Verbindung mit der Familien- oder Hausgenossenschaft steht, wird nicht beachtet. Selbst Leona gab sich den Berichterstattungen Albans aus der Heimath so gänzlich hin, daß sie vergaß auf die Stunde zu achten, wo Luitpold seinen Besuch zu machen pflegte.

Alban vermied es, aus unerklärlichen Gründen, von seiner Begegnung mit den Damen Lüttow-Doderwek zu reden und Leona fühlte eben so wenig Lust der Freundschaft mit Luitpold zu erwähnen. Erst als der Abend stärker zu dämmern begann, gedachte Leona des veräumten Besuches und sie schauete bekümmert und verstoßen nach dem Waldwege, auf welchem täglich der still ersehnte Gast erschienen war.

Ihre gehobene Stimmung senkte sich allmählich, als er nicht erschien, die Schatten des Ernstes legten sich auf ihr schönes Gesicht und der Ton ihrer Stimme verlor den Klang der lieblichen Heiterkeit. Während ihre Schwestern noch fragten, noch lachten, verfiel sie in jenes trübe Schweigen der Lebensmüdigkeit, das Alban stets so unsäglich weh gethan. Jetzt erst gedachte er seines Auftrages und da er in den verzeihlichen Irrthum verfiel, daß ein äußeres Glück die eben noch flackernde Freudigkeit ihres Geistes heben könne, so entschloß er sich schnell ihr die Mittheilung des

Heirathsprojectes nicht länger vorzuenthalten. Ihr Leben konnte sich dadurch glänzend entfalten. Was dagegen einzuwenden war, blieb ja fraglich und der Versuch, ihr Glück zu gründen, warf immer noch keine Fesseln über sie.

Alban schlang seinen Arm um Leona und führte sie aus dem Kreise der Geschwister fort. Mit schmeichelndem Scherz bereitete er sie auf ein wichtiges Ereigniß vor und ließ dann den Brief des Veters Lüttow-Doderwek in ihre Hand gleiten. „Lies den Brief mit Andacht und Ruhe, Leona,“ sprach er mit zärtlichem Ausdrucke ihre Hände pressend. „Wenn Du meinen Rath nöthig findest, so rufe mich! Der Vater ist höchlich erfreut über die Aussicht, die sich Dir eröffnet und die Mutter läßt Dir durch mich befehlen, „Dein Glück zu würdigen.“ Er lachte bei den letzten Worten und entfernte sich. Das junge Mädchen schaute ihm verwirrt nach. Des Bruders Rede traf sie eigenthümlich, weil sie mit dem Ausdrucke von Härlichkeit auch eine gewisse Laune verband. Von einer innern Unruhe geleitet, die an Bangigkeit grenzte, entfaltete sie das Schreiben so hastig, daß es zerriß. Sie las — sie las noch ein Mal als traue sie ihren Augen nicht und dann schleuderte sie mit einer heftigen Gebärde das unselige Blatt, das alle ihre Träume entheiligte, zu Boden.

„Bin ich eine Waare, die man ertrödeln kann!“ rief sie mit stolzer Entrüstung. „Bin ich ein Handelsartikel, daß man mich einwechseln will gegen ein streitiges Besizthum! O, Ihr reichen Menschen — Schmach über Euch, daß Ihr das arme Mädchen so gering achtet, um das Wort zu wagen: „Gieb mir Dein Kind für meinen Sohn und ich will meine Rechtsansprüche fallen lassen!“ Sie blickte zornig zum Himmel auf als erwarte sie, daß er ein Zeichen seiner Mißbilligung geben sollte. Jetzt glitt die Erinnerung an den Mann, für den man warb, durch ihre Seele, gleichsam beschwichtigend trat Luitpolds Bild vor sie hin — aber ihre Empörung wich nicht. „Heißt es nicht die heiligsten Gefühle der Menschheit entweihen, daß man zwei Menschen an einander ketten will, ohne daß die Herzen derselben unter dem Schleier des süßen Geheimnisses, welches man Liebe nennt, sich einigten? „Und Er —? Wie könnte ich jemals Vertrauen zu dem Manne haben, der mich als Kaufpreis alter Rechte gelten läßt? Nein — fahr' hin, mein süßer Lebenstraum — fahr' hin — es ist vorbei mit allen Träumen, nun ich diese herbe Lehre empfangen habe. Ich will nicht die Gattin eines Mannes sein, der mein Zartgefühl schonungslos ver-

legte — ich will nicht! Wer kann mich zwingen dazu! Niemand auf Erden! Ich will nicht! Mögen sie, die im Ueberflusse zu athmen gewohnt sind, mögen sie diese armfelige Quelle unseres Unterhaltes noch zu dem Reichtume sammeln, welcher gleich einem Strome sie umfließt, mögen sie das Recht erstreiten diese Holländerei Doderwel zuzufügen — ich will nicht die Gattin dessen werden, den —“ sie brach plötzlich in Thränen aus und verhüllte zitternd die Augen, die ihren zornigen Entschlüssen Hohn sprachen. Ungelesen von Leona hatte der kleine Bube Leon schon eine ganze Weile von fern gelauscht und die heftige Seelenaufregung der Schwester beobachtet. Gleich einer schlauen Rake war das Bürschchen vorwärts geschlichen, immer sorgsam bemüht, sich zu verbergen, um unvermerkt bis zu dem weggeworfenen Briefe zu gelangen, der seine Neugier reizte. Leon hörte jedes Wort, das von Leonas Lippen floß, aber er verstand den Sinn der Rede nicht. Als sie ihre verrätherischen Augen verhüllte, als sie in sich blickte und mit tiefem leidenschaftlichem Schmerze gewahr wurde, daß das Tageslicht von ihrer Zukunft weichen und ewige Nacht dieselbe decken werde, wenn sie Luitpold verwarf, da schlüpfte der kleine Bursche innerlich jubelnd hervor, ergriff das am Boden liegende Papier und — husch — war er weg, ins Gebüsch hinein.

Hoch auf, wie eine Siegesfahne, hielt er das flatternde Blatt, während er sturmbewegt den Pfad einschlug, der nach Doderwel führte. Er hatte nichts Anderes im Sinne als diesen Brief, den er für eine Veranlassung von Leonas Thränen halten mußte, seinem guten Freunde Luitpold ins Gesicht zu schleudern, weil er annahm, daß derselbe trotz seines Versprechens die Holländerei haben wollte. Stolz schritt der Knabe dahin. Sein Auge flammend auf das schändliche Papier gerichtet, dessen Schrift er nicht entziffern konnte, sah er nicht um sich, gewahrte also seinen Freund Luitpold, den er eben grimmig haßte und verachtete, nicht eher, bis dieser, aus einem Seitenpfade tretend, ihn mit lautem Halloh anrief.

Da stand der kleine Mensch, blutroth vor Aerger, bebend vor innerem Grimme. Luitpold betrachtete ihn erstaunt. Was war dem Knaben geschehen? Der Knabe ließ ihn nicht lange warten auf eine sehr deutliche und verständliche Erklärung.

„Pfui — schäm' Dich, Better Luitpold — Du bist kein Mann von Ehre!“ sagte er keck und faßte den Brief fester als wisse er, was es heiße das Document eines Beweises zu bewahren. „Du hast nicht Wort

gehalten! Du hast gelogen, als Du mir sagtest, daß wir niemals aus der Holländerei verjagt werden sollten — Du hast Gott angerufen dabei und hast doch gelogen — schäm' Dich!“

Als Luitpold, etwas erstaunt, ihn stumm betrachtete und nicht recht wußte wie er seinen Ausfall nehmen sollte, fuhr er fort: „Versuche nicht zu läugnen, Better Luitpold — hier steht es geschrieben und Leona war fürchtbar aufgereggt als sie es gelesen hatte — jetzt weint sie — und Du allein bist schuld daran!“

„Laß mich erst lesen, was auf dem Papiere steht, mein Kleiner,“ antwortete der junge Mann keineswegs ruhig, obwohl er sich den Anschein vollkommener Gleichgültigkeit gab. Er erwartete nach Leons Vorwürfen einen gerichtlichen Angriff der Sache, die schon vollkommen beseitigt war. Der Knabe, noch unverzöhnt, weigerte sich den Brief herauszugeben. „Gieb Dir keine Mühe, Better Luitpold — ich lasse mich nicht wieder anführen von Dir,“ sagte er mit einem Anfluge von ledem Scherze. „Du hast einmal gelogen, nun glaube ich Dir nie wieder.“

Luitpold beugte sich zu ihm nieder und blickte scharf und ernst in seine Augen. „Sieh mich an, Leon,“ sprach er fest, „sieh mich an! Sehe ich aus wie ein schlechter Mensch?“

„Nein!“ war des Knaben Antwort, indem er bestürzt einen kleinen Schritt zurückwich.

„Sehe ich aus wie Einer, dem Lügen Freude machen kann?“ fragte Luitpold weiter und zog den ängstlich werdenden Kleinen näher an sich.

„Nein!“ lautete seine zweite Antwort. „Aber Leona weinte und Leona sagte zwei Mal, daß Du die Holländerei nur nehmen solltest. Und dann weinte sie, als sie gesagt hatte „Ich will nicht! Wer kann mich zwingen — ich will nicht!“ Ja, es ist gewiß wahr, Better Luitpold, das hat Leona wirklich gesagt!“

Dem jungen Manne wurde eigen schweiß zu Sinne. Er mußte wissen, was in dem Briefe gestanden, der solche Worte hervorgerufen.

„Gib mir den Brief, kleiner Better,“ bat er eilig. „Du sollst ihn gleich wieder haben.“

Leon versteckte die Hand mit dem Briefe, ein sicherer Beweis, daß er dem Frieden nicht recht traute.

„Wenn ich Dir nun fest versichere, daß Du im Irrthume bist, daß von der Holländerei gar nicht die Rede sein kann, glaubst und vertraust Du mir auch dann nicht, mein Zunge?“ fragte Luitpold sanftmüthig. Etwas entwaffnet blickte Leon zu ihm auf und brachte

noch unschlüssig, aber doch willfähriger die Hand mit dem Briefe wieder zum Vorscheine.

„Sag' „Auf Ehre“, Better Luitpold, dann will ich Dir glauben!“ erklärte er. Luitpold gewährte ihm sein Verlangen und hielt gleich darauf das Schreiben in der Hand. Sein Staunen überstieg alle Grenzen, als er seines Vaters Schriftzüge erkannte und aus dem Inhalte ersah, wozu sich der sonst so zartsinnige, gute Mann durch seine Uebereilung hatte verleiten lassen. Er sah ein, daß der Vorschlag, die Sache durch eine Heirath auf ewig beizulegen, immer etwas Verlegendes für ein Frauenherz haben mußte, allein hier in diesem Falle, wo mit systematischer Leichtfertigkeit die Heiligkeit eines Bündnisses behandelt war, das des Lebens höchstes Glück in sich fassen muß, hier mußte sich das reine Mädchenherz Leonas empört fühlen. Glücklicherweise wußte Luitpold immer das Rechte zu finden. Er nahm Leon an die Hand und führte ihn eiligst zu dem Plage, wo Leona, zwar etwas gefasster, aber immer noch unsäglich betrübt, einsam weilte. Bei dem Geräusche, welches die Tritte der Beiden verursachte, fuhr das Mädchen schreckhaft zusammen und nahm eine entschiedene Miene an.

Luitpold trat mit der vollen Macht der wahren Empfindung vor sie hin. „Ich bringe Ihnen einen Verräther,“ sagte er bewegt. „Leon hat mir diesen Brief als eine Anklage zugebracht — konnten Sie glauben, daß ich mit der Unbesonnenheit meines sonst seelenguten Vaters einverstanden war, Leona? Ich wußte nichts davon! Gott sei Dank, daß der Knabe den Verräther machte — mein ganzes Lebensglück stand auf dem Spiele! Kannten Sie mich wirklich noch nicht genug, um mich nicht sogleich von einem Schritte zu trennen, der fast unverzeihlich ist? O Leona — Leona!“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Ein Vorschlag zur Begründung einer neuen Creditgesellschaft.) Das wahre Gefühl, die Zuneigung und Aufopferungsfähigkeit verschwinden immer mehr und mehr aus der Welt und was sich unter der Maske dieser schönen, hochtönenden Namen breit macht und an uns heranbrängt, ist selten mehr als Habgucht und Eigennutz.

Verscheidene Menschen wagen kaum mehr Gutes zu thun, denn Dank den geschwätigen Zeitungen, welche Alles belauern

und ausplaudern, kann die rechte Hand ohne einen entschieden bösen Willen gar nicht mehr ignoriren, was die linke thut und giebt.

Es läßt sich auch gar nicht läugnen, daß heutzutage die Aufopferung meistens in so unverthämter Weise zur Schau gestellt wird, daß ein zartfühlender Mensch erst zweimal überlegen muß, ob er seinen Nächsten retten soll oder nicht.

Wenn man über Alles dies gehörig nachdenkt, so gelangt man nach und nach zu dem Resultate, daß man von Jedem ungeheuer verachtet werden würde, wenn man laut sagen wollte:

- 1) daß man von einem Freunde Geld borgen wolle;
- 2) daß man um seiner selbst willen geliebt werde;
- 3) daß man eine Frau ohne Mitgift heirathe, die um unferretwillen eine reiche Partie ausgeschlagen, u. s. w. u. s. w.

Wir finden es deshalb ganz an der Zeit, diesen Stand der Dinge einigermaßen zu ordnen und machen deshalb ganz offen folgende Vorschläge:

Artikel I. Der Egoismus wird wieder zu Ehren gebracht. Von diesem Tage an ist es eine ausgemachte Sache, daß der Egoist eigentlich von allen Menschen das meiste Herz besitzt, da er doch ohne Zweifel sich selbst liebt, während es durchaus nicht erwiesen ist, daß seine Gegner ihre Nebenmenschen lieben.

Hier ergibt sich übrigens ganz naturgemäß eine kleine Theorie.

Die Nächstenliebe, selbst angenommen, daß sie aufrichtig sei, ist in Wirklichkeit nichts so sehr Verdienstliches. Ist es doch allbekannt, daß der Nächste sich uns stets nur von seiner besten und verlockendsten Seite zeigt. Will er unsere Sympathie hervorrufen, so ist er sanft, zuvorkommend, höflich, liebenswürdig, ehrbar — er verbirgt sorgfältig seine Fehler und läßt seine Tugenden vor uns strahlen. Unter diesen Verhältnissen ist es gar nicht schwer ihn zu lieben und das gleichgiltigste, kälteste Herz empfindet ohne Mühe eine zärtliche Regung.

Aber sich selbst lieben, das heißt ein Wesen, welches sich uns gegenüber nicht verstellt, welches wir gewohnt sind im tiefsten Negligé zu sehen, von dem man alle Schlechtigkeiten, alle bösen Neigungen, alle üblen Gedanken kennt, welches keine großmüthige Handlung vollbringt, ohne uns zugleich die dabei vorhandene Berechnung zu zeigen, ein Wesen, welches zu Zeiten ungemein lächerlich, wenn nicht gar gehässig in unseren Augen erscheint — dieses Wesen zu lieben, über Alles zu lieben, dazu gehört gewiß ein gefühlvolles, großes Herz, welches vieler Liebe fähig ist.

Ich gehe nun zum zweiten Artikel meiner neuen moralischen Constitution über:

Artikel II. Die Freundschaft, als Gefühl betrachtet, wird abgeschafft.

Artikel III. Sie wird, als sociale Nothwendigkeit betrachtet, durch eine Commanditegesellschaft ersetzt, deren Stammkapital nachträglich festgestellt werden soll.

Artikel IV. Die neue Unternehmung wird den Titel annehmen: Der Universalfreund, Creditgesellschaft des Herzens.

Artikel V. Der „Universalfreund“ wird es sich zur Aufgabe machen, Jedem, der ihn mit seinem Vertrauen beehren will, alle Dienste zu erweisen, welche man sonst berechtigt war von einem Freunde zu erwarten.

Artikel VI. Die Preise werden seiner Zeit bekannt gemacht werden.

Motto: Schnelligkeit, Verschwiegenheit, Hingebung.

Die Gesellschaft wird unter die Oberleitung einer Rathes von aus der Öffentlichkeit zurückgezogenen Menschenfreunden gestellt. Die Agenten werden vorzugsweise unter solchen Menschen gewählt, die durch Schmerzen und Kummer ein gefühlvolleres Nervensystem bekommen haben und dabei ein gewisses Mißtrauen, die Furcht trüber Erfahrungen, besitzen, welches sie abhät ihre Zuneigung Einzelnen zu schenken.

Diese Agenten haben die Bestimmung die Klienten der Gesellschaft zu trösten, zu belustigen, zu zerstreuen, mit ihnen zu reisen, ihnen als Secundanten zu dienen u. s. w. — mit einem Worte, ihnen das zu ersetzen, was sie bis dahin ihre Freunde genannt.

Sie bekommen ihren fixen Gehalt; bloß die, welche sich einem speciellen Zwecke widmen sollen, werden extra bezahlt.

1. Beispiel. Jemand hat ein Duell. Die Wahl der Secundanten bringt ihn in Verlegenheit und übrigens möchte er auch Niemandem dafür Dankbarkeit schulbig sein. Er gibt der Gesellschaft seinen Auftrag nebst einer Note von 20 Thalern. Sofort werden ihm zwei wohlgekleidete Zeugen zugesandt, welche je nach seinem Belieben die Sache beilegen oder nicht. Haben sie einen Adelstitel, so kosten sie natürlich mehr. Nach dem Duelle kennt man sie nicht mehr.

2. Beispiel. Jemand hat die Gewohnheit jeden Morgen mit einem Freunde zu frühstücken. Indessen findet man diesen Freund zuweilen unausstehlich, weil er stets heiter ist, wenn man sich eben traurig fühlt. An den Tagen, wo man aufgelegt wäre von ernstlichen Dingen zu sprechen, erzählt er Theateraneddoten; hätte man dagegen Lust von etwas Amüsantem zu plaudern, so spricht er von der Ewigkeit und der Unbeständigkeit alles Irdischen.

Die Gesellschaft ist da, um einem aus der Verlegenheit zu helfen. Man braucht nur jeden Morgen dem General-Secretär einen genauen Bericht zu übersenden, über die geistige Disposition, in der man sich befindet und die Art der Unterhaltung, die einem erwünscht wäre. Dann liefert die Gesellschaft einen ihrer Beamten, welcher vollkommen dem Programme entspricht, das man selbst vorgezeichnet hat. Er frühstückt mit euch, und hat sich am nächsten Tage eure Laune geändert, so schickt man euch einen andern, der dafür paßt. Soll er euch duzen, so müßt ihr eine etwas höhere Taxe bezahlen.

3. Beispiel. Ihr wünscht eine Reise zu machen; Jedermann weiß, daß die Wahl eines Reisegefährten zu den schwierigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens gehört, denn die Reise ist eine fast ebenso intime Vereinigung wie die Ehe und die Unvereinbarkeit des Geschmacks ist eben so schlimm hier

wie da. Kennt euer Freund immer das Land, welches Ihr bereisen wollt? Findet er Geschmack an der antiken Kunst, wenn ihr Italien besuchen wollt? Hat er Gefühl genug, um für die alten Burgruinen zu schwärmen, wenn ihr in Deutschland bleibt? Scheut er die Hitze, wenn ihr nach dem Süden wollt? Leidet er von der Kälte, wenn es euch nach dem Norden zieht?

Sicherlich kann der Gefährte einer Reise nach Italien in keiner Weise dem Reisegefährten durch Deutschland gleichen und Jemand, der euch in Rom sehr interessant erschien, wäre euch am Rheine graden unausstehlich.

Das Stück ist nicht mehr dasselbe, die Decoration nicht mehr dieselbe, so muß auch die Rolle anders besetzt sein. Was aber nun thun, wenn die Wanderlust kommt und man doch nicht gern allein hinausziehen möchte?

Hier hilft wieder die Gesellschaft. Sie schickt einen ausgezeichneten Psychologen, der euer Temperament, eure Neigungen, Befähigung und vor allen Dingen die Beschaffenheit eures Nervensystems studirt und dem Generalsecretär einen Bericht darüber abstattet, welcher nach diesen Anweisungen einen Reisegefährten nach euren Bedürfnissen und nach dem Lande, welches ihr bereisen wollt, auswählt.

Mit ihm habt ihr keinen Streit zu fürchten, denn es wird erst nach der Rückkehr bezahlt. Er wechselt nicht seine Gesinnung; wenn ihr krank seid, pflegt er euch wie eine Mutter; wenn man euch angreift, ist er zur Vertheidigung bereit. Als ein weiser Cicerone wird er euch voll Gelehrsamkeit und Verstand die Kunst- und Alterthumschätze zu erklären wissen, welche ihr zusammen betrachtet. Bekommt ihr fern vom Vaterlande das Heimweh, so wird er euch wiederherstellen und euch beweisen, daß ihr in ihm ein hingebendes Herz besitzt, welches euch in Allem zu verstehen und zu trösten weiß, und habt ihr der Gesellschaft den ersten Preis anstatt des zweiten oder dritten bezahlt, so wird er für euch jene zarten, wohlthuenden Worte zu finden wissen, die einem fern von der Heimath und den Lieben so angenehm in die Ohren klingen, während man mit Befriedigung die Hand des Freundes drückt.

4. Beispiel. Ihr seid Dreizehn zu Tische, das ist fatal. Die Gesellschaft liefert Euch einen Bierzehnten. Es ist dies ein Mann in gesetztem Alter, der mit vieler Würde im schwarzen Frack und der weißen Cravatte einherschreitet; er ist schweigsam, ist viel, hört nicht, was um ihn her gesprochen wird und wenn er es zufällig hört, so vergißt er es doch sofort. Beim Dessert geht er fort, ohne erst die Cigarren abzuwarten.

5. Beispiel. Dieses fünfte Beispiel zeigt uns vielleicht noch besser als die vorherigen den moralischen Zweck und praktischen Nutzen der Creditgesellschaft des Herzens. Bisher haben wir bloß gezeigt, wie die Unternehmung die materiellen Dienste leistet, welche man gewöhnlich von der Freundschaft beansprucht, ohne uns mit den Gefühlen zu beschäftigen. Nun wird ihre Mission jedoch noch größer und erhabener. Sie hat den Lebenslustigen zerstreut und unterhalten, sie kann aber auch den Betrübten trösten.

Wenn, was der Himmel verhüte, ihr jemals einen großen Kummer gehabt, so habt ihr auch gewiß empfunden, um wie viel bitterer der Schmerz ist, wenn man ihn in sich zurückdrängen muß und mit Niemandem theilen kann. Dann wird der Gram stumm, thränenlos und nagt oft so an dem Innern des Menschen, daß schon mancher Unglückliche wahnsinnig geworden ist, weil er nicht weinen konnte.

Und wie oft zieht sich der Schmerz in sich zurück bei dem Anblicke eines gleichgiltigen, mit andern Dingen beschäftigten Freundes; wie oft empört er sich bei einem Worte banaler Theilnahme! Wie oft sind auch unsere Leiden der Art, daß die Welt sie nicht versteht und auf unsere Verzweiflung, unseren Lebensüberdruß nur lächelnd sagt:

„Bah, Du bist ein Kind, das wird vorübergehen; ich habe noch ganz andere Dinge erlebt und bin nicht davon gestorben!“

Und doch bedürfte man grade in solchen Augenblicken eines mitleidenden Herzens, man möchte sich in die Arme eines Freundes stürzen und seine Thränen mit den untrigen fließen sehen.

Nun gut — dieses Herz, diese Arme, diese Thränen liefert die Gesellschaft sehr gern dem, welcher ihrer bedarf. Man braucht keinen gleichgiltigen, banalen Freund, keinen zurückgebrängten Schmerz mehr zu fürchten. Bei dem ersten Schicksalstoße, dem ersten Leid schreibt man an den „Universalfreund“: er besitzet für derartige Bedürfnisse tröstende Gefährten, welche gleich den Reisegesellschaftlern je nach ihrer Beschaffenheit bezahlt werden. Diese discreten und lebenswürdigen Menschen weinen mit euch, rufen euch zu: „Muth, mein Freund, Muth!“ und wissen so rührende, aus dem Herzen kommende Wort zu finden, daß sie den erleichternden Born der Thränen fließen machen, mag dies auch noch so schwer sein.

Extraverdüstungen oder was man Trinkgelber nennt, werden nicht bezahlt.

Ich könnte die Beispiele vervielfältigen, aber zu was? In diesem Jahrhundert, wo man die Hand durch die Maschine ersetzt hat, warum sollte man da nicht auch das Herz durch eine Creditgesellschaft ersetzen? Es würden sich noch manche Vortheile hieraus ergeben ohne die, welche wir schon aufgezählt haben.

Wenn ein Freund uns täuscht und verräth, müssen wir unsere Beschämung und unseren Schmerz schweigend ertragen, denn es gibt kein Tribunal, welches uns in solchen Dingen Genugthuung gewährt. Bei einer soliden, gutsituirten Gesellschaft hat man nichts Derartiges zu fürchten.

Der Gerant derselben ist verantwortlich und jede Täuschung des Herzens gäbe uns das Anrecht, eine gerichtliche Strafe und eine Geldentschädigung zu verlangen.

Viele werden diesen Vorschlag als paradox verschreien, aber vielleicht werden grade diese die ersten Actionäre der Creditgesellschaft des Herzens sein!

—r.

(Ein interessantes Opfer.) Herr B., ein reicher Kaufmann aus Bordeaux, welcher sich vor Kurzem nach Paris begeben hatte, um dort einige Geschäfte abzumachen und dort bei einem alten Freunde logirte, hatte sich eines Abends in das Theater

Porte St. Martin begeben. Nach beendigter Vorstellung hielt er sich noch einige Augenblicke in einem Café auf und es war ungefähr ein Uhr Morgens, als er sich auf den Nachhauseweg begab.

Er befand sich nur noch einige Schritte von seiner Wohnung entfernt, als er in dem Winkel eines Thorweges eine zusammengelauerte menschliche Gestalt bemerkte, welche laut schluchzte und weinte. Als er, von Mitleid ergriffen, näher hintrat, bemerkte er, daß es ein junges Mädchen war, die, dürftig bekleidet, dort so in ihrem Schmerze versunken saß, daß sie die Annäherung des Fremden anfänglich gar nicht zu bemerken schien. Der gutmüthige alte Herr fragte sie voll aufrichtiger Theilnahme nach der Ursache ihres Kummers und drängte, als sie sich zuerst weigerte zu antworten, immer freundlicher mit Fragen in sie, so daß das unglückliche Wesen endlich unter heißen Thränen gestand, sie habe vor etwa vierzehn Tagen das elterliche Haus heimlich verlassen, um einem jungen Manne zu folgen, den sie liebte und dessen Ueberredungskünsten es gelungen war, sie von ihren Pflichten abwendig zu machen, worauf er sie nunmehr schmählich verlassen und dem äußersten Elend preisgegeben habe. Während das arme Mädchen diese rührende Erzählung vortrug, schien sich ihr Gram zu verdoppeln und sie verfiel in eine derartige Schwäche, daß der mitleidige alte Herr es nicht über sich gewinnen konnte, sie in diesem kläglichen Zustande zu verlassen, sondern die Arme bei der Hand nahm und in seine Wohnung führte. Als sie hier wieder ordentlich zur Besinnung gelangte, erfuhr er, daß sie seit zwei Tagen fast gar nichts gegessen habe. Mächtig gerührt von so viel Unglück klingelte er hierauf an der Thür zu dem Zimmer seines Freundes, weckte diesen, erzählte ihm sein Abenteuer und bat ihn dringend um etwas zu Essen für seinen interessanten jungen Schützling.

Der erfahrenere Freund schüttelte hierzu den Kopf und meinte, sein Gast habe sich wohl am Ende von irgend einer schlaunen Intrigantinnen anführen lassen; er wollte selbst das unglückliche Mädchen sehen, allein als die Beiden in das Zimmer des alten Herrn traten, fanden sie dasselbe leer — die kummervolle Verlassene hatte versucht sich selbst zu trösten und zu stärken, indem sie mit der goldenen Uhr und dem Portefeuille ihres Beschützers verschwunden war, ohne daß es gelungen wäre, ihrer wieder habhaft zu werden.

—r.

(Ein gefangener Liebhaber.) Einem Eisentändler in Wien, das heißt nämlich einem Eisenhändler, der nur mit altem Eisen handelt, der es aber trotzdem zu einem ganz netten Vermögen gebracht hatte, wurde die Nachricht hinterbracht, seine einzige Tochter habe allabendlich in der Dunkelstunde in dem langen Durchgange, der zu seinem Geschäfte führte, zärtliche Zusammenkünfte mit einem Liebhaber. Der Vater eilte zornentbrannt zu der Tochter, suchte und tobte wie ein Bühnenthyrann und bedrohte die Tochter, welche sich hartnäckig weigerte zu sagen, wer ihr Geliebter sei, mit allem möglichen Schrecklichen, was über sie und ihren Galan ergehen sollte. Doch was klümmert sich die Liebe um väterliche Drohungen? Die Rendezvous in dem Durch-

gange währten fort, nach wie vor, und der gehässige Spion tröpfelte aufs Neue Gift in die Ohren des Vaters, der nunmehr beschloß, um jeden Preis den Liebhaber in seine Hände zu bekommen und Rache an ihm zu nehmen. Was thut der erfinderische Eisentandler?

Er suchte aus seinem Eisenkram ein altes, verrostetes Fuchseisen hervor, machte dies wieder zurecht, so gut es gehen wollte und stellte es in dem engen Durchgange, der von Niemandem als solchen, die zu seinem Geschäfte wollten, betreten wurde, zu der Abendstunde auf, wo gewöhnlich der Geliebte zum Rendezvous zu erscheinen pflegte.

Lächlich legte er sich dann auf die Lauer und siehe da, es dauerte nicht lange, so hörte er einen kläglichen Schmerzschrei; er eilte hinzu und fand richtig den unglückseligen Liebhaber in dem Eisen gefangen, mit zerschmettertem Schienbein am Boden liegen. Darüber wurde es dem grausamen Vater doch schmähsch anständig; der Gefangene, ein armer Schneidergeselle aus der Nachbarschaft, bedrohte ihn schwer mit Verklagen, Gefängniß, Schmerzensgeld und allem Möglichen und der Vater, der nun wohl sah, daß er viel zu weit gegangen und daß dies sehr unangenehme Folgen für ihn haben könne, wurde dabei ganz windelweich und gab Alles nach, was ihm auch der Verwundete für Bedingungen stellte.

Der Schneidergeselle, dessen Zukunftsaussichten bisher nicht sehr glänzend gewesen waren, wurde als anerkannter Schwiegersohn in das Haus des Schwiegervaters transportirt, geheilt und gepflegt. Freilich wird er zeitlebens ein lahmes Bein behalten, aber dafür bekommt er eine hübsche und vermögende Frau und soll später das Geschäft des Schwiegervaters übernehmen; die Hochzeit wird schon in den nächsten Tagen stattfinden.

(Eine fromme Prinzessin.) In Paris gehört es bekanntlich in den eleganten Kreisen ebenso zum guten Tone, die Predigten zur Advent- und zur Fastenzeit zu besuchen, als es dazu gehört, eine Loge in der italienischen Oper zu haben. Doch gibt es auch noch Frauen, welche nicht durch die Mode, sondern durch wirkliche Andacht und echte Frömmigkeit bewogen werden, die Stätten der Erbauung zu besuchen, und unter diesen wahrhaft frommen Damen steht obenan die Prinzessin Clotilde, die Gemahlin des Prinzen Napoleon, welche unermüdlich und eifrig betet, vielleicht um die zu geringe Frömmigkeit ihres Gatten dadurch wieder gut zu machen.

Während der letzten Adventzeit erzählte die Prinzessin ihrem Gemahle beim Diner auf seine Frage, wie sie ihren Tag zugebracht habe, Folgendes:

„Ich fuhr zuerst in die Mabelainekirche, um die Messe und die Predigt anzuhören, indessen war nur ein mittelmäßiger Prediger da, was mich jedoch in meiner Andacht nicht störte. Von da fuhr ich in das Faubourg St. Germain, um der Gräfin A. einen Besuch abzustatten, da die gute Dame schon seit längerer Zeit leidend ist. Dabei führte mich mein Weg an der

Kirche St. Clotilde vorbei und ich konnte nicht widerstehen, ich mußte auf einen Augenblick hineingehen; obgleich grade nicht gepredigt wurde, waren doch sehr viele Leute darin. Auf dem Rückwege besuchte ich auch die Kirche St. Germain des Prés, wo ich zu meiner Freude einen recht guten Prediger hörte. Dann wollte ich doch auch an der Kirche des heiligen Rochus in der Rue St. Honoré nicht vorbei, ohne nur einmal hineinzubliden; ich ging jedoch gleich wieder fort, da eben ein deutscher Prediger auf der Kanzel stand.“ Der Prinz Napoleon hörte sich diesen Bericht der frommen Königstochter mit stillem Lächeln an, dann sagte er in seiner ruhigen Weise: „Weißt Du was, Du kommst mir vor wie die Trunkenbolde, die an seiner Schenke vorbeikönnen, ohne einzukehren.“

—r.

(Aus dem Leben einer Künstlerin.) Vor bald hundert Jahren entzückte die Sängerin Cazzoni ganz England durch ihre wundervolle Stimme und das Feuer ihres Spiels; sie hatte unzählige Anbeter trotz ihrer fast unförmlichen Corpulenz, ihres gewöhnlichen Gesichts und ihres extravaganten Benehmens, die sich alle bestrebten, ihr Gold und Juwelen in reichem Maße zu Füßen zu legen. Bei etwas vernünftiger Sparsamkeit und Voraussicht hätte sie trotz ihres glänzenden Lebens noch Millionärin werden müssen, aber sie warf Gold und Silber zum Fenster hinaus und starb im äußersten Elende auf einem Strohlager.

Eines Abends im Jahre 1789 hatten zwei Musikfreunde, welche von den traurigen Verhältnissen des in den Staub gestürzten früheren Idols gehört, die freundliche Absicht, ihr einigermaßen zu Hilfe zu kommen.

Sie suchten die Cazzoni auf und fanden sie in einer elenden Wohnung, von Schmutz und Lumpen umgeben, ganz stumpfsinnig und kaum im Stande ein Wort auf ihre Aureden zu erwidern. Endlich gestand sie den beiden unerwarteten Helfern, daß sie seit mehreren Tagen nichts gegessen, weil es ihr an einem Penny gefehlt habe.

„Kommen Sie mit uns in das nächste Wirthshaus,“ sagten die beiden Herren mitleidig, wir wollen Sie mit einem gebratenen Huhn und dem besten Porter bewirthen, der in London zu haben ist.“

„Nein,“ entgegnete die Cazzoni, „ich habe nie durch Jemand Anderen als mich selbst das Menu und den Ort meines Diners bestimmen lassen.“

Die beiden Besucher entschuldigten sich wegen der großen Freiheit, die sie sich genommen, entfernten sich und ließen zwei Guineen zurück. Sie hatten den Rücken noch kaum gewendet, als sie die Künstlerin zu einer zerlumpten Stubengefährtin sagen hörten:

„Lauf schnell zu meinem Weinhändler; er ist der einzige, der echten Tokayer hat. Er verkauft ihn die Flasche zu zwei Guineen. Bezahle ihn ohne erst zu handeln, denn dies nützt nichts; aber ich denke, er wird Dir nicht verweigern, ein Bröbchen zuzugeben.“

—r.

Allgemeine Mode-Zeitung



No. 6.

Redacteur:
Dr. A. Diezmann.
Leipzig.

1865.

Verlag:
Baumgärtner's
Buchhandlung.
Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Fehlgeschossen!

Novelle
von
Ernst Friese.
(Schluß.)

Zitternd vor Glück, ihn, den sie über Alles liebte, freisprechen zu können, stand das junge Mädchen da und faltete bußfertig die Hände zusammen. Wieder brachen die Thränen aus ihren Augen, aber es waren Freudenthränen.

„Ich war empfindlich —“ sagte sie kaum hörbar — „der arme Mensch ist leichter verletzt als der reiche — die Bitterkeit der steten Entfagung demüthigt den Armen, während die Befriedigung im steten Glücke den Reichen übermüthig macht —“

„Sollte kein anderes Motiv Ihrem gerechten Zorne zum Grunde liegen, Leona?“

Das Mädchen sah fragend zu ihm auf.

„Sie sind stolz von Natur — Ihres Vaters Charakter widerspiegelt sich in Ihnen.“

„Ist mein Vater stolz?“ fragte Leona fast zu naiv.

„Mein Vater behauptet, daß er ihm die Mesalliance mit meiner lieben Mama nicht verzeihen kann.“

„Ihr Vater ist im Irrthum! Ich hörte aus seinem eigenen Munde die Wahl Ihres Vaters preisen.“

„Woraus erklären Sie mir dann die Entfremdung zwischen Beiden?“

Ein schüchternes Lächeln zuckte über Leonas Ge-

sicht. „Mangel an Zeit — Mangel an Geld — da haben Sie die Erklärung, warum mein Vater nicht schreibt und nicht reist.“

„Von solchen Sorgen hat mein Papa allerdings nichts zu leiden,“ sprach Luitpold heiter.

„Wissen Sie, daß Alban, unser Aeltester, mir den Brief gebracht hat?“ fragte Leona abweichend.

„Mir ahnte es, da meine Mutter und meine Schwester ihm im Walde begegnet sind.“

Ueberrascht fuhr das junge Mädchen auf.

„Hat Ihnen Alban nichts davon gesagt? Ich kam, um Flavias Besuch auf morgen früh anzumelden — nehmen Sie das arme Mädchen in Kur und lehren sie demselben, wie man das Leben durch Thatkraft veredelt.“

„O nein — o nein — lassen Sie der zarten Blume ihr duftiges Dasein,“ entgegnete Leona heftig, „der schönste Theil der Weiblichkeit versiegt mit der Thatkraft, die der Frau zur Nothwendigkeit geworden ist. Es liegt ein himmlischer Reiz in der Bemühung das Leben eines Mannes zu verschönen, aber die harte Arbeit für ihn ernüchtert uns. Lassen Sie Flavia nie ahnen, daß unsere Thätigkeit eine Nothwendigkeit ist, sie würde dies Sklaventhum der Armuth nicht begreifen und davor zurückschaudern.“

Luitpold lächelte. „Haben Sie noch nie von dem Märchen gehört, worin eine Prinzessin vor Sehnsucht nach dem schwarzen Brote des Hirtenknaben krank wird? Flavia dürstet nach Thätigkeit wie jenes Prinzessen nach der verbotenen Kost.“

„Ja, ja — das ist die Geschichte vom verbotenen Apfel, der Ursache wurde, daß wir im Schweiß unsers Angesichtes unser Brot essen müssen.“

„Sie tragen die Bürde Ihres Lebens mit Unmuth,“ sagte Luitpold.

„Ja,“ antwortete sie ehrlich. „Haben Sie dies erst jetzt erkannt? Hier bin ich glücklich, denn die Conflictc zwischen Wollen und Nichtkönnen hegen mich nicht zu Tode. Dort in der Stadt bin ich unerträglich — ich fürchte meine Seele ist gelähmt vom Drucke der Sorge. Man legte mir zu viel auf die jungen Schultern und die stete Selbstbeherrschung tödtete die Jugend in mir.“ Leonas Blick allein verrieth, wie schwer ihr diese offenherzige Darlegung der bestehenden Verhältnisse wurde. Ihr Blick sprach aber auch in rührender Resignation: „Es mußte sein — er mußte mich kennen lernen, um zu wissen, ob ich jemals ein Stern seines Lebens werden könne in meiner Gemüthsverfassung. Er soll nicht einer edeln Großherzigkeit das zuschreiben, was nur durch den Zwang der Noth herbeigeführt ist. Es mußte sein — nun ist es vollbracht und ich will geduldig ertragen, was danach folgt.“

Luitpold hatte sehr ernst und prüfend seine Augen auf das schöne Mädchen geheftet, das nicht im Lüstre von Illusionen prangen wollte. Ob er ihre Absicht durchschaute?“

„Und dennoch verwarfen Sie den Vorschlag meines Vaters, welcher dies Joch von Ihren Schultern zu entfernen vermochte?“ fragte Luitpold nach einer langen, fast feierlichen Pause.

„Ja, ich verwarf ihn!“ antwortete Leona mit Begeisterung und mit Hoheit. „Ich verwarf diesen Vorschlag und ich werde ihn bis an meines Lebens Ende verwerfen, sei auch ewige Noth mein Loos! Nur durch die Zärtlichkeit der Liebe ist ein Bündniß zu schließen, das die Frau dem Manne unterthan macht. Wer sich durch äußere Rücksichten, wer sich durch Rang und Reichthum zu diesem heiligen Bunde bestimmen läßt, der verschreibt sein besseres Selbst einer bösen Macht, die eine Hölle aus Himmelsfreuden zu schaffen vermag.“

„Wenn ich Dir aber Liebe, zärtliche tiefe Liebe biete, Leona?“ sprach Luitpold hingerissen von seinem Gefühle.

„Dann lege ich meine Liebe zu Dir in die Waagschale und unser Gleichgewicht ist hergestellt!“ Luitpold umfaßte zitternd vor Seligkeit die geliebte Gestalt. Leona aber lehnte getrost und mit himmlischem Lächeln ihre Stirn an seine Brust.

Es war am Morgen nach dieser stillen Verlobung, als sich Luitpold anschickte seine Schwester Flavia durch die frischen duftigen Felder und Wälder nach der Holländerei hinüber zu führen. Flavia sah vortrefflich aus, kaum daß man es glauben konnte, sie sei dasselbe hinsterbende Mädchen, welches auf dem blaueideneu Divan ihren Tod erwartete. Innerlich beglückt schaute Frau von Lüttow von der Veranda ihren Kindern nach. Die Geständnisse ihres Sohnes hatten einen regen Wunsch ihrer Seele erfüllt. Lachend durchlief sie mehrmals den kurios abgefaßten Heirathsvorschlag ihres desperaten Gemahls und berechnete dann die Stunde, in welcher er, ihr unaufhaltsam folgend, eintreffen würde. Sie wußte, daß er kam. Nachdem Luitpold mit Flavia hinter dem Gebüsch verschwunden war, machte sie sich bereit zu den armen, verdugt darein schauenden Amtleuten hinab zu gehen, um sich mit ihnen vertraut zu machen und ihnen bei den einfachen Anordnungen zu ihrem ländlichen Leben behilflich zu sein. Wohlgefällig ließ sie ihre Blicke auf den hübschen Einrichtungen ruhen, die ihr Sohn in so kurzer Frist geschaffen hatte. Es war ihm Alles geglückt, die Veranda mit ihren schön geschwungenen hölzernen Wölbungen trat breit über das untere Stockwerk hervor; geschützt von den Wipfeln der Bäume und zeltartigen Behängen bildete es den herrlichsten Aufenthalt für Sommertage, wie dieser erste Tag, den sie hier verlebten. Gerade die Naturwüchsigkeit dieses Sommeraufenthaltes versprach ihr eine Friedlichkeit und Gemüthlichkeit, wie sie sie liebte. Dachte sie daran, was für Ergebnisse außerdem diese Reise in eine alte, vergessene und mißachtete Heimath haben könne, so hob sich ihre Brust unter frohlockendem Jubel. Flavia, ihr höchstes Glück, dem Leben wiedergegeben — was wollte sie mehr?

Flavia aber fühlte schon den Keim zu einem süßern Glücke in sich. Unwiderstehlich trieb es sie vorwärts, als müsse sie dem Glücke nachjagen um es zu haschen. Woher kam dem Mädchen die Kraft, leicht und elastisch dahin zu wandeln, ohne daß ein weiser Doctor ihr Uebel mit bitteren, sauern oder süßen Tränken gehoben hatte? Die Kraft kam aus ihr selbst. Der Wille gab sie ihr, nachdem sie aus dem trägen Seelenschlummer erweckt worden war. Sie schritt fest und sicher am Arme Luitpolds dahin, daß es ihm eine Freude ins Herz goß. Wie von gleicher Sehnsucht beflügelt eilten sie auf den schmalen Waldpfaden fort und die Sonnenstrahlen umwoben Flavias feine Gestalt wie mit

einer Glorie. In den Bäumen flüsterte es als belauschten Waldnymphen diesen ersten Morgenspaziergang, der sie dem Leben und vielleicht auch dem Glücke zuführen sollte. Flavia empfand Alles das mehr als ein anderes, minder zart besaitetes Wesen, sie wurde auch lebhafter gerührt davon. Ihr Auge suchte schon jetzt die lieben Gestalten, denen ihr Herz entgegenzog. Dieser innern Nührung hatte die Holländerei es zu verdanken, daß sie trotz ihrer Hüttenform Gnade vor Flavias stark verwöhnten Augen fand. Da lag endlich das ganze Eldorado vor ihr, nach dem sie sich gesehnt mit kindisch lebhaftem Verlangen. Ein langgestrecktes, weißes, einstöckiges Haus mit kleinen Fenstern und schmalen Thüren, ihm zur Seite die Ställe für die Kühe, die ganz ähnlich aussahen. Wäre Flavia nicht so tief bewegt, so poetisch gerührt gewesen, so würde sie sicherlich über die ärmliche Einfachheit dieser Wohnung erschrocken sein.

Aber sie gewahrte nichts als die menschlichen Gestalten, welche ihr entgegeneilten.

„Meine Schwester — meine Schwester!“ flüsterte sie, Leonas Lippen küssend und ihr Blick streifte mit holdem Gruße den ritterlichen Alban, der nichts weniger als gleichgiltig aussah. Es hätte sich jetzt jedenfalls eine Scene entwickelt, die nicht ohne Beimischung von Flavias krankhafter Sentimentalität geblieben sein würde, wenn nicht plötzlich ziemlich nahe ein Posthorn ertönt wäre, so eigen, so schreiend, so gegen alle Form der gewöhnlichen Postsignale, daß die Aufmerksamkeit Aller sich darauf lenkte. Befremdet sahen sich die Anwesenden an. Das war unmöglich ein Signal! Das Klang wie ein Hilferuf, wie ein Nothschrei!

„Beim Wasserloche ist's!“ sagte der kleine Leon höchst weise die Richtung verfolgend.

„Herr Gott — ein Unglück!“ rief Leona besorgt. „Laßt die Knechte aufbieten!“

„Mein Vater!“ sprach Luitpold erblappend. Er gedachte der scherzenden Versicherung seiner Mutter, daß sie erwarte den Papa in wenigen Stunden eintreffen zu sehen.

Flavia sagte nichts, aber ihr Auge richtete sich auf Alban, der sie vor diesem Unglücke bewahrt hatte.

„Fürchten Sie nichts,“ antwortete er beschwichtigend dem Blicke. „Gefahr ist nicht zu besorgen, nur ein höchst unangenehmes Steckenbleiben — der Postillon hätte das wissen können. Ich will selbst hin — die Knechte mögen mit einigen Stricken und Stangen folgen.“ Er verschwand in einem Waldwege, nachdem

er durch einige Worte die Männer, die aus den Ställen herbeieilten, angewiesen hatte.

Luitpold rannte hastig der Brücke zu, um den Weg zu verfolgen, der ihn, wenn auch auf der entgegengesetzten Seite, in die Nähe seines bedrängten Vaters bringen mußte.

Richtig, da stak der wohlweise Herr von Lütow-Doderwel im Wasserloche — in den schmutzigen Fluthen seines heimatlichen Vethe.

Hatten ihn die schadenfrohen Rachegeister da hinein gelockt, um ihn für all' die Sünden, die er im Irthume und in der Uebereilung ausgeübt, zu strafen? Er dachte etwas Aehnliches, denn er schrie seinem Sohne, der ihm wie ein Engel Gottes vorkam, entgegen, daß er den Hausgöttern von Doderwel opfern und dies verdammte Dreckloch auf seine Kosten auspflastern lassen wolle, wenn er erst glücklich hinaus sei.

Es währte eine Viertelstunde, ehe es den umsichtigen Anordnungen Albans, der mit solchen Unglücksfällen sehr vertraut schien, gelang, die armen Pferde, die bis am Halse im Schlamm standen, glücklich herauszuholen. Man mußte vorsichtig zu Werke gehen, weil der Bach sehr nahe herantrat und hier unergründlich schlammig war und weil tiefe Schlaglöcher auf der andern Seite den Fahrweg begrenzten.

Es war ein höchst unpoetisches Abenteuer, denn Retter und Gerettete strotzten von Schmutz und die schöne Postkalesche zeigte sich im kläglichsten Zustande.

Grundtomisch aber nahm sich Herr von Lütow-Doderwel aus, als er endlich wieder auf festem Boden stand und in seinem Vetter den ältesten Sohn des Lütow-Erfossen begrüßen mußte. Er fand es natürlich „erschrecklich“ gerade diesem Alban seinen tiefgefühltesten Dank aussprechen zu müssen und folgte mit sichtlichem Widerstreben der Aufforderung desselben, nach der Holländerei zu gehen, wo er seine Tochter und seinen Sohn finden werde. Das schien dem guten Herrn denn doch außer allem Spasse! Was hatte Luitpold, der nach seiner glücklichen Landung vom jenseitigen Ufer wieder verschwunden war, in der Holländerei zu thun, während Alban sich aufopfernd thätig bewies. Was? Sollte sein Brief schon Wirkung gehabt haben? Sollte der Vetter Geheimrath Ja statt Nein gesagt haben? Und seine Frau? „Herr des Himmels, wenn die Kenntniß von diesem Briefe erhält, so hört sie nicht wieder auf zu sticken!“ seufzte er kummervoll. Er beschloß nicht nach der Holländerei zu gehen, sondern in seiner schmutzigen Kalesche schnurstracks gen Doderwel zu eilen. Als er einsteigen wollte, reichte er

dem jungen Offizier treuherzig lachend die Hand und sagte: „Das ist also die Grenze zwischen Erlossen und Doderwel, mein lieber Vetter! Auf Ehre eine höchst unsaubere Grenzscheide, die zu vernichten meine Aufgabe sein soll. Ich hoffe, wir sehen uns wieder, damit Sie sich durch den Augenschein überzeugen können, daß ich nicht zu den allzeit schmutzigen Seelen zu rechnen bin, obwohl mein jetziger Zustand Sie zu dieser vorgefaßten Meinung zu berechtigen scheint. Grüßen Sie meine Kinder — sie sollen bald heimkommen um sich über meine Ankunft zu freuen.“

Der Postillon, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein, blies eine lustige Fanfare — fort rollte der Wagen.

Frau von Lüttow hatte nach wenigen Minuten das Vergnügen ihren Gatten zu umarmen. Sie that es herzlich und schaute ganz vergnügt in sein ehrliches, etwas verlegenes Gesicht.

„Du kommst noch früher als ich erwartete,“ sagte sie. „Aber eine Freude kommt nie zu früh.“

„Wie? Hast Du mich erwartet, Anna?“ erwiderte Lüttow mit affectirter Verwunderung. „Ich wüßte doch nicht —“ Seine Frau fiel ihm in die Rede.

„Wundert Dich meine Voraussetzung, Lieber? Wenn ein Vater dem Sohne zu liebe so schnell die Segel des Hasses einzieht, so kann man wohl erwarten, daß er kommt die Früchte seiner Thaten zu sehen.“ Lüttow ließ schnell die Hand seiner Gattin aus seiner Rechten. Die sentenziöse Wendung sagte ihm im voraus, was er zu erwarten hatte. Er fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar und sprach:

„Sprich es nur deutsch heraus — Du weißt von meinem Briefe an den Geheimrath.“

„Freilich weiß ich davon. Der Erfolg ist die Verlobung Luitpolds mit Leona,“ entgegnete die Dame äußerst freundlich. Ihr Gatte machte ein kuriozes Gesicht.

„Was? Das war eigentlich meine Absicht nicht —! Ich wollte den braven Geheimrath nur ärgern.“

„Du hast ihm im Gegentheile die größte Freude bereitet.“

„Er hat eingewilligt — unmöglich! Der stolze Narr muß tief darin stecken, daß er den Vorschlag angenommen.“

„Man steht oft im Leben so, daß man seinen eigenen Schatten für das Spiegelbild seines Nebenmenschen hält.“

„Das soll auf deutsch heißen, ich sei der stolze Narr!“ rief Lüttow lachend.

„Nicht ganz richtig übersetzt, Lieber! Nur habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Geheimrath zu den viel beschäftigten Männern gehört, die keine Zeit haben, sich um das Schicksal ihrer Nebenmenschen zu bekümmern. Er hat gelegentlich Deine Wahl sehr gepriesen, hat aber weder Zeit noch Geld gehabt, zu Deiner Hochzeit zu kommen. Jetzt ist er nicht allein zufrieden mit der erneuerten Familienverbindung, sondern sehr glücklich über Deinen Einfall, allen Feindseligkeiten durch eine Heirath ein Ende zu machen.“

„Was sagst Du denn dazu, Anna?“ fragte Herr von Lüttow kleinlaut geworden.

„Die Freude überwiegt meine Bedenken!“

„Wie gefällt Dir diese Leona?“

„Noch kenne ich das Mädchen nicht, aber nach Luitpolds Schilderungen muß es eine echte Lüttow sein und die Lüttows sind seelengut!“

Verstohlen haschte der Mann die Hand seiner Frau und küßte sie innig. Sie reichte ihm die Lippen.

„So viel ist sicher,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „Leona hat unserm kaltsinnigen, kühlblütigen Luitpold Leben eingefloßt — sie hat ihm eine Seele gegeben. Luitpold ist sehr glücklich!“

„Wenn das ist, so will ich meinen Irrthum segnen!“ rief Lüttow feierlich.

So lange hatte Frau von Lüttow vor ihrem Gatten gestanden, jetzt ließ sie sich nieder und griff nach ihrer bunten Sticerei.

„Du erwähntest Alban bei Deinem Unfalle, der Dich im Walde betroffen — wie gefällt Dir der junge Mann?“ fragte sie.

„Sehr gut, sehr gut,“ antwortete der Herr, indem er sich bequem vor den Frühstückstisch placirte, der bis auf die warmen Speisen bereit stand.

„Sage mir's im Ernst, Lieber,“ bat sie. „Es könnte ein Tag kommen, wo der Geheimrath Deine Freundschaft und Artigkeit erwiderte und zur Beseitigung aller Feindseligkeiten als Bewerber um Flavias Hand aufträte. Solche Beispiele stecken an!“

„Sprichst Du im Traume, Anna?“ fragte Herr von Lüttow-Doderwel lauter als nöthig war. Die Dame antwortete nicht, sondern sticte.

„Wie kommst Du zu solchen phantastischen Aufstellungen,“ fügte er sanfter hinzu. „Das arme Kind — Gott erhalte sie nur am Leben!“

„Sie geht stark damit um, schnell aufzuleben!“

„Kennt sie den Vetter Alban?“

„Wenig, aber für Naturen wie Flavia genügt ein Augenblick, um das Herz für ewig hinzugeben; darum

sterben solche arme Wesen auch eher am Widerstande, der ihrer Liebe droht.“

„Erschrecklich! Ich möchte nie schuld an solchem Tode sein!“ rief Lüttow schauernd.

„Du bist seelengut! Lassen wir Gottes Güte gnädig walten! Seinem Fingerzeige ist Flavia gefolgt und sie wird leben und glücklich sein. Sieh hin — dort kommt sie! Leona scheint ihre Begleiterin zu sein — Alban und Luitpold folgen!“

Herr von Lüttow erhob sich rasch und trat auf die Veranda hinaus. Seine Gattin sah, daß er seine Hände in einander faltete.

„Mir ist's als träumte ich nur!“ sagte er mit tiefem Gefühle. „Flavia! Gott segne Dich mein Kind!“ —

Alle nachfolgenden Ereignisse lassen sich errathen. Das Glück Leonas wirkte auf ihre ganze Familie. Mit derselben Eifertigkeit und Umsicht, wie Luitpold die Wohnung für Flavia in den Stand gesetzt hatte, betrieb er auch seine Vermählung mit dem geliebten Mädchen. Bevor Flavia im Herbst mit den Eltern Doberwel verließ, wurde sie die Braut Albans, welcher sich mit Freuden der einzigen Bedingung fügte, daß er sich in die Heimath Flavias versetzen ließ, um die Tochter nicht von der Mutter zu trennen.

Der Glücklichste von Allen war jedoch Herr von Lüttow-Doberwel, der sich glänzend gerächt hatte. Er behauptete stets, der Gründer des Glückes zu sein, das um ihn her sproßte. Man gab ihm recht, denn wenn er auch im Irrthume gehandelt und fehlgeschossen hatte, so war es doch nicht zu bestreiten, daß er das Rechte getroffen.

F e u i l l e t o n .

(Einer von Dreien.) In Wien trug sich vor Kurzem folgende ergötzliche Geschichte zu. Ein hübsches junges Mädchen, eine rechte, flotte Wienerin, wohnt mit ihrem Vater zusammen in der . . . nein, wir wollen lieber die Straße nicht nennen, wenn wir auch eine höchst unschuldige Begebenheit zu berichten haben. Leider ist der Vater der schönen Agnes ein Trunkenbold und macht dadurch häufig genug dem Töchterchen eine sehr unangenehme Scene. Die Tochter seufzt darüber tief genug, allein sie weiß sich doch in praktischer Weise Rath zu schaffen und geht häufig zum benachbarten Apotheker, um ihrem Papa ein wenig Vernunft zu kaufen.

Der Gehülfe, welcher ihr dieselbe verkaufte, verlor jedoch

in ihrem Anblicke die seinige. Die Liebe kam über ihn mit aller ihrer unwiderstehlichen Macht, grade als er für sie Ammoniak in ein Fläschchen goß und eine bedeutende Portion daneben schüttete. Sein Entschluß ist gefaßt: obwohl seine Stellung nicht grade brillant zu nennen ist, will er der Angebeteten doch seine feurige Liebe gestehen und ihr seine Hand anbieten, um sie von dem betrunkenen Vater zu befreien. Da er aber mit der Feder nicht ganz so geübt ist, wie mit der Reibekule und dem Pflasterpatel, so beauftragt er einen seiner Collegen mit der Abfassung eines wohlstylisirten Liebes- und Heirathsantrags.

Der Colleague geht auch hierauf ein: der Auftrag gelingt aber so gut, daß der Verfasser denkt, es sei Sünde und Schande, denselben für einen Anderen anstatt für sich selbst zu verwenden, um so mehr, als die hübsche Agnes auch vor seinen Augen Gnade gefunden hatte. Gedacht, gethan, und es gelang dem Verräther in der That, sich bei der holden Kundin zu insinuiren.

Der betrogene Freund ist natürlich im höchsten Grade empört — es bleibt ihm nichts Anderes übrig als den Schändlichen zu fordern, und er erklärt ihm dabei sogleich, einer von ihnen müsse jedenfalls auf dem Plage bleiben. Es wird also ein Duell verabredet, aber mit welchen Waffen soll man sich schlagen?

Degen? Sind allzu scharf und spitzig und den jungen Pharmazenten ganz und gar nicht geläufig.

Pistolen? Die müßte man auch erst kaufen, dann könnten damit am Ende Beide verwundet oder getödtet werden, auch machen sie zuviel Lärm und die Justiz würde dann den Ueberlebenden um so sicherer am Kragen fassen. Nein, Leute von Verstand, wenn sie sich überhaupt duelliren, müssen sich die Sache ihrem Stande gemäß einrichten. Die Waffen werden daher in zwei Pillen bestehen, wovon die eine vergiftet ist. Die Sorge der Zubereitung wird dem dritten Collegen als Unparteiischem anvertraut.

Mit den beiden fertigen Pillen ausgerüstet, besteigen die beiden Nebenbuhler an einem freien Sonntage einträchtiglich die Eisenbahn und fahren über die bayerische Grenze. In der ersten Grenzstadt lassen sie sich im Gasthose ein Zimmer geben, werfen die Pillen in einen Hut; jeder nimmt eine davon und verschluckt die seinige, den Blick voll Todesverachtung fest auf den Mund des Gegners gerichtet. Alsdann eilen Beide zur Thür hinaus.

Während der Eine schon unterwegs nach der Eisenbahn ist, wird der Andere von einer schmerzlichen Kolik befallen; eine fürchterliche Ahnung schnürt ihm die Brust zusammen, indessen sie bestätigt sich nicht; die Pille hat nur ihre Schuldigkeit gethan, der Patient kann schon mit dem zweitnächsten Bahnzuge abgehen, in der angenehmen Gewißheit, sein Nebenbuhler bekommen soeben mindestens die letzte Delung.

Abermalige Enttäuschung! Vor der Thür seiner Angebeteten rennt er grade wider seinen todtgeglaubten Rivalen. Jeder hat den Anderen bereits im Himmel gewähnt und nun sehen sich Beide erst recht im Fegeseuer.

Der perfide Unparteiische hatte giftiger Weise zwei unvergiftete Pillen fabrizirt und bloß der einen einige kleine Zusätze

gegeben, die den bewußten Erfolg haben mußten. Im Uebrigen waren beide Pillen so unschädlich wie jede ihrer Art. Während die beiden Nebenbuhler auf der Reise waren, hatte er den liebenswürdigen Verführer gespielt, seine Kollegen hinreichend lächerlich gemacht und sich mit der schönen, leicht veränderlichen Agnes förmlich verlobt.

Die Ehen werden, wie man sagt, im Himmel geschlossen — die junge Wienerin war, wie man sieht, unrettbar für einen Apotheker bestimmt.

Die beiden Todfeinde versöhnten sich nunmehr, schworen dem treulosen Freunde Rache und verklagten ihn auf Betrug und Uebertretung der Medizinalordnung durch falsche Zubereitung eines Receptes.

Das Gericht wies jedoch die rachehnaubenden Pharmazenten mit ihrer Klage ab und verordnete ihnen, freilich nur zwischen den Zeilen zu lesen, eine tüchtige Dosis Nicotina.

(Ein Pariser Zahnarzt.) Kürzlich macht einer unserer Bekannten in Paris, ein wohlthätiger Mann in der Nähe der Fünzigern, die unangenehme Bemerkung, daß seine bis dahin tadellos guten Zähne anfangen wacklig zu werden; dies beunruhigt ihn natürlich, er erkundigt sich nach einem guten Zahnarzte und man nennt ihm einen der berühmtesten von Paris. Er eilt dahin, ein großer Bedienter empfängt ihn und fragt herablassend: „Was wünscht der Herr?“

„Ich will zu Herrn X.“

„Er ist zugegen. Haben Sie Ihre Nummer?“

„Meine Nummer? und zu was denn?“

„Um zugelassen zu werden. Niemand wird ohne Nummer zugelassen. Wenn Sie keine haben, so will ich Ihnen eine für morgen geben. Ich habe noch die Nummer 27 und bitte Sie, um Punkt dreiviertel auf Vier zu erscheinen; fünf Minuten später würde es zu spät sein.“

Der Herr steckt etwas betroffen seine Nummer ein, kommt des anderen Tages fünf Minuten vor dreiviertel vier Uhr und hört bald darauf rufen: „Nummer 27!“ Er eilt in das Zimmer des Zahnarztes und findet in diesem auch einen sehr schönen, eleganten Mann.

Nach den ersten Begrüßungen sagt Nummer 27: „Mein Herr, ich bin sehr unruhig darüber, daß einige meiner Zähne beginnen wacklig zu werden; es würde mir sehr unangenehm sein, wenn sie herausgenommen werden müßten, denn es sind ihrer wenigstens fünf bis sechs.“

„Das wäre Schade, denn sie scheinen sehr gut zu sein.“

„Sie sind sehr freundlich! Es ist wohl wahr, daß früher —“

„Oeffnen Sie den Mund!“

Nummer 27 öffnet den Mund, der Zahnarzt befiehlt zwei bis drei Zähne und meint dann: „Man muß sich wohl hüten, solche Zähne auszureißen!“

„Nicht wahr?“

„Sie werden ganz von selbst herausfallen oder Sie können sie auch nach einiger Zeit selbst herausnehmen.“

„Den Teufel auch! Und was soll ich thun, damit sie nicht ausfallen?“

„Nichts!“

„Nichts? Werden sie denn wieder fest werden?“

„Niemals!“

„Giebt es dafür keine Tinktur, kein Pulver?“

„Keins von Beiden. Indessen, wenn Sie Lust haben, können Sie den Mund mit reinem Wasser ausspülen.“

„Wird das die Zähne fester machen?“

„Das bezweifle ich, aber sie werden davon nicht früher ausfallen.“

Nummer 27 begriff, daß die Visite beendet sei und will discreterweise ein Zehnfrankstück auf den Kaminsims legen, allein der Zahnarzt hält ihn zurück und sagt mit anmuthigem Lächeln: „Sie bezahlen im Bureau.“

„Ah, es hat also ein Bureau?“

„Ja, rechts im Gange . . . Sagen Sie gefälligst, daß Consultation stattgefunden hat.“

„Ich werde nicht ermangeln.“

Er geht ins Bureau und sagt hier mit seiner freundlichsten Stimme: „Es hat Consultation stattgefunden.“

„Das macht zwanzig Francs, mein Herr,“ entgegnet der Kassirer.

„Ah!“

„Natürlich, weil Consultation stattgefunden hat.“

„Ganz recht!“

Die brave Nummer 27 bezahlt ihre zwanzig Francs und denkt im Fortgehen: „Siebenundzwanzig solche Consultationen das macht 540 Francs. Ein hübscher Groschen als tägliche Einnahme, wahrhaftig! Und was hat man dann für seine zwanzig Francs erfahren? —“

(Zwei Freundinnen.) Zwei Mädchen von angenehmem Aeußeren, Ida B. und Mathilde L., waren vor einigen Jahren aus der Provinz nach Wien gekommen und hatten dort ihr Fortkommen gesucht, die eine als Gouvernante, die andere als Kammerjungfer. Sie machten jedoch hierbei mit und ohne ihre Schuld so vielerlei bittere Erfahrungen, vorzüglich wurde ihre Eitelkeit so mannigfach gedemüthigt, daß sie den Entschluß faßten, dem harten, unschmachhaften Brote der Dienstbarkeit zu entsagen und sich auf eine andere Weise eine Existenz zu begründen.

Die Noth hatte Beide fest vereint und sie schworen einander unerschütterliches und festes Zusammenhalten in Freud und Leid. Sie hielten diesen Schwur auch wirklich eine Zeitlang getreulich, während sie sich mühsam als Handarbeiterinnen mit Sticken und Nähen, Putzmachen und dergleichen das Leben fristeten, und erst als sie dem Leichtsinne und seinen Lockungen nachgaben, die Tanzschule zu besuchen angingen und dort bald die Eine, bald die Andere sich mehr der Gunst der Tanzschul-Habitues zu erfreuen hatten, war der Same der Zwierracht ausgestreut.

Ida, eine Blondine von blendender Schönheit, welche sich ein Lieutenant zur Freundin ausersehen, dänkte sich etwas Besseres als ihre Freundin Mathilde, eine Brünette mit hängenden Locken, die einen Kommiss zum Ambeter hatte, und diese

wiederum sagte ohne Hehl: „Wenn die Ida auch noch zwanzig Mal schöner wäre wie ich, ein Grüberl im Sinn wie ich hat sie halt doch nicht.“

Diese Anschauungen entzweiten bald die beiden Freundinnen und erst nach einer zweijährigen Praxis in den verschiedenen öffentlichen und unöfentlichen Tanzübungen hatten sie sich einander wieder genähert und den alten status quo wieder hergestellt. Beide erkannten, daß sie bereits so weit gegangen, daß ihres Bleibens in Wien nicht mehr gut sein könne, und sie beschloßen daher eine kleine Excursion. In Pesth jedoch, wohin die beiden Dämchen sich gewendet hatten, wurde ihnen die Lust sehr bald zu drückend und sie kehrten vereint wieder nach Wien zurück.

Auf Balkonsitzen im Circus Reuz und im Karltheater war es der Männerwelt vergönnt, sich an dem Anblicke der beiden Damen zu ergötzen, und Blondine wie Bräunette verstanden es aus dem Fundamente, durch eine prachtvolle Toilette und andere diverse Thaten ihre angeborenen Reize zu erhöhen und in das gehörige Licht zu setzen. Es währte auch gar nicht lange und die Damen machten eine Bekanntschaft, die ihnen nicht nur nichts abgeben ließ, sondern sie mit Allem überschüttete. Hatte doch der liebe Heinrich sie erblickt und im Vereine mit seinem Freunde, dem stolzen Edmund, sich ihrer angenommen. Vier Monate des glücklichsten, angenehmsten Lebens verstrichen so mit Windeseile, allein mit dem Beginne des fünften Monats trat eine tragische Wendung der Dinge ein, denn Heinrich, der splendide Gönner der Freundinnen, sah sich wahrscheinlich nicht mehr im Stande, dies luxuriöse Dasein noch ferner durchzuführen, und verschwand spurlos, er braunte durch, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt.

Nun war den beiden Freundinnen nur noch Edmund geblieben und diesem fiel es um so schwerer, sich bestimmt für die eine oder andere der Damen zu erklären, da jede von Beiden ihre besonderen Vorzüge hatte und ihm um die Wittwenschaft einer Jeden das Herz wehe thun mußte. Diese zweifelhafte Situation brachte gar manchen Anlaß zum Streit und als vollends die Hausjüdin Mathildens Christbekehrung doppelt so hoch anschlag als die, welche Ida erhalten, brach der Krieg offen in hellen Flammen aus. Die Dämchen begannen sich am ersten Weihnachtsfeiertage zuerst mit allerhand Sticheleien zu traktiren, dann wurde man immer derber, bis man sich endlich in die Haare fuhr und das Gesicht zerkratzte. Ein wahrer Höllenspektakel, vermischt mit einem jammervollen Geschrei, lockte die Nachbarschaft herbei und nun erst flogen diverse Porzellangefäße von einer Ecke des Zimmers nach der anderen, bis endlich neben den Trümmern von allerhand Geräthen Beide in Thränen zerfloßen und mit zerkratzten Gesichtern einander anblickten, dann laut aufschrien und sich schließlich, erschreckt von einem Pochen an der Thür, vom Boden erhoben, um, wie es den Anschein hatte, einen Besuch zu empfangen.

Doch es war nicht der Heinrich und auch nicht der Edmund, welcher eintrat, es war ein Mann mit einer Einladung; nicht zu einem Feste, nach „Erbfien“ lautete die Loosung und Beide

verschleierten ihr Antlitz und fügten sich in ihr Geschick. Die Parteien des Hauses hatten in dem Treiben der Dämchen ein öffentliches Aergerniß, eine Ruhestörung gefunden, sie erstatteten eine Anzeige, und Ida und Mathilde werden, nachdem sie je sechs Wochen für ihr Treiben gebüßt, die Reise über den Salzgraben in ihre Heimath auf Staatskosten antreten. Vielleicht erneuert sich ihr Freundschaftsbund bei dieser Gelegenheit wieder.

(Eine gute Partie.) Eine von den Grazien der Pariser Schauspielergesellschaft Laferrière, welche jetzt in Deutschland Geld und Lorbeeren geerntet hat, Mademoiselle Bonhelier, steht im Begriffe eine Partie zu machen, die gar nicht so äbel zu nennen ist. Man erzählt sich darüber Folgendes:

Als sie in Berlin war, machte sie die Eroberung eines dortigen Bankiers, dessen Vermögen auf etwa drei Millionen Thaler geschätzt wird, und wußte ihm so zu gefallen, daß er dringend wünschte, in nähere Beziehungen zu ihr zu treten und ihr Herz und Geldbeutel zu Füssen legte. Die liebenswürdige Französin verschante sich jedoch hinter den Wall ihrer Tugend, widerstand allen seinen Auerbietungen mit größter Beharrlichkeit und gab die unwiderrufliche Erklärung ab, nur als seine legitime Gattin sei sie im Stande sein Glück zu begründen.

Der verliebte Bankier zauderte; er glaubte nicht ganz an diese heroische Tugend und hegte einige unverzeihliche Zweifel in Bezug auf die Festigkeit der Grundsätze bei einer französischen Schauspielerin. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, folgte ihr, als sie Berlin verließ, ein Vertrauter des Bankiers als geheimer Agent auf dem Fuße, beobachtete sie im Stillen während ihres Aufenthaltes in Wien, reiste ihr dann auch nach Triest nach, überwachte sie bei jedem Schritte und Tritte, was sie wohl schließlich gemerkt haben mag, und als er endlich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ihr Lebenswandel in jeder Hinsicht tadellos sei, erschien er vor einigen Tagen im Auftrage seines Herrn vor ihr, um ihr per procura dessen Herz und zugleich seine Hand (was in Berlin versäumt worden war) nebst einer bedeutenden Summe Geldes anzubieten, damit sie ihren Kontrakt mit Herrn Laferrière lösen und so bald als möglich des Millionärs rechtmäßige Gattin werden könne.

Fräulein Bonhelier nahm den Antrag an, wird ihr Engagement noch in Graz einhalten und dann die französische Gesellschaft verlassen, um als Millionärin in Berlin aufzutreten, welche Rolle ihr gewiß vielfach beneidet werden wird. Uebrigens schlagen wir allen deutschen Damen eine Verschwörung gegen die Invasion der französischen Schauspielergesellschaft vor!

(Ein Neujahrsgeschenk.) Eine Theaterschönheit oder eine Größe der Demimonde, was von beiden sie ist, wird uns nicht näher erzählt, genug, ein Fräulein Zoë in Paris hat ein ganz annehmbares Neujahrsgeschenk von einem ihrer Freunde erhalten. Es wurde ihr ein runder Korb von riesenhaften Dimensionen gebracht, ganz mit den feinsten Bonbons gefüllt, welche die Pariserinnen bekanntlich sehr lieben. Aber das war nur die Nebensache; in jedem Bonbonpapier befand sich zwischen der

Enveloppe und dem Bonbon ein Goldstück, ein Louisdor, ein Doppellouisdor, ein halber Louis, ein Viertellouis, ein Fünzig- oder Hundertfrankstück, je nach der Größe des Bonbons.

In dieser Weise fand die Schöne in ihren Bonbons das Sämmchen von fünfzigtausend Francs, was gewiß eine ganz respectable Neujahrsüberraschung war.

(Der große Unbekannte.) Das Dunkel, das bisher über der Geburt und dem Herkommen des berühmten Schriftstellers Charles Sealsfield lag, lichtet sich mehr und mehr, wenn es auch noch immer nicht ganz aufgehell't ist. Daß er ein Oesterreicher war und eigentlich Karl Postel hieß, unterliegt kaum noch einem Zweifel. Nach dem Kirchenbuche des Dorfes Poppitz, in dem er zur Welt gekommen, wurde er da am 3. März 1793 geboren. Wilhelm Seethaler erzählt neuerdings in der N. Freien Presse:

Das Dorf Poppitz selbst liegt eine Stunde von Znaim entfernt, in einem kleinen Thalle, beinahe verborgen von einem Kranze reicher Obstbäume und umgeben von herrlichen Weinbergen und noch prächtigeren Saatsfeldern. Die Häuser des Dorfes sind sauber gehalten und machen mit ihren hellblin'denden Fenstern und weißgetünchten Wänden einen recht freundlichen Eindruck auf den Beschauer, ganz verschieden von dem verwahrlosten Anblicke anderer Dörfer. Der Pfarrkirche gegenüber liegt das muthmaßliche Geburtshaus Charles Sealsfields (Karl Postels), ein ziegelgedecktes Wohnhaus, vor welchem sich ein blumenbepflanztes Gärtchen befindet. Das Innere des Gebäudes, das die Hausnummer 56 trägt, unterscheidet sich durch nichts von der Bauart eines gewöhnlichen Bauernhauses; ein schmaler Gang zieht sich durch dasselbe, zu dessen beiden Seiten sich niedere Stuben befinden. Rückwärts schließt sich ein mit Wirtschaftsgeräthen bedeckter Hof dem Vordergebäude an, während im Hintergrunde ein sogenanntes Preßhaus steht. Wie uns versichert wurde, ist an der Form dieses Gebäudes im Laufe der Jahre keine wesentliche Veränderung vorgenommen worden, und dasselbe befindet sich demnach in seinem ursprünglichen Zustande. Der Vater Charles Sealsfields (Karl Postels), Anton Postel, war eines jener Originale, wie sie heutzutage immer seltener werden, einer jener Bauern-Aristokraten, welche in ihrem kleinen Besitze ein strenges Regiment eingeführt haben und unerbittlich sind in der Ausführung ihrer Befehle.

Dieses strenge Regiment von Seite des Vaters nebst einem großen Wissenstrieb waren die gewichtigsten Motive, welche Karl Postel frühzeitig dem elterlichen Hause entführten und den talentvollen Jüngling erst dann aufathmen ließen, als er dasselbe im Rücken hatte. Anton Postel wurde später Ortsrichter im Dorfe Poppitz und machte sich in dieser seiner neuen Würde eher gefürchtet als beliebt. Er war eine ziemlich große Gestalt mit scharf ausgeprägten Zügen, ausgefattet mit einer reichlichen Körperfülle, meist gekleidet in einen dunkeln Bauernrod, schwarze Sammetbeinkleider und Schuhe mit hellglänzenden Schnallen.

Wenn er seinen Weg durchs Dorf nahm, grüßte ehrerbietig Alt und Jung, denn man hatte Beispiele, daß der gestrenge Herr Oberrichter den Haslinger eben nicht gern im Winkel müßig stehen ließ. Selbst die eigene Familie fühlte nur zu oft die schwere Hand des Haus tyrannen und Karl Postel war auch nicht ausgenommen. Dieser war bereits Secretär des Kreuzherren-Ordens und in dieser Eigenschaft in das Dorf Poppitz abgeordnet, um die dem Kreuzherrenstifte Bältenberg gehörigen und dort befindlichen Weinkeller zu visitiren. Sein Auftreten dem Vater gegenüber war ein brüskes und herausforderndes, welches den alten, unbeugsamen Mann um so mehr erzürnen mußte, als sich sein Sohn als Befehlshaber und Vollmachtbesitzer gerirte. Auf die Aeußerung Karl Postels, „er sei als Obrigkeit gekommen, der Vater müsse ihm Folge leisten,“ ward Anton Postel so erzürnt, daß er, im ersten Augenblicke seiner Sinne nicht mächtig, eine schwere Stange ergriff und mit derselben seinen Sohn verfolgte, welcher sich nur durch eilige Flucht rettete.

Es war dies eine der ernstesten, aber auch die letzte Begegnung zwischen Vater und Sohn. Denn schon kurze Zeit darauf wurde das Gerücht laut, Karl Postel hätte die Flucht nach der Schweiz ergriffen. Zu den vielen Motiven, wie gekränkter Ehrgeiz u. s., mag auch der vorerwähnte Umstand des Zornes mit seiner Familie gehören, und wir finden darin auch eine Erklärung, warum Postel im Laufe so vieler Jahre derselben nie ein Zeichen seines Lebens zukommen ließ. Erst auf dem Todtenbette mag die Rinde geschmolzen sein, welche sein starres Herz umgab, und vermuthlich glaubte er in der Ueberantwortung des Nachlasses seiner Familie einen kleinen Ersatz für den Kummer und die Sorge so vieler Jahre gewährt zu haben. So niederschlagend und erschütternd die Nachricht seiner Flucht auf die übrige Familie wirkte, so kalt ließ sie Anton Postel. Er sprach nie von dem verlorenen Sohne, und selbst nicht dann, als er Ende der Dreißiger-Jahre schwer erkrankte und an die Verfassung seines Testaments ging. Ein jüngerer Bruder Karl Postels wurde ein Trunkenbold und fand ein frühzeitiges Ende; man traf ihn eines Morgens vom Schlage getroffen todt im Bette, neben welchem noch eine große Quantität Weines sich befand.

Ein der Familie vorgewiesenes Portrait Charles Sealsfields zeigt unverkennbare Aehnlichkeiten mit einzelnen Familiengliedern, ja es könnte für ein ziemlich ähnliches Portrait des Vaters Anton gelten.

Literatur. Wir haben die Freude, unsere Leserinnen auf einen neuen trefflichen deutschen Roman aufmerksam machen zu können. „Waldstein“, historischer Roman von Heinrich Laube (Leipzig, Haessel, 3 Bände), ist nicht nur das beste Werk des berühmten Verfassers, sondern der beste historische Roman, welcher seit Langem in Deutschland erschienen. Die Figur Wallensteins namentlich, um den sich das reiche Gemälde gruppiert, ist meisterlich und zwar historisch treu gezeichnet. Die Schilderungen aus jener schlimmsten Zeit Deutschlands wirken ergreifend und die Romanfiguren, die Liebes-scenen u. s., die der Verfasser dazu gethan hat, zeugen von jugendlich frischer Phantasie und erprobtem Erzählungstalent.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die schwache Seite.

Novelle

von

A. Götte.

Den Oberst von Wimpfingen empfahl in seiner Jugend sein stattliches Aeußere sehr vorthellhaft, und auch noch in vorgerückten Jahren zeichnete ihn die Art sich zu tragen, seine edle Miene und sein vornehmes und dabei leutseliges Benehmen aus. Er war Soldat mit Leib und Seele, und daß er sich als solcher nicht hatte im Kriege bewähren können, war nicht ihm, sondern dem Schicksale zur Last zu legen, welches ihn zur Zeit eines allgemeinen Friedens in die Welt gesandt.

Er hatte sich erst in vorgerückten Jahren verheirathet; denn seine Familie, obwohl von altem Adel, hatte keinen Grundbesitz und auch kein flüssiges Vermögen, und da das Mädchen seiner Wahl ebenfalls nicht begütert, so war an eine Ehe nicht zu denken gewesen, bis das Hauptmannspatent die Schwierigkeit aus dem Wege geräumt. Darüber mußte er denn freilich ein hoher Dreißiger werden, und in Folge dessen färbte sich sein Bart, bevor Söhne und Töchter herangewachsen den häuslichen Herd umstanden.

Von den fünf Kindern, welche seine Gattin Laura ihm geschenkt, waren die beiden ältesten ihm durch den Tod geraubt worden, bevor sie das erste Jahr zurückgelegt. Von den übrigen drei hatten die Söhne sich früh dem Vaterhause entfremdet, der eine, um in der

Armee zu dienen, der andere, um auf der Flotte als Seecadet einzutreten; und so blieb ihm schließlich nur sein jüngstes Kind, seine Alma, die Freude seiner Tage, das Licht des Hauses, der Mutter Herzblatt, und hielt mit ihrer frischen Jugend den Frost der Jahre von den Eltern fern.

Alma von Wimpfingen war die verjüngte Mutter, der Vater liebte diese noch einmal in ihr, sie erinnerte ihn an seine eigene Jugend, an die Zeit, wo er als Büngling ihr sein Herz geschenkt und so treu, innig und fest an ihr gehangen, daß nicht Zeit, nicht Entfernung die Neigung zu schwächen vermochte, die so manche Klippen zu umschiffen hatte, bevor sie am Altare zu einem dauernden Bündnisse führen konnte.

Sein Regiment war damals in die Provinz verlegt worden und seine Garnison eine kleine Stadt gewesen, wo Laura wie eine Perle in frischer Jugendschönheit prangte. Sie war nicht vornehm, sie war nicht reich; allein die Liebe stößt sich nicht an solche ihr fern liegende Dinge; sie ist ihrer selbst willen da, und wo sie herrscht, schweigen andere Stimmen.

Selten hatte man wohl ein schöneres Paar gesehen, als Robert von Wimpfingen und Laura Fink-eisen!

Doch fehlte es nicht an üblen Prophezeiungen für die Zukunft dieses Paares, und als Robert nach Verlauf einiger Zeit auf Betrieb seiner Familie in ein anderes Regiment versetzt ward, sahen die Gevatterinnen hierin das Vorzeichen, daß es nie zu einer Heirath unter den jungen Leuten kommen werde.

Allein die Treue ist auch kein leerer Wahn, wie Schiller zu unserm Troste gesungen.

Zehn lange Jahre freilich verzingen, bevor Robert von Wimpfingen die Braut heimführen konnte, und der Sprung des Alters von sechzehn bis sechsundzwanzig, von der eben erblühten Jungfrau zu den reifen Mädchenjahren, ist ein solcher, daß man seine Spuren gewahren muß. Dennoch aber wurde aus Laura schließlich eine sehr hübsche junge Frau, die auch jetzt noch, als hohe Bierzigerin, in den Augen des Obersten schön war, obwohl die reichen blonden Locken sich zu spärlichen grauen umgewandelt hatten, welche unter der weißen Haube sorgsam geordnet hervorsahen.

Alma glich, wie schon gesagt, ihrer Mutter; doch trug ihre Schönheit einen verschiedenen Charakter. Erziehung und Umstände hatten beigetragen, sie zu einem ganz anderen Wesen zu machen.

Der Mutter Hauptreiz war eine gewisse jungfräuliche Schüchternheit gewesen, welche sie mit fortwährendem Erröthen geschmückt; Alma dagegen trat selbstbewußt auf. Sie war in einer großen Mädchenschule erzogen, wo es öffentliche Examen gab, und das macht dreist. Sie hatte die Wege dahin allein zurückgelegt und sich selbst beschützen gelernt; das verleihet Selbstvertrauen.

Heute, wo wir ihre Bekanntschaft machen, feierte sie ihren sechzehnten Geburtstag.

Schon seit Ostern hatte sie die Schule verlassen und war mit ihrer Confirmation den Erwachsenen einverleibt; sie genoß daher einer glücklichen Freiheit nach vielen Jahren der Gebundenheit, und nur einige Privatstunden, die zu ihrer Ausbildung noch nöthig schienen, hatte man ihr gelassen.

Sie war hoch aufgeschossen, mit einer so schlanken, biegsamen Taille, daß sie einer schwankenden Erle glich. Den kleinen Kopf umwallte ein Reichthum blonder Haare, phantastisch trug sie diese in einen griechischen Knoten aufgeschürzt, aus welchem ein Paar Locken wie zufällig sich losmachten und auf die Schultern fielen. Ihre Gesichtsfarbe war rosig angehaucht, ihre Zähne perlenweiß. Die tiefblauen Augen umschatteten schwarze Wimpern und Brauen. Ihr Anzug war elegant und sauber. Es lag was man Stil nennt in ihrer Erscheinung, man sah ihr an, daß sie Geschmack besaß.

Sie flog jetzt in das Zimmer, wo beide Eltern beim zweiten Frühstück in traulichem Zwiegespräche saßen, auf dem Kopfe das runde Hütchen mit der koketten Feder, über die Schultern das schwarzseidene Mäntelchen geworfen, und rief: „Adieu, Papa! Adieu,

Mama!“ nahm vom Klaviere mit eiliger Hand ein Notenheft, warf ihnen noch einen Kuß zu und verschwand aus dem Zimmer.

Beide Eltern folgten ihr mit dem Blicke; dann aber begegnete sich dieser Blick, und darin ausgesprochen stand, daß sie Beide so eben das Nämliche gedacht, das Nämliche empfunden hatten — daß ihr Herz gesagt, der Besitz dieser Tochter sei ein unaussprechliches Glück für sie.

Frau von Wimpfingen stand leise auf, legte einen Arm um den Nacken ihres Gatten, sah ihm liebevoll in die guten Augen und sagte, als sei es an ihr, den gegenseitigen Empfindungen zuerst Worte zu leihen:

„Der Himmel ist wahrlich gütig gewesen, als er uns heute vor sechzehn Jahren dies liebe Kind schenkte! Wie viel Glück hat sie uns schon gebracht! Man kann darüber schon manches verschmerzen.“

„Verschmerzen?“ fragte der Oberst verwundert. „Wenn wir es recht bedenken, so ist es uns, den Verlust der zwei lieben Kinder abgerechnet, immer recht gut gegangen; wir haben seitdem eigentlich nichts zu verschmerzen gehabt.“

„Du hast ein kurzes Gedächtniß für unangenehme Dinge, lieber Robert“ erwiderte sie und streichelte dazu zärtlich sein Haupt. „Zu verschmerzen haben wir doch manches gehabt und werden es auch ferner haben. Das ist nun nicht zu ändern!“

Sie seufzte dazu in der traurigsten Weise. Der Oberst warf einen forschenden Blick in ihr Gesicht.

„Ich will nicht etwa hoffen, Laura, daß Du auf die alten Sprünge kommst?“ fragte er vorwurfsvoll. „Du denkst doch nicht wieder daran, daß die erste Gesellschaft Dich in die zweite verweisen wolle?“

„Und meinst Du wirklich, daß ich vergessen hätte, wie kränkend meine Stellung ist?“ erwiderte die Gattin wehmüthig. „Grade jetzt werde ich ja schmerzlich daran erinnert; denn unser liebes Kind soll nun bald in die Welt geführt werden, und was sonst einer Mutter zur Freude gereicht, die Führerin und Schützerin der Tochter zu sein, muß mich, unter den obwaltenden Umständen, doch in die peinlichste Verlegenheit setzen.“

Der Oberst zog unmerklich die Brauen zusammen.

„Du malst Dir die Sache zu düster aus, liebe Laura,“ sagte er gemäßigt. „Man muß die Dinge nehmen wie sie sind, und sich nicht unnützlich das Leben verbittern wollen. Die Convenienz war stets eine Tyrannei; lassen wir sie ihr Wesen treiben, Laura, und kümmern uns nicht darum. Was ist, das ist. Wo man nichts ändern kann, da drücke man Augen

und Ohren zu; dann gehen die Dinge an uns vorüber und wir bemerken es nicht.“

„Ja, wenn man die Meinung hegt, daß sich nichts ändern läßt,“ sagte die Gattin schwermüthig. „Ich aber kann mich so blind noch nicht ergeben, besonders seit es mich in meinem Kinde trifft. Ein so schönes, ein so begabtes Kind, wie unsere Alma ist, die soll nun wegen dieser mittelalterlichen Vorurtheile vom Hofe ausgeschlossen sein, dessen Zierde sie sonst sein würde. Wen sollte das nicht schmerzen?“

„Es ist schon manches schöne Mädchen vom Hofe entfernt geblieben und dadurch nicht unglücklich geworden,“ sagte der Oberst beschwichtigend.

„Aber in anderen Verhältnissen! — Hier wird gefragt: warum sie nicht hingehe, und dann heißt es: der Mutter wegen. Das thut mir weh. Ich mag kein Stein des Anstoßes für mein Kind sein. Ich mag nicht, daß sie meinetwegen um so viele Freuden ärmer sei.“

„Du legst wahrlich zu viel Werth auf diese Kreise, Laura!“ sagte der Oberst kopfschüttelnd. „Vielleicht erscheinen sie Dir in einem so zauberhaften Lichte, weil Du davon ausgeschlossen warst, und meine Versicherungen des Gegentheiles fanden darum keinen Glauben. Es waren die Äpfel des Paradieses, die verbotenen Früchte, welche unsere Elternmutter Eva zu einer so großen Sünderin machten. Du streckst die Hand verlangend aus nach dem Ungelannten und verlierst darüber den Blick für das manche Gute, welches in nächster Nähe Dir erreichbar ist. Das ist nicht gut, das ist nicht wohlgethan. Ich habe in dem Bezug viel mit Dir zu kämpfen, viel mit Dir zu tragen gehabt, und nun, wo ich das alte Thema erschöpft glaubte, willst Du von Neuem damit anfangen und Deine Tochter dabei vorschleichen? — Ich bitte Dich, Laura! Thue das nicht. Es verbittert uns beiden das Leben und führt zu nichts.“

Sie legte ihr Haupt schmeichelnd an seine Wange.

„Du sagst das wohl, Robert; aber im Grunde Deines Herzens hat es Dir doch oft weh gethan, wenn Du allein erscheinen müßtest, wo Deine Kameraden ihre Frauen bei sich hatten. Welcher Mann fühlte auch nicht einen solchen öffentlich ausgesprochenen Tadel seiner Wahl! Manche heiße Thräne habe ich darüber geweint, daß Deine Liebe zu mir Dich so vieles kostete. Gottlob! — unsere Alma wird keinem Gatten ein Er-röthen in dem Bezug abnötigen! Da wir nun aber die Erfahrung gemacht haben, wie viel zum Glücke eine Lebenslage beiträgt, in der man mit bequemer Sicher-

heit um sich schauen kann und alle Kreise der Gesellschaft sich zugänglich findet, so möchten wir doch, was ihr durch Abstammung von dem Vater geworden ist, sie nicht durch unsere Sorglosigkeit einbüßen lassen. Besucht sie den Hof nicht, so hat sie auch wenig Gelegenheit, unsere begüterten jungen Coelleute kennen zu lernen. Einen solchen aber kann sie für sich zum Gatten doch nur wählen; denn selbst arm, kann sie keinen Armen heirathen, noch wird ein Armer sie wählen. Bleibt sie ledig, was ist dann ihr Schicksal? In ein Stift wird sie nicht aufgenommen, weil sie von mütterlicher Seite keine Ahnen hat. Als Hof-dame? — Dazu bedarf es dieser vielleicht nicht. Ich sehe meinem Kinde nach allen Seiten hin den Weg zu Erfolg abgeschnitten und muß mich als die Ursache betrachten, ohne daß es in meiner Macht steht, sie zu entschädigen; denn meine Familie kann und wird sich ihrer nicht annehmen, bei dieser heißt es: Jeder werde seines Schicksals Schmied! — Nur der Adel und die Juden besitzen jene Anhänglichkeit an Blutsverwandte, welche diese vor Mangel bewahrt.“

„Wenn Du so ernstlich davon überzeugt bist, Laura, daß unserer Tochter Zukunft dadurch gefährdet wird, wenn sie nicht an den Hof geht, so liegt es ja ganz in Deiner Hand, sie vorstellen zu lassen?“

„Freilich kann ich das,“ entgegnete die Gattin empfindlich; „freilich weiß ich, daß sie hoffähig ist, daß sie den Namen Wimpfingen mit Inbegriff aller daran haftenden Vorrechte führt, während ihre Mutter, welche ihn auch führt, welche vor Gottes Thron damit erscheinen, welche durch alle Ewigkeit ihn tragen wird, vor keinen Fürsten der Erde damit hintreten und als ihres Gatten eheliches Weib die Rechte beanspruchen darf, welche die Kirche ihr zuertheilt hat.“

Des Obersten Stirn umwölkte sich mehr und mehr während dieser Rede. Endlich machte er sich mit einer raschen Bewegung von ihr los und sprang un-muthig auf.

„Verzeih, Laura; aber Du bist über alle Begriffe thöricht, was diesen Punkt anbelangt,“ rief er aus. „Wieder taucht der alte, und Gott sei gelobt! einzige Störenfried unserer sonst so glücklichen Ehe in Dir auf! Daß Du den Rang Deines Mannes nicht theilen kannst, die sonst Alles mit ihm theilen muß, was ihm das Leben an Leid und Freude, an Sorge und Kummer beschert, ich gebe zu, daß das hart ist, und nenne es selbst eine Ungerechtigkeit, die mir jedoch zu verhindern nicht erlaubt war; darum auch will ich Deine Grille wegen des Hofes noch gelten lassen.“

Wenn Du aber außerdem Klage führst und von Zurücksetzung sprichst, so greiffst Du damit direct meine Mannesehre an; denn wahrlich! ich möchte den sehen, der nur mit einer Miene Dich zu kränken wagen könnte, ohne von mir zu der strengsten Rechenschaft gefordert zu werden.“

„Du weißt, daß selbst unser Dienstmädchen mich nur unwillig „Gnädige Frau“ titulirt, und daß ich die Sophie entließ, weil sie, als ich sie getadelt, mir in das Gesicht sagte, daß ich keine Gnädige und nicht besser wie sie selbst sei.“

„Du hättest mich zu Hilfe rufen sollen. Gerade weil die Leute Dir Deine schwache Seite anmerken, so suchen sie Dich an dieser zu verlegen, Dich da zu reizen, wo Du nur zu verwundbar bist, und freuen sich, wenn es ihnen gelungen ist.“

Er knöpfte seinen Ueberrock zu und schickte sich zum Fortgehen an.

Die Zeitungen lagen noch ungelesen da; allein es litt ihn nicht länger im Zimmer, mit Mühe hatte er sich so lange bezwungen; jetzt aber mußte er durch Bewegung in der freien Luft sich Kühlung verschaffen und griff nach Hut und Handschuhen, um auszugehen.

Seine Gattin kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß sie es gewesen, welche durch Zurückkommen auf dies verjährte Thema ihm die schöne Stimmung des Morgens verdorben. Neuevoll lief sie ihm nach. „Robert!“ rief sie, als er die Thüre schon in der Hand hatte, „Robert, komm! Du hast noch nicht gefrühstückt! Sei nicht böse auf mich, vergieb der Sorge einer Mutter und sieh mich freundlich an.“

Er wandte sich zu ihr zurück, schüttelte bewegt sein Haupt und sagte: „Du bist unverbesserlich, Laura! In dem Punkte unverbesserlich! Wer hätte dem einfach erzogenen Mädchen zugetraut, daß ein so unvernünftiger Hochmuth in ihr stecke! Aber es ist nun einmal so und sind wir so lange mit einander fertig geworden, so werden wir auch ferner einander dulden und tragen. Kein Licht ohne Schatten! Am hellsten Himmel thürmen sich ja auch oft Wolken auf.“

Sie hing bereits an seinem Halse. Thränen standen in den klaren, guten Augen. Schmeichelnd bat sie: „Vergieb, Robert! Vergieb! Ich hatte Unrecht von dem zu reden, was Dir unangenehm ist.“

Er nahm ihr Haupt in seine beiden Hände und sah ihr eine Weile so tief in die Augen, als ob er bis auf den Grund ihrer Seele schauen wolle. Sie liebte ihn, das wußte er, sie hätte freudig ihr Leben für ihn hingegeben, sie kannte kein Opfer, das sie nicht seinem

Glücke gebracht hätte, davon war er überzeugt, und dennoch konnte sie ihm so beharrlich weh thun, so beharrlich auf eine Sache zurückkommen, die jedesmal mit einer Mißstimmung, einer kleinen Scene, wie die so eben geschilderte, geendigt, und er stellte die stille Betrachtung an: ein Weib sei ein seltsames, aus Widersprüchen zusammengesetztes Wesen, das mehr aus Unverstand als aus bösem Willen sündige, und bei dem regen Wunsche Andere zu beglücken oft grade das thue, was am wenigsten dazu beitrage.

„Ich verzeihe Dir!“ sagte er nachdenklich, und sein Gesicht nahm einen milderen Ausdruck an, „aber unter einer Bedingung, Laura. Wir werden jetzt Beide älter; laß uns also den Dorn gänzlich aus unserem Leben reißen. Versprich mir, daß Du heute zum letzten Male dieses Punktes Erwähnung gethan hast.“

Die Gattin stutzte. Sie zögerte, die Hand in seine dargebotene Rechte zu legen; endlich machte sie die Bewegung dazu, sagte aber zugleich: „Ich verspreche es Dir; fordere dagegen auch von Dir ein Versprechen.“

„Und das ist?“

„Gelobe mir, daß auch Du eine Bitte, die Du mir erfüllen kannst, erfüllen willst, und so wahr ich lebe, es soll nie mehr eine Klage, den bewußten Gegenstand betreffend, Dein Ohr berühren.“

„Top!“ sagte der Gatte und hielt lachend ihre Hand fest. „So sind wir einig. Bitte und es sei Dir gewährt, so wahr ich ein Ehrenmann und Offizier bin.“

Die Oberstin athmete hoch auf. Sie hatte das Aussehen, als sei plötzlich eine große Last von ihren Schultern genommen. Seine Hand an ihre Lippen ziehend, rief sie: „Danke, danke, lieber Robert!

„Aber erst die Bitte! Laß mich doch nun auch wissen, um was es sich handelt!“ rief er.

„Dazu ist es später noch Zeit genug,“ erwiederte sie ausweichend; „ich bin vorerst zufrieden mit dem gegebenen Worte.“

„Und willst es nicht einlösen?“

„Doch, doch; nur nicht augenblicklich. Vor Nacht noch sollst Du erfahren, wodurch Du mich für den Rest meiner Tage beglücken kannst.“

„Das klingt ja gewaltig!“ warf er kopfschüttelnd ein. „Fast möchte ich jetzt neugierig auf das, was ich gewähren soll, werden.“

„Zerbrich Dir den Kopf nur ein bißchen,“ sagte sie und schob ihn sanft zur Thüre hinaus. „Vielleicht erräthst Du es dann. Wenn nicht, so sollen es vier Worte Dir sagen, die Du auf einem Zettelchen ge-

schrieben beim Zubettegehen unter Deinem Kopflissen findest."

Damit schloß sie die Thür hinter ihm zu und ging ihren häuslichen Geschäften nach. Der Oberst wanderte gedankenvoll durch die Wege des Parks und ging schließlich in den Club, eine Partie Billard zu spielen; dabei kehrten seine Gedanken aber zu den vier Worten zurück. Was konnte sie von ihm wollen? —

Als er zum Mittagmahle in seine Wohnung zurückkam, war von dem Vorgange des Morgens nicht weiter die Rede. Einige Freundinnen seiner Tochter waren eingeladen worden, er fand Alma selbst schön geschmückt und auch die Mutter festlich gekleidet. Die jugendliche Gesellschaft ließ es an Scherzen nicht fehlen. Alma war ausgelassen lustig. Man brachte Gesundheitens aus. „Siebzehn Geburtstage haben und nur sechzehn Jahre alt sein," sagte sie. „Sechzehn Jahre ist ein häßliches Alter. Es schmeckt noch gar zu sehr nach dem Backfische. Ich muß mich recht in die Brust werfen, recht ernsthaft aussehen, damit man mich für erwachsen hält. Für ein Kind gelten! Hu! Es ist etwas Schauderhaftes, wenn man angerebet wird, als ob man mitzusprechen noch nicht berechtigt sei."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Eine kostspielige Puppe.) Es ist oft nicht so leicht, ein Geschenk zu machen, selbst wenn man das Geld mit vollen Händen austreuen kann, selbst wenn man die Millionen eines Rothschild besitzt. Das Schwierige bei der Sache ist nur zu häufig das Ausfindigmachen eines passenden Geschenks und der Art und Weise, wie man dasselbe in seiner Manier anbietet und dem Anderen die Annahme leicht macht.

Als der verstorbene Fürst Metternich noch der allmächtige Minister war, wünschte der in Wien residirende Baron Rothschild, ihm aus Erkenntlichkeitsgründen irgend einer Art eine Aufmerksamkeit zu erweisen; aber das war eine sehr schwere Sache, denn der Fürst war sehr stolz und empfindlich in solchen Angelegenheiten. Indessen ersann sich Rothschild einen sehr feinen Plan, um seine Idee glänzend auszuführen, denn was er sich einmal vorgenommen, das wollte er auch durchsetzen. Der Neujahrstag nahte heran und Baron Rothschild über sandte der Tochter des Fürsten, welche damals etwa acht Jahre alt und der Liebling ihres berühmten Vaters war, ein Neujahrsgeschenk, welches gar nicht übel ausgedacht war.

Der Millionär ließ nämlich eine Puppe ganz von der Größe der kleinen Prinzessin fabriziren und bestellte für diese

glückliche Puppe eine Garderobe von noch nie dagewesener Pracht: Kleider von Sammet, Atlas, Krepp, Gold- und Silberstoff; die reichste Auswahl von Brüsseler und französischen Spitzen; die entzückendsten Hüte, Federn, Schleier; Dugende von Taschentüchern, von denen jedes hundert Thaler kostete, und um den Hals der Puppe war ein Perlenhalsband befestigt, welches mindestens zehntausend Thaler werth war.

Der stolze Fürst würde nie zugegeben haben, daß ein Bankier sich die Freiheit nähme, seiner Tochter eine derartige Garderobe und ein so werthvolles Perlenhalsband zu schenken, aber eine Puppe konnte er ihr nicht verbieten anzunehmen, das war ein zu unwichtiger Gegenstand. Dies war gewiß eine äußerst zarte und galante Weise, ein bedeutendes Geschenk zu machen, welches wir hiermit zur Nachahmung empfehlen wollen, wenn irgend Jemand sich in derselben Verlegenheit befinden sollte, wie damals Herr von Rothschild.

— r.

(Ein probates Auskunfts mittel.) Zur Zeit, als noch Kaiser Nikolaus von Rußland auf dem Throne saß, ereignete sich folgende interessante Geschichte.

Ein russischer Garde-Offizier war leidenschaftlich verliebt in eine junge Polin aus vornehmer Familie, aber ohne Vermögen. Da der neue Cavalier wohl einsah, er werde auf dem sonst gewohnten Wege nichts erreichen, so setzte er eine Entführung, verbunden mit einer Schein-Traung, in Scene.

Einer seiner guten Kameraden bot ihm die Hand zu diesem Streich, verkleidete sich als Pape und vereinigte die beiden Liebenden in einer Dorfkapelle. Drei Tage darauf war jedoch die arme Neuvermählte schmählich verlassen. Zum Glück fand sie aber eine beschützende Fee in der Gestalt ihrer hohen Pathin, der Kaiserin aller Rußen, der sie ihr tragisches Geschick klagte. Der Czar war im höchsten Grade empört und beschloß, mit dem Schwerte der Gerechtigkeit und seiner Allmacht dreinzufahren. Wenn man aber glaubt, er habe etwa dem Verführer auferlegt, sein Opfer wirklich zu heirathen, und ihn dann auf den Zobelhang nach Sibirien geschickt, so irrt man sich gewaltig. Dies wäre zwar sehr einfach gewesen, allein es hätte den angerichteten Schaden doch nicht gut gemacht — die junge Dame wäre dann immerhin für einige Tage die Geliebte des Betrügers gewesen.

Zum Glück gab es vor dem Krimkriege für Czar Nikolaus keine Schwierigkeiten; das sollte sich auch hier bewähren. Seine Majestät schleuderte also einen Ulas gegen den Offizier der Garde, welcher die Traung vollzogen hatte, und degradirte ihn damit zum Popen, in Anbetracht seiner bewährten Befähigung hierzu. Er blieb es für seine ganze Lebenszeit.

Noch mehr: dieser Weihe wurde rückwirkende Kraft verliehen. Demgemäß war die Trug-Ehe eine vollständig gültige vor allen weltlichen und geistlichen Gerichten. So hat es doch zuweilen auch sein Outes, wenn Cäsar zugleich Paps ist. — r.

(Ueber die Frauen.) Ein Schriftsteller des Alterthums sagt: „Die Frau ist das unerklärlichste Wesen. Forcht unter allen Völkern, welche den Erdball bewohnen, so werdet ihr nicht zwei Frauen finden, welche einander ganz gleich sind."

In Afrika ist das Weib eine Sclavin, welche zu den Füßen ihres Herrn kriecht.

In Indien ist es eine seltsame Maschine, welche bloß belebt ist, um einen Pavian zu unterhalten.

In der Türkei ist es ein hübscher Schmuckgegenstand, der leicht verloren geht und deshalb sorgfältig eingeschlossen werden muß, den man jedoch auch verhandeln kann.

In Spanien ist das Weib eine Art gefährlicher Feind, vor dem man sich in Acht nehmen muß.

In Rußland ist es eine unglückliche Gefährtin, welche stets schweigen muß und häufig geschlagen wird.

In Deutschland und England ist die Frau eine dem Manne gleichgestellte Freundin, welche er achtet und liebt.

In Polen ist sie eine Herrin, welche befehlt.

In Frankreich eine Gottheit, welche man anbetet und — dann unter die Füße tritt. Ludwig XIV. kam nie auf der Jagd oder auf der Reise bei einer Frau vorüber, ohne daß er den Hut vor ihr abgenommen hätte. Dies hinderte ihn jedoch durchaus nicht, sich im Verkehr mit den Frauen als den brutalsten egoisten zu zeigen.

Sophokles dachte und sprach nicht viel Gutes von den Frauen. Man belobte ihn eines Tages darüber, daß alle Frauen, die er in seinen Stücken auf die Scene bringe, tugendhaft und gut seien, während Euripides seinen Frauenrollen stets die schlechtesten Charaktere unterlege.

„Das kommt daher,“ antwortete Sophokles, „weil Euripides die Frauen darstellt wie sie sind, und ich, wie sie sein sollten.“

In der Kirchenversammlung zu Maçon hatte ein Bischof behauptet, man könne die Frauen nicht unter die menschlichen Geschöpfe zählen, und diese Frage wurde in mehreren Sitzungen verhandelt. Man disputirte sehr lebhaft darüber, die Meinungen waren sehr getheilt, aber endlich trug doch die Partei des schönen Geschlechts den Sieg davon und man entschied sich feierlichst dafür, daß die Frauen zum Menschengeschlecht gehörten.

„Ich glaube,“ sagt Saint Foix, „daß man sich dem Aussprüche dieses Conciliums unterwerfen muß, obgleich es kein allgemeines gewesen ist.“

In Hinsicht der Theorie haben sich die Theologen überhaupt nicht sehr galant gegen die Damen bewiesen, denn verschiedene haben den Lehrsatz aufgestellt, daß nach der Auferstehung die göttliche Gnade vollenden werde was die Natur unvollkommen gelassen hatte, und daß in diesem Augenblicke die Frauen dann zu Menschen würden.

Der heilige Augustin bekämpfte zwar diese gewagte Behauptung, allein Johann Kerijan, Professor der Rechte in Turin, welcher im Jahre 1540 starb, erzählt ebenfalls in dem ersten Kapitel seines Buches „Sylva nuptialis“, daß Gott nur deshalb nicht das Weib zu gleicher Zeit mit dem Manne geschaffen habe, weil er sich vorbehalten, dasselbe „mit den anderen Thieren“ zu erschaffen.

Dabei meint der arge alte Spötter, daß Gott wohl den Leib des Weibes geschaffen habe, allein er hätte sich durchaus

nicht mit dem Kopfe befassen wollen und diese Arbeit lieber dem Satan überlassen.

So konnte man freilich nur in jenen wenig aufgeklärten Zeiten denken oder, wahrscheinlich haben alle diese Verleumder der Frauen gar nicht so gedacht, sondern nur so gesprochen, weil sie sich an irgend einer Schönen, die sie verschmähte, rächen wollten.

(Ein Zwillingsschwesterpaar.) Vor etwa zwei Jahren brachte der Vicomte Horace von Mauffray einen Theil des Sommers auf dem reizend gelegenen Schlosse Savigny zu. Der junge Vicomte war zweiunddreißig Jahre alt, reich und unabhängig und verberg ein tiefes Gefühl, einen reichen Geist unter einer frivolten Außenseite, wie sie in den eleganten Salons Mode ist; er hatte alle Freuden des Weltlebens genossen und sehnte sich danach, in einem friedlichen, naturgemäßen Leben von den Stürmen und Zerstreungen der wilden Pariser Jahre auszuruhen. Hierzu bot ihm Schloß Savigny die günstigste Gelegenheit dar, aber was dort in seinem blasierten Gemüth die reinsten Illusionen weder erweckte, das war der Anblick der beiden Töchter seines Wirthes, ein Paar Zwillingsschwestern von siebzehn Jahren, ganz gleich an Anmuth und Schönheit.

Blanche und Rose von Savigny boten das reizendste Schauspiel einer in zwei Engeln verkörperten rührenden Geschwisterliebe. Sie waren bei ihrer Geburt einander so völlig gleich gewesen, daß man jeder ein besonderes Zeichen geben mußte, um sie nicht zu verwechseln, und diese Gleichheit wuchs mit den Jahren so fort, daß nur das Mutterauge sie zu unterscheiden im Stande war. Erst nach einiger Zeit machte sich eine leichte Verschiedenheit bei ihnen bemerkbar: Blanche wurde allmählig blond und etwas blässer, während sich um ihrer Schwester rosiges Gesichtchen hellbraune Locken kräuselten. Freilich empfanden die beiden lieblichen Wesen auch die Nachteile ihrer gleichsam nur aus zwei Hälften bestehenden Natur, denn bei aller Anmuth waren sie doch unendlich zart und schwächlich, als ob jede nur den halben Antheil an Kraft und Leben erhalten hätte, der Anderen ganz zu Theil wird. Obwohl das Temperament der einen mehr fröhlich, das der anderen mehr melancholisch war, schien doch nur eine einzige Seele ihre beiden Körper zu beleben, so schnell entsprachen sich ihre Gedanken und Gefühle.

Horace von Mauffray richtete seine Blicke vorzugsweise auf die lebhafteste, heitere Rose und war bald so sterblich in sie verliebt, daß er am Tage vor seiner festgesetzten Abreise bei ihren Eltern um ihre Hand anhielt. Diese wiesen eine so vortheilhafte Partie um so weniger zurück, als die holde Rose Gefallen an dem Vicomte zu finden schien. Freilich war sie noch zu sehr Kind, um den jungen Mann ernstlich zu lieben, aber sie empfand doch ein naives Vergnügen bei seinem Anblick und nahm seine Aufmerksamkeiten mit einer kindlich-reizenden Koketterie an. Kurz, sie gab gern ihre Zustimmung und man bestimmte die Hochzeit auf den folgenden Monat.

Die Vorbereitungen hierzu begannen bereits, als Rose zuerst eine betrübende Bemerkung machte. Die Freude, welche Blanche anfangs wie die Andern gezeigt hätte, wich bald einer

geheimen Traurigkeit und man überraschte sie zuweilen in Thränen; Rose gab sich vergebens Mühe sie aufzuheitern — die beiden Schwesternseelen stimmten nicht mehr vollkommen überein.

„Blanche,“ fragte sie endlich ganz erschreckt, „machst dein Glück Dich unglücklich?“

Das blasse Kind verbarg ihr Haupt an der Brust der Schwester und bekannte ihren egoistischen Kummer.

„Ich soll Dich verlieren,“ sagte sie, „warum sollte ich da nicht weinen?“

Dann folgte sie lange Betrachtungen über die Liebe hinzu, welche die süßliche Braut nicht völlig begriff, aber doch ahnte sie zitternd, daß ihre Schwester Recht habe. Es war dies ihre erste ernstliche Aufregung und von da an vermochte sie Blanche nicht mehr anzublicken, ohne sich ihr eigenes Glück zum Vorwurf zu machen. Je näher die Zeit heranrückte, desto weniger vermochte Blanche ihren Kummer zu verbergen; sie verrieth sich durch heftige Schmerzensausbrüche und Anfälle von Melancholie. Sie hatte Augenblicke von unerklärlicher Festigkeit und Eifersucht, so daß man für ihre Gesundheit besorgt wurde. Als sie bemerkte, daß man in ihrer Seele zu lesen schien, wußte sie muthig Alle zu täuschen. Sie lächelte und war heiter, dabei sprach sie mit resignirter Sanftmuth von dem Glücke, welches das ihrige zerstörte — kurz, sie spielte ihre Rolle so gut, daß Alle im Hause die Unruhe in Bezug auf sie aufgaben, nur Rosa allein bewahrte einigtes Mißtrauen.

Nach einem alten Familiengebrauch feierte Herr von Savigny die Verlobung seiner Tochter an demselben Tage, wo ihr Ehecontract unterzeichnet wurde.

Die beiden Schwestern erschienen bei diesem Feste schöner, liebevoller und reizender als je. Der Tag ward mit Vergnügungen aller Art ausgefüllt, an denen die ganze Umgegend theilnahm; Jeder beneidete den Vicomte um seine hübsche Braut und Niemand dachte daran, seine Schwägerin zu beklagen, so freundlich lächelte sie bis zuletzt. Nur ihre Blässe vermehrte sich gegen Abend und als sie den Ball mit dem Bräutigam eröffnen sollte, fiel sie ohnmächtig zu Boden, erholte sich jedoch in kaum einer Minute und erhob sich erröthend, indem sie den Zufall der Ermüdung zuschrieb.

Umsonst rebete man ihr zu, sich auszuruhen; sie bestand darauf, tanzen zu wollen, und tanzte bis Mitternacht. Dann bemerkte sie, daß ihre Schwester, welche sie den ganzen Tag aufmerksam beobachtet hatte, aus den Salons verschwunden war, ohne zu sagen, wohin sie ginge. Wie von einer geheimen Ahnung betroffen, eilte nun Blanche sie zu suchen, fragte die Mutter, den Vicomte, alle Gäste nach Rose — Niemand hatte ihr Verschwinden bemerkt.

„Meine Schwester! Wo ist meine Schwester!“ rief sie halb wahnsinnig und eilte durch alle Zimmer des Schlosses, während die Ihrigen ihr folgten.

Allein nirgends fand man Rose, Niemand hatte sie gesehen. Auf die Angst folgte nun der Schrecken; Frau v. Savigny fiel bewußtlos in die Arme ihrer Freundinnen, als ein herzzerreißender Schrei aus Blancches Zimmer erschallte. Alle stürzten

dorthin und man fand das junge Mädchen wie außer sich, ein Papier in den Händen haltend, worauf in eiligen, fast unleserlichen Zügen die Worte standen:

„Leb' wohl, mein Vater; leb' wohl, meine Mutter; leb' wohl, meine Schwester! Sucht mich nicht, denn Ihr würdet mich nicht finden. Vicomte von Maufray, Sie sind frei, machen Sie eine Andere glücklich. Adieu! Rose v. Savigny.“

Acht Tage darauf sehen wir einen Mann allein in einem Zimmer von Schloß Savigny. Dieser Mann, in der kurzen Zeit um zehn Jahre gealtert, war Horace von Maufray, und das Zimmer war die Stube von Rose v. Savigny, wo sich Alles ganz in dem nämlichen Zustande befand, wie am Morgen des Verlobungstages. Niemand hatte darin etwas anrühren dürfen, Alles lag und stand noch an dem Plage, wie das junge Mädchen es nach Beendigung ihrer Toilette verlassen hatte. Selbst das Kopfkissen trug noch den Eindruck ihres lieblichen Köpfchens, zwei rothe Pantöffelchen standen auf dem Teppich, gebrauchte Handschuhe und ein rosenrothes Peignoir lagen auf den Stühlen. Als Alle im Schlosse die Hoffnung aufgegeben hatten, Rose wiederzufinden, als Jedem, ohne den Gedanken anzusprechen, glaubte, sie habe sich den Tod gegeben, hatte Horace von Maufray gebeten, man möge ihm den Schlüssel zu dem Zimmer seiner Braut übergeben, wo er Sorge trug, daß Alles in demselben Zustande blieb. Dort verbrachte der Unglückliche täglich ganze Stunden, klagte sich als Ursache eines Unglücks an, welches er nicht begriff, und betrachtete schmerzvoll die Sachen des jungen Mädchens wie heilige Reliquien. Ach, diese Reliquien blieben stumm auf seine Fragen und Thränen, wie das ganze Land, die Flüsse, Teiche und Kanäle der Umgegend auf die Nachforschungen der tiefgebeugten Eltern.

Blanche allein schien das verhängnißvolle Geheimniß zu kennen.

Tiefe Trauer herrschte im ganzen Schlosse, aber Niemand wagte, Blanche über das Geschick ihrer Schwester zu befragen. Endlich drängte ihre Mutter voll Gram in sie zu sprechen, und Blanche entschloß sich dazu.

„Meine Schwester ist gestorben, um mich zu retten,“ sagte sie. „Ich liebe den Vicomte,“ fügte sie hinzu, sich ihrer Mutter in die Arme werfend. „Das ist das Geheimniß, welches an mir nagte, und Rose sah, daß es mich zu tödten drohte. Mit den auf dem Ball an ihrem Verlobungstage kam ihr eine traurige Eingebung und sie eilte in mein Zimmer. Dort fand sie unter meinen Papieren eines, worauf ich geschrieben hatte:

„Ich würde mich trösten, wenn meine Schwester den Vicomte eben so sehr wie ich liebte, aber das Glück, welches mein ganzes Leben beseligen würde, ist für sie nur die Freude eines Augenblicks, und der Verlust, der mich tödten wird, wäre für sie nur ein vorübergehendes Leid. O Gott, warum muß ich den Tod empfangen von ihr, die stets die Hälfte meines Lebens war?“

„Nun sieh, meine Mutter,“ fuhr Blanche fort, „was sie darunter geschrieben hat:

„Nein, Blanche, nein, Du sollst nicht für mich sterben;

liebe und werde geliebt, lebe und sei glücklich! Ich war nicht werth, Dein Glück zu hindern, und Horace ist geschaffen, um Dich zu verstehen. Ersetze meine Stelle bei ihm, ich befehle es Dir, und bedenke, wenn Deine Schwester sich jemals darüber trösten kann, Dich verlassen zu haben, so ist es dann, wenn Du Vicomtesse von Mauffray sein wirst. *Rose.*

„Dieser Befehl, den Vicomte zu heirathen,“ sagte Blanche, „und dieses unbestimmte Versprechen sich zu trösten, wenn ich gehorche, lassen mich oft glauben, daß Rose nicht todt sein könne. Aber sieh, meine Mutter, ob er mich wohl jemals lieben wird?“ rief sie dann, indem sie ihrer Mutter den untröstlichen Vicomte zeigte, welcher eben aus dem Zimmer seiner Braut trat.

So verging ein Monat ohne jede Veränderung im Schlosse Savigny. Horace blieb seinem Cultus für Rosens Zimmer treu und verbrachte dort halbe Tage, wobei er immer bleicher und trauriger wurde. Die schlichteren Versuche Blancches, seinen Kummer zu lindern, ließen ihn gleichgiltig und Frau von Savigny konnte sich nicht entschließen, ihrem Gemahl das Geheimniß ihrer Tochter anzuvertrauen. Nach sechs Wochen endlich that sie es doch, und Herr von Savigny begann sofort handelnd einzuschreiten, indem er mit Allen nach Paris reiste. Er gedachte durch diese plötzliche Veränderung Blanche aus ihren quälenden Zweifeln und Horace aus seinem Schmerze aufzurütteln. Der Vicomte gewöhnte sich nach und nach, die sanfte Blanche als seinen tröstenden Engel zu betrachten, und sah in ihr schließlich das lebende Bild der verlorenen Geliebten, dessen traurige Blässe seiner eigenen Schwermuth um so besser zusagte. Kurz, nach einigen in Paris verbrachten Wochen entschloß sich der ermunterte Vater mit der ganzen, scheinbar getrösteten Familie nach dem Schlosse zurückzukehren und sah mit neubelebter Hoffnung, wie Horace und Blanche bei dem Eintritt in das Schloß sich die Hand reichten.

Die vorsichtige Mutter war vorausgeeilt, um den mit ihrem Gatten gefaßten Beschluß auszuführen, und als der Vicomte, welcher den Schlüssel von Rosens Zimmer bei sich behalten hatte, verlangte, dasselbe wiederzusehen, reichte ihm Herr v. Savigny väterlich liebevoll den Arm, um ihn auf dieser traurigen Pilgerfahrt zu begleiten.

Als Horace die Thür verschlossen fand, sagte er ganz befriedigt: „Niemand hat während meiner Abwesenheit mein Heiligthum betreten und ich werde meine Reliquien wiederfinden, wie ich sie verlassen habe.“ Dabei traten ihm schwere Thränen in die Augen.

Er öffnete die Thüre, aber er wich voll Schrecken zurück, als er nicht mehr die gewohnte theure Unordnung in dem Zimmer wiederfand. Alles war mit dem zierlichen, feinen Geschmack geordnet, welcher das Zimmer eines jungen Mädchens kenntlich macht, und Alles glänzte in den Strahlen der Morgen Sonne, umsonst suchte der Vicomte die kleinen rothen Pantoffeln, die herumgestreuten Handschuhe u. s. w. Allein seinem Ausrufe des Schmerzes über das Vermissten dieser geliebten Gegenstände

folgte im selben Augenblicke ein anderer der unbeschreiblichsten Freude. . . . Blanche trat aus dem Kofen in dem Anzuge ihrer Schwester und ihre Nehtlichkeit mit derselben war so frappant, daß der Vicomte glaubte, seine Braut selbst zu erblicken.

„Rose!“ rief er, wie wahnsinnig auf sie zusürzend, und fiel besinnungslos in Blancches Arme, ohne ein Wort weiter sagen zu können.

Alle beeilten sich, ihm beizustehen, und hatten die größte Mühe, ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Zehn Tage darauf nahmen zwei Reisefaleschen wieder den Weg nach Paris; die eine enthielt Herrn und Frau v. Savigny nebst einem Kammerdiener und einer Kammerfrau; in der anderen befanden sich ein Arzt und ein Wahnsinniger, der von zwei jungen Mädchen überwacht wurde. Dieser Wahnsinnige war Horace von Mauffray und die beiden Mädchen Rose und Blanche von Savigny.

Rose, welche die seit ihrem Verschwinden verflossenen sechs Monate bei einem alten ehemaligen Diener ihrer Familie zugebracht hatte, war auf die Nachricht von dem Unglücke des Vicomte ins Schloß zurückgekehrt und half Blanche, den Unglücklichen pflegen.

Wer an einem stillen und warmen Sommerabende des verflossenen Jahres die einsamsten Alleen des Boulogner Gehölzes durchstreifte, konnte dort oft dem Wagen des armen Wahnsinnigen begegnen, der zwischen den beiden schwesterlichen Rivalinnen saß, welche seine Schutzengel geworden waren. Das bleiche, entstellte Gesicht des Vicomte ließ damals befürchten, daß sein Leiden unheilbar sei, und an der gemeinsamen, rührenden Sorgfalt von Rose und Blanche sah man, daß die geheilte Aufopferung die beiden Schwesterseelen wieder eng vereinigt hatte.

Der Himmel wollte nicht, daß diese Aufopferung vergeblich sei und daß drei so schöne Leben zugleich gebrochen sein sollten. Durch die Wissenschaft, die Freundschaft und die Liebe endlich geheilt, hat Horace von Mauffray zu Anfang dieses Winters seine Vermählung mit Blanche von Savigny gefeiert. Niemand war bei dieser Hochzeit heiterer und glücklicher als die schöne Rose, die ehemalige Braut des Vicomte, und die ganze glückliche Familie lebt bis jetzt vereinigt in dem alten Schlosse in der Normandie, wo sie die friedlichsten und freundlichsten Tage zubringt.

Literatur. Ein hervorragender historischer Roman ist „Beaumarchais“ von Brachvogel (Zena, Costenoble). Auch er zeugt von gewissenhaften Studien und großem dramatischen Talent des Verfassers. Das Interesse der Leser wird von Anfang bis zum Ende wach erhalten, und gesteigert durch die Theilnahme für die bekannten Personen (Ludwig XVI., Marie Antoinette, die Prinzessin von Lamballe etc.), sowie durch die Zeit, in welcher der Roman spielt. Wenn der Verfasser manche historische Personen nicht gar zu unhistorisch behandelt hätte, würde der Roman noch um Vieles empfehlenswerther sein.

Allgemeine Wochen-Beilage



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die schwache Seite.

Novelle

von

A. Hölte.

(Fortsetzung.)

„Wie stolz!“ rief ihre Freundin, Clara von Sonderburg. „Sieh mich an! Ich zähle siebzehn, bin dafür aber so klein, daß ich mir es gefallen lassen muß, wenn man mich über die Achsel ansieht.“

„Das wird Dir im Ernste doch nie begegnen,“ versetzte Alma mit Betonung; denn Clara von Sonderburg war aus einem alten Hause und eine reiche Erbin.

„Wer weiß?“ gab diese lachend zurück. „Und wenn es geschieht, muß ich mir es auch gefallen lassen; man ist darum nicht mehr, nicht weniger, nicht älter, nicht jünger.“

„Ja, Du hast gut reden,“ fiel Alma altklug ein. „Wer so bestimmt weiß, wer er ist, und so bestimmt seine Stellung im Leben angewiesen findet, dem ist groß und klein am Ende einerlei; denn in gewissem Sinne bleibt er stets das Erstere. Aber ich?“

Die Mutter warf Alma einen mißbilligenden Blick zu. Sie hatte ihr oft schon gesagt, daß es unpassend sei zu erwähnen, wie schwankend ihre Lebensverhältnisse seien, daß man um so fester auftreten müsse, je weniger man zu Ansprüchen berechtigt wäre.

„Denkst Du, daß es Freude macht sich ausge-

zeichnet zu sehen um solcher Güter willen, die mit uns selbst nichts zu thun haben?“ fragte Clara. „Glaube es nur, daß darin kein Glück liegt. Es weckt Mißtrauen und Mißtrauen ist eine böse Empfindung. Man fragt sich: Galt dies Lob meiner Person, oder der Erbin von Sonderburg? Das beeinträchtigt die Unbefangtheit.“

„Ich würde, an Deiner Stelle, auch so nicht fragen; ich würde mich mit dem Scheine begnügen und eine Wahrheit, die mich nicht beglückte, fliehen. Sieh doch, wie es auf dem Theater zugeht! Wer Maria Stuart spielt, ist keine Maria Stuart, und doch nimmt er den als Maria Stuart gewonnenen Applaus hin. Wenn nun die Schauspielerin auch sagen wollte, es freue sie kein Lob, weil es ihr selbst nicht gälte? — So nehme man es huldvoll für seine eigentliche Persönlichkeit in Empfang und denke: daß man als Löwe gut gebrüllt habe. Ich würde, an Deiner Stelle, die Erbin von Sonderburg mit großer Vorliebe spielen. Ueberhaupt möchte ich gern manchmal etwas vorstellen, was ich nicht bin. Schade, daß man nicht Rollen tauschen kann!“

„Auf den Brettern, ja. Spiele Comödie!“ warf eine Dritte ein.

„Ja, wenn ich könnte — wenn ich dürfte! — Nichts wäre mir lieber. Es ist ja der einzige Weg, um eine Königin sein zu können!“

„Die Vorliebe hegtest Du stets!“ sagte lachend Clara von Sonderburg. „Schon als kleines Kind kamst Du immer mit einer Krone und langen Schleppe,

wenn Du Dich verkleiden solltest. Am Ende steckt doch eine Rachel oder Malibran in Dir!"

„Das Gott verhüte!“ fiel die Oberstin ein und bemühte sich dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

Die Oberstin hatte stets darauf gehalten, daß Alma mit Mädchen aus guten Familien verkehrte; besonders war ihr der Umgang mit Clara von Sonderburg lieb gewesen, weil sie durch Stellung und Reichthum etwas von ihrem Glanze auf die Freundin mit übertrug. Da jene keine Geschwister hatte, so lag ihren Eltern viel daran, für sie eine passende Gespielin zu finden und eine solche war Alma in jedem Bezuge. An ihrer Erziehung war nichts versäumt worden, jede Mutter mochte sie mit Stolz ihre Tochter heißen. Sie war auch von Charakter gut. Nur hatte sich leise, leise ein Etwas eingeschlichen, das jene nicht bemerkten, und dieses Etwas hieß: Hoffahrt.

Alma hatte von Jugend auf sich an solche Leute schließen müssen, deren Stellung eine höhere war wie ihre eigene. Nicht nach dem Werthe der Menschen durfte sie Freundschaft für diese empfinden, sondern nach deren Stand. Was das Kind begonnen, setzte das Mädchen nun fort. Sie sah die Welt, die Gesellschaft, das ganze Dasein nur mit dem Blicke, der nach einer zu erklimmenden Sprosse spähte. Sie konnte das nun nicht mehr ändern, es war mit ihr verwachsen, war ihre zweite Natur geworden.

Die jungen Mädchen zeigten sich sehr heiter, sie saugen, spielten, tanzten sogar; der Oberst zog sich in das anstoßende Zimmer zurück und warf nur dann und wann einen Blick auf ihr Treiben, während seine Gattin in ihrer Mitte blieb und für ihre Bewirthung sorgte. Es ward spät, bevor sie schieden. Mutter und Tochter standen dann noch am offenen Fenster und sahen ihnen auf die Straße hinab nach. Es war eine laue Frühlingsnacht, der Mond stand hell über den belaubten Bäumen und warf magische Streiflichter auf die Erde. Alma sah sinnend zu den ziehenden Wolken empor. Sachte legte die Mutter den Arm um ihre zarte Taille, sah sie eine Weile beobachtend von der Seite an, drückte sie dann innig an sich und fragte leise: „Woran denkst Du jetzt, mein Kind?“

Das Mädchen fuhr bei dieser Ansprache zusammen. Sie wandte den Kopf gegen die Mutter um, ein träumerisches Lächeln flog über ihre Züge, dann sagte sie: „Ich dachte, wo ich wohl heute über ein Jahr sein würde!“

„Heute über ein Jahr? — Nun, und welches Bild Deiner Zukunft entwarfst Du Dir da?“

Das Mädchen seufzte. Ihre Brust hob sich. „Ich darf es Dir nicht sagen,“ erwiderte sie zögernd.

„Warum nicht mir? Wem sonst, wenn nicht der eigenen Mutter?“

„Niemand! Was man mit wachen Augen träumt, muß man für sich behalten, oder man wird ausgelacht.“ Dabei lachte sie nun selbst.

„Träume sind Schäume,“ entgegnete die Mutter weise. „Man muß sich ein Ziel setzen und man erreicht es. Ein armes Mädchen von Familie kann nur einen reichen Mann von Familie heirathen wollen, und will sie es, so thut sie es auch.“

Alma lächelte schelmisch die Mutter an. „Wenn ich nun aber mein Auge auf einen Prinzen geworfen hätte?“ fragte sie lachend.

„Auf einen Prinzen?“ gab die Oberstin etwas verstimmt zurück. „Das konnte freilich nur in Deinen thörichtesten Träumen geschehen. In Wirklichkeit giebt es übrigens für ein Mädchen von sechzehn Jahren noch überhaupt keine Männer, auf die sie ihr Auge werfen könnte. Was die Prinzen aber betrifft, so thust Du wohl, gar nicht an diese zu denken, denn sie können Dir keine rechte Hand geben und ihre linke würdest Du nicht mögen.“

„Warum nicht?“ fragte Alma, die Lippe mit etwas Trotz aufwerfend. „Man bekommt einen hübschen Titel, schöne Einkünfte und ist doch etwas Besonderes. Mir könnte grade das am besten gefallen.“

„Aber, Kind!“ rief die Mutter entsetzt aus. „Wie konnte Dir nur so etwas in den Kopf kommen?“

„Das wundert Dich, Mamachen? — Aber sieh nur selbst, wie hübsch es klingt, wenn in der Zeitung steht, der Prinz von so und so sei mit der Baronin Rosenduft in Paris angekommen. Man denkt dabei gleich an ein recht bezauberndes Verhältniß, stellt sich die Dame schön, reich geschmückt, lebenswürdig vor, sieht den Herrn ritterlich galant zu ihren Füßen, während von einem andern Ehepaare in keiner Zeitung die Rede ist und man sie auf Reisen in Alltagskleidern und mit sauren Mienen vor sich sieht.“

„Eine Frau soll für ihr Haus, für ihren Mann, für ihre Kinder leben, Alma! Ich würde mich fürchten, wenn von mir in den Zeitungen die Rede wäre.“

„Das sagst Du, Mutter; aber die Prinzen mußt auch Du von jeher sehr gern gehabt haben, weil Du durchaus an den Hof gehen wolltest.“

Die letzte Bemerkung traf eine empfindliche Seite.

Die Oberstin schloß das Fenster, murmelte etwas von kindischem Geschwätze und begann sich auszulleiden. Die Unterhaltung war damit abgebrochen. Obwohl Alma ihr Zimmer theilte, versuchte sie doch kein Wort mehr, so lange die Wolke auf der Mutter Stirn ruhte, und bald hatte der Schlaf sie dann heimgesucht.

Der Oberst ging indessen in seinem an der andern Seite der Wohngemäcker gelegenen Zimmer mit großen Schritten noch lange auf und ab. „Sie hat mich in eine Falle gelockt! Das vergebe ich ihr nie! Sie hat mir listig mein Ehrenwort abgenommen!“ murmelte er vor sich hin und sah dabei so ingrimmig aus, als ob er die Wände hätte einreißen mögen. „Laß meinen Vater adeln!“ steht da geschrieben! Den alten Mann. Ein Schulsuchs ist er durch und durch. Rector an einer Bürgerschule! Dieser ein Edelmann! Ich mache mich ja lächerlich, ich mache ihn lächerlich, ich mache uns Alle lächerlich! — Wer hätte das aber auch ahnen können? Und ich habe es ihr versprochen, heilig versprochen, ohne Vorbehalt versprochen. Mein Wort darf ich nicht zurücknehmen. Wenn der Vater in den Adelsstand erhoben ist, kann sie an den Hof gehen, und darauf läuft es bei ihr hinaus. Darum auch gelobte sie so willig, nie wieder von der Sache zu reden, sobald ich ihr die eine Bitte gewährt habe; denn sie wußte, daß die Erfüllung dieser Bitte auch die Erfüllung dieses thörichten Wunsches in sich schloße.“

In dieser Weise zürnte er fort, bis die Mitternacht kam und er ermüdet sein Lager suchte. —

Am folgenden Morgen herrschte in dem kleinen Familientreise eine Spannung, die Jeden den Andern vermeiden ließ. Die Oberstin schmolte mit ihrer Tochter wegen deren Aeußerung vom vorhergegangenen Abend und verließ den Kaffeetisch, bevor der Gatte an demselben erschienen war. Als er eintrat, war es ihm wiederum eine Erleichterung, sie nicht anwesend zu finden. Er konnte ihr in seiner Verstimmung nicht freundlich begegnen und wollte die Sache in Gegenwart der Tochter nicht gern erörtern. So verging der Morgen, so der Mittag. Alma saß am Fenster und sticte. Manchmal glitt ein Lächeln über ihr Gesicht. Vielleicht dachte sie an ihren Prinzen.

Der Postbote brachte einen Brief von dem zweiten Sohne. Er war an die Schwester gerichtet. Almas lauter Freudenruf hieß die Eltern an der Lectüre theilnehmen, und gemeinsam nun lasen sie, daß es ihm gut ergangen und er in wenigen Wochen auf kurzem Urlaub bei ihnen sein würde. Im Gespräche hierüber ließ die Spannung unter dem Ehepaar etwas nach,

ihre Blicke begegneten sich wieder und des Obersten Stirn entwölkte sich ein wenig.

Die Gattin hätte nun ein Wörtchen an ihn richten und eine Erklärung herbeiführen können; allein sie fürchtete den in seinen Mienen drohenden Sturm und wollte ihm nicht entgegen kommen. Wenn er gar zu ungerne ihr willfahrte, dachte sie, so wäre sie vielleicht schwach genug, ihre Bitte zurückzunehmen, und dem mochte sie sich nicht aussetzen. Was sie seit Jahren gewünscht, in stillen Stunden heimlich mit sich berathen, das war nun Wirklichkeit geworden, gesprochen hatte sie das große Wort, und er hatte gelobt es ihr zu erfüllen, zurückschreiten hieß auf immer vernichten.

Der Oberst sah ein, daß er zuerst sprechen müsse; so winkte er ihr denn, ihm in sein Zimmer zu folgen, schloß die Thüre, stellte sich in militärischer Haltung vor sie hin und sagte: „Es ist Dein wirklicher Ernst damit, Laura? Du willst Dich, mich, uns Alle lächerlich machen?“

„Was so Viele vor uns gethan, ohne sich lächerlich zu machen, warum soll das grade uns in dieser Weise treffen?“ fragte sie mit einer Milde und Würde, die, das wußte sie, stets eine günstige Wirkung auf ihren Gatten hervorbrachte.

Er sah sie an, schüttelte den Kopf, sah sie wieder an, ging einige Male auf und ab und stellte sich dann abermals vor sie hin.

„Du hast mein Wort, darauf trogest Du,“ begann er dann; „Du hast es mir listig abgerungen. Das vergebe ich Dir nie.“

„Was sonst dachtest Du, das ich von Dir erbitten würde?“ fragte sie sanft. „Es ist das Einzige, was meinem Glücke fehlt; warum sollte ich also nicht wünschen dies Hinderniß beseitigt zu sehen?“

„Hm! Wenn man Dich hört, so sollte man glauben, Du wärest in Deinem guten Rechte, und ich der Eigensinnige, welcher seinen Kopf darauf gesetzt, seine Familie unglücklich zu machen. Sage mir aber nur einmal, wie Du auf dies unselige Auskunfts mittel verfallen bist? Wer hat Dir das in den Kopf gesetzt, Laura? Deinen Vater adeln zu lassen, wie bist Du darauf verfallen?“

„Frau von Pirtalis hat dasselbe gethan!“

„Ihr Beispiel hat Dich also verlockt? — Aber siehst Du denn nicht ein, daß der Fall ein ganz anderer war? Ihr Vater, ein reicher Banquier, der in einer großen Stadt lebt und ein glänzendes Haus macht; diesem paßt sich ein Adelsdiplom ganz leicht an. Dein alter Vater dagegen, ein vernünftiger Mann,

welcher einen Titel, der zu seinen Lebensverhältnissen nicht paßt, verschmähen wird.“

„Um so besser,“ fiel sie ein. „Er soll auch nicht Gebrauch davon machen. Der Zweck ist ja nur, daß es mir und unserer Alma zu Gute komme.“

„Unserer Alma! Diese schiebst Du vor! Almas Glück willst Du also von dieser Lächerlichkeit abhängig machen? Sei es denn! Aber ich fürchte, ich fürchte, es wird die Stunde kommen, wo Du es noch schwer bereuest, daß Du mich zu diesem mir so widerwärtigen Schritte gezwungen hast.“

„Wie sollte das möglich sein!“ sagte sie sanft und sah ihn bittend dazu an; aber sein Auge blieb vorwurfsvoll auf sie gerichtet. „Geh nun!“ sagte er ernst. „Ich habe das letzte Wort mit Dir darüber gesprochen. Es wird geschehen, wie Du gewünscht hast.“

Sie zögerte einen Augenblick. Jetzt verspielt, hieß sie für immer verspielt haben, sagte sie sich und gebot der Stimme ihres Herzens, welche heischte, dem Manne, der ihr ein schützender, liebender, fürsorgender Begleiter durch das Leben gewesen, nicht zu einem Schritte zu zwingen, den er ungern und gegen seine bessere Ueberzeugung that, Schweigen. Als die Thüre sich schon hinter ihr geschlossen, stand sie noch einmal still und fragte sich: Soll ich auch? — Dennoch ging sie. —

Der Oberst warf sich indessen in seinen Lehnstuhl, kreuzte die Arme und sah dem Zuge der Wolken nach. Er hatte gelobt seine Gattin glücklich zu machen, es that ihm weh, daß sie es auf so unvernünftigem Wege sein wollte; doch fühlte er, daß er hier nachgeben müsse. Nachdem er sich innerlich männlich gefaßt und zu dem ihm jetzt unabänderlich Scheinenden gestärkt hatte, stand er auf, legte die Uniform an und begab sich auf das Schloß. Seine Gattin vernahm seinen Schritt. Sie lauschte. Darauf sah sie ihm aus dem Fenster nach. Dabei seufzte sie. „Muß es denn sein?“ fragte sie sich, und ein Gefühl des Unbehagens überschlich sie.

Der Oberst von Wimpfingen war bei dem Fürsten wohl gelitten. Er gab seiner Bitte die Einkleidung, daß seine Gattin sich nicht entschließen könne die einzige Tochter unter fremder Obhut in die Welt gehen zu lassen, und er wiederum wünschen müsse, daß sein Kind in den Kreisen, welchen er selbst angehöre, aufträte; so daß der Herzog es ganz natürlich fand, wenn er darum einkam, seine Gattin auf diesem Wege hoffähig gemacht zu sehen. Was er selbst gegen die Sache einzuwenden hatte, verschwieg er natürlich.

Alles war nun auf das Beste eingeleitet; allein die heitere Stimmung lehrte dem Obersten damit nicht

zurück. Auch das alte, innige Verhältniß zu seiner Gattin wollte sich nicht herstellen.

Der Herbst sollte Alma in die Welt führen. — Einstweilen begleitete sie ihre Freundin Clara nach der Sonderburg, wohin ihre Mutter, sobald der Oberst seinen Urlaub erhalten und sich in ein Bad begeben haben würde, nachzufolgen versprach. „Du könntest auf der Rückreise Deinen Vater besuchen und ihn auf die bewußte Sache vorbereiten,“ warf er eines Tages vorübergehend hin. Seine Gattin wurde roth, — vor Vergnügen. Es war also eingeleitet, die Erfüllung ihres liebsten Wunsches nahe? Seitdem sie das wußte, strahlte ihr die Sonne in einem ganz neuen Glanze und ihr Gesicht sah förmlich verjüngt aus.

Als sie ihre Garderobe musterte und die Kleider für die Reise auswählte, sagte sie sich: daß diese zum letzten Male sie jetzt als Bürgerliche schmücken würden, und ihr war zu Muthe, als ob sie einen neuen Körper, eine neue Seele tragen solle. „Ich werde bald eine Andere sein,“ wiederholte sie sich so oft, bis sie an eine Wiedergeburt ihrer selbst, welche sie in ihren eigenen Augen, wie in denen der Welt, verklären würde, glaubte.

Gegen ihre Tochter äußerte sie sich jedoch nie über diese sie innerlich so lebhaft beschäftigende Angelegenheit; denn es beschämte sie, als Mutter, dieser an Rang nachzustehen, und sie wünschte diesen Umstand vor ihr verheimlicht.

Der Oberst begleitete seine Gattin bis auf die Sonderburg. Das stattliche alte Schloß mit seinen von Ephen umrankten Mauern, die zahlreiche Dienerschaft, das Patriarchalische der Beziehung von Herren zu Dienern, wo die Familie seit Jahrhunderten mit diesen wie verwachsen ist und deren Schicksalen folgt, wirkte eigenthümlich auf Frau von Wimpfingen.

Sie war selbst unter so ganz verschiedenen Verhältnissen aufgewachsen, daß sie sich hier wie in einer anderen Welt vorkam. Beschränkt in ihrer Anschauungsweise der Menschen und der Dinge, konnte sie sich nie über Vorurtheile erheben, nie ihre Lage, noch die Anderer, wie etwas Gegebenes betrachten, welches ein unerbittliches Schicksal, ohne lange zu fragen, aufgelegt.

Befangen trat sie der Herrin des Schlosses entgegen. „Wie wird sie mich aufnehmen?“ sprach ihr Herz. „Wird sie die große Dame spielen? mich es hier empfinden lassen, daß ich ihr nicht ebenbürtig bin?“

Frau von Sonderburg kam ihr bis vor die Thür

entgegen, sie blieb jedoch oben auf dem Absatz der großen Schloßstreppe stehen, sah ihre Gäste aussteigen und reichte Frau von Wimpfingen mit freundlichem Gruße die Hand zum Willkommen; aber sie umarmte sie nicht, wie jene es erwartet hatte. „Meine Tochter wird Sie in ihr Zimmer führen,“ sagte sie. „In einer halben Stunde speisen wir. Sie ruhen gewiß gern vorher ein wenig. Uebrigens bitte ich zu thun, als ob Sie hier zu Hause wären. Meine Gäste dürfen sich durchaus in nichts gebunden fühlen, sich keine Verpflichtung, mich unterhalten zu wollen, auferlegen. Bis Mittag bleibt ohnehin Jeder für sich, und auch nach der Mahlzeit steht es frei, sich zurückzuziehen.“

Frau von Wimpfingen sah in dieser Freistellung der Verwendung ihrer Zeit eine Beleidigung; sie nahm an, daß die Herrin des Hauses möglichst wenig von ihr zu sehen wünschte, und nickte kalt und höflich ihre Einwilligung. Sie war verstimmt. „Wäre ich von Geburt,“ dachte sie, „wie ganz anders würde es sein!“

Der Oberst blieb nur einen Tag. Er wanderte mit dem Schloßherrn Arm in Arm umher und war in der besten Laune; Alma wurde wie ein Kind vom Hause behandelt, und sie allein fühlte sich hier fremd und, wie sie glaubte, zurückgesetzt. Außerdem empfand sie auch noch Langeweile. Sie war an den Haushalt und die Sorge für ihre Familie gewöhnt, und diese Thätigkeit fehlte ihr. Sie sollte sich bis zur Mahlzeit mit sich selbst beschäftigen und wußte nicht, was beginnen. Sie las nicht gern und ging eben so wenig gern spazieren, sie correspondirte auch mit Niemand, ihre nächsten Verwandten ausgenommen, und diesen hatte sie vor ihrer Abreise geschrieben. Selbst eine feine Handarbeit machte sie ungeru. Nachdem sie also das Schloß, die Gärten, die nächste Umgebung in Augenschein genommen und ihre Neugierde in dem Bezug befriedigt hatte, blieb ihr keine Art von Zerstreuung für ihr Privatvergnügen übrig, und wenn sie in ihrem Zimmer am Fenster saß, strickte und dazwischen dem Rauschen der Bäume lauschte, so kam sie sich wie eine Gefangene, wie eine in Waldeinsamkeit Verbannte vor. So zählte sie denn die Tage bis zu ihrer Abreise.

Alma dagegen unterhielt sich recht gut. Es war das erste Jahr, wo sie und Clara keinen Unterricht hatten und Beide frei über ihre Zeit gebieten durften. Keine Erzieherin wachte mehr über ihre Schritte, keine Bonne saß ihnen gegenüber und rief sie mit dem eintönigen: „Mademoiselle, tenez vous droite!“ an. Sie hatten die Erlaubniß zu reiten, ein alter Inspector

begleitete sie, und sie benutzten die schönen Sommermorgen, um in der weitesten Ferne umherzuschweifen.

An Besuchen aus der Nachbarschaft fehlte es gleichfalls nicht, auch einige Verwandte der Familie Sonderburg fanden sich ein und unter diesen ein Leutnant, welchem Alma sehr zu gefallen schien. „Er hat kein Vermögen und Du hast kein Vermögen,“ sagte die wachsame Mutter warnend. „Aber, liebste Mama!“ fiel Alma ihr lachend in die Rede, „soll ich denn jeden jungen Mann, welcher drei Worte mit mir spricht, sogleich heirathen? Einen Leutnant wähle ich überdem keinesfalls; er müßte denn zugleich ein Prinz sein.“

Zu den Gästen gehörte auch der Prediger des Dorfes, der Hausarzt, der Advocat, bisweilen begleitet von ihrer Familie, und Frau von Sonderburg zeichnete diese durch besondere Aufmerksamkeit aus. Frau von Wimpfingen hätte diesem Beispiele folgen sollen; allein sie vermochte es nicht über sich, diesen anders als mit einer gewissen hochmüthig abwehrenden Bewegung entgegen zu treten und sie geflissentlich fühlen zu lassen: daß sie dem Range nach unter ihr ständen. Dadurch wurde sie sehr unbeliebt. Schließlich hatte sie Niemand gern und das that ihr weh.

Sie war froh, als sie endlich einpacken durfte; denn niemals hatte sie sich so gedrückt, niemals in ihrem innersten Wesen so wenig mit ihrer Umgebung in Uebereinstimmung gefühlt; und doch konnte sie Niemand deshalb anklagen. Die hohen Ulmen rauschten über ihrem Haupte hin, als sie mit erleichtertem Herzen die vom Schlosse auf die Landstraße führende Allee hinfuhren und nun die weite Landschaft vor ihnen lag. Ihr war zu Muthe, als wäre sie einem Kerker entflohen. Und dabei sahen die alten Mauern so stattlich aus, wünschte sie ihrer Tochter doch kein schöneres Loos, als das einer Herrin auf solchem durch die Tradition geheiligten Boden!

Alma saß schweigend ihr zur Seite. Sie war ungeru gegangen und Thränen hingen noch in den schwarzen Wimpern. Ihr hangte vor den engen Räumen der Stadtwohnung, der unzureichenden Bedienung, dem mehr bürgerlichen Zuschnitte des elterlichen Hauswesens, und sehnfüchtig blickte sie zurück auf die weiten Hallen des stattlichen Herrnhauses, auf die mit Silber besetzte Tafel, die Schaar der betretenen Diener.

Sie fuhren bis auf die nächste Station und gingen dann mit der Eisenbahn weiter. Die Oberstin hatte im Schlosse nicht davon gesprochen, auch Alma nicht gesagt, daß sie einen Umweg machen und ihren Vater besuchen wolle; jetzt erst theilte sie ihrer Tochter dies

Vorhaben mit. „Dein Großvater wird sich freuen Dich zu sehen,“ sagte sie und betrachtete dazu mit liebendem Auge die schöne Tochter. „Er hat Deinen Aublick lange entbehren müssen. Wir sind nicht reich und konnten, so lange Dein Unterricht kostete, die Reise nicht erschwigen; jetzt aber gebot die Pflicht, da wir schon auf halbem Wege zu ihm sind, das geringere Opfer zu bringen.“

„Ich kann mich seiner kaum noch entsinnen,“ erwiderte Alma zerstreut.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein obdachloser Gelehrter.) Es giebt keinen liebenswürdigeren und unterrichteteren Menschen als den jungen Baudry — leider jedoch ist er, gleich dem Vorhose zur Hölle, mit lauter guten Vorsätzen, die unausgeführt bleiben, gepflastert. Er möchte gerne seiner Erziehung alle Ehre machen und auch äußerlich demgemäß auftreten, ja er hätte sogar alle Neigung zur Eleganz, allein er hat dem Nordwinde nichts entgegen zu setzen, als eine schlechte, durchlöcherete Blouse. Er liebt die Arbeit unendlich, findet aber keine; sein Sinn stände nach einer reich meublirten Wohnung, und doch besitzt er kein noch so armseliges Obdach, wo er sein Haupt zur Ruhe legen könnte. Und dieser Mangel eines Obdaches ist es eben, was ihn unter der Anklage des Vagabundirens vor das Pariser Zuchtpolizeigericht bringt.

„Sie sind jung und stark,“ redet ihn der Präsident an, „wie konnten Sie so weit herabkommen, daß Sie nicht einmal eine Wohnung haben?“

Baudry entgegnet: „Herr Präsident, ich liebe die Arbeit so sehr, daß ich, der ich gründlichen Unterricht im Französischen, in der Geschichte, Geographie, Musik und überhaupt in allem Wissenswerthen empfangen habe, da ich für meine Talente keine Verwendung fand und mich auch nicht auf Schlechtigkeiten legen wollte, mich so weit erniedrigte, daß ich mich der Madame Dubuison zum Drehen ihres Carroufells anbot.“

Präsident: „Es befindet sich in der That unter den Acten ein Zeugniß dieser Frau, aber sie erklärt, daß Sie nur zwei Tage in der Woche bei ihr beschäftigt sind. Was machten Sie die anderen Tage?“

Baudry: „Sie können mir wohl glauben, daß ich mich sehr gedemüthigt fühlte; ich, bei meinen Talenten, sollte eine Maschine drehen wie der Hund eines Scheerenschleifers; darum habe ich auch alle Tage, wo ich nicht an dem Schwenbäume der Madame Dubuison hing, damit zugebracht, daß ich einen besser für mich passenden Platz suchte, sei es als Commis, Kaf-

strer, Buchhalter, sei es als Professor, Hofmeister oder Regierungsbeamter; aber überall, wo ich mich vorstellte, hieß es, ich sei noch zu jung, ich müsse erst noch lernen.“

Präsident: „Haben Sie denn keine Verwandten in Paris?“

Baudry: „Ich habe keinen Vater und keine Mutter mehr, ich habe blos Vettern in Paris, die jedoch durchaus nicht die Grundsätze und Ideen besitzen, welche mir durch meine Erziehung eingelebt wurden; es sind Freßer und Säuser, die alle zusammen mir nicht das Geld auf eine neue Mütze leihen könnten, meinen Cousin Justin ausgenommen, welcher ein Zimmer hat und bei dem ich schlase, wenn ich in Paris bin.“

Präsident: „Können Sie beweisen, was Sie eben sagten?“

Baudry: „Gewiß, denn Vetter Justin ist da und kann es bestätigen.“

Vetter Justin wird vorgelassen und bestätigt die Angaben Baudry's.

Präsident: „Wenn Sie nun aber bei Ihrem Vetter Justin Unterkunft haben, warum hat man Sie um Mitternacht auf der Straße schlafend gefunden?“

Baudry: „Wenn Vetter Justin nicht anwesend wäre, so würde ich es sagen, aber ich fürchte ihn zu beleidigen.“

Man läßt den Vetter Justin in's Zeugenzimmer abtreten.

Präsident: „Nun können Sie reden, was haben Sie zu sagen?“

Baudry: „Mein Vetter Justin ist ein guter Junge, das muß wahr sein; er hat ein Zimmer und ein Bett, wovon er mir die Hälfte anbietet, das ist auch wahr — aber er ist so schlecht erzogen, so unwissend, daß wir uns nicht verstehen können; er spricht französisch wie eine spanische Kuh. Als guter Verwandter habe ich es mir in den Kopf gesetzt, ihm etwas Lebensart beizubringen, ihm seine Gastfreundschaft durch einige gute Lectionen zu vergelten, aber er will nicht anbeißen, er ist widerspenstig und wird gleich wild. Am Morgen des Tages, wo ich arretirt wurde, hatten wir zusammen einen Disput über die Anwendung der verbindenden Art der halbvergangenen Zeit, und da er mich in sehr schlechtem Französisch beleidigte, so erklärte ich ihm, daß ich wegen seiner Unwissenheit nicht mehr zu ihm kommen würde.“

Präsident: „Da haben Sie sehr Unrecht gethan; in der Lage, wo Sie sich befanden, muß man toleranter gegen die Unwissenheit sein.“

Der Gerichtshof erkannte das Vergehen nicht für genügend erwiesen und setzte das verkannte Genie in Freiheit. — r.

(Wie sich junge Krieger bei Hofe benehmen sollen.) Eine Verordnung des österreichischen Hofmarschallamtes aus dem Jahre 1624 schreibt den Cadetten vor, wie sie sich zu benehmen haben, sobald sie von einem Erzherzoge zur Tafel geladen wurden, und lautet folgendermaßen: „Seine k. k. Hoheit haben geruht, verschiedene Offiziere zur Tafel zu laden, und haben häufig Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß der größte Theil dieser Offiziere sich mit der größten Höflichkeit und guten Erziehung benimmt und sich gleich wahren und würdigen Cavalieren aufführt; nichtsdestoweniger erscheint es höchstselben

rathsam, den minder erfahrenen Cadetten folgende Ordnungsvorschrift zu machen: Sie sollen 1) Sr. k. k. Hoheit gleich nach Ankunft ihre Hochachtung beweisen, hübsch gekleidet, mit Rock und Stiefel versehen und nicht in das Zimmer in halbrunkenem Zustande eintreten. 2) Bei Tafel nicht mit dem Stuhle schaukeln oder sich darin reckeln, noch die Beine der Länge nach ansstrecken. 3) Nicht nach jedem Mundvoll trinken, denn wenn sie das thun, so werden sie zu bald berauscht sein; den Becher nicht mehr als zur Hälfte nach jedem Gange leeren und vor dem Trinken den Mund und Schnurrbart rein abputzen. 4) Die Hände nicht in die Schüsseln stecken und die Knochen nicht unter den Tisch werfen. 5) Nicht die Finger ablecken, noch in die Teller ansputzen und ebenso wenig die Nase am Tischstuche abputzen. 6) Nicht so bestialisch trinken, um vom Stuhle zu fallen und verbündert zu sein, aufrecht zu gehen.“

Wie mögen wohl die Sitten unter den niederen Graden der Gesellschaft zu jener Zeit gewesen sein, wenn junge Offiziere aus den ersten Familien solcher Schicksalsregeln bedurften? Die Cultur, die heutzutage alle Welt beleckt, scheint damals eben noch nicht weit vorgebrungen gewesen zu sein. —r.

(Ein naiver Vorschlag.) Eine junge Künstlerin oder vielmehr Kunstbilletant in Paris forschte seit lange nach einem passenden Modell, dessen sie zu einem neubegonnenen Gemälde bedurfte. Einer ihrer Freunde rieth ihr, sich unter der Zigeunerbande danach umzusehen, welche gegenwärtig auf der Durchreise in Paris verweilt, begleitete sie auch zu dem improvisirten Zigeunerlager, und wirklich sah die junge Dame hier ihre Wünsche erfüllt, denn in einem der jungen Zigeuner entdeckte sie ein ganz prächtiges Modell für ihren Banditenhauptmann. Sie bestellte den Zigeuner in ihr Atelier, versprach ihn gut zu bezahlen und derselbe ließ sich das auch durchaus nicht zwei Mal sagen, sondern erschien pünktlich.

Während des Malens war die Künstlerin ganz vertieft in ihre Beschäftigung und wünschte sich Glück, ein so tadellos schönes Modell aufgefunden zu haben — der schlaue Zigeuner hörte und verstand ihre halbblauen Selbstgespräche sehr gut. Als die Malerin einen Moment ausruhte, näherte er sich, um sein Portrait zu betrachten oder vielmehr die Studie, zu der er diente.

„Nun, finden Sie das Bild ähnlich?“ fragte ihn die Künstlerin.

„O ja, vollständig.“ Dabei schien der Zigeuner aber ganz nachdenklich.

„An was denken Sie denn?“

„Ich denke, Fräulein, wenn Sie mich wirklich so schön finden, so sollten Sie mich eigentlich heirathen!“

Die Künstlerin war eine geistreiche Dame; sie wurde über die seltsame Zumuthung nicht enttäuscht, sie begnügte sich zu lächeln und entgegnete, um den armen Burschen nicht zu sehr zu demüthigen:

„Wo denken Sie hin? Sie haben nichts, Sie besitzen ja nicht einen Sou, um eine Wirtschaft zu beginnen.“

„Ja, aber das schadet nichts, Sie haben dafür doch etwas.“

„Was ich besitze, gehört nicht mir, sondern meiner Mutter.“

„Nun gut, so werden wir es Ihrer Mutter nehmen und damit auf und davon gehen.“

Jetzt konnte die Künstlerin sich nicht mehr enthalten laut zu lachen über die primitiven Anschauungen ihres neuen Verehrers in Hinsicht der Moral und des Eigenthums. —r.

(Ein Glückstraum.) Vor kurzem kam ein hübscher junger Bursche aus Mähren, der sich mit der Verfertigung von allerlei Holzschmuckereien sehr primitiver Natur, besonders auch von Holzgriffen zu Taschenmessern beschäftigte, auf die kühne Idee, seine Schritte einmal ein ganzes Stück über die umliegenden Ortlichkeiten hinauszulenkten, wo sich ohnehin keine besonderen Geschäfte machen ließen, und sich die Welt weiter zu besehen, vor Allem die herrliche Kaiserstadt, das prächtige Wien, von dem er so oft die wunderbarsten Geschichten erzählen gehört.

Gedacht, gethan — der junge Hannale macht sich auf und kommt mit seiner Butte voll Waaren in Wien an; ganz gelendet und betäubt von dem Geräusch, dem Durcheinandersahren der Wagen, dem Wogen der Menschen und dem vielen Sehens- und Staunenswerthen um sich herum, schlenbert er durch die Straßen und ruft seine Waaren aus. Einen ganzen Tag lang irrte er herum und Niemand achtete auf ihn, Niemand kaufte ihm ab; am nächsten Morgen war er schon sehr trübselig gestimmt und halb entmuthigt, da lächelte ihm auf einmal Fortuna in ihrer holdseligsten Gestalt.

Als er eben wieder seinen melancholischen hannalischen Aufstimmte und die Blicke suchend umherschweifen ließ — steh, da thut sich ein Fenster im zweiten Stock eines großen Hauses auf, eine „vornehme“ Dame beugt sich heraus und ruft und winkt den armen Burschen hinauf, wo demselben eine nie gesehene Ueberraschung zu Theil wurde. Oben wurde er zu der schönen Dame in ein prächtiges Zimmer geführt, wie er es noch nie erblickt hatte. Die Holde kam ihm sehr freundlich entgegen, blickt ihm lächelnd in die Augen und sagt zu ihm:

„Höre, lieber Freund, Du gefällst mir, ich hab' Dir schon eine ganze Weile auf der Straße nachgesehen; ist Dein Herz noch frei oder hast Du schon daheim eine Liebste?“ Dabei sah sie ihn an, als ob sie ihm in das Innerste seines Herzens blicken wollte.

Der Bursche erholte sich schnell von seinem Erstaunen und betheuerte: „Freilich ist mein Herz noch frei, ich habe noch keine Liebste gehabt mein Lebelang; wie sollte ich auch? Diese Butte mit Waaren ist ja Alles, was ich besitze.“

Da schaute ihn die Dame noch freundlicher an und entgegnete: „Deine Armuth ist hier für mich gar kein Hinderniß, denn woran Du Mangel leidest, das habe ich im Ueberfluß. Aber ich liebe Dich und nur wenn Du mein Mann wirst, kann ich glücklich werden; wenn Du also nur einen Funken Gegenliebe für mich hast, so schlag' ein, wir werden ein Paar.“

Der Ueberglückliche ließ sich das nicht zwei Mal sagen, er schlug eiligst ein und machte der vom Himmel gefallenen Braut die naivsten Liebeserklärungen. Die Schöne gebot ihm nun alsogleich seine Butte wegzustellen und sagte: „Nun wollen

wir aber auch gleich auf unsere Verlobung anstoßen. Hieranf klingelte sie und sofort wurde ein reichliches, delikates Mahl aufgetragen, wobei der Champagner nicht fehlte. Nachdem der Bräutigam es sich hatte sehr gut schmecken lassen, klingelte seine Zukünftige aufs Neue, zwei Livreebediente erschienen, die auf ihren Wink den Glücklichen mit sich nahmen, in ein elegantes Toilettenkabinet führten, entkleideten, in ein Bad setzten, wuschen, rieben, parfümirten, frisirten, adenisirten, ihn dann mit der feinsten Wäsche und tadellos eleganter Salonkleidung versahen und dem neuen Gebieter zu guter Letzt einen Cylinder auf das Haupt drückten und eine Havanna anzündeten, worauf der Gentleman comme il faut fertig war.

Der gute Hannake war wie im Traume; hätte er Zischolle gelesen, so würde er sich sicherlich für eine neue Auflage des Blondin von Namur, ins Brünnette übersezt, gehalten haben, allein so dachte er eigentlich gar nichts.

Als er wieder in den Salon trat, wurde er von seiner Fee sehr liebenswürdig empfangen; sie sprach ihre Freude an seiner noblen Erscheinung aus und sagte: „Etwas fehlt Dir doch noch zum Cavalier — Uhr, Kette, Knöpfe, Nadel und Ringe, doch das sollst Du gleich bekommen. Komm, begleite mich, meine Equipage hält schon unten.“

Sie legte Hut und Mantel an, nahm den Arm des Bonnetrunkenen, setzte sich mit ihm in den Wagen und nach einer kleinen Spazierfahrt stieg das Pärchen aus und trat in einen großartigen Juwelierladen, wo die prachtvollsten Einkäufe gemacht wurden. Die Gnädige nahm alle die herrlichen Sachen an sich, besann sich währenddem, daß sie noch in der Nähe eine kleine Besorgung zu machen habe, und entfernte sich, indem sie ihrem Zukünftigen den für ihn sehr unklaren Auftrag ertheilte, „einstweilen die Rechnung zu begleichen,“ sie werde ihn dann wieder abholen.

Als dies jedoch nicht so schnell erfolgte, setzte sich der junge Herr auf einen der Fauteuils und rauchte seine Cigarre. Vergebens machte der Juwelier einige höfliche Anspielungen darauf, daß in seinem Laden nicht geraucht werden dürfe, vergebens ersuchte er in feinsten Weise um die Zahlung, da die Gnädige dann sonst warten müsse — der Bursche verstand nichts von alledem und beobachtete ein beharrliches Stillschweigen.

Das wurde dem Juwelier endlich doch verdächtig, er schickte nach der Polizei, welche den Galan ohne Erbarmen mitnahm. Drei Wochen mußte der arme Teufel an den verschiedensten Aufbewahrungsorten der Gerechtigkeit Betrachtungen über die Herrlichkeiten der Residenz anstellen; er wurde von der Polizei in der ganzen Stadt herumgeführt, aber er vermochte sein verschwundenes Eldorado, die Wohnung der Schönen, nicht wieder zu erkennen, und so mußte man sich endlich entschließen, ihn zu entlassen.

Noch in seinem eleganten Cavalieranzuge kam der arme Junge per Schub wieder in sein Heimathdorf, wo ihn die Seinigen nicht wieder erkannten und wo er bei der Erzählung sei-

ner Abenteuer noch Spott und Hohn einerntete. Seitdem trauert er tief um seine verlorenen Baaren, oder, wie die bösen Nachbarn meinen, um sein schnell verschwundenes Feengeld. Wäre dort schon mehr Cultur hingebungen, so erhielte er sicher den Namen „der verwunschene Prinz.“ — r.

(Wie man aus einem Gärtner ein Koch werden kann.) Zu der Zeit, als die erste französische Revolution ausbrach, lebte in dem Dorfe Bagnolet, Arrondissement von Saint-Denis, ein berühmter Blumengärtner, Namens Chevet. Er beschäftigte sich fast ausschließlich mit der Rosencultur und er war es auch, der die Königsrose, rose du roi, entdeckte oder erfand, wie wir beinahe sagen möchten. Diese reizende Rose brachte er nach Versailles und er verdankte es der Protection der Prinzessin Lamballe, daß er sie selbst der Königin überreichen durfte.

Später fand Chevet auch Mittel und Wege, der unglücklichen Königin Marie Antoinette, deren getreuer Anhänger er geblieben war, von Zeit zu Zeit einen Strauß köstlicher Rosen ins Templegefängniß zu schicken, aber dies wäre ihm beinahe sehr schlimm bekommen, da es an unrechter Stelle bekannt geworden war.

Eines Morgens wurde Chevet vor einen Sections-Commissär gerufen, der ihn mit finsterner Miene betrachtete und anredete:

„Bist Du es, welcher die schönen Rosen in Bagnolet zieht?“

„Ja, Bürger.“

„Du hast eine Rose erfunden, welche Deinen Namen trägt, la chevette, um die Eidevants damit zu parfümiren?“

„Um sie denen zu verkaufen, die sie bezahlen wollen, Bürger!“

„Es ist gut, ich ernenne Dich hiermit zum Hauptexecutor (wie damals die Henker genannt wurden) in Bagnolet und in Trianon! Du wirst dort guillotiniern, und zwar . . . alle Rosen, die Du vorfindest; Du mußt sie abhauen, niedermähen, aus der Erde reißen! Es ist eine Schande und ein Scandal, daß der Boden durch diese Aristokraten der Vegetation profanirt werde. Das Volk bedarf Brod, aber keine Rosen. Geh hin und pflanze Kartoffeln an. Wenn binnen vierundzwanzig Stunden in Deinem Garten und in Trianon noch ein einziger Rosenstrauch existirt, so lasse ich Dich wieder holen und dann . . . Du verstehst mich!“

Chevet ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Was hätte es ihm wohl geholfen, wenn er hätte gegen den Strom schwimmen wollen? Er wäre der Guillotine verfallen, ohne daß dies irgend Jemandem etwas genügt hätte.

So ging er denn mit blutendem Herzen und riß ingrimig fluchend seine Lieblinge, die prachtvoll blühenden Rosen mit Stumpf und Stiel aus, daß auch nicht ein Aestchen mehr davon zu sehen war, als des andern Tages die Untersuchungscommission zum Nachsehen erschien. Er pflanzte nun Kartoffeln an, errichtete eine Restauration und wurde ein berühmter Koch, der zu Ruf und Vermögen gelangte. — r.

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstich 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die schwache Seite.

Novelle

von

A. Götte.

(Fortsetzung.)

„Und auch er wird Dich nicht wieder erkennen, außer an der Ähnlichkeit mit mir,“ sagte die Mutter, während sie mit ihren Gedanken die ganze lange Reihe der Jahre durchflog und sich wieder im Elternhause sah, jung, schön und froh, geliebt und bewundert, von mancher ihrer Jugendgespielinnen beneidet. „Es war eine schöne Zeit,“ sagte sie im Stillen zu sich, „und wie hat sich mein Schicksal doch so gestaltet, daß jetzt Niemand mich beneiden würde.“

Es dunkelte schon, als sie den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Frau von Wimpfingen wäre gern im Gasthose abgestiegen; allein ihr Vater hatte das verboten. Sie wurde erwartet und fuhr daher bei ihm vor. Es war dasselbe Haus, in welchem sie das Licht der Welt erblickt hatte, es waren auch dieselben Räume, sie lagen in einem öffentlichen Gebäude, das die Schule enthielt, an welcher ihr Vater Rector war.

Ein alter Mann mit einem schwarzen Sammetkäppchen, eine lange Pfeife im Munde, stand unter der Thüre; Frau von Wimpfingen sprang aus dem Wagen in seine Arme und lag lange an seiner Brust. „Meine Tochter! Meine Laura! Sehen meine alten

Augen Dich noch einmal, mein Herzenskind!“ rief er, mit vor Rührung gebrochener Stimme und küßte sie wieder und wieder. Endlich kam auch die Reihe an das Großkind. Dann ging man in das Haus, die Treppe hinauf, in den Flügel, wo die Wohngemächer lagen. Hier stand das Abendessen für die lieben Gäste bereit. Man setzte sich.

Der Rector hatte seine Gattin verloren, eine Verwandte von dieser besorgte seinen Haushalt; diese und ein junger Mann, sein Adjunct, waren beim Mahle. Man sprach von allgemeinen Dingen, Frau von Wimpfingen beantwortete die Fragen nach ihren Söhnen, nach dem Obersten, und bald darauf begab man sich zur Ruhe.

Das Gaststübchen war klein, aber reinlich und behaglich. Es sah in den Garten hinaus, war von Weinlaub überrant, und als des Mondes Strahlen jetzt hereinsielen, sah es höchst lieblich aus. Frau von Wimpfingen trat an das Fenster und sah hinaus. Wie oft im Leben hatte sie hier gestanden und so hinaus geschaut! Wie manches Dankgebet frei zum Himmel gerichtet! Ihr Herz schlug so voll, sie fühlte sich so bewegt, daß sie sich nach Jemand sehnte, dem sie ihre Empfindungen aussprechen könnte. „Alma!“ sagte sie und winkte die Tochter zu sich hin. „Sieh! unter jenem Baume stand Dein guter Vater mir zuerst, daß er mich liebe. Ach! Kind, welch ein seliger Tag war das für mich! So glücklich ist man doch nur einmal im Leben, nur ein einziges Mal! — Es war ein so schöner, so ritterlicher Mann, Dein Vater, und

alle Mädchen im Orte beneideten mich darum, daß er mich liebte!"

„Er war aber nur ein armer Leutnant, und Du mußt lange warten, bis er Dich heirathen konnte," sagte Alma kopfschüttelnd. „Wenn ich mich nun auch so verlobte, was würdest Du dazu sagen?"

Die Mutter erschrak. Sie hatte nicht daran gedacht, daß sie ihre Vergangenheit nicht als leuchtendes Beispiel anführen dürfe. — „Ich wußte es nicht besser," gab sie zögernd zurück; „Dein Vater war zum Glück ein Ehrenmann und hielt treu zu mir; sonst freilich hätte ich über dem langen Brautstande leicht sitzen bleiben können."

Sie brach damit das Gespräch ab.

Sie schlief in dieser Nacht wenig und war früh auf und angekleidet. Sie kannte die Gewohnheiten ihres Vaters, der im Sommer wie im Winter um sechs Uhr seinen Kaffee trank; so überraschte sie ihn denn durch ihr Erscheinen. „Sieh da!" rief er ihr vergnügt entgegen. „Wie hübsch von Dir, daß Du dem alten Papa Gesellschaft leisten willst!" Und er nahm die Pfeife aus dem Munde und gab ihr den Morgenkuß. Sie konnten allein nun tranlicher plaudern, er erzählte ihr von Söhnen, Schwiegertöchtern, Enkeln, von den Sorgen seines Amtes, den kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, denen kein Mensch, in welcher Lage er auch sei, zu entgehen vermag. Ein Stündchen war bald vergangen, und Alma erschien, bevor ihre Mutter noch das Gespräch auf deren Zukunft zu lenken vermochte.

Sie hatte sich vorgenommen, ihn nach und nach mit den Sitten am Hofe und den Vorurtheilen der dortigen Gesellschaft bekannt zu machen; allein dies nach und nach verzögerte sich länger, als sie wünschte. Der Rector war ein sehr braver, grader, vortrefflicher Mann, durch und durch rechtlich und pflichtgetreu; Pädagoge seiner innersten Natur nach, sah er das ganze Leben von der pädagogischen Seite an, nach ihm war die Welt eine große Erziehungsanstalt, über welcher der liebe Gott als Rector wachte; der sittliche Adel daher auch der einzige Adel von Gottes Gnaden, und „was hälfe dem Menschen die ganze Welt, wenn er an seiner Seele Schaden erlitte," sein Grundgedanke. —

Einem solchen Manne die Nothwendigkeit, daß er in den Adelstand erhoben würde, einleuchtend zu machen, war keine kleine Aufgabe. Die Oberstin kannte diese Schwierigkeit; trotzdem erschien sie ihr mit jedem Tage ihres Aufenthaltes größer; denn erst indem wir An-

sichten zu bekämpfen versuchen, lernen wir ihre Stärke kennen.

Herr von Wimpfingen war ihm überhaupt kein erwünschter Schwiegersohn gewesen. „Der Wehrstand gehört nicht zum Lehrstand," hatte er gesagt; allein da er sonst gegen den Mann nichts einwenden konnte, so mußte er endlich, weil die Tochter ihr Glück davon abhängig machte, nachgeben. Sie wollte nun auch nicht sagen, daß dieses Glück einen Schatten gehabt habe, weil er dann sogleich erwidert hätte: daß es sein Wille auch gar nicht gewesen sei; sie wollte diesen Vorwurf vermeiden, und überhaupt die Erörterung über die Sache selbst vermeiden, weil sie wohl wußte, wie wenig ihr Vater ihr darin beistimmen würde; nur Almas Wohl konnte den Ausschlag geben, darin sollte also der Schwerpunkt ihres Vortrages beruhen.

Sie hatte schon zu verschiedenen Malen darauf angespielt, daß es sie schmerze, die Zukunft der Tochter durch gar nichts sicher stellen zu können, und daß ein vornehmer Name, ohne Vermögen, ein rechtes Unglück wäre; allein ihr Vater zeigte für diese Klagen kein Ohr. Sie fing nun an die Sittenlosigkeit der Höfe zu schildern, welchen Gefahren ein Mädchen ausgesetzt sei, wenn es, ohne von einer Mutter beschützt zu werden, sich in diese Kreise mische, und wie leicht ihr Ruf dabei leiden könne. Der Rector rieth ihr darauf, das Mädchen unter keiner Bedingung hingehen zu lassen.

Das war es aber nicht, was sie hatte hören wollen. Sie warf daher auch sogleich ein, daß dies unumgänglich sei, und daß es sich also nur darum handle, ob man nicht das Hinderniß, welches für sie dem Ueberwachen ihrer Tochter im Wege stehe, beseitigen könne. Der Rector verstand nicht, was sie meinte. Er wußte, daß sie nicht an den Hof gehen konnte, weil sie seine Tochter war, und dieser Thatbestand ließ sich nicht wohl abändern, meinte er. „Nicht abändern?" gab sie sogleich zurück. „Doch das Fehlende ergänzen könnte man ja, und da der Herzog meinen Mann gern hat, so würde er ihm den Gefallen gewiß erzeugen."

Jetzt begriff der Rector einigermaßen, wo sie hinaus wollte. „Ah so!" sagte er gedehnt und blies eine große Wolke. „Er soll Dich in den Adelstand erheben. Nun, Jeder nach seinem Vergnügen. Ich freue mich nur, daß ich mir so etwas nicht anzuhängen brauche."

„Es könnte Dir freilich keinen Nutzen gewähren, und darum verdanke ich es Dir auch nicht, wenn Du es verschmähest; doch würdest Du mir wohl den Gefallen thun, das kleine von auf mich zu vererben, weil es ja nur geerbt einen Werth hat und seinen Zweck erfüllt."

„Unsinn!“ stieß der Rector heraus. „Wenn das Dein Ernst ist, Laura, so sage ich Dir, daß ich mich mit solchen Narrheiten nicht abgeben kann.“

„Du sollst Dich ja auch gar nicht damit abgeben, Papachen, nur geschehen lassen sollst Du, was Deinen Kindern zum Stücke gereicht,“ sagte sie schmeichelnd. „Dir kann es einerlei sein, ob ein solches Document in Deinem Schreibtische liegt, oder nicht.“

„Und wenn die Leute das erfahren, wenn meine Collegien es erfahren, was dann? — Verlacht und verspottet werde ich, verlacht und verspottet in meinen alten Tagen. Wie stimmt so etwas zu meinen Grundsätzen, zu Ansichten, die ich während meines ganzen Lebens vertheidigt und hochgehalten habe?“

„Du brauchst es ja Niemand zu sagen, und es giebt doch auch unter dem Adel brave Leute, so daß Du Dich nicht eigentlich zu scheuen brauchst, ihrer Raste beizutreten.“

„Ich bin aber mit der Raste, welcher ich angehöre, ganz zufrieden, und habe überhaupt nie gemeint, daß ein Name, ein Titel Verdienste geben könne. Es sind unter den Edelleuten ganz gute Menschen, allerdings; aber nicht weil sie Edelleute sind, sondern weil sie sonst sich auszeichnen. Es thut mir leid, daß Du, mein Kind, das ich erzogen, Werth auf Dinge legst, die keinen Werth haben. Du klagst, daß man auf Dich herabsieht. Wer aber darf auf Dich herabsehen, wenn Du Deine Pflichten getreulich erfüllst? — Sei eine gute Frau, eine gute Mutter, eine gute Herrin, habe Gott vor Augen und im Herzen und kümmerge Dich um keinen Hof und keinen Adel. Aber ich predige da tauben Ohren, ich weiß es; denn wie manch liebes Mal habe ich Dir schon das nämliche gesagt und Dich doch nicht anders gemacht? — Das kommt, weil Dir mehr an dem Beifall der Menschen, als an der Stimme Deines Gewissens liegt, Du bedarfst des Lobes von Anderen, die Leute sollen Dir Bravo! zurufen. Und so hast Du auch Dein Kind erzogen. Gebe Gott, daß Du nicht noch die Früchte erntest.“

Die Oberstin lag an des alten Mannes Brust und schluchzte. „Habe Rücksicht mit mir!“ bat sie. „Jeder Mensch hat ja seine schwache Seite! Mir fehlt es nun einmal an Muth, mich über solche kleine Kränkungen zu erheben.“

„Weil Du nicht ernstlich willst!“ sagte er schon milder. „Aber freilich, jetzt ist es zu spät, in Deinem Alter ändert man sich nicht mehr, Du mußt nun schon so verbraucht werden. Laß dem Kinde nur mindestens

nichts davon merken, bewahre sie vor dem, was Dir selbst so viele Pein gemacht hat.“

„Wie vermöchte ich das?“ sagte sie kopfschüttelnd. „Da Du mich vor mir selbst zu schützen nicht im Stande warst, so kann ich nicht hoffen, meine Tochter so zu erziehen, wie es Gott und Menschen zur Freude gereicht. Sie muß sein, was sie ihrer Natur nach sein kann, mein Beispiel und meine Worte werden wenig daran ändern.“

„Wohl wahr,“ fiel der Rector ernst ein; „aber es ist eine niedererschlagende Ueberzeugung für den Pädagogen. Indessen — das Leben, oder vielmehr die Schule des Unglücks, lehrt doch manchmal noch etwas, und das ist auch gut, damit im Garten des Herrn, in Gottes Pflanzschule, nicht zu viele faule Reiser gedeihen.“

„Alma ist mein Augapfel, Vater! Willst Du wirklich Dich dagegen auflehnen, daß ich meine Mutterpflicht an ihr erfülle?“ fragte die Oberstin und streichelte dabei des alten Herrn Wange.

„Wenn ich Dich recht begreife, so mache denn, was Du willst! Ich stehe mit einem Fuße im Grabe, Laura. Du sollst nicht sagen können, daß mein Eigensinn Dich um eine Freude gebracht habe. Aber — rede mir nicht weiter davon, und ich will thun, als ob ich es nicht wüßte. — Warnen muß ich Dich aber noch, Laura, daß es ein Trugbild ist, mit dem Du Dich da trägst. Glaube mir, Du bügest mehr an Achtung und Ehre dabei ein, als Du gewinnst, und Du schaffst Dir neue Dornen zu den alten, die nun durch die Zeit im Fleische verwachsen sind.“

„Laß mich, Vater! Es ist ein Lieblingswunsch, von dessen Erfüllung ich mir viel Freude verspreche. Seit Jahren habe ich ihn in der Stille genährt, jetzt geht er seiner Erfüllung entgegen; ich bitte Dich also, raube mir die Hoffnung nicht, daß mein Leben wesentlich dadurch gewinnen werde. Ist es nicht der Fall, so habe ich doch wenigstens gehofft.“

Der Rector seufzte. „Ihr Frauenzimmer seid nun einmal unvernünftige Wesen!“ sagte er halb lächelnd, halb traurig und streichelte ihre Wange. „Manche behaupten, Eure Thorheiten machten Euch liebenswürdig; ich aber habe das nie finden können. Mich verdrießt es, wenn Jemand sein eigenes Beste nicht will. So gehe denn und sei in Deiner Weise glücklich, d. h. quäle Dich um Dinge, welche der Rede nicht werth sind. Jeder ist seines Schicksals Schmied.“

Er legte, wie segnend, die Hand auf ihr Haupt. Sie schmiegte sich an ihn und flüsterte: „Dank, Vä-

terchen! Tausend Dank!" Sie war so froh, daß sie keinen stärkern Widerspruch gefunden, keine härteren Ermahnungen hatte hinnehmen müssen. „Es ist wohl unser letztes Wiedersehen, Laura," sagte er wehmüthig. „Und daß grade dies Anliegen Dich herführen mußte!" Es schien ihn zu schmerzen, daß sie nicht feinewegen gekommen, wie er jetzt wohl einsah, und daß sie nicht angestanden, ihn in seinem Alter mit ihm widerlichen Dingen zu behelligen. Sie wußte ihn durch Lieblösungen zu beschwichtigen. Froh war sie, als er endlich selbst der Scene ein Ende machte und sie sich entfernen durfte. „Gottlob!" rief es in ihr, und sie holte tief Athem. Es war ihr doch schwer geworden, den alten Mann zu betrüben.

Sie verweilte nun noch einen Tag und trat dann ihre Rückreise an. Sie hatte sich schließlich so unbehaglich in den heimischen Verhältnissen befunden, daß sie froh war, scheiden zu können, und den Ort nimmer wieder zu sehen wünschte. Ihrer Tochter verbarg sie jedoch diese Empfindungen, ja, ließ diese sogar annehmen, daß ihr die Trennung schmerzlich falle.

Als sie zu Hause anlangte, fand sie den Obersten schon vor. Mit inniger Freude begrüßte er Gattin und Tochter, und der Abend verging in heiterem Austausch der gegenseitigen Erlebnisse. Das alte, innige Verhältniß schien unter den Eheleuten wieder hergestellt zu sein und zärtlich blickte die Frau auf den schönen, stattlichen Mann, dessen Gefährtin zu sein sie sich, nach dieser Trennung, doppelt glücklich schätzte. Auch Alma war sehr aufgeräumt. Sie fand die Wohnung ihrer Eltern weniger lärglich, seit des Großvaters Behausung sich ihrer Erinnerung an die Sonderburg aufgedrängt hatte.

Beiläufig sagte der Oberst am folgenden Tage: „Es liegt auf meinem Schreibtische ein Mandat für Deinen Vater, Laura! Nimm es und theile es ihm mit." Zugleich verließ er das Zimmer. Sie wußte, wovon er reden wollte. Ein neuer Pulschlag belebte sie. Sie war in den Adelstand erhoben. —

Ihr erstes Geschäft bestand nun darin, sich anzukleiden, in die Druckerei zu gehen und Visitenkarten zu bestellen. „Madame de Wimpfingen" hatte sonst darauf gestanden, jetzt ließ sie hinzufügen: née de Finkenisen. Sie war jetzt eine geborene. —

Sie that dies heimlich, ohne Mann und Tochter davon zu unterrichten; eben so heimlich gab sie nun, bei einer neuen Visitenrunde, diese Karten ab.

Der Herbst war damit herangelommen, der Hof zurückgekehrt, die Wintervergnügungen begannen. Frau

von Wimpfingen fuhr mit ihrer Tochter zu der Oberhofmeisterin und bat sie, Alma vorzustellen und mit ihr zugleich deren Mutter. Die Gräfin Althaus wußte schon um die Standeserhöhung der Mutter und versprach ihrem Wunsche zu genügen. So war denn nun auch dieser Schritt gethan und bald darauf bot sich die erste Gelegenheit, mit Mann und Tochter am Hofe zu erscheinen. Frau von Wimpfingen kam sich damit erst eigentlich wie die rechtmäßige Gattin des Obersten vor, sie war glücklich, sie war selig, und durfte und wollte es doch nicht aussprechen, wie sehr es sie entzückte, auch vor der Welt als die Mutter ihrer Tochter aufzutreten. Der Oberst sagte nichts darüber, Alma war mit sich beschäftigt. —

Feste folgten nun auf Feste, Bälle, Theater raubten die Abende. Die Oberstin hatte mit Almas Toilette zu thun und auch mit der eigenen, der Ausgaben fanden sich mancherlei und im Hause mußte dafür vieles gespart werden. Der Reiz der Neuheit söhnte sie mit den Mühen aus, sie erwies sich als eine geduldige Ballmutter. Allein was ihre Stellung betraf, so fand sie diese nicht eigentlich verbessert. — Am Hofe gilt die Form und man beobachtete die Form; allein wo diese nicht zu beobachten war, da ließ man sie fallen. Der Adel sah die geborene von Finkenisen jetzt doppelt für eine geborene Finkenisen an. Man ließ es sie nun, ungroßmüthig genug, fühlen, daß sie nicht eigentlich zu ihnen gehörte.

Frau von Sonderburg brachte, wie immer, einen Theil des Winters in der Stadt zu, und Alma war täglich in deren Hause. Das schöne Mädchen wurde überall gern gesehen, wurde ausgezeichnet und trug das Köpfchen etwas höher. Von dem geträumten Prinzen zeigte sich aber noch keine Spur. Clara von Sonderburg verlobte sich, als der Frühling kam, mit einem Better: Alma hatte auch nicht einen einzigen Freier aufzuweisen. „Was hilft Schönheit ohne Geld!" sagte sie gereizt und betrachtete sich im Spiegel. „Auf dem Theater macht man noch gute Partien. Dürfte ich nur auf das Theater gehen!"

Frau von Sonderburg ging im Frühling nach Karlsbad und lud Alma sie zu begleiten ein. Die Eltern gaben gern die Erlaubniß dazu. Unter solcher Obhut dort aufzutreten konnte ihrer Tochter nur zur Ehre gereichen. Clara und deren Verlobter waren gleichfalls von der Partie, und Alle versprachen sich Angenehmes von der Reise.

Man ging über Dresden und verweilte dort einige Tage. Der große Strom von Fremden zog um diese

Zeit hindurch allen Weltgegenden zu und Alma freuete sich über die verschiedenen Nationalitäten, das Durcheinander der Sprachen. Sie las täglich das Fremdenblatt und entdeckte sehr viele vornehme, schön klingende Namen darin; wie aber, fragte sie sich, sollte sie mit den Leuten bekannt werden? — Sie fiel auf; man lorgnetierte sie, folgte ihr nach; aber an die Form gewöhnt, gestattete sie Niemand sie anzureden, ohne ihr vorgestellt zu sein. Schon wollte sie mißmuthig werden und jede Hoffnung zur Anknüpfung von Bekanntschaften fahren lassen, als ihre Ankunft in Karlsbad ihr neuen Muth einflößte. Am Brunnen ließ das gemeinsame Leid ein lästiges Ceremoniell bei Seite setzen, man begegnete sich hier wie Menschen, die das Ungemach zu einander gesellt hat. Frau von Sonderburg lernte täglich neue Trinkgenossen kennen, die dann in ihrer Wohnung Besuch abstatteten und dadurch mit der jüngeren Reisegesellschaft bekannt wurden.

Alma hatte ihrer Mutter versprochen, zweimal wöchentlich an sie zu schreiben, und schon der dritte Brief nannte eine Menge Herren, die ihr Aufmerksamkeit bewiesen. In einer Nachschrift bemerkte sie, daß der russische Fürst Tolstoy ihr so eben ein wundervolles Bouquet zugesandt habe.

(Fortsetzung folgt.)

F u i l l e t o n .

(Ein Familienfest.) In Wien lebt ein altes Fräulein, welches, ihrem eigenen Ausspruche nach, das Unglück hatte, nur mit solchen Männern im Leben bekannt zu werden, welche, wie sie sich ausdrückt, keine reellen Absichten haben — und so beschloß sie denn ernstlich, der ganzen Männerwelt zu entsagen und eine alte Jungfer zu werden. Dieses Ziel hat sie denn auch erreicht; Fräulein Emma ist im strengsten Sinne des Wortes eine alte Jungfer geworden. Fünf Hunde der verschiedensten Sorte bilden den Hausstand dieser Dame und einem jeden derselben wird die gleiche zärtliche Aufmerksamkeit zu Theil. Der zottige „Bijou“ genießt dieselben Vorrechte wie der zarte „Amour!“; der große „Caro“ hat vor der kleinen „Lady“ keinen Vorzug und vollends der „Dektor!“ hat sich über gar nichts zu beklagen.

Jedem der Thierchen, welche gemeinsam ein elegant möblirtes Zimmer bewohnen, ist eine eigene Schlafstätte in Form eines zierlichen Kinderbettes errichtet und in einem eigens angelegten Buche sind die Namen und Geburtstage der Thierchen, sowie ihre besonderen Eigenschaften und Erlebnisse mit einer

musterhaften Genauigkeit verzeichnet, was um so nothwendiger erscheint, als diese Geburtstage alle von dem Fräulein festlich begangen werden.

Am 18. Januar d. J. hatte „Dektor“, das braune Wachtelhündchen, seinen Geburtstag und es wurden zu diesem Feste außer dessen Zimmerkollegen einige Hausfreunde, der „Azor“, der „Gäsar!“ und die „Milli“, sowie der „Nero“ eingeladen. An einer mit Blumen geschmückten und mit allerlei Delikatessen besetzten Tafel hatten die Gäste sowohl als derjenige, dem das Fest galt, Platz genommen. In drei Gängen wurden die schönsten Gerichte aufgetragen und Fräulein Emma schweigte in Seligkeit ob des Anblickes, welchen dieses Bild gewährte. Eines jedoch hatte die Dame versäumt; sie vergaß, die Rouleaux herabzulassen, und so war es denn dem vis-à-vis, einem Maler, gegönnt, sich an dem Anblick ebenfalls zu ergötzen. Dieser Künstler, Herr Emil H., faßte das Geschaute in einem Bilde mit wahrhafter Virtuosität auf und sandte ein Exemplar dieser Zeichnung durch einen Dienstmann an das Fräulein. Da das Bild die Ueberschrift trug: „Einer Hundefamilie, als Zeichen besonderer Aufmerksamkeit von einem Hundefreund“, sah sich die Dame an ihrer Ehre verletzt und veranlaßte eine Ehrenbeleidigungsklage gegen Herrn Emil H., welcher undvorsichtig genug gewesen war, das Bild mit seinem Namenszuge zu versehen.

In der diesfalls geführten Verhandlung suchte der Angeklagte das Ganze als einen Scherz darzustellen, doch das Fräulein entgegnete, in diesem Punkte sei sie zu empfindlich und könne keinen Scherz verstehen.

Bergebens mühte sich der Angeklagte und selbst der Richter ab, die aufgeregte Dame zu beruhigen; sie brach in unaufhaltsame Thränen aus, seufzte und klagte, daß sie Niemanden genire und daß man ihr dennoch ihr einziges Vergnügen nicht gönnen wolle. Sie gab in einer Art Selbstbiographie ihren Lebenslauf bis zu dem Momente, wo sie den heroischen Entschluß gefaßt, nur ihren Hunden zu leben. Als die Dame geendet hatte, trat Herr Emil H. an dieselbe heran und sagte tiefbewegten Tones: „Mein Fräulein, ich bin gerührt von Ihrer Erzählung; ich würdige Ihren Schmerz, bereue, Sie gekränkt zu haben und verspreche Ihnen, Sie nie wieder zu geniren.“

Dies reumüthige Bekenntniß schien die beabsichtigte Wirkung nicht zu verfehlen. Die Dame trodnete ihre Thränen ab, und mit der Aeußerung: „Ich vergebe Ihnen, denn Sie besitzen ein edles Herz!“ war die Verhandlung zur Zufriedenheit beider Theile abgethan. — r.

(In der „guten alten Zeit.“) Der hannoversche Hofmarschall Herr v. Malortie, welcher schon manchen schätzenswerthen Beitrag zur Kulturgeschichte der Vergangenheit geliefert, hat eine Zusammenstellung der Kleiderordnungsgeetze in den braunschweig-hannoverschen Landen herausgegeben, der wir beispielsweise einen der Fälle entnehmen, in denen die Obrigkeit gegen die Mißachtungen der Kleiderordnungen ernstlich einschritt.

„Ich kann nicht umhin, zu hinterbringen,“ berichtete im Jahre 1665 der Vogt zu Bergen an den Großvogt Thomas

Grote in Celle, „daß hier zu Bergen eines Krügers, Peter Hornemann, Tochter, ungeachtet der vom Herrn Magister Raumann gehaltenen Straßpredigten, sowie der seinerseits und von mir gehaltenen mündlichen Einrede und der endlich angebotenen Strafe sich dennoch unterfangen, in ihrer hoffärtigen, unzulässigen Kleidung immer weiter und sehr ärgerlich fortzufahren und nunmehr dem adeligen und großbürgerlichen Stande fast gleich ein ganz Doraten (von Goldstoff) wie auch Türkisch grobgrünes, mit guten Schnüren wohlbesetztes Kleid, einen rothen, auch mit Schnüren besetzten Rock, eine taffetne Schürze, zwei Paar weiß und schwarz mit Sammet besetzte und gestickte Schuhe sich verschaffen lassen, zu geschweigen der täglichen Kleidung, welche ungleich höher zu schätzen, als die meine Frau trägt, imgleichen der köstlichen Mützen, silbernen Borstennadeln, Flor, Bänder, Mäntel und anderen Sachen. Wenn sich nun Jedermann an dieser Hoffahrt ärgert und sich verwundert, zumal der Hof also sehr verschuldet und die Eltern verarmt sind, daß sie ihre Creditoren zu befriedigen nicht mehr vermögen, also ersuche ich hier, mit zur Abwendung der Strafe Gottes, des Aergernisses, zur Bewahrung der Demuth und des Unterschiedes der Stände großmüthig zu befehlen, ob Andern zum Exempel die spezifizirten Kleider abgelaufen, verkauft und die Gelder den Armen ausgeheilt oder ob die Kleider nach Celle gesandt und im Uebrigen, wieviel Strafgeelder eingefordert werden sollen.“

Der Großvogt befaßt auf diese Anzeige, den Eltern und der Tochter ernstlich und vorerst bei Strafe von 20 Reichsthalern aufzugeben, daß letztere solche ihrem Stande unangemessene Kleidung ablegen solle; im Falle sie Solches nicht achten würde, seien ihr erwähnte 20 Thlr. abzufordern und ihr bei Erlegung von 40 Reichsthalern Strafe Solches zu thun zum andern Male zu verbieten; würde dann dies bei ihr noch nicht helfen und sie nicht „parieren“ wollen, so sollte der Vogt alsdann ihr die Kleider durch den Untervogt abverlangen, bis auf Weiteres in Verwahrung nehmen und die 60 Thaler Strafgeelder zur fürstlichen Kanzlei in Celle einschicken. Da hiermit die Akten schließen, so scheint die Denunzierte „parieret“ zu haben.

Manche Fürsten gingen hinsichtlich der Kleidung ihren Unterthanen selbst mit dem Beispiel der Sparsamkeit voran. Als Otto der Einäugige, Herzog von Braunschweig-Göttingen, im Jahre 1435 das Landesregiment abtrat, forderte er als Kleidung jährlich einen Sommerrock und einen Winterrock, nebst Mantel, Kapuze und Hosen, überdies einen Rock von weißem Parchent und einen von doppeltem Kasch.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts kam an den Höfen ein neuer Luxus auf — ein stehendes Theater, doch waren die Kosten desselben nicht sehr bedeutend. Die erste französische Gesellschaft trat 1681 in Hannover ein und bestand aus sieben Herren und fünf Damen. Die Herren der ersten Rollenjahre erhielten jeder 500 Thaler, die der zweiten 400; die Damen der ersten Rollen 400, die der zweiten 300 Thaler. Die ganzen Kosten für Sagen mitsammt den Pensionen betrugen 6300 Thaler. Die Garderobe war Eigenthum des Hofes. Als man einen Decorateur mit 200 Thalern anstellte, wurden einer der

Schauspielerinnen 100 Thaler an der Gage abgezogen. Bei der Oper saßen im Orchester acht Trompeter und vier Musiker, von denen die ersten 161, die letzteren 51 Thaler jährlich erhielten.

—r.

(Ein Abenteuer.) Es war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als Daniel Roginié, der Sohn eines Landmannes zu Chezales im Canton Bern, einen merkwürdigen Traum hatte. Er erblickte in der Wand des Kornbodens einen Schatz und träumte so lebhaft, daß er beim Erwachen ganz genau die Stelle angeben konnte, wo er den Schatz gesehen hatte. Er theilte seinen Traum dem jüngeren Bruder Franz mit und Beide nahmen, ohne dem Vater etwas davon zu sagen, Grabarbeit und Haue und fingen an, an der Stelle nachzuforschen. Der Stein gab nach und in der That fanden sie ein Blechstückchen in dem leeren Raume, der durch die Entfernung des Steines entstanden. Leider war aber kein Schatz darin, sondern statt Gold und Diamanten erblickten sie in dem Ristchen bloß eine alte Pergamentrolle, mit sonderbaren Schriftzeichen bedeckt, die sie nicht lesen konnten. Sie gingen mit ihrem Hunde nach Lausanne zu dem berühmten Crouzas und baten ihn um Aufschluß über die Pergamentrolle. Der gelehrte Herr aber antwortete: „Ich biete euch zehn Kronen für das Pergament, das ihr ohnehin niemals verstehen werdet, da ich es selbst nicht lesen kann. Bloß so viel weiß ich, es ist eine Geschlechtsstafel, ein Stammbaum, geschrieben mit arabischen Buchstaben, aber nicht in arabischer Sprache. In Leyden lebt Jemand, der allein euch das Räthsel lösen kann; und wenn der es nicht vermag, so sucht ihr in Europa vergeblich.“

Unverrichteter Sache kehrten die Brüder heim, aber sie erzählten ihrem Vater nichts, weder von ihrem Hunde, noch was sie darüber erfahren hatten. Aber in Daniel gährte es fort und fort und ließ ihm keine Ruhe. Er erklärte seinen festen Entschluß, Soldat zu werden und nach Holland zu gehen; auf diese Weise wollte er nach Leyden gelangen. Mit dem Segen seines Vaters und sehr wenig Geld ausgerüstet, machte Daniel sich auf nach Holland. In Leyden angekommen, suchte er sofort Herrn Uz auf, der ihm den Schlüssel zu seinem geheimnißvollen Pergamente geben sollte. Herr Uz blickte verächtlich auf die Rolle, wurde jedoch freundlicher, als er hörte, welche große Reise feinnetwegen unternommen worden war.

„Mein Freund,“ sagte er, „die Schriftzüge sind arabisch; leider ist die Sprache eine andere, ich glaube, einer von den zahlreichen ostindischen Dialecten. Folgt meinem Rathe und wendet euch nach Amsterdam. Dort wohnen Leute, die in Ostindien gewesen sind, die werden Euch den Inhalt dieser Schrift mittheilen. Wenn Ihr wollt, so gebe ich Euch einen Brief an einen meiner guten Freunde, an Herrn Kalb, welcher lange Jahre in Malacca gewesen, und dem Sprache wie Schrift bekannt sein werden.“

Der Empfang, den Daniel bei Herrn Kalb in Amsterdam fand, war sehr freundlich. Kaum hatte dieser einen Blick auf das Pergament geworfen, als er sagte: „Das ist in malayischer Sprache geschrieben und ich will es Euch mit großem

Bergnügen übersehen, wenn Ihr Euch ein paar Tage gedulden wollt."

Nach vier Tagen fragte Roginié bei Herrn Kalb abermals an und wurde mit der äussersten Zuborkommenheit aufgenommen. Er mußte mit ihm frühstücken und dabei fragte er ihn mancherlei: woher er komme, ob er reich, was seine Stellung in der Welt sei und dergleichen mehr. Ueber das seltsame Manuscript sagte er ihm Folgendes: „Eure Vorfahren waren Könige lange vor dem großen Cyrus; ihr Reich dehnte sich zwischen dem Aral- und Caspisee aus. Das vorliegende Manuscript ist verfaßt um das Jahr 1069 nach Christus, von dem dritten Sohne des Sapor Amorgines; er mußte nach einer Schlacht, die er an Ameltrem, den König der Bajaciden, verloren, aus seiner Heimath fliehen. Zuerst wendete er sich nach Konstantinopel, und da er hier nicht der erwarteten Aufmerksamkeit am Hofe begegnete, ging er nach Rom, wo er Christ wurde und den Namen Peter annahm. Von den Reichthümern seiner Familie blieben ihm nur wenige Edelsteine. Mit diesen konnte er in Rom nicht leben, er machte sie also zu Gelde und kaufte sich in den Bergen der Schweiz, im Waadtlande an, das damals zu Savoyen gehörte. Der Ort, wo er es geschrieben, ist Avenrum genannt. Fortgeführt ist Euer Stammbaum von Sapor Amorgines bis auf Boghud Amorgines, einen Schwiegersohn des Bojas Arsacides, der ein Zeitgenosse des Cyrus war. Eure Vorfahren mußten mit diesem gewaltigen Manne kämpfen und verloren dabei ein Stück ihres Landes. In dem ihnen gebliebenen Theile herrschten sie fortan ungestört, bis im Jahre 928 die Bajaciden ihr Land mit Krieg überzogen. Im Jahre 1062 wurde Eure Familie, hier schlechtweg die königliche genannt, entthront, und wie es dem Peter Amorgines, dem Schreiber des Pergamentes, ergangen, wißt ihr schon."

Es bedurfte dieser Mittheilungen kaum, um den abenteuerlichen Sinn des jungen Mannes in hellen Flammen auslobern zu machen. Er war rasch entschlossen, dem Rathen des Herrn Kalb zu folgen und nach Ostindien, wo die Holländer damals noch weite Besitzungen hatten, zu gehen. Am 24. Juni 1728 schiffte er sich mit seinem Beschützer, dem Herrn Kalb, und dessen Familie auf einem Ostindiensfahrer ein. Leider war die Fahrt eine sehr unglückliche. Im Angesicht des Vorgebirges der guten Hoffnung starb der brave Kalb, nachdem er schon längere Zeit krank gewesen. In seinem Testamente vermachte er seinem Schützlinge seinen Degen, seine Uhr nebst hundert Dukaten und empfahl ihn angelegentlichst seiner Frau. Herr Kalb hatte eine Tochter, damals ein Mädchen von sechzehn Jahren. Die beiden jungen Leute hatten Gefallen an einander gefunden und ihre keimende Liebe wurde von dem Vater beschützt. Er bat in seinem Testamente seine Gemahlin; dieser Liebe der Tochter und des Freundes nicht hindernd in den Weg zu treten, wenn der letztere sich in der Zukunft ebenso vorzüglich beweisen sollte als bisher.

Daniels Schmerz war über alle Beschreibung, aber ein dreimonatlicher Aufenthalt in Batavia milderte diesen Kummer. Er war im Hause der Frau Kalb gern gesehen und dem Ver-

löbniß zwischen ihm und der Tochter wurde kein Hinderniß in den Weg gelegt. Sich in den schönsten Träumen wiegend, lebte er in Glück und Hoffnung dahin. Allein Feinde und Neider, die sich auf dem Wege jedes tüchtigen Menschen finden, vergifteten das Ohr der Witwe mit üblen Nachreden und schamlosen Lügen über ihn, denen die verblendete Frau mehr Glauben beimaß, als seinen Bethenerungen. Sie ward binnen Kurzem aus seiner Gemahlin seine Feindin und benutzte ihren großen Einfluß, Daniel in einen feuchten Kerker werfen zu lassen, wo er durch mehrere Wochen schmachten und hungern mußte, da seine einzige Nahrung in ein wenig Reis und halbsaurem Wasser bestand. Er wünschte sich jetzt nur die Freiheit und einen Schluck frischen Wassers; seine ehrgeizigen Pläne und Hoffnungen hatte er ganz und gar vergessen.

Eines Nachts öffnete sich sein Kerker. Vier Negers erschienen, banden ihm Hände und Füße, kniebelten ihn und trugen ihn fort; wohin? konnte er in der Finsterniß nicht erkennen. Endlich hörte er das Rauschen des Meeres, und da es immer näher und näher kam, so vermuthete er, daß man ihn ans Ufer tragen und dann ins Wasser werfen würde. Besser, dachte er, einen schnellen Tod in den Wellen finden, als solch ein elendes Dasein noch länger hinschleppen. Dem war aber nicht ganz so. Man trug ihn zwar an das Ufer, anstatt ihn jedoch ins Meer zu werfen, legte man ihn in ein bereitstehendes Boot, das ihn zu einem Schiffe brachte, welches im Begriff war, die Anker zu lichten. Auf dem Verdeck wurde er von Fesseln und Knebel befreit und vernahm zu seiner größten Freude, daß er Java verlassen sollte. Dies war die einzige Bedingung, welche man an seine Freilassung geknüpft. Mit der größten Bereitwilligkeit nahm er sie an und schwor sich selbst zu, nie mehr in das schändliche Land zurückzukehren. Als sie auf hoher See waren, übergab ihm der Kapitän seine Sachen, die er von Kalb geerbt; hierzu hatte Frau Kalb noch hundert Dukaten und eine goldene Kette gesügt; das Alles freute ihn aber nicht so sehr wie ein kleines Medaillon mit dem Bildnisse seiner gewesenen Braut und ein von ihrer Hand geschriebener, liebevoller Brief. Sie sagte ihm darin Lebewohl, und daß sie dem unbeugsamen Willen ihrer Mutter gehorchen und mit schwerem Herzen einer Verbindung mit ihm entsagen müsse.

Das Schiff wollte an der persischen Küste bei Somron landen, um Seide an Bord zu nehmen. Als Daniel von dieser Absicht hörte, bat er, man möge ihn dort zurückschaffen, er wollte das Land seiner Väter sehen und dem Schah von Persien seine Dienste anbieten. Vergeblich rieth ihm der Kapitän von diesem Vorhaben ab, Roginié bestand darauf.

Er ging wirklich ans Land und fand in Frederik, einem Beamten der Factorei in Somron, einen Gefellen von ebenso abenteuerlichen Gesinnungen als er selber. Zusammen wollten Beide ihr Glück machen oder sterben. Bald fanden sie Gelegenheit, ihren Muth zu erproben. Sie wurden von einer Bande räuberischer Afghanen überfallen und nur ihre Tapferkeit und Kaltblütigkeit rettete sie aus der Gewalt der Räuber. Sie begaben sich direct nach Schiras, wo sich Zerbedest Khan, der An-

führer der afghanischen Armee, befand. Vor ihn gebracht, nannte Moginié sich einen französischen Edelmann, der, mit der Kriegskunst vollständig vertraut, seinen Degen im Dienste der Afghanen verwenden wolle. Er erhielt in Folge dessen den Rang eines Kapitäns bei den Afghanen.

Schiras wurde kurz darauf von den Persern unter Kuli-Khan belagert und Moginié zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch große Tapferkeit und Umsicht aus. Er lenkte die Vertheidigungsarbeiten und führte den Persern durch seine kühnen, geschickten Ausfälle großen Schaden zu. Dabei erhielt er jedoch einst eine bedeutende Wunde in der Seite und mußte einige Zeit das Lager hüten. Inzwischen wagten die Perser mit ihrer überlegenen Macht einen Sturm und nahmen die Stadt Schiras ein. Der Kapitän Moginié wurde vor Kuli-Khan gebracht, der sich sehr rühmend über die Vertheidigungsarbeiten aussprach, und da er hörte, daß Moginié sie größtentheils geleitet hatte, forderte er ihn auf, in persische Dienste zu treten, was Daniel auch ohne Zögern that. Er erhielt den Titel eines Min-Baschi, so viel als Oberst, und wurde mit einer Mission nach Kandahar, das noch im Besitze der Afghanen war, betraut. Seine Sendung war von Erfolg, denn die Afghanen, die ihn für einen der Ihrigen hielten, vertrauten ihm vollständig und lieferten ihm die nöthigen Daten und Pläne, deren er bedurfte. Kuli-Khan umarmte ihn bei seiner Rückkehr, nannte ihn seinen Freund und gab ihm viele Beweise seines Wohlwollens, unter anderen auch den, daß er ihn mit der Siegesbotschaft nach Isapahan an den Schah sendete.

Moginié wußte freilich nicht, daß er der Bote eines Rebellen sei; Kuli-Khan ahnte es vielleicht selbst noch nicht, aber die Ereignisse machten ihn zum Rebellen, bevor noch Moginié in der persischen Hauptstadt angekommen war. Ein anderer Bote begegnete ihm, der den Befehl des Schahs an Kuli-Khan überbrachte, sein Heer aufzulösen und zu entlassen. Der ehrgeizige Khan war durchaus nicht einverstanden mit diesem Befehl, und da er die Kriegslust seiner Soldaten kannte, beschloß er, sich dem Gebot seines Herrn zu widersetzen. Auch in der Hauptstadt fanden sich Viele, die, mit dem bisherigen Regiment unzufrieden, nichts sehnlicher wünschten als eine Veränderung. Es brach eine Revolution aus; der Schah wurde ermordet und der minderjährige Sohn seines Vorgängers auf den Thron gesetzt. Kuli-Khan ward zum Regenten ernannt und sollte das Reich verwalten bis zur Großjährigkeit des neuen Schahs. Daniel blieb auch ferner in Gunst bei ihm und wurde dem persischen Gesandten beigegeben, der nach Konstantinopel reiste, um mit der Pforte wegen des abzuschließenden Friedens zu verhandeln.

Aber wechselnd wie Aprilwetter ist die Gunst der Großen; unser Held mußte das zu seinem Bedauern an sich selbst erleben. Er wurde bei Kuli-Khan, der inzwischen selbst Schah geworden war, verleumdete und erhielt von ihm einen drohenden Brief, der seine schleunige Rückkehr verlangte. Daniel, der nicht Nase

und Ohren riskiren mochte, beschloß, dem Befehl nicht zu gehorchen; in größter Gefahr verließ er als armenischer Mönch verkleidet Konstantinopel und versteckte sich im Hause eines französischen Kaufmanns, während er das Gerücht verbreiten ließ, die Kurden hätten ihn auf dem Heimwege ermordet. Was er an Geld und Gut, ohne Verdacht zu erregen, retten konnte, nahm er und begab sich nach Kandahar, das noch immer in der Gewalt der Afghanen, wenn auch von den Persern belagert war. Er rächte sich an diesen durch den großen Schaden, den er ihnen zufügte, und als die Stadt nach achtmonatlicher Belagerung sich ergeben mußte, ging er nach Delhi an den Hof des Großmoguls Mohamed Schah.

Gereift durch Erfahrung und mit der morgenländischen Weise jetzt besser vertraut, gelang es ihm nun besser, sich am Hofe des Moguls festzusetzen, als früher beim Schah. Der letztere, ein wilder und blutdürstiger Eroberer, wendete sich, als er mit den Afghanen fertig war, gegen den Mogul, der ihm Moginié entgegenstellte. Unglücklicherweise standen die indischen Truppen den persischen an Tüchtigkeit und Disciplin weit nach, und Moginié verlor die Schlacht, in deren Folge der Mogul vom Schah gefangen genommen wurde. Mit allen Schätzen seines Palastes in Delhi gelang es dem Mogul, sein Leben und sein Reich loszukaufen. Gewirgt von dem Mißerfolge seiner Truppen, ernannte er dann Moginié zum Kommandanten seiner ganzen Armee und wünschte, daß derselbe europäische Kriegszucht unter seinen Soldaten einführte. Das geschah auch und Daniel erfreute sich der fortwährend steigenden Gunst des Moguls.

Derselbe wünschte ihm schließlich seine Schwester zur Frau zu geben, und das einzige Hinderniß war, daß der hübsche Schweizer nicht aus königlichem Geschlechte stammte. Da erinnerte sich Daniel seines Pergaments, das er in allen Wechseln seines bewegten Lebens sorgfältig bewahrt hatte. Die Gelehrten am Hofe des Moguls entzifferten es ohne Mühe, und als man fand, daß sein Stamm ein königlicher und fast ebenso alt wie des Moguls eigener war, stand der Vermählung zwischen der schönen Fatme und Daniel nichts mehr im Wege.

Der Abenteurer wurde zum Gouverneur von Pendschab und Lahore ernannt und lebte in Glanz und Reichthum bis zum Jahre 1749, wo der Tod diesem merkwürdigen Leben ein Ende machte.

Wohl mochte ihm noch oft in späteren Tagen jener Traum vom Schatze auf dem Kornboden eingefallen sein, jener Traum, der aus dem armen Schweizer Landmanne einen unermeßlich reichen und mächtigen indischen Fürsten machen sollte.

Diese Erzählung ist keine Fabel, sondern reine Wirklichkeit, und man hat die Erinnerung daran jetzt wieder aufgefrischt, weil über einen Theil des Moginié'schen Nachlasses ein merkwürdiger Erbschaftsprozess schwebt, den die in Europa, meist in Deutschland und der Schweiz verstreuten Mitglieder der Moginié'schen Familie gegen einige der indischen Angehörigen in London führen.

—r.

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stadtliche 6 Thlr.
mit Stadtlichen 8 Thlr.

Die schwache Seite.

Novelle

von

A. Gölte.

(Fortsetzung.)

Die Oberstin meldete ihr dagegen, daß sie zu ihrer Bestürzung erfahren, ihr jüngster Bruder sei bei ihrem Vater eingetroffen und auf dem Wege nach Karlsbad, um sich von einem Leberleiden dort herzustellen. Sie habe sogleich an ihn geschrieben und ihn dringend gebeten, sich in der Babeliste mit einem entsprechenden Titel aufzuführen, was ihm, aus einem fremden Lande kommend, ja frei stehe und verhüten würde, daß seine Nichte, welche dort in der ersten Gesellschaft lebe, durch eine plebejische Verwandtschaft herabgesetzt werde.

Dieser Bruder der Oberstin war Besitzer einer Zuckerfabrik in Podolien und ein wohlhabender Mann. Im Laufe vieler Jahre war er nur einmal nach Deutschland gekommen und hatte sie auf kurze Zeit besucht; schon damals fiel ihr sein derbes, grades Wesen unangenehm auf; sie zitterte demnach, wenn sie daran dachte, daß er in eben dieser ungewungenen Weise vor Frau von Sonderburg hintreten und sie wie seines Gleichen anreden könnte. Sie wünschte dem vorzubeugen.

Solche kleinliche Berechnungen schlagen aber oft fehl.

Herr Finkeisen theilte seinem alten Vater den Brief

der Schwester mit und Beide lachten herzlich über die Thorheit ihrer Laura. Der Fabrikherr hegte nicht die geringste Lust, von dem ihm mitverliebten Adel Gebrauch zu machen oder sonst sich mit geliebten Federn zu schmücken. Die Oberstin hatte ihn nicht zu sich eingeladen und mit keinem Worte ausgesprochen, daß sie ihn wiederzusehen wünsche. Sie schämte sich seiner, das begriff er vollkommen, und das reizte ihn, sie dafür zu strafen. Er war kinderlos und hatte daran gedacht, seine Schwesterkinder zu seinen Erben einzusetzen; diese Lust verging ihm jetzt gänzlich. „Ich werde thun, als ob ich Alma nicht kenne,“ sagte er zu seinem Vater. „Sie würde sich ohnehin nicht über mich freuen, so wie sie erzogen ist, und eine Nichte, die mich über die Achsel ansieht, mag ich nicht meine Nichte nennen.“

Sein Vater fand, daß er darin ganz in seinem Sinne handle. „Ich machte es an Deiner Stelle auch so,“ sagte er. „Ich werde ihr aber meine Meinung darüber aussprechen. Doch ändert das an der Sache nichts; denn es ist dies, wie sie selbst sagt, ihre empfindliche, d. h. schwache Seite, und sie scheint an dieser Seite immer schwächer zu werden.“

Alma hatte zu eben der Zeit aus dem Bouquet des Fürsten Tolstoy eine Nelke genommen und sie mit einer Brosche an die Brust gesteckt. Es war dies eine feine Art, ihm zu danken. So geschmückt begab sie sich mit Frau von Sonderburg in die Reunion. Sie sah auch wirklich reizend aus. Das durchsichtige weiße Kleid mit himmelblauen Schleifen paßte zu dem goldblonden Haar, von dem einige Locken, wie zufällig

abgelöst, auf die Schultern herabfielen. „Wie schön Du heute bist!“ sagte Clara und sah sie bewundernd an. „Es ist doch nur *La beauté du Diable*,“ gab Alma lachend zurück, „und darum ein unsicheres Capital. Verliere ich es“ — sie schlug mit den feinen Fingern ein Schnippchen, als wollte sie sagen, daß sie damit Alles verliere.

Fürst Tolstoy war kein junger Mann. Er kannte das Leben, die große Welt und war blasirt für ihre Genüsse. Wie bei solchen Männern das oft der Fall ist, so hatten jetzt nur Frauen Reiz für ihn, welche mit der Kunst zu gefallen unbekannt waren. Alma kam ihm, in ihrer Jugendfrische, wie ein bloßes Naturkind vor. Was er ihr auch sagen mochte, so nahm sie Alles *au pied de la lettre*. Das that ihm wohl. Seiner Meinung nach war ihrem reinen, kindlichen Sinne noch jeder Zweifel an der Wahrheit, der Aufrichtigkeit des Anderen fremd, sie nahm die Worte aus seinem Munde, als ob es Orakel wären, hin, sie hörte ihm, wenn er von seinen Reisen sprach, mit Begeisterung zu und sah in der unbekanntten Ferne, die er ihrem Auge vorhielt, lauter Paradiese mit Bäumen voll goldener Früchte. Oft rief sie dann seufzend aus: „Das werde ich wohl niemals sehen, niemals kennen lernen!“ — Mit solchem Wünschen, solchem Verzichtern rührte sie ihn. Seine Einbildungskraft spielte es ihm wie ein hohes Glück vor, von ihr geliebt zu werden, ihr dann die Erde mit all ihrer Pracht und Schönheit zu zeigen, um unmittelbar, wo sie genießen würde, noch einmal mitzugenießen. —

Es ist dies eine Methode, sich Glück zu schaffen, welche auf falschen Anschauungen beruht. Die junge Frau sucht Theilnahme bei ihren Freuden, wie sie ein Kind sucht und überhaupt jedes menschliche Wesen sie sucht, sei es in seinem Glücke, seiner Lust oder seinem Schmerze. Soll sie dann allein sich freuen und so lebhaft sich freuen, daß der Ausdruck ihrer Freude die Erinnerungen längst verschollener Eindrücke in der erschlafften Seele des Gefährten heraufbeschwöre, und dies Phänomen gelingt ihr nicht, so hat sie nicht stark genug empfunden, oder ihre Empfindung nicht stark genug an den Tag gelegt.

Wie manche Enttäuschung ist schon aus solchem falschen Rechenexempel neuen Glückes hervorgegangen, wie manche auf solchem Grunde erbaute Ehe eine sehr unglückliche geworden!

Genug aber, Fürst Tolstoy war entzückt von Alma und schmeichelte sich, daß sie ihn lieben könne. Als er in den Saal trat und nach ihr ausschauend

die Nette an ihrer Brust gewahrte, wurde er von ihrer Neigung überzeugt. Angenehm erregt trat er ihr näher, begrüßte sie und sah ihr dabei auf eine Weise in das Auge, daß ihre schwarzen Wimpern sich vor seinem Blicke senkten. Er konnte keinen Platz in ihrer Nähe finden; aber er stellte sich so, um sie ansehen zu können. Er bemerkte, daß sie seufzte, daß sie der Musik wenig achtete, unruhig sich hin und her bewegte. Gedachte sie seiner vielleicht? Suchte sie ihn mit ihren Gedanken? Er hoffte es. —

Und in der That gedachte sie seiner, war sie in einer fieberhaften Aufregung seinetwegen. Noch hatte kein Mann ihr seine Liebe gestanden oder um ihre Hand gebeten; sie war daher höchst begierig, in welche Worte sich ein solches Geständniß kleiden würde. „Was wird er sagen?“ fragte sie sich wieder und wieder, und immer mehr rötheten sich in der Erwartung ihre Wangen.

Als das Concert beendigt war, zerstreuten sich die Gäste; Fürst Tolstoy schloß sich Frau von Sonderburg an, welche noch eine Promenade zu machen wünschte. Indem er Alma behilflich war, ihren Shawl umzulegen, drückte er ihr verstohlen die Hand und flüsterte: „Darf ich der Nette glauben? Sagt sie, daß ich Ihnen meine Liebe gestehen darf?“ Sie antwortete nicht; aber ein leiser Gegendruck gab die Gewährung.

Er wußte nun genug. Wozu sollte ein Mann wie er noch auf Umwegen sein Ziel suchen? — Er ließ sich am andern Morgen bei Frau von Sonderburg melden und fragte sie unter vier Augen: ob sie glaube, daß Almas Eltern etwas einzuwenden haben würden gegen eine Verbindung ihrer Tochter mit ihm. Sie erwiderte mit Ueberzeugung, daß sie das Gegentheil vermüthe; der Oberst von Wimpfingen besitze kein Vermögen und müsse sich freuen, wenn ein Mann, der die Mitgift entbehren könne, ihre Hand fordere.

Alma wurde hierauf gerufen und Frau von Sonderburg theilte ihr mit, welcher Antrag ihr geworden sei. Fürst Tolstoy zog währenddem bloß stumm ihre Hand an seine Lippen. „Ich werde sogleich selbst an Deine lieben Eltern schreiben,“ setzte die Dame hinzu, „und ich fürchte nicht, daß sie Deinem Wunsche Hindernisse in den Weg legen werden; bis aber deren Antwort eintrifft, muß ich bitten, die Sache als noch unentschieden zu betrachten. Vielleicht kommt Dein Vater selbst her, mein Kind. Am besten wäre das jedenfalls; denn obgleich ich Mutterstelle bei Dir zu vertreten versprochen habe und jede Autorität in meine Hand gelegt

ist, so möchte ich doch in einem so wichtigen Falle keine Verantwortlichkeit übernehmen.“

Alma glühte vor Glück, vor Freude, vor Seligkeit. Als der Fürst sich entfernte, warf sie sich laut schluchzend an die Brust der Frau von Sonderburg. „Du liebst ihn also wohl sehr?“ fragte diese mit inniger Theilnahme und streichelte sanft die reichen blonden Locken ihres Schützlings.

„Ich weiß es nicht,“ sagte diese, ihr Haupt erhebend, „aber ich weiß, daß mir bei dem Gedanken, seine Gattin zu werden, alle Pulse schlagen, — daß mir schwindelt.“

„Du mußt Dir Dein Glück aber auch nicht in zu hellen Farben ausmalen,“ nahm Frau von Sonderburg das Wort. „Ein russischer Fürst ist am Ende doch nur ein Edelmann, ein Vasall seiner Krone, Er hat Unterthanen; aber seine Unterthanen sind Leibeigene. Immer aber ist es ein glänzendes Loos für Dich. Sein Alter ist kein Uebelstand; denn bei Deiner Jugend bedarfst Du in Deinem Gatten eines Führers, eines Freundes, und Beides hat er mir gelobt Dir sein zu wollen.“

„Hat er das?“ rief Alma und lächelte entzückt. „Nicht wahr, er muß mich sehr lieben, um ein armes Mädchen, wie ich es bin, an seine Seite rufen zu wollen?“

„Wohl muß er das, mein Kind! Deine Aufgabe wird es nun sein, diese Liebe Dir zu erhalten, sie zu nähren; denn Du weißt es freilich noch nicht, daß ihre Pflege und ihr Wachsthum weit schwieriger als ihr Entstehen ist, das meistens unwillkürlich, eine Sache des Zufalls ist. Geh jetzt auf Dein Zimmer und beruhige Dich. Ich will indessen an Deine Eltern schreiben und Du kannst eine Zeile beischließen.“

Schon am dritten Tage nach Empfang dieser Mittheilung traf der Oberst mit seiner Gattin in Karlsbad ein. Er hatte sein Ja nicht geben wollen, bevor er den Mann, welchem er das Schicksal seines Kindes anzuvertrauen im Begriff stand, kennen gelernt. Der erste Eindruck, welchen Fürst Tolstoy auf ihn machte, war nicht günstig; allein da er keine Gründe angeben konnte, welche dies Vorgefühl rechtfertigten, so mußte er es, den Lobeserhebungen seiner Gattin gegenüber, beschwichtigen. Diese war nämlich sogleich völlig zu Gunsten des Eidams gestimmt, sie lobte seine hohe Gestalt, sein dunkles Haar, seine eleganten Formen. Er küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, öffnete für sie jede Thüre, bewies ihr alle kleine Aufmerksamkeiten,

welche der feine Ton gebietet; sie sagte also nur immer: „Welch ein Glück für unser Kind!“

Ihre große Freude kannte nur einen Dämpfer: die Ankunft ihres Bruders. Gerade an dem Tage, wo Almas Verlobung gefeiert werden sollte, las sie früh beim Kaffee seinen Namen in der Vadeliste: Finkelsen, Fabrikant; so stand er aufgeführt. Es war empörend, wie wenig er ihre Bitte beachtete. Hätte noch wenigstens Particulier, Rentier, oder, wenn er von der Fabrik nicht lassen wollte, Fabrikbesitzer dagestanden; aber Fabrikant! — Bei einem so unbrüderlichen Benehmen war sie, ihrer Meinung nach, auch jeder Schwesterpflicht entbunden und ihn zu ignoriren ihre Pflicht. War er nur dazu hergekommen, sie zu kränken, so konnte seine Gegenwart ihr keine Freude verursachen und Niemand es ihr verargen, wenn sie seine Anwesenheit zu vergessen suchte.

Fürst Tolstoy lud seine zukünftigen Schwiegereltern zu einem Souper ein, an welchem auch die Familie Sonderburg Theil zu nehmen versprach. Es sollte zugleich eine Art Abschiedsfest sein. Oberst von Wimpfingen hatte ihm nämlich erklärt, daß er seine Tochter mit sich nehmen würde, daß sie bis zu ihrem Hochzeitstage unter seinem und dem Auge der Mutter verweilen müsse; daß es ihm freistehe, ihr in die Residenz nachzufolgen, im Falle die Trennung ihm nicht genehm sei. Sein Urlaub war abgelaufen, von den acht Tagen, welche er sich zu dieser Reise erbeten, hatten nur drei dem Aufenthalte in Karlsbad angehören können, und Almas Koffer stand schon gepackt.

„Wie Deine Wangen glühen!“ sagte ihre Mutter, während sie die Blumen in ihrer Tochter Haar befestigte und sie mit liebender Hand zum heutigen Feste schmückte. Doch pochte ihr eigenes Herz nicht minder fieberhaft. Sie hatte, während sich das Schicksal ihres Kindes entscheiden sollte, nur schlaflose Nächte gekannt, und jetzt, inmitten ihrer großen Freude, sah sie zu Hause den Platz am Fenster, wo Alma zu sitzen pflegte, schon leer geworden; sie lächelte freilich noch, weinte aber zugleich schon in sich hinein.

Der Fürst wanderte vor dem Wirthshause auf und ab, eines Winkes gewärtig, um seine schöne Braut in den Saal zu führen, wo ihrer ein festlicher Empfang harrete. Frau von Wimpfingen blickte einmal zufällig auf den Platz hinunter und sah, daß sich ein Herr zu ihm gesellt hatte, der sie aber lebhaft an ihren Bruder erinnerte. Es wurde ihr ganz unbehaglich zu Muthe, grade jetzt an ihn gemahnt zu werden, und verstimmt wandte sie der Erscheinung den Rücken. —

Der Oberst kam gleich darauf und leitete ihre Gedanken auf andere Gegenstände. Der Fürst hatte ihm ein Kästchen für seine Braut übergeben, das einen Schmuck enthielt, den sie nach seinem Wunsche anlegen sollte. Alma betrachtete mit Vergnügen die glänzenden Steine. „Tragen werde ich sie heute aber nicht,“ sagte sie. „Ich glaube, daß ich ihm besser gefalle, wenn ich mich ihm so schmucklos, in meinem durchsichtigen weißen Kleidchen verlobe und -mir für spätere Zeiten das Kostbare vorbehalte.“ — Der Vater stimmte ihr bei. Als der Fürst kam, lag eine Wolke auf seiner Stirn, ihr Anblick aber verschonte sie schnell. Mit bezaubernder Anmuth trat sie ihm entgegen und dankte ihm für sein Geschenk; aber anzulegen wünschte sie es nicht, bis sie seinen Namen trage, sagte sie. Zutrauensvoll hing sie sich dann an seinen Arm. „Sie sind mein Führer von heute an durch mein ganzes Leben,“ flüsterte sie ihm zu, „und Sie sollen mich immer folgsam finden.“ Sie preßte leicht seinen Arm, als wollte sie sich dieser Stütze noch recht versichern. Es lag in ihrem ganzen Wesen etwas so Hingebendes, sie sah so glücklich aus, daß er dadurch des durch ihren Besitz erreichten Glückes versichert zu sein glaubte und dem Schicksal dankte, daß es ihm diesen Schatz aufbewahrt hatte.

Der Champagner perlte, laut trank man die Gesundheit des Paares; ein Musikchor gab das Tutti dazu an. Bis über die Mitternacht hinaus dauerte das Fest, dann trennte man sich. Der Oberst bat den Fürsten, heute gleich Abschied von Alma zu nehmen, weil er sonst in der Frühe mit seinen Damen am pünktlichen Aufbrechen verhindert werden würde. In vierzehn Tagen war seine Kur beendet, dann wollte er ihnen nachfolgen, und in abermals vierzehn Tagen sollte die Hochzeit stattfinden. Da er auf jede Ausstattung verzichtete, so konnte Frau von Wimpfingen keinen Einwand erheben, der genügend gewesen wäre, seinen Wünschen entgegen zu treten.

Ihre Rückreise glich einem Triumphzuge, was ihre innere Empfindung, den Jubel ihrer Eitelkeit galt. Sie malte sich in Gedanken aus, was die ihr besfreundeten Familien sagen würden, wenn sie ihnen mit den Worten entgegen träte: „Meine Tochter ist Braut!“ und wenn sie nun gar diesem „meine Tochter ist Braut“ hinzufügte: „Mein Schwiegersohn Prinz Tolstoy!“

Die kleine Reisegesellschaft legte den Weg schweigend zurück; denn Jeder war zu sehr mit sich, mit der Zukunft, mit seinen Hoffnungen und Wünschen beschäftigt, um der Mittheilung zu bedürfen.

Indessen war die Morgen Sonne über Karlsbad heraufgestiegen und hatte die Schläfer erweckt, welche, der Hitze des Tages zuvorzukommen, an den Brunnen eilten, die vorgeschriebene Zahl der Becher zu verschlingen. Fürst Tolstoy erschien stets einer der letzten unter ihnen. Die russische Gewohnheit des späten Aufstehens verließ ihn auch hier nicht, und der Neigung, sich dem allgemeinen Gebrauche zu fügen, widerstrebe an jedem neuen Tage seine Müdigkeit und Schlassheit, die ihn beim Erwachen verneinen ließ, was er am Abend bejaht hatte. Acht Uhr war vorüber, als er gähmend sein erstes Glas zum Füllen hinreichte.

„Sie scheinen noch nicht ausgeschlafen zu haben!“ rief lachend eine Stimme hinter ihm, und eine Hand legte sich derb auf seine Schulter. „Beim heiligen Januarius! Wenn Sie so spät erwachen, muß die Hitze in diesem verdammten Kessel Sie ja lebendig verbraten!“

Der Fürst sah sich nicht um, trank den Becher leer und erwiderte dann, wohl wissend, wer zu ihm gesprochen: „Ich trinke nun gleich noch einmal; das verkürzt mein Fegefener. Uebrigens findet die Sonne nicht viel an mir zu braten. Fette Leute leiden hier mehr als magere.“

Damit schob er seinen Arm in den des Anderen, sah nach der Uhr und schlenderte mit ihm fort auf die Promenade.

„Und nun die mir versprochene Aufklärung! Warum also schlugen Sie mir ab, meinem Verlobungsfeste beizuwohnen?“ fragte Fürst Tolstoy.

Der Andere lachte.

„Wollen Sie es denn wirklich wissen? — Am liebsten schwiege ich darüber; indessen einmal müssen Sie doch etwas von der Sache erfahren und — Sie werden doch nachsichtig gegen meiner armen Schwester schwache Seite sein.“

„Ihrer Schwester? Wer ist denn hier Ihre Schwester?“ fragte der Fürst kopfschüttelnd.

„Wer sonst,“ gab der Andere achselzuckend zurück, „als Ihre zukünftige Schwiegermutter, die Frau Oberstin von Wimpfingen.“

„Die?“

„Ja, die!“

„So stehen Sie nicht gut mir ihr?“

„Im Gegentheil! Auf das allerbeste, ja, so gut fogar, daß ich mein Testament zu Gunsten ihrer Kinder abfassen wollte.“

„Run?“

„Ja, ich bin zu Ende.“

„Warum aber kamen Sie denn nicht mit; ja, warum nahmen Sie hier überhaupt keine Notiz von einander?“

„Das wird Ihnen am besten dieser Brief meiner Schwester erklären.“ Er reichte ihm das Blatt hin.

Erwartungsvoll nahm ihn der Fürst und durchflog ihn.

„Also das war es!“ rief er kopfschüttelnd. „Die moderne Mutterliebe hieß alle natürlichen Gefühle schweigen, um der Tochter eine gute Partie zu sichern. Aber, wissen Sie, Freund, daß mich dies bedenklich macht? Ich bildete mir ein, daß ich ein Mädchen gefunden habe, welches mich liebe, und am Ende war es nur mein Name und meine Güter, in die sie verliebt ist. Hätten Sie mir das gestern gesagt, weiß Gott! ich wäre in der zwölften Stunde zurückgetreten.“

„Das verhöte der Himmel!“ rief der Andere. „Alma kann ein ganz gutes Mädchen sein und verdient nicht, daß sie die Sünden ihrer Mutter büße. Meine arme Schwester mag an dem kleinen Hofe wohl mancherlei gelitten haben, wodurch sie so thöricht geworden ist. Das Kind aber theilte des Vaters Stellung und war davon befreit.“

„Doch war es immerhin eine üble Atmosphäre, und wüßte ich, daß sie mich nur gewählt hätte zur Befriedigung ihres Ehrgeizes, so trennte ich mich lieber heute noch als morgen von ihr, trotzdem daß sie schön ist wie ein Engel und mir eine zweite Jugend verspricht.“

„Es thut mir leid, diesen Argwohn in Ihnen erweckt zu haben, lieber Fürst,“ sagte der Andere bedauernd und legte den Brief seiner Schwester wieder zusammen. „Auch hätte ich Ihnen meine Beziehung zu Ihrer Braut noch verschwiegen, wäre nicht Ihre Absicht gewesen, diese zunächst auf Ihre Güter zu führen, wo ich in nächster Nähe mit ihr zusammentreffen muß. Wenn ich es jetzt vermeide, so kennen Sie den Grund. Hätte meine gute Schwester sich etwas mehr um das Schicksal ihres Bruders bekümmert, so würde sie nicht in Unwissenheit darüber geblieben sein, daß meine Fabrik auf Ihrem Gebiete lag, und hätte bei Nennung Ihres Namens unsere mögliche Beziehung vermuthen können; so aber, ganz mit sich beschäftigt, ist ihr dies nicht eingefallen.“

„Sie haben sie hier also gar nicht gesprochen?“

„Nein; nur aus der Ferne gesehen habe ich sie. Das menschliche Herz schlägt aber doch wärmer in der Nähe der Seinigen. Da ich aber ihren Wunsch unerfüllt gelassen hatte, hier als Herr von Finkeisen auf-

zutreten; so wollte ich um so weniger ihren jetzigen Freudenrausch durch mein Erscheinen beeinträchtigen.“

„Ich werde mir die Sache doch überlegen,“ sagte der Fürst nachdenklich. „Alma mag von diesem Schwindel ihrer Mutter unberührt geblieben sein und ich hoffe noch, daß es der Fall ist; aber ich muß Gewißheit darüber haben. Ich will sie prüfen. Die Gelegenheit dazu bietet sich von selbst.“

Sie waren an den Sprudel zurückgekehrt und trennten sich.

Es war in den ersten Tagen des kommenden September, als auf dem Schlosse des Fürsten Tolstoy alle Vorbereitungen zum Empfange der Herrschaft getroffen wurden. Die Sonne sandte schon senkrechte Strahlen, die Wälder färbten sich mit gelblichen Tinten und die ohnehin öde, einförmige, wenig bevölkerte Landschaft Podoliens erhielt in dieser Beleuchtung einen melancholischen Charakter, der auf die Stimmung Einfluß übte.

Das Schloß selbst war ein weitläufiges altes Bauwerk, an einem kleinen See gelegen. Es bestand aus einem Mittelgebäude und zwei Seitenflügeln, das Ganze nur mit einem Stock, wodurch es sich wenig imposant darstellte. Das Dorf lag in einiger Entfernung davon und bestand aus ein paar Duzend Lehnhütten.

Eine Postkutsche mit vier Pferden kam jetzt des Weges, die Hofhunde schlugen an und die Dienerschaft eilte, die Herrschaft zu begrüßen, herbei. Der Haushofmeister, das Haupt entblößt, öffnete den Schlag und war dem Herrn beim Aussteigen behilflich; dieser bot nun seiner jungen Gefährtin die Hand und führte sie dann an seinem Arme die paar Stufen hinauf, wo jetzt in der offenen Eingangsthüre eine ältliche Dame erschien und mit dem Ausrufe: „Mein Sohn!“ die Arme gegen ihn ausbreitete. Dieser empfing den mütterlichen Kuß und sagte darauf: „Hier Deine neue Tochter, liebe Mama!“

Die Dame warf einen forschenden, fragenden Blick auf die junge Frau und hauchte dann einen kühlen Kuß auf Almas Stirn. „Seien Sie mir willkommen!“ sagte sie förmlich und bot ihr die Hand, um sie in das Haus zu geleiten. Dort fanden sie die Schwester des Fürsten, die verwitwete Gräfin Melgounoff, welche der neuen Schwägerin ebenfalls einen nur kühlen Empfang angedeihen ließ. Alma hatte die Augen voll Thränen. Mühsam faßte sie sich, und sich an ihren

Gatten schmiegend, sagte sie: „Ich möchte gern meine Reisefleider ablegen und ein halbes Stündchen ruhen!“

Bereitwillig bot er ihr seinen Arm und führte sie in ihre Gemächer, welche in dem rechten Flügel des Schlosses lagen.

„Du bist nicht der Herr hier, sondern nur der Gast?“ fragte sie, als sie allein waren, mit dem Tone der Befremdung.

„Polenka ist meiner Mutter jetzt gehörig,“ erwiderte er ruhig. „Früher war es mein Eigenthum; ich verzehrte im Auslande aber mehr Geld, als ich besaß, und habe es ihr gegen ein Darlehn verpfändet.“

„Warum gingen wir denn aber hierher? Warum nicht nach einem Deiner Güter?“

„Bist Du so ungern meiner Mutter Gast?“

„Nicht das; aber — wenn man jung verheirathet ist, lebt man am liebsten mit seinem Manne allein, habe ich immer gehört, um ihn erst recht kennen zu lernen und sich ihm anzupassen. Die fremden Augen auf mir erschweren es mir, ganz mit Dir beschäftigt zu sein.“

„Meine Familie ist jetzt Deine Familie, es sind also keine fremden Augen da, Alma. — Dann hast Du hier den Vortheil, keinen Haushalt führen zu müssen. Bei Deiner Unerfahrenheit muß es Dir lieb sein, Dich mit unsern Sitten und Gewohnheiten bekannt zu machen, bevor Du als Herrin schaltest.“

„Freilich! Aber — wie bald wird das sein? Ich meine, wie bald Du mich dessen fähig halten wirst?“

„Das läßt sich nicht vorher bestimmen. — Vor allen Dingen aber ziehe Dich jetzt um, denn wir speisen in einer halben Stunde.“

Er verließ sie. Mit thänenden Augen wollte sie an das Werk gehen, als zwei weibliche Wesen erschienen, welche ihr behilflich zu sein Miene machten; da sie aber ihre Sprache nicht redeten und nur durch Zeichen eine Verständigung möglich war, so entließ sie sie und bediente sich selbst. Dazwischen warf sie einen Blick durch das Fenster auf die Umgebung. Wie ganz anders stellte sich hier Alles ihrem Blicke dar, als sie es erwartet! Noch vor einer Stunde hatte sie das Haupt so hoch getragen, in der Hoffnung, als Fürstin Tolstoy hier die Herrin zu spielen, und nun deckte alle Witter ihrer Zukunft ein grauer Nebel.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein Prozeß zwischen einem Rosenzweig und einem Maitäfer.) Erwarte hier Niemand etwa eine symbolisch-allegorisch-poetisch-sentimentale Geschichte — nein, unsere Erzählung bewegt sich in den Grenzen der strengsten, allerprosaïschsten Wirklichkeit.

In einer kleinen polnischen Gemeinde in der Nähe von Krakau lebt Ephraim Laib Rosenzweig als ein höchst frommer und gottesfürchtiger Mann, welcher sich streng nach den Satzungen des Talmud richtet. Er ist nach den Aussagen der Zeugen ein Mann, der nicht nur die gesetzlich vorgeschriebenen Fasttage gewissenhaft beobachtet, sondern, um Gott wohlgefällig zu sein, auch an jedem Montag und Donnerstag der Woche seinen alten Leib kasteit. Dieser ausgezeichneten Frömmigkeit hatte es Ephraim zu danken, daß er seit einem halben Menschenalter am jüdischen Neujahrstage daheim in seiner Gemeinde in der Synagoge den Schofer (die Posanne) blasen durfte, eine Auszeichnung, deren immer nur sehr fromme Leute würdig befunden werden. Ephraim ist auf dieses Ehrenamt auch sehr stolz, und sein Ruf ist nicht nur in den polnischen Landen verbreitet, sondern auch am Wiener Salzgrub steht er bei seinen betalarnten Brüdern in hohen Ehren. Aber selbst dieser ehrenreiche Mann sollte der Verleumdung nicht entgehen. Hören wir, wie Ephraim Rosenzweig dem Richter seine Leidensgeschichte schildert: „Ow. Gnaden, gestrenger Herr, unterthänigster Richter, was ist an Gottes Statt über uns gesetzt, um zu entscheiden, was ist loscher und was ist trefe; Gott der Gerechte weiß, daß ich bin ein Mann, der hat in seinem Leben nichts gegessen, was kommt vom Christen. So bin ich gekommen nach Wien, weil ich habe wollen reden mit dem Minister Excellenz wegen der Propination. „Ephraim!“ hat Se. Excellenz gesagt, „es wird schon Alles gut werden, und wenn Deine Sache ist eine gerechte, wird Dir recht geschehen, und dabei hat die Excellenz mit mir gesprochen, wie wenn ich wäre ein Fürst, per „Sie“, wo doch spricht der Bezirksvorsteher zu Hause mit mir per „Er“, und er ist doch ja Excellenz! Voll Freud über diesen Bescheid bin ich gegangen zu Mosche Löss Maitäfer, meinem Landsmann, und hab' ihm erzählt, was mir hat gesagt die Excellenz. Mosche Löss Maitäfer sitzt beim Essen mit Weib und Kind und hört mir zu. Ich glaub' Gottes Wunder, was er hört und was er für Freud' hat. Auf einmal wirft er die Gabel weg und schreit: „Reb Ephraim, macht mich nicht meschugge (toll) mit Curer Excellenz.“ Und sein Weib Esther fällt ihm ins Wort und ruft: „Aergere Dich nicht, Moscheleben, es ist Alles nit wahr, was der Mensch redt, eine Excellenz redet nit so.“

Hierüber war Ephraim, wie aus seiner weiteren Erzählung hervorgeht, nicht wenig erstaunt; das Räthsel löste sich jedoch bald, als er erfuhr, daß der junge Maitäfer sein Concurrent war, daß er sich um einen Branntweinschank bewarb. Ephraim, als er dies Geheimniß ergründet, rief nun, von seinen Gefühlen übermannt: „Ich weiß, woher der Wind weht; aber es soll Euch nichts nutzen, so wahr ich Ephraim heiß', und wenn ich müßt' gehen bis zum Kaiser!“

Hierüber gerieth die Maitäferfamilie außer sich. Ephraim trat, von allen Seiten bedroht, den Rückzug an, und als er sich schon auf der Straße befand, schleuderte man ihm die bittersten Scheltworte nach. Alles hätte er ruhig über sich ergehen lassen, doch ein Wort verlegte ihn zu Tode, und dies ein Wort heißt: — „Schweinefleisshesser“. Diese Beschimpfung wurde von mehreren Personen gehört, welche insgesamt bereit sind, dieselbe eidlich zu erhärten. Ephraim begründet seine Anklage in folgenden Worten: „Hätte mich der Mosche Löß Maitäfer genannt einen Dieb, hätte ich mich getrübt; hätte er mich genannt einen Räuber, hätte ich gesagt, Gott verzeih ihm's! aber ein „Chasereffer“, ich, Ephraim Rosenzweig, ein Chasereffer, das geht vor Gott, das muß gestraft werden, das kann ich auf mir nicht sitzen lassen, denn wenn ich es thäte, dürft' ich den Schofer nicht mehr blasen, und meine eigenen Kinder müßten sich schämen ihres Vaters.“

Der Vertheidiger des Herrn Mosche Löß interpellirt Ephraim in folgender Weise: „Halten Sie denn die Menschen, welche Schweinefleisch essen, für unfttlich?“

Ephraim: „Unfttlich! ich halte sie für trefe.“

Vertheidiger: „Was verstehen Sie unter trefe?“

Ephraim: „Wenn Sie das nit wissen, red' ich mit Ihnen nicht. Trefe heißt, was nicht koscher ist; nicht koscher ist, was Gott verboten hat.“

Richter: „Hat Sie der Ausdruck Schweinefleisshesser wirklich so schwer beleidigt, ist Ihrer Ehre dadurch thatsächlich Eintrag geschehen? Der wahrhaft fromme Mann dient seinem Gotte aus innerer Ueberzeugung und kümmert sich nicht darum, wie andere Menschen von seiner Religiosität denken. Ich glaube, Sie thäten gut daran, die Beleidigung des Maitäfer nicht so ernst zu nehmen, denn was hätten Sie davon, wenn er auch gestraft würde? Vergnügen Sie sich mit einer Abbitte.“

Ephraim: „Der fromme Jude darf Niemand anbeten außer Gott. Was hätt' ich davon, wenn mich Mosche Löß und sein Weib anbeten?“

Richter: „Sie haben mich nicht verstanden, ich meinte, Maitäfer wird widerrufen.“

Ephraim: „Widerrufen? Er soll widerrufen, dann bin ich zufrieden. Aber er soll es mit folgenden Worten thun: So wahr ein Gott im Himmel ist, Ephraim Laib Rosenzweig ist ein gerechter Mann, der niemals Schweinefleisch gegessen hat!“

Richter: „Der Angeklagte kann lediglich verhalten werden, die Ihnen angethane Beleidigung zu widerrufen, nicht aber für Ihr ganzes vergangenes Leben einzustehen.“

Ephraim: „Zweifeln Eure Gnaden auch an meiner Unschuld? Ich wäre würdig verbrannt zu werden, hätte ich je Schweinefleisch gegessen.“

Richter (zu Maitäfer gewendet): „Wollen Sie Abbitte leisten?“

Mosche Löß: „Mit Vergnügen, es giebt keinen gerechteren Mann in Israel als Ephraim Laib Rosenzweig; er hat so wenig Schweinefleisch gegessen in seinem Leben wie ich, und ich erkläre ihn für würdig, den Schofer zu blasen.“

Bersöhnt verließen hierauf Beide den Gerichtssaal; die Ehre Ephraims war gerettet.

(Zur Warnung.) Herr B., Professor der Chemie in Paris, bemerkte seit einiger Zeit, daß sein Keller in verschiedenartigster Weise bestohlen werde. Man hatte ihm seine Weine, Piqueure und dergleichen entwendet, und in letzter Zeit gewährte er, daß sein Borrath an Holzkohlen sichtlich schwand. Um den Urheber dieser Spitzbübereien zu entdecken, erfand er ein eigenthümliches Verfahren.

Er nahm mehrere große Stücke Kohle, bohrte ein Loch hinein und füllte dasselbe mit irgend einer Composition an, worauf er die Kohlen oben darauf auf die übrigen legte. Am nächsten Morgen vernahm man um die Frühstückstunde aus der Portierloge ein jämmerliches Geschrei: „Zu Hilfe, Feuer!“ Der Professor, welcher schon auf der Lauer stand, eilte herbei und sah den Portier nebst seiner Frau tödtlich erschrocken vor einem splendiden Feuerwerk, das auf ihrem Herde explobirte und den Kaffeetopf weit weggeschleudert hatte.

„Das ist abscheulich!“ rief er, „man hat Sie tödten wollen, das ist eine Höllemaschine! Man muß die Polizei rufen.“

Sofort öffnete er die Thüre und winkte zwei Polizeiergeanten herbei, die eben vorbeigingen, denen er einige Worte zuflüsterte. Sie führten das Portierpärchen zum Kommissar, worauf eine Handsuchung angestellt wurde, in deren Folge man die Malaga- und Kirchsflaschen entdeckte, was die Leutchen bewog, Alles zu gestehen.

(Kutschersphilosophie.) Ein Pariser Fiacrekutscher fuhr unlängst an einem schönen, sonnenhellen Tage einen dicken Herrn im offenen Wagen nach Vincennes.

„Fahr' tüchtig zu!“ rief plötzlich der Herr. „Ich habe große Eile.“

Darauf knallte die Peitsche ganz gehörrig und die Pferde nahmen einen respectablen Galoppschritt an. Als dies ein anderer Kutscher, welcher den nämlichen Weg fuhr, bemerkte, bildete er sich ein, sein Kollege sei so unverschämt, ihn überholen zu wollen, schlug ebenfalls auf seine Pferde los, und nun begann ein edler Wettstreit im Fahren und Fluchen.

In dem Augenblicke, als der eine der Kutscher sah, daß sein Rival im Begriff stehe, ihn wirklich zu überholen, fand er kein besseres Mittel, seiner Rache Ausdruck zu verleihen, als einen tüchtigen Peitschenhieb, der dem Kollegen zugedacht war, jedoch bei dem eiligen Vorüberfahren die Schultern des armen dicken Herrn traf.

„Aha, also so spielst Du meinem Bürger mit?“ rief der andere Kutscher wüthend; „wart', ich will's Deinem Bürger aber heimzahlen!“

Und nun begannen die beiden Automedons mit einem Eifer, welcher einer besseren Sache würdig gewesen wäre, einen förmlichen Hagel von Peitschenhieben auf die beiden unglücklichen „Bürger“ regnen zu lassen. Endlich neigte sich der Sieg auf die Seite des Kutschers, welcher den dicken Herrn fuhr.

„Ah,“ rief er, eiligst weiterfahrend, „ich hoffe, daß der Kamerad eine tüchtige Lektion bekommen hat!“

„Ja, auf die Schultern eines Anderen,“ meinte mit kläglich-licher Miene der Herr, sich die Schultern reibend. „Du hättest doch lieber Deinen Kameraden schlagen sollen.“

„Sie irren sich, lieber Herr, Sie irren sich ganz und gar. Was bedeuten ein paar Hiebe unter uns? Wir placiren uns-eren Ehrgeiz besser.“

„Nun, auf was stellt Ihr ihn denn?“

„Auf unsere Bürger, wie wir unsere Fahrgäste tituliren!“

„Na,“ brummte der Herr beim Aussteigen, „die werden Euch wenig Dank wissen.“

(Wie man zu einem Paar Ohrringen kommt.) Als die Kaiserin Eugenie unlängst in der italienischen Oper zu Paris einer Aufführung von „Linda di Chamounix“ beiwohnte, erschien in einer nahe bei der kaiserlichen Loge befindlichen Loge eine sehr elegante Dame mit ihrem Gemahl, welche als eine höchst fremdartige, halb orientalische Erscheinung, durch ihre schöne, reiche Toilette, besonders aber durch ihre eigenthümlich gesormten, wie Milliarden Sterne glänzenden Diamant-Ohrgehänge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

In einem Zwischenact verließ ihr Gatte die Loge, um einige Erfrischungen am Büffet zu bestellen; kurz darauf ertönte ein leises Klopfen an der Logenthür und es trat ein distinguirter aussehender Herr herein, welcher die Fremde ersuchte, sie möge doch die Güte haben, ihm auf einen Augenblick einen ihrer Ohrringe zu übergeben, da die Kaiserin denselben näher zu betrachten wünsche, in deren Auftrage er eben erscheine. Die Dame, welche sich angenehm überrascht und geschmeichelt fühlte, willfahrte dieser Bitte, theilte aber ihrem bald darauf zurückkehrenden Gatten den Vorfall mit. Derselbe war jedoch misstrauischer als seine Gattin, erkundigte sich bei einem Herrn aus dem kaiserlichen Gefolge, ob die Sache sich wirklich so verhalte, und erfuhr, daß seiner Frau jedenfalls ein Gaunerstreich gespielt worden war.

Des anderen Tages verfügte er sich zur Polizeibehörde, um die Anzeige hierüber zu machen; während seiner Abwesenheit von dem Hotel, in dem er logirte, erschien bei der Dame ein Herr, der sich als Beamter der Polizeibehörde legitimirte und ein Schreiben des Polizei-Präsidenten an die Dame überbrachte, worin sie aufgefordert wurde, ihm den anderen Ohrring zur Erleichterung der Nachforschung nach dem abhandengekommenen zu übergeben. Die Dame nahm keinen Anstand, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und Cartouche II. — gestern Gentleman, heute Polizeibeamter — besaß nun ein Paar der seltensten Pendeloques.

(Ein gefährlicher Fund.) In einer ehemaligen Gemeinde des anneoirten Paris, und zwar nicht weit von dem Polizeikommissariat, wohnen die Mutter und die Witwe eines Ornamentbildhauers und leben in den dürftigsten Umständen von ihrer Hände Arbeit.

Vor einigen Tagen kam die Portiersfrau des Hauses, wo die beiden Frauen wohnen, mit einem Licht aus dem Keller

zurück; ihre Züge waren förmlich entstellt und sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Was ist denn? Was ist denn geschehen?“ riefen zu gleicher Zeit zwei Nachbarinnen, welche sich inzwischen in der Portiersloge eingefunden hatten.

„Es ist schrecklich, unerhör!“

„Aber so sprechen Sie doch, Frau Jean-Pierre.“

„Nein, es ist zu entsetzlich, das hätte ich nie gedacht!“

„Aber um Gottes willen,“ riefen die beiden Weiber, „was haben Sie denn gesehen?“

„Nun, ich habe etwas gesehen, Frau Boulard und Frau Pitou, was der Herr Kommissär auch noch heute zu sehen bekommen soll — Knochen und einen Todtenschädel! Ein schreckliches Verbrechen ist in meinem Hause begangen worden!“

„Aber von wem denn nur?“

„Fragen Sie noch, liebe Nachbarinnen, nun, auf jeden Fall nicht von uns! Aber sehen Sie, da wohnen im vierten Stock zwei Frauen, die nie mit irgend einem Menschen ein Wort sprechen und die Tag und Nacht sticken, damit die Welt glauben soll, sie nähren sich von ihrer Hände Arbeit. Sie sind mir schon manchmal verdächtig vorgekommen und ich habe bei mir gedacht, sie müßten irgend etwas auf dem Gewissen haben, weil sie immer so still sind — na, jetzt weiß ich es. Ja ja, es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch ans Licht der Sonnen — nun ist es heraus, wovon sie leben! Schnell, schnell zum Herrn Polizeikommissär. Und die Frau raunte davon wie ein Pfeil, während ihre Klatschgefährtinnen ebenso schnell fort-liefen, um das merkwürdige Ereigniß so bald als möglich unter die Leute zu bringen.“

Noch an demselben Tage erschien der Polizeikommissär bei den beiden armen Frauen; er wurde schmerzlich berührt bei ihrem Anblick, denn er fand sie durch übermäßige Arbeit, Entbehrungen und Gram entstellt, ermüdet und angegriffen. Unwillkürlich legte er das strenge Amtsgesicht ab, sprach sehr freundlich und vertrauenerweckend zu den unglücklichen Frauen und forderte sie mit der Höflichkeit und Artigkeit, welche nur ein treffliches Herz und eine ausgezeichnete Erziehung verleihen, auf, mit ihm in den Keller hinabzusteigen.

Als sie dort angelangt waren, fanden sie die Portiersfrau und mehrere andere Hausgenossen vor, welche zu ihrer höchsten Ueberraschung zwei Schädel und mehrere Knochen vorwies, die sie in dem Keller aufgefunden hatte.

„Aber,“ sagte die junge Witwe zu dem Polizeibeamten, „diese Gegenstände mißfielen mir in meinem Zimmer, ich mochte sie nicht da behalten und glaubte nichts Uebles zu thun, wenn ich sie hier unten hinlegte.“

Der Kommissär betrachtete die Megäre aus der Portiersloge mit strenger Miene und befahl ihr, sich augenblicklich zu entfernen.

Die Schädel und Gebeine waren von Gips und hatten dem Bildhauer als Studien gedient!

Allgemeine Frauen-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die schwache Seite.

Novelle

von

A. Götte.

(Fortsetzung.)

Allein die Jugend hängt sich zu fest an das Leben, um die Träume von Glück mit einem Schlage in den Staub sinken zu lassen. Es konnte noch alles anders und besser werden, als sie dachte, sie wollte sich von diesen ersten Eindrücken nicht beherrschen lassen. Während sie sich anzog und ihr eigenes Bild ihr lieblich aus dem Spiegel entgegentrat, wurde ihr Muth immer größer, und siegesgewiß stand sie, als die letzte Schleife angesteckt war, vor ihrem Gatten und reichte ihm die Wange zum Kusse, mit der eigenthümlichen Frage: „Nicht wahr, Du wirst mich immer lieb haben, Ivan?“

„So lange Du so schön bist, gewiß!“ sagte er lächelnd und legte seinen Arm um sie.

Sie saß bei Tische neben ihrer Schwiegermutter und fand diese im Ganzen sehr artig, so daß sie in keiner Art sich zu beklagen haben konnte; dennoch aber fühlte sie sich nicht behaglich und die Empfindung beschlich sie, hier kein willkommenener Gast zu sein. Die Unterhaltung wurde französisch geführt und betraf meistens ihr fremd liegende Gegenstände. Nach dem Essen rauchte die Fürstin, so wie ihre Tochter, eine Cigarre. Abends wurde gespielt.

Alma war froh, als der Tag sein Ende erreicht hatte und sie sich mit ihrem Gatten allein sah. Es war Mitternacht vorüber, als sie sich zur Ruhe begab; in Folge dessen stand man spät auf. Bald erfuhr sie, daß diese Tagesordnung die gewöhnliche sei, eils Uhr war hier die Frühstücksstunde.

Der Fürst beschäftigte sich viel mit ihr, fuhr täglich mit ihr spazieren, zeigte seine schöne Frau den Gutsnachbarn; demungeachtet fand diese ihre Tage sehr lang. Sie spielte Klavier, sie arbeitete, sie las; allein es erschien ihr Alles so zwecklos, und ganze Stunden stand sie am Fenster, starrte hinaus in die Ferne, maß den Horizont mit ihren Augen, oder hieß den Blick den ziehenden Wolken folgen, ohne daß sie sich selbst bewußt war, was sie dort suchte.

„Es fehlt mir eine nützliche Beschäftigung,“ sagte sie eines Tages zu ihrem Gatten. „Wenn ich doch einen Haushalt zu führen hätte!“

„Und wie viele Frauen werden Dich darum beneiden, daß Du keinen zu führen hast,“ erwiderte er lächelnd. „In der großen Welt ist es überhaupt nicht Sitte, sich nützlich zu beschäftigen. Du mußt lernen die vornehme Dame spielen.“

Sie seufzte. Es schwebte ihr auf der Lippe zu sagen, daß sie sich unbeschreiblich langweile; aber sie hielt das Wort noch zurück. Sie war so fremd, so allein hier, daß sie mit ihrem Tadel nicht hervorzutreten, ihrem Gatten nicht zu gestehen wagte, daß sie sich das Leben an seiner Seite so ganz anders vorgestellt habe.

Die Jagden begannen; er blieb jetzt oft ganze Tage abwesend, und das Alleinsein mit ihrer Schwiegermutter führte dann zu vertraulichem Austausch, bei welchem sie Einblicke in die Sitten der Männer that, vor denen ihre junge Seele zurückschreckte. Getrennte Ehen boten sich nach allen Seiten hin, verlassene Gattinnen hatten an diesem und an jenem Orte ein Asyl gesucht. Ihr schwindelte. Wenn sie an die treue Liebe ihres guten Vaters dachte, begriff sie das alles nicht; begriff sie aber auch ihre Mutter nicht, welche ihr nie gesagt, wie bevorzugt sie vom Schicksal sei, welche ihr nie ein ähnliches Loos, wie das ihrige war, gewünscht hatte. Noch war sie kaum vier Monate verheirathet, da wurde der Fürst krank. Er hatte sich auf einer Jagdpartie erkältet, und sein altes Leberleiden, und was ihn sonst noch heimsuchen mochte, kehrte zurück; damit auch verschwand seine gute Laune. Alma setzte sich an sein Lager und suchte ihn zu zerstreuen; allein er wies sie unfreundlich zurück und bat sie, ihn allein zu lassen. Als sie im Begriffe stand, die Thüre hinter sich zu schließen, hörte sie, daß der durch einen andern Eingang kommende Diener „Herr Finkelsen“ meldete. Sie zuckte bei diesem Namen zusammen. War es ihr Onkel, war es ein Namensvetter? Sie wußte es nicht und blieb deshalb am Fenster stehen, um den Gast über den Hof gehen zu sehen. Eine Stunde verging, dann vernahm sie seinen Schritt, ein Wagen fuhr vor und er stieg ein. So viel sie hier von ihm erblickte, glich er allerdings der ihr von ihrer Mutter gemachten Beschreibung des Onkels Fritz; allein, was half es ihr, wenn er es war? So gern sie in ihrer verlassenen Lage sich an ein befreundetes Herz geschmiegt hätte, so durfte es doch nicht das eines Verwandten sein, dessen sie sich in ihrer neuen Familie zu schämen hatte, und das sie in ihren Ansprüchen an das Leben nicht verstand.

Erst gegen Abend ließ der Fürst sie zu sich rufen. Sie erschien mit verweinten Augen. „Du mußt nicht empfindlich sein, Alma!“ sagte er, es bemerkend. „Einem Kranken darf man nichts übel nehmen. Auch ist es ja ein Vortheil, wenn ich Dich der Pflicht, an meinem Bette zu sitzen, überhebe.“

„Wenn es geschähe, weil Du allein zu sein wünschst,“ gab sie schmollend zurück, „dann könnte mir der Grund genügen. Sehe ich aber, daß es nur meine Gesellschaft ist, die Dich langweilt, so —“

„Nun? Weiter!“ fragte der Fürst erwartungsvoll.

„So verliere ich die Lust, Dich mit meiner Gegenwart zu belästigen.“

„So bald schon?“ fragte er mit leisem Spotte „Kaum ist noch das Za vor dem Altare, womit Du gelobtest, daß Du mein sein wolltest in guten und in bösen Tagen, in Zeit und in Ewigkeit, vor meinen Ohren verklungen, und bereits nimmst Du es zurück?“

„Ich thue das nicht, Du thust es,“ sagte sie gekränkt. „Du bist es, der meine Pflege, meine Fürsorge nicht dulden will.“

„Sage lieber, Deine Gesellschaft; denn, gestehe es mir! nicht meinethwegen, Deiner selbst willen setzest Du Dich zu mir hin, ich soll Dir die Zeit, die Dir lang wird, vertreiben helfen, und dazu ist ein Kranker nicht aufgelegt.“

„Doch hast Du Dich mit Anderen sehr lange und sehr lebhaft unterhalten können,“ gab sie bitter zurück.

„Weil diese Anderen von Dingen sprachen, die mich meinen Zustand vergessen ließen. Geschäfte, Jagden, Vorgänge in der politischen Welt, darüber kann man auf eine Stunde seiner Leiden uneingedenk werden; Du aber forderst, daß ich mich mit Dir beschäftige, und das kann ich nicht, so lange meine Schmerzen dauern.“

„Als Du mich kennen lerntest, war Dir meine Gesellschaft doch sehr angenehm!“ rief sie empfindlich.

„Das ist sie auch noch, sobald ich mich wohl fühle und mein Auge sich an Deiner Schönheit, Deiner Jugend erfrischen kann; Du giebst mir dann gleichsam neues Leben, neue Sinne. Aber in meinem jetzigen Zustande — trennt uns eine weite Kluft, es verstimmt mich, daß es so ist, und diese Verstimmung trägt sich dann auf Deine Eigenschaften mit über; ich grobte Dir, daß Du mir nicht gewähren kannst, was ich bedarf, und ich nicht von Dir entnehmen kann, was Du mir bietest.“

„Ist das aber meine Schuld?“ fragte sie mit scharfem Tone. „Du kanntest, meine ich, mein Alter, als Du mir Deine Hand botest.“

„Und Du das meinige,“ sagte er gelassen. „Wir hätten Beide wissen können, daß Tage, wie diese, kommen müßten.“

„Was mich betrifft, so bin ich nicht im Entferntesten darauf vorbereitet gewesen, ein so trauriges Leben führen zu sollen,“ fuhr sie heraus. „Du versprachst mir zu reisen, ich sollte an Deiner Seite die Welt sehen, und nun? — Wir sitzen in einem elenden Dorfe, in einer Wüste.“

„Das ganze Leben kann keine fortwährende Reise sein, Alma;“ erwiderte der Fürst ernst. „Ich habe

Dich nach unserer Hochzeit über Prag und Wien hierher geführt, Du hast viel Schönes und Neues gesehen und schienst auch dankbar für das, was Dir zu Theil ward, zu sein. Unmöglich aber meinst Du, daß es ununterbrochen so fortgehen würde?"

Sie antwortete nicht. Gedankenvoll sah sie vor sich hin, als wäre ihre Seele weit weg entflohen.

„Wenn Du auf immerwährende Veränderung rechnetest,“ fuhr er, sein Auge prüfend auf ihr ruhend, fort, „so sieht das aus, als wäre bei unserer Verbindung mein Besitz Dir nicht die Hauptsache, sondern nur das Mittel zum Zwecke gewesen.“

Sie schwieg noch immer, das Auge wie eingewurzelt am Boden festhaltend.

„Du wußtest, daß Rußland mein Vaterland sei, daß ich dahin zurückkehren würde. Du hast mich nie näher um meine Lebensweise, meine Verhältnisse hier befragt, sonst würde ich Dir diese genau geschildert haben. Du legtest Deine Hand ohne Bedingung in die meinige, ich nahm sie an, wie Du sie gabst; jetzt können wir nicht mehr zurück, sondern nur vorwärts. Nicht so, Alma?"

Sie erwachte wie aus einem Traume.

„Wir werden aber doch nicht immer hier bleiben? Unser Leben wird sich in dieser Weise doch nicht lange fortspinnen?“ fragte sie wie in ängstlicher Hast.

„Warum nicht, wenn die Verhältnisse es so wollen? Lebt denn meine Mutter, leben meine Schwestern, leben nicht alle Frauen in unserer Nachbarschaft in gleicher Weise hier, warum solltest also Du es nicht ebenfalls thun können?"

„Sie sind an das Land und seine Sitten gewöhnt; ich bin hier fremd.“

„Die Frau soll dem Manne folgen, sagt die Bibel, und sie folgt ihm über die ganze Erde, wohin es auch sei, und findet ihr Glück dort, wo sein Beruf liegt, sobald sie ihn liebt;“ sagte er, ihr Auge suchend.

Er betonte dabei dies: sobald sie ihn liebt. Alma senkte die dunkeln Wimpern und sagte hierauf nichts. Sie fühlte, gegenüber dieser stillen Frage in seinen Worten, daß sie ihn nicht liebte. Das bunte Gebilde von Weltfreuden, worin ihr Eheleben sich ihrem Blicke verhüllt hatte, war zerstoßen und Pflicht und Resignation, ein kranker Mann, dessen Jahre und Lebenserfahrungen sie weit von ihm schieden, blieben als nacktes Gerippe zurück und starrten sie dürr und reizlos an. Sie war freilich eine Fürstin Tolstoy geworden, aber welchen Werth hatte dieser Name hier in dieser Wüstenei, wo Niemand sie darum beneiden konnte?

Der Werth des Scheines geht verloren, sobald man sich aus dem großen Strome des Lebens zurückzieht; denn er erhält seine Macht durch den Vergleich, und hier konnte sie sich mit Niemand vergleichen.

Draußen vor der Thür lag der Schnee schon Fußhoch, die Fenster waren mit einer Eisschicht überzogen, man hatte einen schmalen Steig im Garten für sie geschaufelt, in welchem sie auf- und abzuwandeln versuchte. Sie dachte dabei nach Hause, an das Wasser im Parke, wo jetzt wahrscheinlich ihre Jugendfreundinnen munter Schlittschuh liefen.

Das Herz war ihr zum Zerspringen voll. Sollte sie ihren Eltern ihre Lage schildern? — In dieser Entfernung erreichte ein Brief diese aber erst in Wochen und auch erst in Wochen kam eine Antwort zurück. Was aber konnten sie ihr antworten? Welchen Trost ihr bieten? Was ihr rathen? War sie nicht Tolstoy's Gattin? Sollte sie ihn verlassen, um zu ihnen zu entfliehen? Konnte sie die Reise allein wagen? Wie aber sollte sie in ihrer Heimath auftreten? Wie die Beschämung ertragen, welche für sie darin lag, daß ihre Verhältnisse sie gezwungen, ihre Ehe zu trennen, nachdem sie diese unter so stolzen Versicherungen ihres Glückes erst vor wenigen Monden eingegangen? Nein, sie konnte sich auch dazu nicht entschließen. Aber was dann beginnen? Es wirbelte in ihrem Kopfe, heiße Sehnsucht nach der Heimath erfüllte ihr Herz.

Hätte der Fürst sie nach Paris oder Rom geführt, so würde sie immer noch geglaubt haben, daß sie ihn liebe, obwohl sie eigentlich auch dann nur ihr glänzendes Leben nach außen hin geliebt hätte; hier aber, wo seine Person ihr Alles sein mußte, wo seine Nähe, sein Umgang jede Lücke ihres Daseins ausfüllen sollte, — wo er nicht Mittel zum Zweck, sondern Zweck wurde — fühlte sie eine Art Abneigung gegen ihn in ihrer Brust entstehen, grollte sie ihm, daß er sie in eine Lage versetzte, welche sie wie ein ihr von ihm zugefügtes Unrecht betrachtete.

Als sie sich im Schnee müde gelaufen, ihre Füße und Hände von der Kälte erstarrt waren, eilte sie in ihr Gemach zurück, warf sich in die Polster ihres Divans und schluchzte laut. Danach wurde ihr besser, leichter um das Herz. Um ihre verweinten Augen dem Fürsten, wie ihrer Schwiegermutter zu verbergen, legte sie sich, Kopfwahl vorschüßend, darauf früh zu Bett.

Am folgenden Morgen lachte unter tiefblauem Himmel eine heitere Winter Sonne und, belebt durch den Schlaf und den Anblick des klaren Horizontes, erschien ihr die Umgebung minder düster und traurig, als in

ihrer gestrigen Stimmung. Sie warf ihr Morgengewand über und ging voll guter Entschlüsse zu dem Fürsten hinüber, um ihn zu fragen, ob es ihm angenehm sei, wenn sie mit ihm frühstücke. Er nahm den Vorschlag freundlich an, der Theetisch wurde vor sein Bett gerückt, die Maschine dampfte und die Wärme im Zimmer verlieh dessen Bewohnern ein Gefühl der Behaglichkeit, welches sich namentlich in Almas Zügen wohlthuend ausdrückte.

Sie sah, in Folge der gestrigen Gemüthsbewegung und der vielen vergossenen Thränen, etwas bleich aus, und ein Zug von Behmuth spielte um ihren Mund. Der Fürst beobachtete sie verstohlen, während sie den Thee bereitete.

„Meine Schwester will heute in der Nachbarschaft Besuche abstaten;“ begann er dann. „Es wäre mir lieb, wenn Du sie begleiten wolltest, Alma. Es ist die einzige Zerstreuung, welche sich hier bietet, und Du mußt diese, um Deinen Sinn zu erheitern, benutzen.“

„Ich will mit ihr gehen, wenn Du es wünschest; wird man mir es aber nicht übel deuten, wenn ich meinen kranken Vatten allein lasse?“ fragte sie, ihm mit reizendem Lächeln die erste Tasse reichend.

„Man verlangt von einer so jungen Frau nicht, daß sie sich hier einschließe; überdem ist ja auch meine Mutter da, es kann somit kein Tadel auf Dich fallen!“ sagte er freundlich.

„So will ich gehen. Aber leid thut es mir, daß Du nicht mitgehen kannst, Swan. Was sagt Dein Arzt? Wird er Dir nicht bald erlauben aufzustehen und den Abend im Familienkreise zuzubringen?“

Der Fürst bewegte mit trauriger Verneinung sein Haupt. „Mein Uebel kann sehr langwierig werden; — vielleicht sogar unheilbar sein, meint er. Ich habe es früher zu leicht damit genommen, das büße ich nun.“

„Unmöglich!“ rief sie. „Es trägt ja nicht einmal einen Namen. Was fehlt Dir denn eigentlich?“

„Ich mag Dir das nicht auseinanderlegen. Einzelne Theile meines Organismus sind zu sehr angegriffen. Ich habe rasch gelebt, viel gelebt. Wer alles mitnimmt, was der Augenblick bietet, wird dafür oft an der Zahl seiner Jahre verkürzt.“

„Du schienst mir aber, als ich Dich kennen lernte, ganz gesund zu sein?“ fragte sie, die Augen groß auf ihn gerichtet, mit einem Ausdruck in ihren Mienen, der Schrecken, Staunen, Entsetzen ausdrücken konnte. „Wie ist denn das so plötzlich gekommen?“

„Da siehst Du, wie der Schein trügt!“ erwiderte

er mit leichtem Spotte. „Ich war ja meiner Gesundheit wegen in Karlsbad, und den Sprudel trinkt man nicht zum Vergnügen. Uebrigens muß man auch wiederum nicht zu schwarz in der Sache sehen. Der Arzt meint andererseits auch, wenn ich im Frühlinge abermals Karlsbad gebrauche, so könne ich völlig hergestellt werden. Sein erster Ausspruch geht wohl mehr darauf, mich zur Vorsicht zu zwingen und mir die Folgen zu zeigen, wenn ich es nicht bin. So hege ich denn allerdings die beste Hoffnung. Ihre Erfüllung liegt aber in Gottes Hand. Wird das Leben hier bei uns Dir nun gar zu schwer, Alma, so eile Du mir voraus nach Deutschland, erhole Dich von der Langeweile dieses Winters bei Deinen guten Eltern und stoße im Mai mit mir in Dresden zusammen, das ich auf dem Wege nach Karlsbad berühren muß.“

Sein Blick ruhte, während er das ohne besondere Betonung sprach, heimlich beobachtend auf ihr. Er sah, daß ihr bei seinem Vorschlage alles Blut in die Wangen schoß.

„Ich könnte, allein, die Reise doch nicht machen, und noch dazu nicht in diesem kalten Klima;“ sagte sie nachdenklich.

„Es braucht ja auch nicht heute, nicht morgen zu sein; ich schlage es Dir nur für den Fall, daß Dir der Winter hier zu lang würde, vor.“

Damit brach er die Unterhaltung ab. Alma stand eine Stunde später in ihrem Gemache am Fenster, blickte die Erde an, die ziehenden Wolken und ihr Herz flüsterte — könnte ich heute doch schon mit Euch ziehen!

Ihre Wünsche, Ihre Gedanken, hatten seit dieser Unterhaltung am Frühstückstische eine bestimmte Richtung genommen. Sie wußte nun, was sie zunächst zu hoffen, zu erwarten hatte: eine Rückkehr zu ihren Eltern. Damit lächelte ihr schon Freude, Freiheit, Glück.

Gegen den Fürsten hegte sie eine Art Bitterkeit. Leise, leise flüsterte fort und fort eine Stimme in ihrem Herzen: er hat Dich getäuscht, er hat mit Deinem Glücke gespielt, er hat Dir versprochen, was er Dir nicht hält, ein glänzendes Loos glaubtest Du Dir bereitet zu finden, und Du bist statt dessen die Gefährtin eines abgelebten, kranken Mannes geworden.

Auch seine Gestalt betrachtete sie von da an mit anderen Augen, der ganze Mensch kam ihr kraftlos, hinfällig vor, sie entdeckte auf seinem Gesichte allerlei Falten, er wandelte sich unmerklich zum Greise für sie um.

Sie ward in sich gekehrt. Tiefe Seufzer hoben, ihrer unbewußt, die junge Brust. Ihr ganzes Wesen

bekam etwas Herbes, Apathisches, Scharfes, ihr Tritt wurde fester, sie trug das schöne Haupt in den Nacken zurückgeworfen, wie Jemand, der zu trocken, zu überwinden hat, dem ein großes Unrecht angethan ist.

Der Fürst konnte bald darauf das Bett wieder verlassen. Er mußte jetzt täglich in einem verschlossenen Wagen spazieren fahren und Alma begleitete ihn dann. Abends spielte er bei seiner Mutter gros jeu. Indessen war es mit diesem seinen besseren Befinden nur vorübergehend, und kleine Rückfälle verstimmten ihn von Tag zu Tag oft aufs Neue. Er war dann einfüßig und am liebsten allein.

Alma meinte manchmal, daß dieser Winter nie für sie endigen würde. An jedem Abende rief sie sich ein heimliches Gottlob! zu. Nebenbei forschte sie ganz in der Stille, bei den Besuchen in der Nachbarschaft, nach einer Reisegelegenheit in die Heimath. Sie hatte ihren Eltern von dem bevorstehenden Wiedersehen sogleich geschrieben. Die darauf erfolgte Antwort ihres Vaters wirkte aber eher niederschlagend, als ermutigend auf sie, zur Fortsetzung dieses Bemühens. Der Oberst meinte nämlich, daß sie weit besser thue, mit ihrem Gatten gemeinsam die Reise anzutreten, als ihm vorauszuweichen; denn so sehr er sich auch freuen würde, sie an sein Herz zu schließen, dürfe der Vater jetzt doch keinen Anspruch erheben, der ihre ersten und nächsten Pflichten beeinträchtige, und diese verbänden sie jedenfalls, den kranken Gatten nicht zu verlassen.

Jornig drückte sie das Blatt in der Hand zusammen. Wie konnte ihr Vater sie so wenig lieben, ihr solchen Rath zu ertheilen!

Sie hatte ihren Eltern allerdings nicht ausgesprochen, daß ihre Neigung zu dem Fürsten ein Irrthum gewesen sei, daß sie bei Schließung dieser Verbindung ihr Glück und nicht das seinige in das Auge gefaßt habe, und jetzt, wo sie mit ihren Ansprüchen an das Leben und seine Freuden zurücktreten solle, um Pflichten zu üben und Verzicht zu leisten, nur Unmuth in ihrer Seele wohne, daß sie ihre Heirath bereue.

„Wie helfe ich mir?“ fragte sie sich. „Soll ich meine Jugend, meine Schönheit hier vergraben?“

Sie rief den Himmel an, sie aus dieser Lage zu befreien. — Tage lang saß sie stumm und in sich gekehrt, das Haupt in die Hand gestützt, und brütete still vor sich hin. Redete Jemand sie an, so fuhr sie, wie aus tiefen Gedanken, empor. Dem Fürsten konnte ihre wachsende Mißstimmung nicht entgehen.

„Du hast Heimweh,“ sagte ihr Gatte eines Tages. „Es ist mir darum lieb, daß ich Dir jetzt eine Reisebegleitung nachweisen kann. Der Geschäftsführer aus der Zuckerfabrik in Nitschkoj geht nach Deutschland, diesem könntest Du Dich anvertrauen.“

Alma wurde einen Augenblick verlegen. Sie konnte nie eine Zuckerfabrik erwähnen hören, ohne unangenehm an ihren Oheim gemahnt zu werden. „Ich warte lieber, bis sich eine standesgemäße Gelegenheit bietet,“ erwiderte sie nach einigem Zögern und warf das Haupt empor.

„Ich glaube, daß Dir Jemand aus Deinem Lande lieber wäre, wie eine Gesellschaft von Russen; sonst hätte ich Dir auch die Fürstin Wesemskoy vorgeschlagen können. Sie geht in vierzehn Tagen mit ihrem Bruder nach Wien. Ueberlege Dir also, ob Du Dich diesen anschließen willst. Du hast die Wahl.“

„Es eilt ja nicht mit meiner Reise; ich kann ja auch warten, bis Du mitgehst,“ sagte Alma freundlich.

Sie gedachte dabei ihres Vaters Mahnung und wollte wenigstens angeboten haben zu bleiben.

(Schluß folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Ball im Stadthause von Paris.) Unser Wagen hielt in einem weiten Hofe voll eifertig hin- und hersüßender Lakaien und wiehender Pferde; der Schlag wurde geöffnet und wir traten beim Aussteigen auf einen dichten rothen Teppich. Wir gelangten zuerst in eine ungeheure Vorhalle, einen sehr einfach eingerichteten Saal, welcher nichts als eine Art unendlich langer Comptoirtafel enthält, wie man sie etwa im Gepäcksaal eines Bahnhofes findet; dort legt man die Sachen ab. Auf der anderen Seite der Tafel steht eine ganze Armee von Dienern, die die Ankommenden betrachten, die Mäntel in Empfang nehmen und sich höflich zu amüßren scheinen. Es muß auch ein ganz eigenthümliches Schauspiel sein, so zuzusehen, wie die Schmetterlinge sich entpuppen.

Da tritt ein alter, dicker Herr herein, in einen groben Ueberzieher gehüllt, mit herausgeschlagenem Krage und einem alten Hute, den er tief in die Augen gedrückt hat. Er sieht zum mindesten äußerst zweifelhaft aus und repräsentirt nicht besonders. Plötzlich verschwindet der Hut und man entdeckt einen schönen militärischen Kopf von energischem Ausdruck, mit zwei weißen Haarbüscheln an der Seite, schneeweißem Schnurrbart, blitzenden Augen und gebräunten Wangen. Der Rodtragen wird niedergeschlagen und man bemerkt den Großcordon der Ehrenlegion — der Paletot wird ausgezogen und die Generals-

epanletten und Ordenssterne funkeln auch in die Augen. Ich hätte noch lange dastehen können, diesen Verwandlungen zuzusehen, wenn ich nicht in der Ferne die unbestimmten Töne der Musik und das einladende Geräusch des Balles vernommen hätte. Eine Kammerfrau näherte sich mir, um meine Kleider zu ordnen und die Schleppe zu arrangiren, was sie mit größter Eile verrichtete, denn die wartenden Röcke und Schleppen mehrten sich mit jedem Augenblick. Wir wendeten uns nach links und gelangten an den Fuß einer feenhaften Treppe. Auf der ersten Stufe standen unbeweglich zwei Schweizer in reichgestickten rothen Gewändern, eine vergoldete Hellebarde in den Händen; dann, inmitten eines zauberischen Waldes von herrlichen Blattpflanzen und blühenden Gewächsen, die in einem Meer von Licht schwammen, stand ein doppeltes Spalier von rothgekleideten Dienern mit weißen Strümpfen und kurzen weißen Beinleidern, und dahinter die Leute von der reitenden Garde mit ihren hohen, glänzenden Stiefeln, den Säbeln, die im Licht wie das Schwert des Erzengels leuchten, und den Helmen mit langem Rosschweif, welche so prächtig zu den kräftigen Gestalten passen. Ich war wie geblendet und sah so viel auf einmal, daß ich gar nichts zu unterscheiden vermochte. Die Treppe war voller Gäste: es war ein förmliches Chaos von weißen Schultern, schwarzen Fracks, lahlen Männerköpfen, Diamantencoiffuren und Spitzen, die sich langsam vorwärts bewegten. Die Atlaskleider schleppten auf dem rothen Teppich der Treppe, die Lackstiefeln knarnten, und mitten durch das Klauschen der Seide und das unterdrückte Klüstern vernahm man die hellen Klänge des Orchesters. Oben an der Treppe angelangt, treten wir in die Salons, wo uns ein Strom von Wärme und Wohlgeruch ins Gesicht trifft. Ich bemerkte wie durch eine gelbliche Gaze ein Ameisengewimmel von Köpfen, darüber einen dunstigen Horizont, goldene Säulen, blendende Kronleuchter — es war mir wie ein Traum. Plötzlich sehe ich, wie alle vor uns stehenden Personen sich tief verneigen, dann rechts weiter gehen, und wir stehen einem Herrn und einer Dame gegenüber, die uns unendlich wohlwollend anlächeln.

„Der Präfect und seine Gemahlin,“ sagt Paul mir ins Ohr. Ich habe eben nur Zeit, mich schnell so gut als möglich zu verneigen; aber ich hätte sollen besser darauf vorbereitet sein, denn ich sah dann an den Anderen, daß es nicht so leicht war, mit Anstand diese Verbeugung auszuführen. Wenn ich an der Stelle des Präfecten wäre, so würde es mir unendlich schwer fallen, manchem meiner Gäste nicht ins Gesicht zu lachen, denn jeder verneigte sich anders; einer beugte sich bis zur Erde und schien schon zum Voraus um Nachsicht zu bitten wegen der vielen Portionen Eis, die er verzehren würde — ein Anderer grüßt bloß nachlässig, als ob er zu Hause wäre, und wieder Andere verbeugen sich eilig und suchen sich dabei hinter einem Nebenmann zu verstecken. Die dicken Herren neigen den Kopf, die mageren Leute den Rücken, und Jeder erscheint, wenn die Sache vorüber ist, um einen Zoll gewachsen.

Beim ersten Anblick haben solche großartige Hälle das Trostlose, daß man absolut verschwindet; denn hat man nicht eine

fürstliche Toilette und für zwei- bis dreihunderttausend Francs Diamanten, so schrumpft man zu einem Nichts zusammen, welches von Niemandem bemerkt wird. Mein armer Anzug, der mir erst so hübsch erschienen war, kam mir erbärmlich vor; nach Verlauf einer Stunde dachte ich jedoch besser darüber, denn man muß erst Einzelheiten sehen und vergleichen, um richtig urtheilen zu können. Die meisten Damen sehen wie ein wandelndes Padet aus: die niedrigen Chignons mag Niemand mehr, und so haben fast Alle ganz oben auf dem Kopfe ungeheure Chignons, die wie ein Helm aus lackirtem Leder aussehen, oder man zieht es vor, wie gar nicht frisirt einherzugehen und einen Wald von halbaufgegangenen Lockenbüscheln um sich herumliegen zu lassen. Ueberhaupt sieht man sonderbare Toiletten; ich sah eine ganz in Scharlachroth gekleidete Dame, welche so wild frisirt war und überdies noch einen ungeheuren Schmetterling an die Schläfe geklebt hatte. Andere gefielen mir dagegen wieder so ausnehmend, daß ich ihnen eine ganze Weile nachging, zum Beispiel eine junge ganz weißgekleidete Frau mit einem weißen Tarlantaurock, einem weißen, gestickten Atlasjäckchen und drei Perlen-schnüren in den Haaren. Aber ich würde nicht fertig, wenn ich Dir Alles beschreiben wollte, was ich gesehen. Alle Frauen betrachten sich und fixiren einander völlig ungenirt. In der großen Gallerie besonders, wo die Damen reihenweise dastehen, sieht man einander ganz nahe in die Augen. Als wir diese prachtvolle Gallerie betraten, spielte das große Orchester an einem Ende derselben eben eine Jagdquadrille, und man hat keine Idee von dem blendenden Glanze, der sich hier entfaltet. Vor und hinter dieser Gallerie betritt man unzählige reizende Salons, wo man nicht tanzt, sondern nur plaudert, auf- und abgeht, steht und sich sehen läßt. Ueberall sitzen hier kleine Circel von Damen, welche flüstern, lachen, lognettiren und deren Kleider und Spitzen eine prächtige Draperie bilden. In einem vergoldeten Lehnstuhl saß eine kleine korbulente Dame, welche sich hin- und herschaukelte, dabei fortwährend lautstimmend lachte und die Zähne zeigte — das gehört jetzt so zum guten Ton. Nicht weit davon stand ein Herr, ganz mit Orden bedeckt, um den sich ein Kreis von Herren und Damen gebildet hatte, welche aufmerksam seinen Worten lauschten. Ich hielt ihn wenigstens für einen Minister oder Diplomaten, allein Paul sagte mir, es sei ein berühmter Arzt, Doctor Ricors, welcher nur Brustkrankheiten behandle.

Ueberall, wo sich ein Kamin befindet, steht man gewiß einen Herrn davor lehnen, der mit seiner Uhrkette spielt, sich auf den Einbogen stützt und vor sich hin blickt. Von Zeit zu Zeit streicht er den Schnurrbart und sieht überhaupt äußerst majestätisch aus; den Bekannten, welche vorübergehen, winkt er vertraulich mit dem Handschuh oder er schlägt sie auf die Schulter und ruft: „Nun, mein Junge, was giebt's Neues?“ Er sei nun Diplomat oder Bankier, Minister oder Künstler, stets ist er sich gleich — er ist der Mensch, der sich gern sehen läßt und auf den Effect spekulirt. Indem er schwaht, schlägt er den Takt der Musik, und wenn Jemand vorbeigeht, sagt er sehr laut: „Wie geht es dem Admiral?“

Dort kommt ein kleiner Herr sehr schnell gelaufen — das ist der Mensch, der stets Jemanden sucht. Er hat den Ehrgeiz, für Jemanden zu gelten, der sehr viel in vornehme Gesellschaft kommt. Der Ball ist sein Element, er drängt sich durch die dichtesten Massen, eilt zwischen zwei Damen hindurch, die zusammen plaudern, und bittet um Verzeihung, indem er durch ein Zucken der Nase den Klemmer herunterfallen läßt, ohne ihn erst mit der Hand zu berühren. Er ist sehr beschäftigt, blickt nach rechts und links, lächelt im Vorübergehen und theilt Händedrücke aus. Alle Leute, denen er begegnet, sind seine intimen Freunde. — Sie befinden sich wohl? — So leidlich, ich danke. — Ich muß fort, ich suche Jemanden. — Ein hübsches Fest. — Ja wohl, ganz hübsch, wie gewöhnlich. — Ich bin nur gekommen, um ein Wort mit dem Herzog zu sprechen ... Adieu ... Haben Sie ihn nicht gesehen? — Wen? — Den Herzog. — Nein. — Nun, ich muß fort. —

Um drei Uhr Morgens wird der kleine lebhafte Herr immer noch den Herzog suchen. Wenn er vor einem Büffet vorüberkommt, zieht er einen Handschuh aus, drängt die Nachbarn bei Seite und hat schnell das größte Stück Kuchen, das vollste Glas erwischt.

In einem der kleinen Salons steht ein alter, sehr magerer Herr vor drei Damen, welche Eis verzehren. Sein sehr kurzer schwarzer Frack ist bis zum Kinn zugeknöpft und eine große Kojette schmückt das Knopfloch; seine weiße Kravatte sieht aus wie ein zusammengelegtes Handtuch, seine Brille datiren von 1840, bloß die Lackstiefeln sind neu. Dieser Herr ist ein berühmter Gelehrter, er hat seine Handschuhe unter dem Arme und kostet auch vom Gefrorenen. Die mittlere der Damen ist die Frau des Gelehrten und die Mutter der beiden anderen; sie hat ein sehr enges, braunes Atlaskleid, ihre viel zu kurzen Handschuhe riechen stark nach Benzol und über der mächtigen Nase hält sie eine Porzette von Aluminium, ein Geschenk des Erfinders. In den Ohren trägt sie ein Paar prachtvolle Cameen, die in einem ägyptischen Grabe aufgefunden und ihr von einem Collegen ihres Gatten verehrt wurden. Die jungen Mädchen sind sehr roth und haben einen sehr unreinen Teint; sie blicken unendlich neugierig um sich.

Das Schöne an diesen von der Stadt gegebenen Bällen ist eben, daß man hier alle Typen, ganz Paris findet, man kann mit etwas Beobachtung jeden Stand leicht herausfinden. Die Militärs sind nicht schwer zu erkennen, ebenso die Diplomaten — am schwierigsten sind die Frauen zu unterscheiden, weil sich immer eine nach der Andern bildet und ihre Niveaus abzulesen sucht. Unter zwei hübschen Frauen giebt es fast keinen Unterschied, alle gesellschaftlichen Verschiedenheiten gleichen sich aus, während zwischen zwei hübschen eleganten Männern oft eine ganze Welt liegt — es kann der Abgrund zwischen ihnen sein, welcher den Friseur vom Minister trennt.

Ich sah dort auch die schönste Frau von Paris; man sieht sie überall, bald groß, bald klein, bald blond, bald brünett, und stets ist sie dieselbe; sie sitzt allemal in der Mitte des Salons,

damit man ihre Schultern und ihren Nacken bewundern könne. Sogar jedoch alle Andern, so erhebt sie sich oft plötzlich, um einer vorübergehenden Freundin die Hand zu drücken. Sie spricht fortwährend, allein man fühlt, daß ihre Worte eigentlich gar nichts bedeuten und nur ihren Blicken als Begleitung dienen sollen. Ihre ganze Seele liegt in ihren Augen, die sie bald weit öffnet, bald hinter ihrem Fächer verbirgt — diese Augen sprechen, lachen, weinen und fliegen, es sind die schönsten Augen von Paris! Da sie indessen schon lange die schönste Frau von Paris ist, so ist sie sehr verwöhnt und mit nichts mehr zufrieden. Sie findet die Sitze zu hart, die Säle zu heiß, die Gäste zu zahlreich, Kuchen und Eis abscheulich; sie kostet von Allem und wirft es wieder hin aufs Büffet, indem sie Gesichter schneidet und dann ihre Promenade fortsetzt, welche einem Triumphzuge gleicht, wobei sie hier und da eine Blume von den Büschen abreißt, die Schleppe ihres Gewandes majestätisch nachschleift und einen Schrei ausstößt, wenn unglücklicherweise Jemand darauf tritt.

(Ein grober Geist.) Am 18. April 1720 war großes Souper bei dem Regenten von Frankreich, Philipp von Orleans. Die Gäste des Herzogs waren die Herzogin von Verri, Frau von Parabère, Frau von Sabran, noch etwa zehn andere Schönheiten, dann der Vicomte von Chavigny, die beiden Herren von Maguy und der Graf Fénelix von Belmonte, welcher zum ersten Male im Palais-Royal soupirte.

Der Graf war ein vielgereister Mann, er hatte ganz Europa, Asien und Aegypten gesehen, was zwar heutzutage etwas Alltägliches ist, damals aber noch als etwas Außerordentliches galt — er konnte viel erzählen und verstand dies auch ganz vortreflich.

Man kam inzwischen auf Magie und Zauberkünste zu sprechen und der Graf zeigte sich auch hierin so bewandert, daß der Regent ihm plötzlich die Frage vorlegte:

„Mein lieber Graf, wären Sie wohl im Stande, mir irgend einen Geist zu beschwören, den ich Ihnen bezeichnen würde?“

„Das wäre eine leichte Sache für mich,“ entgegnete Graf Belmonte. „Eure Hoheit wollen nur geruhen, mir vier Tage Zeit zu lassen, um mich nach dem orientalischen Gebrauch dazu vorzubereiten.“

„Nun gut, es sei,“ erwiderte der Herzog.

Vier Tage darauf befanden sich Philipp von Orleans, seine Gäste und sein Minister, Cardinal Dubois, um ein Uhr Morgens in der Reitbahn von Vaugirard versammelt. Als Graf Belmonte dem Regenten erklärt hatte, daß er bereit sei, sagte Seine Hoheit:

„Ich möchte den Geist Sullys sehen.“

Sullys Geist erschien.

Dubois stürzte auf ihn zu, griff aber nur ins Leere, da der Schatten zurückwich.

Graf Belmonte sagte nun: „Haben Eure Hoheit vielleicht an den großen Finanzmann Heinrichs IV. eine Frage zu stellen?“

„Ja wohl,“ entgegnete der Regent. Und er fragte Sully, was er über Law denke.

„Law wird Frankreich ruiniren,“ erwiderte der Geist.

Nachdem Sully verschwunden war, verlangte der Regent Ludwig XIV. zu sehen — er war diesen Abend merkwürdig gewählt in Bezug auf die Gespenster.

Als der bleiche Schatten des großen Königs erschien, ging Philipp auf seinen Großonkel zu, kniete vor ihm nieder und vertheidigte sich gegen die Anklagen auf Giftmischerei, welche man ihm so oft zur Last gelegt.

Ludwig XIV. neigte freundlich das Haupt, als wollte er sagen: „Ich weiß, daß Du unschuldig bist.“

Hierauf bat Philipp von Orleans den königlichen Schatten noch um Verzeihung, daß er sein Testament nicht habe zur Ausführung bringen lassen, da das Wohl des Staates und das Interesse des Thronerben dadurch gefährdet worden wäre.

Hierauf öffnete der König seine Arme, Philipp wollte sich hineinstürzen, aber der Geist war verschwunden.

Nun bat der Kardinal Dubois den Grafen Belmonte, den Geist des Kardinals Richelieu herbeizurufen.

Der stolze Minister ließ sich nicht lange nöthigen, er zeigte sich ebenso gefällig als Sully und Ludwig XIV.

Dubois begann darauf eine lange Rede an den Geist, worin er zuerst sein Regierungssystem in pomphaftester Weise herausstrich und schließlich sich selbst als einen würdigen Nachfolger des Kardinals darstellte, welcher dessen Werk in seinem Geiste fortführe.

Der Herzog von Richelieu streckte den Arm aus und winkte Dubois, sich zu nähern. Dieser gehorchte und empfing hierauf mit betäubender Schnelligkeit die zwei kräftigsten Ohrfeigen, welche wohl jemals die Hand einer Eminenz ausgeheilt hat. Während Dubois noch ganz verblüht dastand, erkönte eine mächtige Stimme, welche rief, daß heute keine Geister mehr erscheinen würden.

Als man aufbrach, suchte man vergebens den Grafen Belmonte; am anderen Morgen erhielt die Polizei Befehl, ihn herbeizuschaffen, da man ihm wahrscheinlich ein angenehmes Logis in der Bastille zugebacht hatte, allein alle Nachforschungen waren vergebens — der Graf war wohlweislich spurlos verschwunden.

—r.

(Ein Mann mit zwei Frauen.) In Paris giebt es einen Lumpensammler, der zwei Frauen hat, obgleich man glauben sollte, sein Gewerbe reiche kaum hin, um eine einzige zu ernähren. Er hatte eine Gattin, welche wandernde Künstlerin war, das heißt nämlich, sie spielte die Drehorgel. Eine gewisse Unvereinbarkeit, nicht des Geschmacks, denn der war bei Beiden hinsichtlich des Brauntweins ganz derselbe, sondern vielmehr der Laune, vielleicht eben wegen dieser zu großen Sympathie im Trinken, welche zuweilen sehr mißliebige Scenen zwischen den Eheleuten veranlaßte, machte den Entschluß bei Beiden rege,

sich zu trennen, was bei der Verschiedenheit ihres Gewerbes auch überdies eine leichte Sache war.

Als der Lumpensammler sich in solcher Weise nach gegenseitigem Uebereinkommen von seiner Frau befreit sah, brachte er seine Huldigungen einer Nachbarin dar, welche wie er nächstlicherweile mit dem Haken in den Kehrichthaufen herumsharrte; es schien ihm, als ob diese gleichgestimmte Seele außerordentlich mit ihm harmonire und geeignet sei, Freud und Leid mit ihm zu theilen; überdies wußte er ihr Herz völlig für sich zu gewinnen, indem er sie häufig mit einem Kümmel regalirte — kurz, bald vereinigte ein enges Liebesband das edle Paar.

Allein die fromme Gesellschaft von St. Franziskus, deren Eifer vornämlich darauf gerichtet ist, solche unlegitime Bündnisse zu reguliren, drang bald auch in diese freie Vereinigung der Herzen und die frommen Mitglieder dieser Gesellschaft stellten nun den Lumpensammlern vor, welchen Schaden sie durch ein solches Benehmen an ihrer Seele leiden würden, indem sie die Leutchen beschworen, diesem Skandal ein Ende zu machen. Solche Vorstellungen, vornehmlich wenn sie mit Anweisungen auf Brot und Fleisch begleitet waren, fanden allezeit willige Ohren bei dem Paare, was die frommen Abgesandten ermutigte weiter vorzugehen. Man versicherte den morgantischen Eheleuten, daß ihnen die Gemüthung, welche Kirche und Gesetz von ihnen verlangte, keine Unkosten machen würde, sondern daß im Gegentheil die Braut ein neues Kleid und einen silbernen Ring, der Bräutigam jedoch Rock, Beinkleider, Weste und überdies noch drei Francs zur Bestreitung des Hochzeitmahles erhalten solle. Nach solchen verführerischen Versprechungen ließ sich der Lumpensammler zu Allem bewegen und beirathete seine Schöne, da die fromme Gesellschaft noch alle übrigen Details übernommen hatte.

So ging Alles ganz prächtig. Die erste Frau spielte ihren Leierkasten in den Champs-Elysées, so daß keine Gefahr war, ihr zu begegnen; sie war schon allemal längst zu Hause, wenn die Beiden ihrer Arbeit nachgingen. Eines Tages hatte sich jedoch die Künstlerin unglücklicherweise verspätet und traf mit dem jungen Ehepaar in derselben Kneipe zusammen — es entstand eine höchst tragische Scene, von tüchtigen Schlägen begleitet. Die rachgütige Gattin, deren Gemüth von der Rast keineswegs besänftigt wurde, verklagte unerbittlich den unbesändigen Gemahl.

„Aber Herr Präsident, rief der Angeklagte ganz trostlos, was ich gethan habe, geschah ja nur den Herren von St. Franziskus zu Gefallen, die mir keine Ruhe ließen. Ich hatte durchaus keine böse Absicht, ja, ich schwöre Ihnen sogar, daß mir gar nichts daran lag, mich zu verheirathen.“

„Nein, aber es lag Ihnen daran, neue Kleider und drei Francs zu bekommen.“

Alle Entschuldigungen fruchteten nichts; der unglückliche Lumpensammler wurde zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurtheilt.

—r.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die schwache Seite.

Novelle

von

A. Hölte.

(Schluß.)

„Du wartest aber nicht gern so lange; thue also, wozu Dein Herz Dich treibt, und nimm auf nichts, als auf Deine eigenen Wünsche Rücksicht;“ erwiderte der Fürst, sein Gesicht von ihr abwendend.

„Das ist Dein Rath?“

„Allerdings!“

Sie schwieg. — Wohl erhob sich in ihrer Brust eine warnende Stimme, welche ihr sagte: daß sie nicht gehen müsse; allein das Frohlocken ihres Herzens war wiederum bei der Aussicht einer Reise nach Wien so groß, daß sie schließlich mit sich einig ward, die gute Gelegenheit zu benutzen. Ihre Heiterkeit lehrte damit zurück, sie lachte, war freundlich, zärtlich, heiter mit ihrem Gatten, ja sogar eine gewisse Weichheit, die wie Schmerz über die Trennung ausah, verbreitete sich über ihr Wesen.

„So glücklich macht Dich die Trennung von uns,“ sagte er eines Tages mit leichtem Spotte.

Sie wurde roth. „Ich sehe Dich ja so bald wieder,“ nahm sie darauf schmeichelnd das Wort und ergriff lieblosend seine Hand. „Wie froh werde ich Dir dann entgegen eilen!“

„Ich glaube es!“ erwiderte er mit sarkastischem Lächeln. „Wir reisen ja dann nach Paris.“

Als ihre Koffer schon gepackt standen, wurde ihr von einem Unbekannten ein Brief überbracht. Ueber- rascht öffnete sie ihn und fast entsank er ihrer Hand, als sie die Unterschrift las; er kam von ihrem Onkel. So war dieser in ihrer Nähe, wie sie so oft vermutet, so oft gefürchtet hatte. Er schrieb ihr sehr kühl, daß er es für seine Pflicht halte sie zu warnen, das Vor- urtheil der Familie ihres Gatten nicht durch eine Reise zu verstärken, die so unnötig, wie pflichtvergeffen und unangemessen sei; er gäbe ihr sein Ehrenwort darauf, daß, wenn sie bei ihrem Vorsatze beharre, der Tag kommen würde, wo sie diesen Schritt schwer zu bereuen Ursache finden werde.

Sie stand einen Moment un schlüssig. Welcher Nachtheil konnte ihr daraus erwachsen, daß sie ihrem Gatten voranging, fragte sie sich. Wurde er kränker und konnte ihr nicht folgen, so lehrte sie zu ihm zurück. Pflege und Erheiterung ward ihm ja durch Mutter und Schwester. — Warum nahm ihr Onkel die Sache so ernst und sandte ihr die geheimnißvolle Warnung zu?

Ihr Wunsch zu gehen war jetzt so groß, daß keine Mahnung sie leicht mehr zurückhalten konnte. Der Fürst war in diesen Tagen besonders bleich und leidend. Als er ihr das Reisegeld einhändigte, geschah es mit einer Miene, deren schmerzlicher Ausdruck selbst Alma auffiel. „Was ist Dir?“ fragte sie erstaunt.

„Ich stellte mir die Möglichkeit vor, daß wir uns vielleicht nicht wiedersehen könnten!“ sagte er sehr ernst.

„Wer wollte so schwarz sehen,“ entgegnete sie heiter. „Nähme auch ich die Möglichkeit an, so ginge ich nicht. So aber hoffe ich, daß mein Vorausgehen Deine Abreise von hier beschleunigen soll.“ Sie schied leichten Herzens. Der Fürst stand am Fenster und sah sie einsteigen. Als der Wagen abfuhr, deckte er die Hand über die Augen.

Ihre Schwiegermutter begleitete sie zu der Fürstin Wesemskoy und nahm dort kalt Abschied von ihr. „Reisen Sie glücklich und lassen Sie sich Ihr Vergnügen durch keine Erinnerung an uns trüben,“ sagte sie mit Betonung. Alma sah sie hierauf einen Augenblick verwundert an. Sie wußte sich den Sinn dieser Rede nicht recht zu deuten. „Gott wird ja geben, daß es Swan recht bald besser ergehe!“ sagte sie endlich, sie darauf beziehend.

Sie athmete hoch auf, als die Reisekalesche vorfuhr und vier Pferde lustig mit ihr davon trabten. Ihre Gefährtin und deren Bruder waren eine heitere Gesellschaft, der letztere hatte Alma stets ausgezeichnet und ließ es jetzt nicht an galanten Aufmerksamkeiten fehlen. Sie gingen in kurzen Tagereisen. In weiche Pelze gehüllt, empfanden sie die Kälte nicht, und die kleinen Widerwürdigkeiten, welche die Jahreszeit mit sich brachte, erhöhten, indem sie sie überwandten, ihr Vergnügen und gaben den einformigen Tagen Abwechslung.

In Wien angekommen, ließ sie sich überreden, hier noch einige Zeit zu verweilen. Sie war mit Geld reichlich versehen und konnte der Versuchung nicht widerstehen, es in so angenehmer Gesellschaft auszugeben. Sie schrieb ihrem Gatten einen sehr heitern Brief und meldete mit derselben Post ihren Eltern, daß sie auf dem Wege zu ihnen sei. Wenige Tage darauf lief von ihrem Vater ein kurzes Schreiben ein, das ihr sein Mißfallen sowohl über ihre Reise, wie über ihren Aufenthalt in Wien ausdrückte und die Forderung enthielt: daß sie sich sofort unter die Obhut ihrer Eltern begeben möge, da sie zu jung sei, um in der Welt so schutzlos auftreten zu können. —

Alma weinte vor Unmuth. Hatte sie sich denn darum verheirathet, um wie ein kleines Kind behandelt zu werden? Wenn ihr Vater in dieser Weise gegen sie Partei ergreifen wollte, so ging sie lieber gar nicht zu ihm, sondern blieb in Wien und erwartete dort die Ankunft ihres Gatten.

Die junge schöne Fürstin Tolstoy sah bald eine Menge von Anbetern um sich geschart, welche sie der alten Eltern vergessen ließen. Sie wohnte gemein-

schaftlich mit der Fürstin Wesemskoy im Hotel zur Kaiserin Elisabeth. Der Schein des Beziemenden war dadurch gerettet, der Bruder, als Begleiter beider Damen, ein angemessener Schutz. Ihr Gewissen fand bei dem Durchgehen dieser Thatsachen seine Beruhigung. Sie schrieb ihrem Vater, mehr höflich jedoch als warm, daß ihre Freunde ihrer noch nicht entbehren könnten und sie daher das Vergnügen, ihn wiederzusehen, hinauszuschieben genöthigt sei.

Hätte sie geschmolzt, getrogt, gebeten, so würde der Oberst sein Kind, seine verzogene Alma, in dem Briefe wiedergefunden haben; so aber sprach nur die Fürstin Tolstoy zu ihm, und diese war ihm fremd. Er erleichte bei der Lectüre, sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, seine Hand zitterte, während sie seiner Gattin das Blatt hinreichte; dann wankte er aus dem Zimmer, schloß die Thüre hinter sich ab und weinte laut. Sein Kind war ihm verloren gegangen; denn sie hatte ihn zu lieben und zu ehren aufgehört, die fremde Frau verstand er nicht mehr.

Noch schmerzlichere Thränen weinte aber seine Gattin. Was sie so heiß für ihre Tochter ersehnt hatte, eine glänzende Stellung in der Welt, das war nun die Quelle so unsäglichen Kummers für sie geworden! Wem hätte sie jetzt noch sagen mögen, daß ihre Tochter eine Fürstin Tolstoy sei, ohne dabei erröthen zu müssen! Trotz ihrer schwachen Seite wohnte in ihrem Herzen der goldene Kern der Respectabilität, den das Vaterhaus hineingepflanzt; das stille Keimen und Grünen desselben hatte sie nicht wahrgenommen, bis jetzt, wo seine Triebe mächtig emporstießen und alles Unkraut erstickten.

Demüthig schmiegte sie sich jetzt an die Brust ihres Gatten, küßte die Thränen aus seinen Augen und ihre Zärtlichkeit sprach ein rührendes „Vergieb!“, denn ihr Gewissen belehrte sie plötzlich, welche Schuld sie sich beizumessen habe an dem ihnen in ihrem Kinde erwachsenen Kummer. Fürchterlich tagte es in ihrer Seele. Das bittere Gefühl der Reue nagte an ihrem liebenden Herzen. Zu spät kam ihr die Einsicht dessen, was sie Thörichtes erstrebt und auch erreicht! Zu wem konnte sie nun mit ihrem Kummer flüchten? Die Familie, dieser Hort in schweren Stunden, war ihr entfremdet, von den bloßen Bekannten konnte sie keine Theilnahme, sondern nur Spott und Schadenfreude erwarten! Die Gesellschaft war ihr verhaßt. Sie mochte ihr Haus kaum mehr verlassen. —

„Ich will nach Wien gehen,“ sagte der Oberst entschlossen; „es ist meine Pflicht zu versuchen, ob

meine Tochter der Stimme der Ehre und der Rechtsschaffenheit noch Gehör leisten will. Da ich ihr nicht mehr befehlen kann, so will ich sie wenigstens bitten.“

„Thue das!“ sagte seine Gattin. „Wenn sie Dich sieht, so wird ihr Gewissen erwachen und sie mit Dir kommen.“ Sie redete ihm Trost ein, und er lächelte sie gläubig an; aber Vertrauen hegte er nicht.

Alma saß mit ihren Freunden beim Mahle, als der Kellner die Ankunft ihres Vaters meldete. „Führen Sie ihn in mein Zimmer,“ rief sie und warf die Serviette hin. Ihr Ausflodern, ihre Eile glich der Freude; aber Freude war es nicht, was sie empfand. „Es wird eine Scene geben,“ dachte sie und bereitete sich vor, den Kampf einzugehen. Warm schloß der Oberst die geliebte Tochter an sein Herz. „Mein Kind! Meine Alma!“ rief er bewegt. „Konntest Du den Weg zu Deinen alten Eltern nicht von selbst finden, mußte ich kommen und Deine Schritte leiten? — Sie antwortete darauf nicht. — „Lege ab, Väterchen!“ sagte sie zärtlich. „Komm! Mache es Dir bequem!“ Gebliffentlich mied sie jede Erörterung, wußte sie den kitzeligen Punkt mit großer Kunst zu vermeiden. Sie hatte in das Theater zu gehen vor und bat den Obersten um seine Begleitung. Hier lernte er ihre Reisegesellschaft kennen. War die Fürstin Wesemskoy wenig nach seinem Geschmack, so war es deren Bruder, Herr von Mossoloff, noch weniger, und seine Art mit Alma umzugehen, sie anzusehen, mißfiel ihm im höchsten Grade. „Sie muß fort, muß sogleich fort,“ dachte er. Allein für heute bot sich keine Gelegenheit mehr, die Sache ernst zu besprechen; man nahm nach der Vorstellung ein Souper ein und er war zu ermüdet, dessen Ende abzuwarten. Er verlegte sein Gespräch mit ihr daher auf den kommenden Tag.

Als er in der Frühe des nächsten Morgens zu ihr gehen wollte, schlief sie noch. Eine Stunde später war sie unter den Händen des Friseurs. Endlich, gegen Mittag, fand er sie allein. „Welch ein Leben führst Du hier, mein Kind!“ sagte er mißbilligend. „Wie viel Geld muß es Deinem armen Manne kosten, wenn Du Dich mit so vielen Leuten, die Deine Toilette besorgen, beschäftigst!“

Sie lachte. „Das ist die große Welt, Papa!“ sagte sie leichtthin. „Da ich nicht ausgestattet war, wie diese es forderte, so habe ich mich jetzt erst einzurichten gehabt. Freilich hat das gelostet! Allein der Fürst wird schon Rath schaffen, wenn seine Gattin standesmäßig erscheinen soll.“

„Rath schaffen?“ fragte der Oberst bedenklich. „Du nimmst doch nicht etwa auf Rechnung? —“

„Warum nicht, sobald man mir borgen will? Uebrigens ist Herr von Mossoloff so gütig zu verlegen, was mir an baarem Gelde fehlt. — Indessen wird ein neuer Wechsel einlaufen.“

„Und wenn dieser nicht einläuft?“

„Thorheit!“ sagte sie lachend. „Komm, Papachen! Gehe mit mir zum Banquier, wir wollen gleich nachfragen, ob ein Brief für mich eingegangen ist.“

„Ich dachte, Du solltest einpacken?“ sagte er zögernd.

„Nachher! — Komm nur! — Erst muß ich den Brief von Ivan haben, damit ich weiß, wenn er zu kommen gedenkt.“

Sie zog ihn mit sich fort. Auf der Straße schien sie von Allen, die vorüber gingen, gekannt zu sein. Hüte flogen bei jedem Schritte vorwärts. „Ich begreife nicht, wie Du in so kurzer Zeit mit allen diesen Leuten hast in Berührung kommen können?“ sagte der Oberst verwundert.

Sie lachte. „Es sollte Dir schmeichelhaft sein, Papachen, weil es ein Beweis dafür ist, daß Dein Töchterchen hier gefällt.“

„Daran liegt mir, aufrichtig gesagt, sehr wenig, liebe Alma; sobald Du nur Deinem Manne gefällst und im eigenen Hause eine gute Rolle spielst, ist meine väterliche Eitelkeit völlig befriedigt.“

„Pfui, Papachen! Wie schmeckt das nach dem Spießbürger,“ gab sie scherzend zurück. „Während Ihr mich für die große Welt erzogen habt, wollt Ihr mich plötzlich in der kleinen sehen, soll ich eine Hausmücke vorstellen. Das reimt sich schlecht. Ein Heimchen bin ich nicht, war ich nie!“

Er mußte zu dieser Bemerkung, deren Wahrheit ihn schwer traf, schweigen.

Alma fand wirklich einen Brief vor. Der Fürst schrieb ihr, daß seine Gesundheit ihm noch nicht gestatte abzureisen und er sie bitte, ruhig bei ihren Eltern, bis auf weitere Nachricht, zu verharren. Ein neuer Wechsel war nicht beigezschlossen. In einem Postscriptum stand: daß er ihren Vater bitten lasse, für sie zu verlegen und ihm die Rechnung einzusenden.

Sie stampfte vor Unmuth mit dem kleinen Fuße und reichte dem Obersten den Brief hin. Dieser las ihn mit großer Befriedigung. „Der Fürst ist ein sehr vernünftiger Mann,“ bemerkte er darauf. Nur das Eine verarge ich ihm: er hätte Dich nicht sollen reisen lassen.“

Ein spöttisches Lächeln umspielte hierauf ihre Lippen. Sie kam sich, wenn sie an ihren Aufenthalt in Podolien dachte, wie ein dem Käfig entflohenes Vögelchen vor und hegte keine Lust, in ihre Gefangenschaft zurückzukehren. Aber nicht weniger beengend erschien ihr jetzt das Leben bei ihren Eltern, sie mochte von ihrem Thun und Lassen nicht ferner Rechenschaft ablegen, sie wollte frei sein.

Eine Wolke hing auf ihrer Stirne, sie ließ das reizende Haupt hängen. Als sie in den Gasthof zurückkehrte, zog sie sich, unter dem Vorgeben, packen zu wollen, in ihr Zimmer zurück. Der Oberst bemerkte ihre üble Laune. „Wenn sie nur erst bei uns ist,“ dachte er; „dann wird ihr Herz auch reden; sie ist ja unser Kind, unsere einzige Tochter.“

Er setzte sich in das Speisezimmer und las die Zeitungen. Herr von Mossoloff begrüßte ihn hier flüchtig. Er schien große Eile zu haben, rief nach dem Lohndiener und gab ihm verschiedene Aufträge. Herr von Wimpfingen ahnte, daß diesem sein Plan, die Tochter mit sich zu nehmen, nicht willkommen sei, und er nahm sich vor, dem Herrn nicht allzufreundlich zu begegnen, damit er nicht etwa Lust bekommen möge, ihm seine Begleitung auf der Reise anzubieten. Er hielt sich aus diesem Grunde heute sehr für sich und lehnte es sogar ab, mit den Freunden seiner Tochter gemeinsam zu speisen. „Ich will mich ein wenig in der Stadt umsehen,“ sagte er zu dieser, als er sie in ihrem Zimmer aufsuchte und sie unter Kisten und Kasten fand. „Du hast zu thun; bekümmere Dich also heute nicht weiter um mich. Morgen können wir ja um so traulicher beisammen sein.“

Sie sah ihn hierauf wie fragend an; warf sich, von plötzlicher Bewegung übermannt, an seine Brust und küßte ihn wiederholt; dann schob sie ihn leise zur Thüre hinaus und sagte: „Geh jetzt, Papa; ich verliere sonst die Fassung!“ Alles dies geschah mit solcher Heftigkeit, sie schien dabei in solcher Unruhe, solcher Aufregung zu sein, daß der Oberst sich kopfschüttelnd entfernte; mehrmals hielt er sogar seinen Schritt an und überlegte, ob er nicht zu ihr zurückkehren sollte. Aber nein! — Seine Gegenwart konnte sie jetzt nur stören; morgen wollte er ihr Vorstellungen machen und ihr Gemüth zu beruhigen suchen.

Welch ein großes Wort ist so häufig in unserm Leben dies „Morgen“!

Er legte sich früh schlafen, bestellte sein Frühstück um sieben Uhr und erwartete, daß man an seine Thür poche und ihn wecke. Es schlug acht, als er die Augen

öffnete. Der unbeschreiblichen Nachlässigkeit des Kellners zürnend, schellte er und gab in einigen kräftigen Worten seinen Unmuth zu erkennen. Der Mensch sah ihn verblüfft an. „Der gnädige Herr haben mir ja später noch befehlen lassen nicht zu klopfen, weil Sie Ihre Reise verschoben hätten,“ sagte er erstaunt.

„Das ist mir nicht eingefallen!“ fuhr der Oberst heraus. „Wer hat Ihnen die unverschämte Lüge aufzubinden gewagt?“

„Der Diener des Herrn von Mossoloff brachte mir den Bescheid, im Auftrage des Herrn Obersten.“

„Wo ist der unverschämte Bursche? Rufen Sie ihn mir, damit ich ihm den Kopf wasche.“

„Er ist schon abgereist. Die Herrschaften sind mit dem ersten Zuge gegangen, wie der Herr Oberst wissen werden.“

„Ich, wissen? Nichts weiß ich. Und von welchen Herrschaften reden Sie denn eigentlich?“

„Von der Frau Fürstin Tolstoy und dem Herrn von Mossoloff.“

„Die wären abgereist?“

„Allerdings; und Frau Fürstin Wesemskoy würden sich bereit halten, in Gesellschaft des Herrn Obersten mit dem nächsten Zuge gleichfalls zu gehen. Die Dame erhebt sich allerdings nicht gern früh.“

„Führen Sie mich in das Zimmer meiner Tochter!“ rief der Oberst todtbleich.

Der Kellner gehorchte. Es war leer; die Koffer fort. — „Wo ist Frau Fürstin Wesemskoy!“ schrie er auf.

„Hier!“ sagte diese, das anstoßende Gemach öffnend. „Was wünschen Sie von mir?“

„Meine Tochter, Madame! Meine Tochter! Geben Sie mir mein Kind zurück, wenn Sie vor Gott einst Gnade finden wollen! Wo ist Alma, wo?“

Sie zuckte mit den Achseln. „Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen,“ erwiderte sie apathisch. „Höre ich doch selbst von ihrer Abreise das erste Wort. Wir müssen auf der Gesandtschaft nachfragen lassen, wohin die Pässe visirt sind.“

Oberst von Wimpfingen eilte stehenden Fußes selbst dahin. „Nach Rom,“ lautete hier die Antwort. Nach Rom konnte er seinem Kinde nicht folgen.

Er lehrte am folgenden Tage nach Hause zurück, um Jahre gealtert. Seinem Berichte hörte die Gattin mit niedergeschlagenem Blicke und gefalteten Händen zu. Sie mochte wohl in sich hinein beten: „Gott, vergieb mir!“

Als sie ihm dann gute Nacht gewünscht und die

Thür des Zimmers, das sie jetzt ohne Alma bewohnte, hinter sich geschlossen hatte, nahm sie ihr Kartenetui hervor und verbrannte einzeln alle Blätter mit dem *née de Finkeisen*. Mit diesem Brandopfer heilte sie ihre schwache Seite; aber ihr Kind blieb ihr verloren.

Almas Bild, welches im Wohnzimmer über dem Sopha hing, trug seitdem einen schwarzen Gazeüberzug, der es wie ein Trauerflor deckte. In der That auch hatten die Eltern sie mit dem Herzen begraben. —

Feuilleton.

(Ein neuer Heiliger.) Ein piffiger Bauer aus der Gegend von Verona kaufte bei einem Produktenhändler dieser Stadt allerlei Samen und stellte demselben, statt baar Geld zu geben, einen Wechsel aus. Dem bei italienischen Landleuten allgemein herrschenden Gebrauch zufolge wird der Zahlungstag in Wechseln nicht durch das sonst übliche Datum, sondern durch beliebige Angabe eines im Kalender verzeichneten Heiligen festgesetzt. Der schlaue Landmann versiel nun auf die Idee, als Zahlungstag des von ihm eben ausgestellten Wechsels den Tag des St. Pacifico zu wählen. Der Kaufmann hatte damals noch nicht das Verzeichniß sämtlicher Heiligen seinem Gedächtniß eingepägt und unterließ es auch, den Kalender rechtzeitig zu befragen. Das sollte ihn in große Verlegenheit bringen. So fromm und heilig der Name Pacifico auch sein mag, das Glück, im Verzeichniß der Heiligen zu paradiern, wurde ihm jedoch bisher noch nicht zu Theil. Der Kaufmann wartete und wartete, aber der Tag des St. Pacifico wollte nicht erscheinen. Es half kein Mahnen und Drohen, der Bauer hatte stets dieselbe gleichmüthige Einwendung: „Heute ist nicht der Tag des heiligen Pacifico.“ Schon wollte der betrogene Produktenhändler die Sache den Gerichten übergeben, da fiel es ihm ein, daß der 1. November nicht mehr fern sei. Bis dahin wartete er und begab sich sodann zu seinem Schuldner. „Mein Lieber!“ sagte er zu diesem, „wir haben heute „Allerheiligentag“, ergo auch den des St. Pacifico. Heute also ist der Verfalltag des von Ihnen ausgestellten Wechsels.“ Da half denn keine Einwendung mehr und der Bauer mußte seine Schuld entrichten. — r.

(Ein Künstlerbudget.) Ganz Paris kennt Zinzolin, den großen Historienmaler, der vor einer Reihe von Jahren der ärmste der armen Teufel war.

Welche Mühe machte es ihm, trotz seines bedeutenden Talents, sich einen Namen in der Kunstwelt zu gründen! Wie elend mußte er sich in Allem behelfen! Heute ist er in stets heiterer Laune, mit höchster Eleganz gekleidet und noch vor zehn Jahren blickte er immer mürrisch darein und trug zerrissene Stiefeln. Er gehörte damals zu der Sorte von Leuten, von denen La Bruyère gesagt hat: „Sie wissen selbst nicht, womit sie zu Fuß

gehen sollen.“ Es war ihm endlich gelungen, die Augen der Kritik und eines russischen Fürsten auf ein köstliches kleines Werk seines Pinsels zu lenken — und sein Glück war gemacht.

Jetzt kann alle Welt den berühmten Künstler auf den Boulevard promeniren sehen, nach der neuesten Mode bekleidet, die seine Havana in der behandschulten Rechten, das goldene Vergnon ins Auge geklemmt. Neidisch blicken ihm seine Freunde und Kunstgenossen nach, die sämmtlich keine so glänzenden Vermögensverhältnisse aufzuweisen haben.

„Der Glückliche! 50,000 Francs hat er im Jahre zu verzehren! Er kann leben wie ein Millionär! Wo thut er all das Geld hin?“ So und ähnlich verlautet es oft im Kreise seiner Bekannten.

Dann zuckt Zinzolin mit den Achseln und meint: „Was sind 50,000 Francs heut zu Tage? Nun ja, ich gestehe, ich nehme jährlich so viel ein, aber es reicht kaum zur Deckung meiner Bedürfnisse aus. Wenn das Jahr zu Ende geht, sind auch die 50,000 Francs weg!“

Ein ungläubiges Lächeln sieht der Künstler auf den Gesichtern seiner Kameraden erscheinen.

„Ihr wollt mir das nicht glauben?“ rief er eines Tages heftiger als gewöhnlich. „So erlaubt mir einmal, Euch in einem kurzen Vortrage ein Bild meiner Finanzen zu entwerfen, Ihr werdet dann einsehen, daß mein Einkommen bis auf Heller und Pfennig aufgehen muß. Hier also mein Budget:

1. Sprechen wir von der Wohnungsfrage. Muß ich Euch erst sagen, was das gegenwärtig für eine kostspielige Geschichte ist? Ein Künstler, der mit seinen Gedanken allein sein muß, kann nicht überall oder mit Anderen in einem Hause zusammenwohnen. Ich habe für mich und meine Familie ein bescheidenes Häuschen in dem stiller gelegenen Stadttheile nach dem Bois de Boulogne gemiethet. Es besitzt nur eine Etage, liegt aber nach englischer Mode mitten im Grün eines Gärtchens. Dies verursacht mir eine jährliche Ausgabe von 4000 Francs.

2. Noch bedeutsamer ist für mich die Wahl des Ateliers. Das ist, wie wir ja Alle wissen, für den Künstler die Frage des Seins oder Nichtseins. Ohne Luft, Licht und Raum kann er nichts schaffen. Diese drei Dinge im Verein finden sich aber nur entfernt vom Straßengestümmel der inneren Stadt, auf dem Hügel des Montmartre. Diese Entfernung aber bietet, unter uns gesagt, noch andere Vortheile. Man entledigt sich hierdurch allerlei indiscreter Besuche und weicht zugleich jenem sehr verbreiteten Uebel aus, welches man „Kunstkenner“ nennt. Dort kann ich ungestört meine Staffeleien, Modelle, Gypsabgüsse, genug, alle jene in einem Atelier unentbehrlichen Kleinigkeiten unterbringen, aber für weniger als 3000 Francs wäre eine solche Räumlichkeit nicht zu erlangen.

3. Bei dem gegenwärtigen Zustande der gesellschaftlichen Verhältnisse ist eine Familie ohne den Anhang von Domestiken nicht denkbar. Ihr wißt ja, ich bin verheirathet. Nun, so einfach auch unsere Einrichtung ist, so muß doch meine Frau ein Kammermädchen, ich einen Diener für mich haben; außerdem ist noch so eine Art winziger Grooms für Alles da. Diese drei

Leute kann ich, auf mein Wort, nicht unter 5000 Francs erhalten.

4. Hierzu kommt noch die Küche. Was das betrifft, so habe ich mich in dieser Beziehung jedem kleinen Pariser Bürger gleichgestellt; ein derbes Frauenzimmer, ein Kind der Picardie, besorgt alle unsern Magen betreffenden Geschäfte. Dieser Species habe ich einschließlich der Neujahrsgabe und anderer Geschenke die Kleinigkeit von 1500 Francs zu bezahlen, gewiß das Geringste, was einer solchen Küchendonna gegeben werden kann.

5. In der Reihe von Bedürfnissen, welche ich bis jetzt aufzählte, sind Essen und Trinken noch gar nicht erwähnt. Nun, Ihr wißt, bei allem ästhetischen Empfinden, kein Mensch kann eben von der Luft leben. Vergessen wir auch nicht, daß immer Plag am Tische für einen kleinen Kreis von guten Freunden und Verwandten sein muß. Aber hauptsächlich habe ich hier an meine Dienerschaft zu denken, die vier Köpfe stark ist, für deren Magen ich zu sorgen habe. Rechnen mir also: Wein, Brot, Fleisch, Fische, Wild, Früchte und was sonst noch darum und daran hängt, in Summa 12,000 Francs.

6. Jetzt werdet Ihr sagen: „Nun, hiermit ist das Hauptsächlichste doch abgethan. Etwaige fernere Ausgaben können so groß nicht sein.“ Sachte, sachte, lieben Freunde, das Schlimmste kommt noch: die Toilette! Seufzend muß ich gestehen, daß dieser Artikel einen großen Theil meines Budgets verschlingt.“

Hier machte Binzolin eine kleine Pause, nach welcher er fortfuhr: „Meine Frau ist jung, ich habe sie erst zu der Zeit geheiratet, als ich mein Glück gemacht hatte. Eine hübsche und junge Pariserin ist heut zu Tage ein wahrer kleiner Teufel. Sie puht sich nicht zu ihrem eigenen Vergnügen, sondern um ihre Freundinnen zu überstrahlen; nicht für ihren Gatten will sie sich schmücken, sondern für die große Welt. Ihr ahnt nicht, was diese Kleider, Hüte, Spitzen und Bänder, Coiffuren, Parfums, Schmucksachen und andere derartige Dinge kosten! Ich bin hierbei wie ein Harpag verfahren und habe dem Weibchen nur 6000 Francs jährlich ausgesetzt, und was ist die Folge? Von früh bis Abend jammert und klagt sie, sie könne damit nicht auslangen. Doch bleiben wir dabei.“

7. Für mich selbst brauche ich auf Kleider, Hüte, Fußbekleidung, Handschuhe u. s. w. die Kleinigkeit von 2000 Francs; ich bin ein sparsamer Mann!

8. Anfänglich sagte mir ein Jeder: „Bei Ihren Einnahmen können Sie sich natürlich Pferde und Wagen halten!“ Fehlgelassen. Das würde mich schleunigst ruiniren. Solchen Luxus kann der Pinsel eines Künstlers nicht erschwingen! Indessen, Paris ist so groß, der Himmel so oft regenspendend, das Macadam so schlecht, daß man seine Geschäftsgänge, Promenaden und Visiten unmöglich zu Fuß abmachen kann. Ich habe hier einen Ausweg gefunden: eine anständige Miethkutsche zur Benutzung für mich und meine Frau ersetzt den eigenen Wagen. Es ist nur die kleine Ausgabe von 2500 Francs jährlich.

9. Proudhon sagt, wenn man sich verheirathet, so sei es hauptsächlich, um Kinder zu haben. Auch ich habe eins und ihr werdet das kleine Wesen nicht für einen überflüssigen Luxus-

artikel ansehen wollen. Dieser kleine Bursche mit seiner Amme macht aber auch seine Ansprüche ans Leben, die sich mit der Zeit noch steigern werden. Vorläufig kann ich sie noch mit 2500 Francs befriedigen.

10. Im Winter kann eine Künstlerfamilie unmöglich so zurückgezogen leben, wie ein Paar Murmelthiere; man muß das und jenes sehen und sich sehen lassen. Man geht in Gesellschaft, ins Theater, in Concerte, auf den Ball. Dies setze ich auf die Ausgabeliste für unvorhergesehene Fälle. Der Friseur, der Conditior einerseits, andererseits der Arzt und der Apotheker; man leidet ja häufiger an Erkältungen als sonst. Also rechnen wir auf diese Dinge en bloc 1500 Francs.

11. Wer in Gesellschaft geht, muß auch wieder einladen. Ich bin leider verpflichtet, jeden Winter zwei Soirées zu geben, wenn ich nicht für den ärgsten Filz ausgeschrien sein will. Das macht zusammen etwa 3000 Francs.

12. In der schönen Jahreszeit kann man eher Ersparungen machen, das Leben in Paris ist so entseßlich theuer. Man geht dann für die heißen Monate auf Reisen, nach Caunterets oder nach Mont-Dore, athmet frische Luft ein und macht Naturstudien. Mehr als 3000 Francs gebe ich jedoch auf diese Sommerfrische nicht aus.

13. Hierzu kommen die Steuern, ferner die Kosten für die Feuerversicherung, allerhand Reparaturen im Hause und an den Meubles, Ausgaben für Erhaltung des Gartens, ferner Material für das Atelier, als Leinwand, Farben, Pinsel, Modelle. Sehr niedrig veranschlage ich das Alles mit 2500 Francs.

14. Bleibt ein Rest von 1500 Francs. Was ist das aber für einen Künstler von Ruf, der stets zu mildthätigen Zwecken beisteuern muß! Ferner giebt es Abonnement für Journale und neue Bücher zu bezahlen, Uhren müssen reparirt, neue Regenschirme angeschafft, Almosen gegeben und kleine Geschenke gemacht werden. Dieser Rest, Ihr seht es, schwindet, in Hinsicht auf diese Ausgaben, wie der Schnee unter den Strahlen der Sonne.

Die 50,000 Francs haben ihre Anwendung gefunden. Lieben Freunde, glaubt mir, wenn das Jahr zu Ende ist, bleibt mir nichts als ein armjeliger Cigarrenstumpel übrig. — r.

(Cäsars Persönlichkeit.) Das seit langer Zeit allgemein besprochene Werk des Kaisers Napoleon „Geschichte des Julius Cäsar“ ist nun erschienen. Der hohe Verf. schildert seinen Helden also:

„Die Gaben der Natur, durch eine ausgezeichnete Erziehung entwickelt, waren noch mit körperlichen Vorzügen vereint. Seine hohe Gestalt und seine schönen, wohlproportionirten Glieder verliehen seiner Person eine Annuth, welche ihn vor allen Andern auszeichnete. Sein Auge war dunkel, sein Blick durchdringend, seine Gesichtsfarbe bleich, die Nase gerade und etwas dick. Sein Mund war klein und regelmäßig, und die beinahe vollen Lippen gaben dem untern Theil seines Gesichts den Ausdruck der Güte, während die breite Stirn die Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten verrieth. Sein Gesicht war voll,

wenigstens während seiner Jugend. Aber in jenen Wüsten, welche gegen Ende seines Lebens von ihm gemacht wurden, sind seine Hüfte magerer und zeigen Spuren von Ermüdung. Seine Stimme war kraftvoll und vibrirend, jede seiner Bewegungen edel und seine Gestalt von Würde umflossen. Sein Körper, der früher schwächlich war, wurde durch seine Mäßigkeit, durch seine Gewohnheit, sich den Unbilden des Wetters auszusetzen, stark und kräftig. Von Jugend auf an männliche Uebungen gewöhnt, war er ein kühner Reiter. Er konnte mit Leichtigkeit Mühen und Entbehrungen ertragen; stets enthaltsam, konnte seine Gesundheit weder durch ein Uebermaß von Arbeit, noch Vergnügen geschwächt werden. Dennoch hatte er zweimal, in Cordova und Thapsus, nervöse Anfälle, welche irrigerweise als Epilepsie angesehen wurden. Er verwendete große Sorgfalt auf seine Person, war stets sorgsam rasirt, oder er ließ sich die Haare ausreißen. Sein Kopshaar hatte er stets kunstvoll nach vorn gekämmt, und dies diente ihm im vorgerückten Alter dazu, seine Kahlheit zu verbergen. Man warf ihm auch die Affectation vor, sich den Kopf nur mit einem Finger zu tragen, aus Furcht, sein Haar in Unordnung zu bringen. Er war immer mit außerordentlichem Geschmac gekleidet. Sein Gewand war meistens reich verziert und um die Hüfte lose geknüpft. Dies war die Mode der eleganten verweichlichten Jugend der damaligen Zeit. Doch Sulla ließ sich durch diese anscheinende Frivolität nicht täuschen und pflegte die Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf diesen jungen Mann mit dem stiegenden Gewand zu lenken. Er hatte Geschmac für Bilder, Statuen und Gemmen, und stets trug er als Erinnerung an seine Abkunft einen Ring, in welchem das Bild einer bewaffneten Venus eingegraben war. Im Ganzen, physisch und moralisch, vereinigte Cäsar zwei selten in einer und derselben Person vorkommende Naturen. Er verband die aristokratische Zartheit des Körpers mit dem nervigen Temperament des Kriegers, die Anmuth des Geistes mit der Tiefe der Gedanken, die Liebe zum Luxus und zu den Künsten mit der Leidenschaft für das Soldatenleben in all seiner Einfachheit und Rohheit; mit einem Worte, er vereinigte die Eleganz der Form, welche verführt, mit der Energie des Charakters, welche gebietet. So war Cäsar im Alter von 18 Jahren, als Sulla sich der Dictatur bemächtigte. Cäsar fing bereits an, das allgemeine Aufsehen zu erregen und sogar den Argwohn des mißtrauischen Dictators zu wecken. Er zog es daher vor, einstweilen noch Rom zu verlassen. Oft ist es Politikern vortheilhaft, für eine Weile von der Bühne zu verschwinden; sie vermeiden so, sich in bedeutungslosen Streitigkeiten zu compromittiren, und ihr Ruf, anstatt sich zu vermindern, wächst durch ihre Abwesenheit. Er hatte bereits die Aufmerksamkeit der Römer erregt durch seinen Namen, seinen Witz und durch seine einnehmenden Manieren, welche bei allen Männern und vielleicht mehr noch bei den Frauen Wohlgefallen erregten.“

(Eine Erinnerung.) Im Winter des Jahres 1843 kam Lola Montez nach Warschau, um vor den chevaleresken Sarmaten ihre bereits überall mit ungeheurem Beifall gesehene Kunst zu produciren; vielleicht hoffte sie auch, gerade hier noch

interessantere Abenteuer zu erleben, als auf allen ihren seitherigen Reisen.

Intendant des Theaters zu Warschau war damals der Gensdarmen-Oberst von A., ein hochfahrender Mann, der in seiner Stellung Alles erlangen, Alles durchsetzen zu können glaubte. Bei der üblichen Aufwartung der Spanierin verlangte der Oberst von derselben Gefälligkeiten, die diese zu verweigern für gut befand. Die Erlaubniß zum Tanz im Theater wurde aber trotzdem gewährt und Lola bereitete sich vor, das Beste und Schönste in ihrer Kunst zu leisten, um etwaigen, von ihr bereits geahnten Machinationen des Obersten v. A. die Spitze bieten zu können. Der Oberst, erbittert über die ihm zu Theil gewordene Abweisung, ließ an seine Kreaturen mehrere Hundert Freibillets vertheilen, mit der Befehung, beim ersten Erscheinen der Tänzerin auf der Bühne, dieselbe mit Zischen, Pfeifen und allem möglichen Lärmen zu empfangen; sollte sie aber wirklich zu tanzen wagen, durch Zurufe der Mißbilligung und des Tadels von der Bühne zu vertreiben.

Der Abend nahte heran und mit ihm strömten Tausende nach dem Theater, denn Alles wollte die berühmte Lola tanzen sehen, obgleich die Preise der Plätze um das Doppelte und Dreifache erhöht worden waren. Als nach Beendigung der Ouverture Lola auf der Bühne erschien, um in einem spanischen Tanze die feurigen Polen zu entbusiasmiren, entstand in allen Theilen des Theaters ein Höllenlärm: Pfeifen, Zischen, rohe Rufe; ein buntes Chaos von Tönen ließ keinen Ton der Musik vernehmen; Lola konnte nicht tanzen. Aber lächelnd, langsamen, elastischen Schrittes ging sie bis dicht an das Orchester heran, man sah, sie wollte sprechen; Alles verlangte Stille und die Ruhestörer wurden mit Gewalt zum Schweigen gebracht.

Nach einem graziosen Gruß sprach die Spanierin: „An dem Skandal, der heute bereitet worden, ist nur der hier in der Loge sitzende Oberst von A. Schuld; bei der Vorstellung heute Morgen fand ich für gut, demselben eine Bitte abzuschlagen.“ Sofort nach diesen Worten verschwand Lola tanzend von der Bühne, unter rasendem Applaus der ungeheuren versammelten Menge, die mit schadenfrohem Gelächter zu der Loge des Obersten v. A. auf sah.

Erzürnt über den erlittenen Schimpf, eilte dieser zum Fürst-Statthalter Paszkewitsch und erbat von diesem, der sich selbst in seinem ersten Gensdarmen-Beamten beleidigt sah, den Befehl: Lola habe binnen 24 Stunden Warschau, und zwar unter Kosakenbegleitung zu verlassen.

Dieser Befehl wurde der Tänzerin sofort mitgetheilt und gleichzeitig postirten sich einige Hundert Kosaken vor dem Hotel de Rome, in welchem Lola abgestiegen. Lola zwar gern bereit, Warschau zu verlassen, aber untröstlich, solches unter militärischer Eskorte, wie eine Verbrecherin, thun zu müssen, wendete sich mit der dringenden Bitte an den englischen General-Consul, diesen Befehl des Fürst-Statthalters rückgängig machen zu wollen.

Der General-Consul, ein ritterlicher Herr, begab sich alsbald zum Fürsten Paszkewitsch und trug diesem sein Anliegen vor; ward aber gänzlich abfällig und noch dazu in ziemlich

rauber Form beschieden. Verlezt, weil seine Fürbitte ganz unberücksichtigt gelassen worden war, verließ der Engländer den Fürsten mit den Worten: „Lola Montez wird nicht unter Kosaken-Eskorte Warschau verlassen,“ und der Statthalter rief ihm beim Scheiden noch zu: „sie wird!“

Was geschieht? Der General-Consul begiebt sich in Lolas Hotel und sagt ihr: „Madame, senden Sie Ihren Reisewagen einige Werste voraus und erwarten Sie mich dann um 1 Uhr Mittags. Seien Sie unbesorgt; ich werde für Alles einstehen.“

Um 1 Uhr erschien in voller Gala mit allen Abzeichen seiner Würde der General-Consul in seiner Staats-Equipage, die mit dem englischen Wappen und dem Wahlspruch: „Gott und mein Recht“ verziert war; er ersuchte Lola, ebenfalls von seiner Equipage Gebrauch zu machen, und nachdem dieselbe eingestiegen war, fuhr er mit ihr langsam dem Petersburger Thore zu.

Der Anführer der Kosaken war völlig rathlos; wie durfte er wagen, Englands Vertreter, Englands Wappen durch militärische Straf-Eskorte zu beleidigen. Eine Ordonnanz flog zum Fürst-Statthalter und es kam der Befehl: „die Kosaken sollten folgen, aber in der gehörigen Entfernung.“

Dies geschah, aber so, daß die Eskorte gewöhnlich erst in die betreffende Straße einbiegte, nachdem der Wagen des General-Consuls sie längst verlassen hatte.

So reiste Lola ab, unangefochten, ungekränkt, zum großen Jubel der Warschauer, zum Aerger des Statthalters und seines Satelliten, des Oberst v. A. —

Vielleicht ist der spanischen Tänzerin zum ersten Male bei dieser Gelegenheit Unrecht widerfahren. —

(Ein Künstlerjubiläum.) In der Theaterwelt hat der ausgezeichnete Schauspieler Theodor Döring sein 40jähriges Künstlerjubiläum begangen. Derselbe wurde 1805 in Warschau geboren, wo sein Vater preussischer Salzinspector war. Schon als Kind von vier Jahren zeigte er sein mimisches Talent, indem er den ihn in einer Krankheit behandelnden Arzt so täuschend in Geberden und Mienen nachahmte, daß seine treffliche Mutter sich darüber entsetzte. Auf der Schule trug ihm diese Gabe von Lehrern und Mitschülern, die er copirte, meist nur Prügel ein. Er besuchte in Berlin das Joachimsthaler Gymnasium und wollte Theologie studiren, jedoch zwangen ihn die traurigen Verhältnisse seiner Eltern, Handlungslehrling zu werden. Als Commis führte ihn seine leidenschaftliche Liebe zum Theater auf die Bühne, nachdem er schon vorher sich auf dem Liebhabertheater „Urania“ in Berlin, die Wiege so manchen großen Talentes, in einigen Rollen versucht hatte. Der Anfang seiner Künstlerlaufbahn war nichts weniger als ermutigend, indem er Abend für Abend von dem Publikum ausgelacht wurde. Indes ließ er sich nicht abschrecken, bis es ihm gelang, das Coullissenfieber zu überwinden. Längere Zeit war er Mitglied verschiedener Bühnen, wo es ihm herzlich schlecht ging. Erst in Breslau trat er nach dem Abgang des Komikers Wohlbrück mit Glück in niedrig komischen Rollen auf. Später kam er nach

Mainz, wo der treffliche Director Haake sein Talent ausbildete und ihn mit Shalepeare'schen Charakteren bekannt machte. Von da ging Döring nach Mannheim und gesiel dem Publikum und dem Intendanten, der ein ausgezeichneter — Pferdekennner war. Derselbe untersuchte bei jedem Schauspieler, bevor er ihn engagirte, die Zähne und legte Döring 200 Gulden Gage zu, weil er so schöne Zähne hatte. Ein Gastspiel in Hamburg, wo er Furore machte, endete mit einem glänzenden Contract und Engagement unter dem genialen Director Schmidt, dem Döring viele seiner besten Rollen zu verdanken hat. Im Jahre 1838 gastirte er auf dem Burgtheater in Wien und auf der Hofbühne in Stuttgart, wo er an Seydelmanns Stelle engagirt wurde. Da er sich in die dortigen Verhältnisse nicht fügen konnte, nahm er einen Ruf nach Hannover und später nach Berlin an, wo er zum zweiten Male Seydelmanns Nachfolger wurde. — Döring besitzt im höchsten Grade die beiden Haupteigenschaften eines dramatischen Künstlers, ein unvergleichliches Darstellungstalent und eine hinreißende Phantasie. Außer der Bühne vermag er schon mit Hilfe eines Taschentuchs eine Reihe komischer und grotesker Gestalten durch bloßes bewegliches Mienenspiel hervorzuzaubern. Auf dem Theater sind einzelne seiner Rollen, wie z. B. der „Banquier Müller“, sein „Amtsrath Frosch“ und der „Elias Krumm“ trotz mancher Uebertreibungen wahrhafte Meisterwerke. Auch im ernsten Drama erreicht er zuweilen, wie als „Tischler Anton“ in Hebbels „Magdalena“, eine erschütternde Wirkung, obgleich das seine Charakter-Lustspiel seine eigentliche Sphäre bleibt. —

(Heinrich Heine in München.) Heine lebte bekanntlich eine Zeit lang in München. Von da schrieb er an Barnhagen („Briefe an Barnhagen von Heine“. Leipzig, Brockhaus): „Es sieht hier schlecht aus; seichtes, kümmerliches Leben. Ich leide sehr an diesem Klima, meine Verhältnisse aber sind hier sehr heiter und lobenswerth. Ich lebe als grand seigneur mit etwa 5½ Menschen. Wunderschöne Weiberverhältnisse — indessen diese befördern weder meine Gesundheit noch meine Arbeitslust. Am liebsten bin ich unter jungen Malern, die besser aussehen als ihre Bilder. Ich bin ein Mensch, der zu seinem Vergnügen lebt, kann aber jetzt schon nicht mehr so gut schlafen als sonst, seit ich weiß, daß ein junger Maler mich in eine fürchterliche Schlacht hineingemalt hat. Wer steht mir dafür, daß mein wirklicher Leib nicht sympathisch mitfühlt, wenn der gemalte durchlöchert wird? . . .“

„In Deutschland ist man noch nicht so weit zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft eine kleine Lumpigkeit, sei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu schulden kommen lassen darf, wenn er durch diese Lumpigkeiten (Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens nicht schadet, ja wenn sie ihn in den Stand setzen, jener Idee würdiger zu dienen. . . Dies zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe in diesem Leben zu begehen.“

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfische 6 Thlr.
mit Stahlfischen 8 Thlr.

Die Schnafenburg.

Novelle

von

E. v. François.

1.

An einem Nachmittage sonn- und wonnesam, wie eine lyrische Jugend den Blütenmond in ständigen Weisen zu feiern pflegt, ein prosaischer Erzähler unserer Zone aber leider selten zu seinem Genuße gelangt, versetzen wir uns in eine Gartenwelt, deren Höhen und Gründe, Baum- und Alumngruppen, Formen- und Farbenspiele wir einer wohlverdienten gelegentlichen Schilderung vorbehalten, um für heute nur einen Blick in den Laubbogengang zu werfen, der sich in anmuthigen Windungen von der Burg nach der Felsenschlucht absenkt.

Höhen und Gründe, eine Felsenschlucht, eine Burg — und dort gen Norden, nur durch ein weites Sandfeld geschieden, deutlich erkennbar die Thürme einer gewissen großen, möglichst naturzahmen Residenz! Fürwahr, es muß ein glücksgeegneter Kunstfreund sein, der selber das unbewegliche Erbe seiner Väter so romantisch Komödie spielen, mit Ameisenmühe, auf tagefernen Straßen die Verwandlungen herbeiführen läßt, durch deren Hilfe er von Gruppe zu Gruppe diesen gefälligen, landschaftlichen Mikrokosmos producirt!

Wie natürlich sich jene Sandhügel mit starren

Porphyrblöcken maskiren! Wie übermüthig, der See- fülle abgeleitet, von Dampfkräften getrieben, das Wä- chelchen seine Heldenrolle braust, sich nach jähem Sturze unten in der Muschelgrotte sammelt, zu besinnen scheint, freiwillig friedsam fernerweitige Klippen vermeidet, sich sanftmurmelnd zwischen blühenden Matten schlängelt, mit ehrbarer Würde ein Pseudomühtrad treibt und endlich, außerhalb seiner Kunstsphäre, zum wirklichen Nutzen noch ein breites Wiesengelände beriefelt! Die zarten Moose und Gräser, die saftigen Farren- und würzhaften Waldkräuter, sie hauchen Chorus in hundertfältigen Düften; ein buntblühendes Strauchgeschlinge, Zierbäume aller Himmelsstriche, und ehrliche deutsche Eichen sogar spreizen sich gleich wohlgenährten Colonisten, während nur Auserwählte der nadeltragenden Eingeborenen sich behaupten, indem sie sich klüglich der zugetheilten Rolle fügen und das Ansehen geben, als hätten sie die Last der fremden Felsblöcke mit ihren sich behaglich im Sande dehnenden Wurzeln gesprengt. Droben aber in Gipfel und Wipfel, da musicirt ein vollstimmiges Orchester, Landeskinder mit freiwilligen und unfreiwilligen Ansiedlern um die Wette, zum Preise des Gebieters, der ihnen ein so lauschiges Heimwesen hergerichtet; und selber der breite See, der diese junge, künstliche Schöne umspannt und in seiner alten natürlichen Schöne, schier ein blaues Wunder, sich alltags so unveränderlich stille gegen die Folie des väterlichen Himmelgrauen abhebt, spiegelt heute mit einem Silberflimmer das wolkenlose Lächeln seines Ernährers zurück. All diese künstliche wie natürliche Malienluft scheint

indessen wenig von dem Paare gelöst zu werden, das in vertraulicher, aber unbehaglicher Unterredung langsam den Laubengang niederwandelt. Mutter und Sohn dem Ansehn nach; der Herr ohne Zweifel bereits über den Jahrgang hinaus, der Sparter und Schwaben zu Männern machen soll; die Dame demnach eine Greisin, so mädchenhaft, ja kindlich schüchtern ihr blaues Auge sich jetzt zu den Boden senkt, jetzt seitwärts auf den Begleiter richtet, welcher der verlegenen Stimmung früher als sie selber Meister geworden ist.

„Dreist heraus, m'amie!“ unterbricht er mit heller Füstelstimme ihre leise gedämpfte, gleichsam zwischen innerlichen Hindernissen sich windende Rede; „dreist heraus: ein refus, ein Korb!“

„O beiseibe nicht, Lieber! Ein kaum merkliches Ausbiegen nach der verhülltesten Andeutung,“ widersprach die Matrone, und als der Herr achselzuckend meinte: „Nein bleibt nein, leise oder laut,“ setzte sie mit flehender Geberde hinzu: „Laß es Dich nicht niederbeugen, mein Scipio.“

Sie seufzte bei diesen Worten und das Haupt senkte sich noch tiefer denn gewohnt, fast bis zu dem Strickstrumpfe herab, den sie hastig während der Rede regierte und dessen Knäuel in einer faltigen Taschenschürze verborgen war.

Der Scipio Genannte aber redete sich in die Höhe mit einem Ausdruck, der seinem classischen Namensahn Ehre gemacht haben würde. Seine Stirn erreichte nahezu die Schulter der schlanken Matrone und der goldige Lockenscheitel fiel gleich einer Löwenmähne in den Nacken hinab. „Niederbeugen?“ rief er aus, „niederbeugen, Vortrefflichste? Dieses Nein! Es erhebt mich, um Kopfhöhe erhebt es mich. Banalität, Mißverständnis, Unverständnis — —“

„Unverständnis, ganz recht, ganz recht, Lieber,“ bestätigte voller Eifer die alte Dame. „Kannte man Dich, wie ich Dich kenne — —“

„Kennst Du mich, m'amie?“ fragte der Herr mit schelmischem Augenblinzeln, worauf die Freundin bescheidenlich antwortete: „Es ist freilich schwer Dich auszukennen, mein Scipio, indessen ich, die Dich groß gezogen — —“

Der Begleiter entwickelte jemehr und mehr den rüstigen Humor, der dem Korbträger ziemt. „Groß?“ fragte er mit einem ironischen, durch das Bewußtsein der Selbstkritik gemilderten Blick auf ein Paar Däumlingsbeinchen, die einen mächtigen Oberkörper zu tragen hatten. Die Dame machte eine abwehrende Bewegung;

„Du hattest Anlage zu einem Riesen, Scipio!“ rief sie aus, „ja wohl, zu einem Riesen, bis — bis —“

„Das Kad, m'amie, das unglückliche Kad!“

„Das unglückliche Kad, barmherziger Gott! — Indessen — lassen wir jetzt die äußere Gestalt, gleichgiltig ja die —“

Das Herrchen schien es darauf abgesehen zu haben, die Trösterin mit gutmüthigem Spott zu unterbrechen. Er schnitt ihr von neuem die Rede ab, indem er ihr den Weg vertrat und durch einen neckischen Gestus eine absonderliche Wölbung über seinem Brustkasten bemerklich machte, sich dann auf dem Absätze nach der Rückenseite schwenkte, die einen nicht geringeren unziemlichen Ueberfluß offenbarte.

„Ein Verdruß! doch recht verdrießlich, gelt, m'amie?“ sagte er lachend, ohne alle Bitterkeit.

Die Augen der Matrone aber füllten sich mit Thränen und ihre Stimme klang weich wie aus einem Mutterherzen, auch als sie im Verlauf sich eines heiteren Uebergangs bestreifte. „Ich sehe Deine Seele, mein gutes Kind, Dein schönes, reiches Herz,“ sagte sie, „die Fülle der Gaben, — — tel qui brille au premier rang, s'éclipse au second! — Hörst Du die Nachtigall, Freund? Wer wünscht ihr einen Papegeienschmuck, wenn ihn ihr Lieb entzückt? — Indessen, warum soll ich mir es wehren, ich alte Thörin, die ich die seltsame Führung Deines Schicksals so viel weniger gelassen hinzunehmen vermag als Du selbst, Philosoph? — auch Dein Aeußeres — — wie grazios Du diesen sommerlichen Anzug trägst! Eine charmante Neuerung, lieber Scipio, sie wird Nachahmer finden, im nächsten Jahre Mode sein; gewiß, ganz gewiß.“

Sie musterte während dieser Rede Stück für Stück des kleinen Mannes schäferliche Toilette: leichtes Schuhwerk und weiße Unterkleider über den Zwergeinchen, Blouse von maigrünem Taffet, unter dem Höcker durch eine Schärpe festgehalten, breiter Spitzentragen, zwanglos von dem entblößten Halse niederfallend, ein runder Strohhut, der im Gehen mit einem Blumenstrauß geschmückt worden war.

„Es thut noth, sich unserer uniformirenden Tyrannie zu entziehen und zweck wie zeitgemäß auch in Aeußerlichkeiten zu verhalten,“ warf der Herr nachlässig hin, nicht ohne einen Blick jedoch, dem so zu sagen der Spiegel fehlte, und der deutlich darthat, daß man Humor genug besaß, um mit seinem Außenwerke nicht unzufrieden zu sein. „Aber Du hast Dich unterbrochen,“ fuhr er nach einer Pause fort. „Die Ge-

stalt," sagtest Du. „Die Consequenz, Deinen Schlußsatz, m'amie.“

„Den Schlußsatz? Ich weiß nicht — verzeih — er ist mir entfallen, Lieber," stammelte die Matrone, die diesen Gegenstand abgethan wünschte.

„Ich werde ihn ergänzen, meine Liebe: das Haupt eines Giganten auf einem Pygmäenleibe! Glaubtest Du im Ernst, daß dein Lämmchen von Gräfin den Sinn dieser Gestalt begreifen werde?"

„Ich hoffte es, mein Scipio. Deine gesellschaftlichen Vorzüge — o, nicht doch — ich wollte sagen: Dein Geist, Deine Liebenswürdigeit, die heitere Beherrschung Deines Geschicks — wen müßte es denn nicht rühren, mein armes Kind? Sie weinte, als sie die Bilder aus Deinen Knabenjahren betrachtete. „Ein Seraph!" sagte sie — — „Zammerschade, daß das Rad des Heuwagens das Flügelpaar des kleinen Seraph geknickt!"

Der innerlichste Wehepunkt einer mütterlichen Seele war mit dieser spottenden Erinnerung berührt worden.

„O, das Rad, das Rad!" ächzte sie, in sich versunken. „Daß ich auch just am Hirnsieber liegen mußte! Die einzige Krankheit meines Lebens, die erste Stunde, die das Kind außer meiner Obhut verbracht, daß — daß — —"

„Daß es just in der Heuernte sein mußte!" parodirte tröstend der kleine Herr. „Johannistag obendrein, Seraphchens Wiegenfest, ein Segenstag, wie der Glaube geht; der erste Erntewagen, mit Kränzen geschmückt — —"

„Der schwere, entsetzliche Wagen!"

„Das rollende Verhängniß, das heute, nach drei Decennien noch einen Freierkorb in diese werbende Hand geschleudert! Nun, lassen wir es ruhn, das seraphsmörderische Rad. Glaube mir, meine Gute, Dein Zögling wäre ohne dasselbe nicht geworden, der er ist.“

„Nein! —" hauchte die Matrone im tiefsten Schmerz.

„Und nun zum Schluß: das Dämchen will mich nicht; abgemacht! Ein Tantenplan! Ich war klar über das Resultat, sobald Du ihn ausgeheckt.“

„Ich?" rief die Dame verwundert, setzte aber augenblicklich mit hastigem Eifer und dunkel erröthend hinzu: „Ja wohl, ich, ich. Ich täuschte mich. Du würdest nicht glücklich mit ihr geworden sein, mein Scipio; ein liebliches Kind! Aber, ich glaube — ich fürchte — —"

„Nicht Herz genug," verhallte es auf ihren Lippen,

denn bereits hatte der Begleiter sich in Fluß gesetzt, um den Beweis einer Täuschung an ihrer Statt, wenn auch wahrscheinlich in einem anderen Sinne als dem ihren, zu übernehmen.

Der kleine Humorist war plötzlich wie umgewandelt; hatte er bisher in abgebrochenen Sätzen, ja nur in Blicken und Geberden, eine ironische Auffassung dargethan, so entwickelte er jetzt ein beredtames Pathos, indem er aus den Mängeln jener verschmähenden „Lieblichen" den Gegensatz der Tugenden zog, welche einer Natur seines Schlages genügen und dem Zwecke einer ehelichen Verbindung entsprechen sollten; einem Zwecke, welchen er allerdings weniger als die alte Dame in gemüthlicher Befriedigung als in einer nach außen hin ergänzenden Aufgabe zu finden schien und wiederholentlich ein „Correctiv" zu nennen liebte.

Es mußte von seiner Parteilosigkeit, oder von der Würdigung des männlichen Theils dieser ergänzenden Aufgabe, nicht minder als von seiner dialektischen Fertigkeit zeugen, daß jene Mängel dem Wesen nach löbliche Eigenschaften und Talente, jene Tugenden dahingegen vergleichungsweise mindestens Beschränkungen zu nennen waren. Das Bild einer geordneten, sich selbst besitzenden Natur wurde dem einer freien, strebenden gegenübergestellt; kein Wunderbild, aber tabellos, ein Produkt der schönen Regel. Er entwarf es wie der Künstler ein Modell, in Ausdrücken selber, die vielfältig aus dem Kunstgebiet in das des Lebens übertragen waren.

„Maß," rief er zum Schluß; „und noch einmal Maß, und zum drittenmal Maß! Und für das Maß den Sinn und für den Sinn den Nerv. Und aus dem Maße ein Ebenmaß, einen Rhythmus; in unserer Zeit verschwimmender, nachgeahmter Formen einen lebenskräftigen Stil!"

Er hatte gesprochen, gegenständlich wie im Interesse eines Dritten, offenbar mehr zu seinem eigenen Genuß als zur Ueberzeugung der andächtig aufmerkenden Freundin, deren Zustimmung ihm auch ohne Verständniß gesichert schien. Und in der That: die Gütige blickte zufrieden. Wenn dieser correcte Entwurf auch Zug für Zug weder dem idealen noch dem wirklichen Gegenstände ihres Herzens entsprechen mochte, er war gezeichnet mit sicherer Hand und die beigebrachte Wunde folglich wenig schmerzhaft oder tief. Ja, fast hatte es den Anschein, als ob der Bildner sich des erlebigen Raumes für neue Entwürfe, des Vorwandes für neue Hoffnungen erfreue.

„Eine Edelfrau, wie sie sein soll!" sagte sie jetzt, indem sie mit Wärme seine Hand drückte. „Wir wollen

nach ihr anschauen, lieber Scipio.“ — Freund Scipio lachte hell auf. „Anschauen!“ rief er. „Suchen wohl gar, suchen die Schönheit, suchen das Glück, suchen mit der Brille, wie ein Vierblatt auf einem Kleeblatt, gelt? O, Weiberchen, Weiberchen! Glück, meine Theure, Glück ist Offenbarung. Unge sucht, ohne Wahl, ein Blick, ein Blick. — — — Ha! Was ist das?“

Ihr Wandelgang hatte sie während dieses Gesprächs zu einem kleinen Plateau geführt, das, nur durch den Bach getrennt, der Muschelgrotte gegenüber lag. Der Herr stand während seines letzten Aufschreis in jäher Verzückung, beide Arme ausgestreckt, wie gebannt, seine Begleiterin aber athmete erlöst, da sie durch irgend welches Zwischenpiel den schweren, mit künstlichen Blumen verhüllten Korb verdrängt, und sie wußte es ja, ohne Groll für immer beseitigt sah. Sie folgte daher der Richtung seiner Blicke und ließ es an Zeichen eingänglicher Aufmerksamkeit nicht fehlen, als ein in der That überraschendes Schaubild ihrer Betrachtung dargeboten ward.

Am Rande des plätschernden Quells gegenüber lag ein weibliches Wesen, die Brust von leisem Schlummerhauche gehoben, das heiterste Traumeslächeln über den rein und fein geschnittenen Zügen. Zwei reiche, bläulich schwarze Flechten hingen losgenestelt an den Seiten herab, die faltigen Ärmel zurückgestreift, kreuzten sich die Arme über dem Haupt, das auf einer Moosbank ruhend, von den Ranten der Grotte umfächelt ward, während ein dunkles, schmuckloses Gewand, die groß und schlank entwickelten Körperformen umhüllend, bis über die entblößten, von den klaren Wellchen umspülten Knöchel geschürzt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Folgen einer Zeitungs-Annonce.) Die Misses Arabella und Isabella D. waren Zwillinge, welche mit ihrer jüngeren Schwester Jane ein bequemes Haus in dem lieblichsten Theile der englischen Grafschaft Hertfordshire bewohnten. Das Alter der beiden Zwillingeschwestern war zweifelhaft; ihre männlichen Bekannten waren artig genug, es auf dreißig Jahre anzugeben, während ihre Freundinnen behaupteten, sie hätten deren schon fünfzig. Ergreifen wir den Mittelweg und stellen es zur Zeit dieser Geschichte auf vierzig fest.

Jane war bedeutend jünger als ihre Schwester, höchstens

sechszwanzig Jahre alt, dabei von angenehmem Aeußeren und verständigen Sinnes, der ihren romanischen Schwestern oft zu Hilfe kommen mußte. Die guten alten Mädchen ließen sich nur zu oft täuschen und schienen eine wahre Leidenschaft zu haben, die größten Taugenichtse des Dorfes zu protegiren. Jane aber unterwarf die Schützlinge ihrer Schwestern einer strengen Prüfung, wobei es ihr stets gelang, die wahrhaft Bedürftigen ausfindig zu machen. Bemerket sei hier noch, daß die drei Mädchen sehr wohlhabend waren und von ihrem Vater, einem Londoner Kaufmann, ein schönes Vermögen ererbt hatten.

An einem schönen Sommermorgen befand sich Jane auf dem Grasplatze vor dem Frühstückszimmer und spielte mit ihrem Süßbrot, als ihre Schwestern in das Gemach traten, deren Unterredung sie nun unwillkürlich belauschte. Arabella und Isabella sprachen sehr eifrig über die Beantwortung einer öffentlichen Annonce, welcher Gegenstand der jüngeren Schwester viel zu harmlos erschien, als daß sie erst auf ihre Gegenwart aufmerksam gemacht hätte. Erst gegen das Ende der Unterhaltung hin merkte sie, daß Arabella ihrer Zwillingeschwester ein sehr wichtiges Geheimniß mitgetheilt zu haben glaubte, denn sie sagte: „Aber ich bitte Dich, liebe Isabella, sage Jane kein Wort davon; ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß sie davon wüßte.“ Nun erhob sich Jane und trat rasch ins Zimmer; sie wollte nicht für eine Horcherin gelten und darum gleich sagen, daß sie zufällig Alles gehört habe, aber die Schwestern hatten das Gemach schon verlassen.

Unsere Jane war für in Frauenzimmer eben nicht allzu neugierig, auch mischte sie sich nicht gern in anderer Leute Angelegenheiten und eine Spionin wollte sie gar nicht sein; sie blieb jedoch eine Ewastochter. Als sie nämlich die besprochene Zeitung auf dem Tische liegen sah, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, nachzusehen, welche Anzeige wohl ihre Schwestern so beschäftigt haben könne. So blickte sie denn die Spalten auf- und abwärts und stieß auch gleich auf eine mit „Heirathsantrag“ überschriebene Annonce, welche mit einem Bleistrich bezeichnet war. Sie lautete folgendermaßen: „Ein junger gebildeter Mann von anziehender Persönlichkeit und in guten Verhältnissen wünscht sich zu verehelichen und sucht auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Dame von sanfter Gemüthsart, guter Gesundheit und einem Vermögen von 10,000 Pfd. St. zur Lebensgefährtin. Adressen sind vertrauensvoll niederzulegen mit der Aufschrift: Cupido, Raupenhütte, Kensington.“

Jane ging ein unangenehmes Licht auf. Natürlich hatte die romantische Arabella die Thorheit begangen, auf diese sonderbare Annonce zu antworten, und ihre Zwillingeschwester begünstigte den Plan nach Kräften. Was war zu thun? Vorstellungen und Abmahnungen konnten die Sache nur schlimmer machen, die Schwestern reizten und dem Herrn Cupido, den Jane sich als einen gewissenlosen Abenteurer vorstellte, nur besser den Weg bahnen. Auch wollte sich das junge Mädchen nirgends Rath's erholen, um Arabellens Thorheit nicht dem Gelächter preis zu geben. Jane fühlte sich in großer Verlegenheit und machte einen Spaziergang in dem entlegeneren Theile des Gar-

ten, um darüber nachzudenken, wie sie diesen Cupido richtig abführen könne.

Unterdessen hatten sich die beiden Zwillinge in die Bibliothek begeben, um gemeinsam ein Muster von einem Liebesbriefe abzuschreiben, der mädchenhafte Schüchternheit, liebliche Offenherzigkeit und geschäftsmäßiges Wesen in sich vereinigen sollte. Lesen wir, welche Antwort sie zu Stande brachten:

„Arabella entbietet Herrn Cupido ihren Gruß und erlaubt sich die Meinung auszusprechen, daß der Urheber der Anzeige in der „Morgenpost“ häusliches Glück und alle Freuden des Ehestandes finden könnte, wenn er Arabellen weitere Mittheilungen machen und den Brief an sie nach der Poststation Berksford adressiren will. Arabella beabsichtigt, offenherzig zu Werke zu gehen, und erwartet dagegen ebenfalls vollen Freimuth. Aus der Ankündigung des Herrn Cupido entnimmt sie, daß er 10,000 Pfd. St. verlangt. Arabella wagt hier anzudeuten, daß sie mit einem weit größeren Betrage des schönsten Metalls belastet ist, obschon sie die Ueberzeugung hegt, daß dieses in den Gesinnungen des Herrn Cupido nichts ändert.“

Diese Epistel war auf parfümirtes rosa Papier geschrieben, wurde in ein zierliches Couvert gesteckt und von Arabellen eigenhändig in den Briefkasten geworfen.

„Ich erwarte keine weltlichen Genüsse im ehelichen Stande,“ sagte sie zu Isabella, als sie von ihrem Gange zurückkam, ich habe nur den Wunsch, den Kreis meiner Thätigkeit zu erweitern und die dem Weibe gebührende Stelle an der Seite eines würdigen Mannes einzunehmen, um ihn zu guten Werken zu ermuntern und ihn zu trösten, wenn die Bogen der Trübsal in seiner Seele wüthen.“

„Ganz recht, meine Liebe,“ erwiderte Isabella bewundernd, „Du brüdest Dich ebenso klar als poetisch aus. Ich vermüthe — ich habe in der That eine Art innerer Ueberzeugung, daß Cupido ein Geistlicher ist, was Deinen Ansichten ja vollkommen entsprechen würde.“

„Wirklich!“ rief Arabella, „wäre es möglich! O, geliebte Seele, wie glücklich wollte ich sein, wenn dem so wäre! Würdest Du mich beneiden?“

„Nein,“ sagte die Schwester, „nein. Die Männer sind alle hohle und leichte Geschöpfe, und die Geistlichen sind bloß ein wenig inhaltsvoller als die Anderen. Ach!“ seufzte sie.

Isabella kannte die Welt. Sie hatte alle ihre Sittigkeit gekostet, all ihre Rosen gepflückt und — sich dabei die Finger jämmerlich zerstoßen. Ja! sie hatte geliebt und verloren. Arme Isabella! Einige dreißig Jahre zurück, da sie in der Stadt mit ihren Eltern allsonntäglich fromm zur Kirche ging, war ein kleiner Junge ihr Courtmacher gewesen, der den unpoetischen Namen Cottonbags führte. Er hatte ihr damals Pfäutchen und Beizen zugesteckt, ihr Kugeln und allerhand Spielzeug unter der Kirchthür zugeschoben und andere Zeichen des Gefühls gegeben, das in ihm brannte. Aber ach! Die Zeit änderte ihn und ein Herz, er verließ sie, um einer Anderen seine Huldigungen darzubringen.

Seit jener Zeit hatte Isabella nicht wieder geliebt. Sie

stählte ihr Herz gegen das wankelmüthige Geschlecht und erklärte die Männer für durchaus schlecht. Dennoch fühlte sie eine Art herablassenden, mitleidvollen Interesses für diese erste Liebesangelegenheit ihrer Schwester; sie erwartete nämlich, daß Alles in Täuschung und zerstörten Hoffnungen enden würde, wodurch ihr neue Gelegenheit ward, auf die herzlosen Betrüger zu schelten.

Jane hatte sich einstweilen im Garten einen Plan zurecht gelegt. Sie wollte selbst an diesen Cupido schreiben und einen nahen Tag für ein Rendezvous bestimmen, wodurch sie die Mittel zu erhalten hoffte, ihn schmählich aus dem Felde zu schlagen, im Fall er Arabellen würde umgarnen wollen. Sie schrieb also gleichfalls einen Brief an den „jungen Mann von Bildung und anziehender Persönlichkeit“, und gab ihren Willen kund, sich zu verheirathen, übertrieb noch ihre günstigen Vermögensverhältnisse, gab an, völlig unabhängig zu sein, und setzte schließlich eine Zusammenkunft für den folgenden Tag an einem bestimmten Ort in London fest, womit sie ihre Schwester überholte, die nur zu schriftlicher Mittheilung eingeladen hatte.

Am nächsten Tage theilte Jane den Schwestern mit, daß sie in Begleitung ihres Kammermädchens nach London gehe. Diese waren nicht gerade überrascht durch den raschen Entschluß; London lag nicht allzufern und sie machte daseibst ihre größeren Einkäufe. Mit einigen Aufträgen der Schwestern versehen, kam Jane zur rechten Zeit bei ihrer Putzmacherin an, in deren Geschäft sie den jungen Mann hatte treffen wollen. Aber sie wartete vergebens. Cupido hatte sofort gemerkt, daß es mit ihrem Briefe eine andere Bewandniß haben müsse, und war nicht in die Falle gegangen.

Ungebildig und enttäuscht verließ Jane den Laden und ging nach dem Strande, wo sie sich nach einem Cabriolet umsah. Da stieß sie ein Mann im Vorbeigehen heftig an und eilte dann weiter; sie merkte sogleich, daß ihre goldne Uhrkette fehlte und schrie: „Haltet den Dieb!“ Ein in der Nähe befindlicher Polizeidiener hörte den Ruf, lief dem Kerl nach und faßte ihn glücklich. Jane brachte ihre Anklage vor, die Kette wurde bei dem Burschen gefunden, den der Polizeimann nach Bowstreet führte, wohin Jane mit ihrem Mädchen zu Wagen folgte. Auf der Polizei mußte sie wegen des Verhörs eines anderen Gefangenen warten und wurde einstweilen in ein Zimmer geführt, das mit Fesseln und ähnlichen Gegenständen ausgestattet war. Die Wände waren mit männlichen Portraits bedeckt, welche meist abschreckend erschienen und einen lauernden Blick hatten; einige dieser Bilder jedoch machten eine Ausnahme und präsentirten sein gelleidete, freundlich lächelnde Gentlemen.

„Wer sind diese?“ fragte Jane einen Polizisten.

„Leute, die wir suchen, Miß,“ gab jener zur Antwort.

„Wie, auch jene Herren?“

„Ja wohl, Miß, das sind die Schlimmsten, die werden von Bankiers, Kaufleuten u. s. w. gesucht, das sind vornehme Schwindler und Betrüger,“ sagte der Mann lächelnd.

Jane ward nun vorgelassen, brachte ihre Anklage vor und erhielt die Anweisung, am folgenden Tage wiederzukommen und ihr Zeugniß abzulegen. Nun eilte sie nach dem Bahnhofe zurück.

Zu Hause angelangt, bemerkte sie im Hause eine ungewöhnliche Aufregung. Aus der Küche kam ein angenehmer Bratenduft und das bessere Tafelgeschirr wurde ins Speisezimmer getragen. Im Parlour fand sie ihre Schwestern im Galaanzug.

„O Jane,“ riefen Beide zugleich, wir haben Gesellschaft zu Mittag, eine neue Bekanntschaft, ein so angenehmer feiner Gentleman, Herr Arundel Flasch.“

„Wer ist das?“ fragte die jüngste Schwester.

„Ich sage Dir ja, eine neue Bekanntschaft von mir,“ sagte Arabella nun in piquirtem Tone.

Jane schwieg, aber in ihr stieg eine unangenehme Ahnung auf. Sie hatte nie von dem Herrn Arundel Flasch gehört und konnte sicher annehmen, es sei kein Anderer als der Herr Cupido. Ihr Gedankengang wurde durch den Eintritt des Besprochenen unterbrochen. Herr Arundel Flasch bewegte sich unstreitig mit großer Gewandtheit und Sicherheit, aber Jane konnte nicht recht ausfindig machen, ob er von guter Geburt und Erziehung und erst später in schlechter Gesellschaft gewesen sei, oder ob sie hier einen gemeinen Menschen vor sich habe, der sich gesellschaftliche Politur erworben.

Beim Mittagessen saß sie dem Freunde ihrer Schwestern gegenüber und beobachtete ihn genau, was ihn offenbar unangenehm zu berühren schien. Als er einmal den Kopf nach der Seite wandte, kam es Jane vor, als habe sie ihn schon gesehen, doch quälte sie ihr Gedächtniß umsonst mit dem Wo. Sie konnte sich dessen nicht erinnern, ohne doch an der Thatsache zweifeln zu können, und sie zermarterte sich den Kopf vergeblich, ohne darauf zu kommen. So ging das Mittagessen vorüber.

Herr Arundel Flasch erklärte, er könne nicht ohne Gesellschaft beim Weine sitzen bleiben, so gut er auch sei, und bat um die Erlaubniß, sogleich mit ins Gesellschaftszimmer gehen zu dürfen. Dort machte er sich ungemein angenehm; er spielte vortrefflich Whist, zeigte den Damen nette Kartenkünste und sang die beliebtesten Volkslieder. Als die Uhr zehn schlug, nahm er Abschied, um noch mit dem Zuge fortzukommen, und ließ Arabella mit einem sehr günstigen Eindruck von seinen guten Eigenschaften zurück.

Obgleich Jane ihre Schwestern ausfragte, konnte sie doch nicht erfahren, wer oder was Herr Flasch sei; sie lehnten jede Beantwortung ab, indem sie blos angaben, er sei ein Freund — ob ihr das nicht genüge?

Flasch hatte mit der ersten Post aus Arabellas Brief geantwortet und war dann mit dem Zuge hinabgefahren, um zu erspähen, ob ein Frauenzimmer zum Postbureau käme, den Brief in Empfang zu nehmen. Er sah Arabella nicht sobald ankommen, als er auch schon ihren Zweck errieth. Er beobachtete sie ein Weilchen, redete sie dann an, schmeichelte ihr und wurde dann zum Mittagessen eingeladen. Wir haben gesehen, wie er sich dabei benahm.

Am nächsten Tage reiste Jane wieder nach der Stadt, um bei der Polizei zu erscheinen. Sie bat ihre Schwestern, sie zu begleiten; diese entschuldigeten sich jedoch Beide und sagten, sie hätten zu Hause zu thun. Jane wunderte sich darüber, bis ihr

einfiel, daß sie vielleicht Herrn Flasch erwarteten und zu Hause blieben, um denselben zu empfangen. Sie beschloß also, nach Beendigung ihres Geschäfts einige ihrer Freunde anzuschauen und zu Rathe zu ziehen, denn sie war überzeugt, daß Herr Flasch der Mann nicht war, der er sein sollte, oder wenigstens, daß er die Bekanntschaft ihrer Schwester nicht in geeigneter Weise zu machen suchte.

Als Jane nach der Stadt kam, fuhr sie zuerst nach Vinculus Inn, um ihren Sachwalter zur Unterstützung mit nach dem Polizeiamte zu nehmen. Der ältere Theilhaber der Firma war abwesend; sie ließ sich also von Herrn Very, dem jüngeren Associé, zur Polizei begleiten. Der Fall kam endlich an die Reihe, Jane wurde befragt und der Gefangene erhielt sein Urtheil. Als sie mit dem Sachwalter das Polizeiamt verlassen wollte, begann es heftig zu regnen; sie traten also in das früher beschriebene Zimmer, um abzuwarten, bis man nach einem Wagen senden könne. Was da geschah, werden wir erst später sehen; kehren wir jetzt zu den beiden Schwestern zurück.

Kurz nach zwölf Uhr Mittags nähete Herr Arundel Flasch der Wohnung der schönen Arabella. Er war äußerst elegant gekleidet; ein dunkelblauer Ueberrock, zierliche Lackstiefeln und orangefarbene, gemasleberne Handschuhe zierten seine Gestalt; eine duftige Rosenknospe trug er im Knopfloch. Er grüßte Arabella mit achtungsvoller Härtlichkeit und schüttelte Arabella in brüderlicher Weise die Hand. Er wurde in das Bibliothekszimmer geführt, wo ein suberbes Sabelfrühstück aufgetragen war, dem er alle mögliche Ehre anthat. Dann spazierten sie plaudernd im Garten herum, bis sie in die Rosenallee kamen; da stahl sich Arabella hinweg, um den verliebten Flasch und die schüchternen Arabella allein zu lassen.

Das interessante Paar kam zu einer schattigen Laube und der galante Flasch nöthigte Arabella, sich niederzusetzen; sie erröthete und zierte sich mit mädchenhafter Schüchternheit, aber er nahm ihre Hand und führte sie zur Bank. So saßen sie schweigend beisammen, nur Seufzer unterbrachen hier und da die Stille. Endlich legte der kühne Freier seinen Arm um die schlante, etwas knöchernen Taille und lispelte: „So möchte ich sterben!“

„Wie, Schmeichler?“ flüsterte die erröthende Arabella.

„Die, welche ich liebe, an mein Herz gedrückt,“ sagte Flasch, die That dem Worte folgen lassend, aber fittsam zurückgedrängt von der verwirrten Jüngfrau.

„Unsere Bekanntschaft ist noch zu neu,“ sprach sie, „als daß Sie schon von Liebe sprechen könnten.“

„Sagen Sie das nicht!“ rief Flasch. „In dem Augenblicke, als sich unsere Augen begegneten, erlitt mein ganzes Wesen eine Veränderung — ein hundertmal innigeres Leben begann für mich. Ich schwor mir zu, das liebe Wesen in grüner Seide am Postschalter müßte mein sein oder ich wollte sterben!“

„Ach!“ rief Arabella. „Sie täuschen sich vielleicht selbst mit diesen berebten Versicherungen, allein hüthen Sie sich, ein jungfräuliches Herz unabsichtlich zu errathen.“

„Sie mißtrauen mir!“ rief Flasch. „Nun, dann hat das

Leben keinen Reiz mehr für mich.“ Er zog mit düsterer Geberde ein Messer aus der Tasche.

„Was wollen Sie thun, voreiliger Mann?“ schrie Arabella. „Ich glaube Ihnen ja.“

„Sie liebt vielleicht einen Andern und giebt mich der Verzweiflung preis!“ höhnte Flasch wieder.

„Nein, nein!“ schluchzte sie. „Ich liebe für Dich, nur für Dich, Arundel!“

Flasch fiel auf die Knie, steckte sein Taschenmesser wieder ein, nahm Arabellas beide Hände und rief: „Grausamer Dämongeist! Du hältst den flatternden Vogel durch Deine himmlische Annuth gefangen; Du verstrickst ihn im Reize Deiner Reize, und wenn er dann aus Liebe für seine schöne Tyrannin dem Tode nahe ist, so hörst Du auf, ihn zu quälen und nimmst ihn an Dein Herz. Du bist mir verpönt, ich lasse Dich nicht mehr. Hüte Dich, mich mit kalten Blicken anzuschauen, denn ich bin empfindlich und wohne in der Nähe des Regent-Canals.“

„Ich bitte Dich, Arundel, keine so schrecklichen Bilder,“ erwiderte Arabella. „Ich will Dich nie mit kalten Augen anschauen; ich will Dir folgen bis“ . . .

„Etwa bis nach Botanybay?“ fragte eine fremde Stimme hinter Flasch, dann fügte sie hinzu: „Komm, Barney, wir haben Dich endlich ertappt, so sieh auf und laß die Dame in Ruhe.“

Flasch sprang auf, während ihn Inspector und Constabler Schnapp von der Londoner Polizei beim Kragen packten. Arabella sah sich verstört um und begegnete den vorwurfsvollen Blicken Janes und des Herrn Bery; sie fiel besinnungslos zu Boden. Isabella war auch zugegen und wunderte sich sehr, daß Flasch nicht in edlen Unwillen über die unwürdige Behandlung ausbrach, sondern die lustigen Späße des Beamten mit einem bitteren Lächeln anhörte und selbst die Handschellen sich gefallen ließ.

Arabella kam bald wieder zu sich und fragte leise murrend: „Aber was hat er denn verbrochen?“

„Er ist der Fälschung, des Einbruchs, des Betruges überwießen, Miß,“ erwiderte der Inspector und ging mit seinem Gefangenen ab. Die zitternde Arabella wurde von ihren Schwestern ins Haus geführt.

Fräulein Isabella und Fräulein Jane setzten sich mit dem Sachwalter zu Tische; dabei kam Folgendes zu Tage:

Während Jane und Herr Bery im Polizeiamte warteten, fiel Janes Blick auf eins von den Portraits, welche die Wand schmückten. Sie sah noch einmal genauer hin — o Schrecken! Es war Herr Flasch. Sie erkundigte sich sogleich und hörte, es sei das Bild eines Menschen, den die Polizei suche, eines wohlbekannten Schwindlers und Verbrechers. Nun theilte sie Alles, was sie wußte, Herrn Bery mit; dann beriethen sie sich mit dem Inspector Murr und es erfolgte, was wir berichtet haben.

Die arme Arabella brauchte lange Zeit, ehe sie sich von dieser Erschütterung erholte. Sie erschien zum ersten Male wieder öffentlich bei der Hochzeit Janes mit dem jungen Sachwalter Herrn Bery. Dieselbe Zeitungsnummer, welche die Ver-

mählungsanzeige enthielt, brachte auch die Verurtheilung zu zwanzig Jahren Deportation des Robert Santos, alias Garnay, alias der Fuchs, alias Herr Arundel Flasch. —r.

(Noch eine Geschichte aus dem Carneval.) In Wien saßen wenige Tage vor dem definitiven Schluß des tollen Faschings zwei Schwägerinnen, sehr hübsche junge Frauen, die eine blond, die andere brünett, im Hofopertheater und gaben sich dem Genuße hin, den ihnen Herr Beck als Sänger und Schauspieler bereitet. Die Männer der beiden Damen waren auf Geschäftsreisen auswärtig und so suchten sie sich ihre Strohtrittzeit gemeinschaftlich zu vertreiben, so gut es eben gehen wollte. In den Zwischenacten entdeckten sie in ihrer nächsten Nähe einige Herren, deren Gespräche ihnen ordentlich spaßhaft und sonderbar vorkamen. Zwei Herren in der Bank vor ihnen, konnten gar keinen Satz sprechen, in dem nicht das Wort „Perle“ vorgekommen wäre, mochte es nun dahin passen oder nicht. Was sie auch immer sagten, die „Perle“ fehlte ihren Reden nie. Sagte der Eine: „Beck ist doch die Perle unserer Operpersonalis,“ so sagte der Andere wieder: „Weißt Du, wer die Perle des heutigen Publikums ist?“ und dergleichen Phrasen mehr.

Das hätte noch Alles nicht die Aufmerksamkeit der beiden Damen erregt, denn schmeichelnde Herren, bei denen ein schönes Wort bei fehlenden Begriffen sich bald einstellt, sind ja gerade keine Seltenheit, allein bald fingen zwei Herren hinter ihnen ein ähnliches Concert an, bei dem „la pluie des perles“ die Hauptrolle spielte, das heißt, was auch die wieder sagten, das Wort „Perle“ mußte in ihren Reden vorkommen. Nicht lange darauf und ein Herr, der neben der blonden, hübschen Frau saß, fing zu ihrem größten Befremden mit einem Male auch an, Perlen auszuträmen. Sie hörten nichts mehr als Redensarten wie: „Finden Sie nicht, daß Perlen der schönste Schmuck sei?“ „Kennen Sie das Lied: „Eine Perle nenn' ich mein?“ und so ging es fort. Die Damen wunderten sich höchlich über diese Perlenfischerei, die vor, hinter und neben ihnen getrieben wurde, und da ihnen dies sowie ein gewisses Fixiren, das der Herr neben ihnen sorgfältigst ohne Unterbrechung fortsetzte, lästig zu werden begann, so verließen sie das Theater noch vor dem Schluß der Oper. Sie wurden draußen von dem Bruder der einen Dame erwartet und gingen nach Hause, bemerkten jedoch, daß der Herr, welcher neben ihnen im Theater gesessen hatte, ihnen folgte, indem er bald voraus, bald hinter ihnen herging. Glücklicherweise waren sie nicht weit vom Theater an Ort und Stelle ihrer Behausung und daselbst besprachen sie noch lange die sonderbare Perlen-Conversation, indem sie sich den Kopf zerbrachen, was dieselbe wohl bedeutet habe.

Erst am anderen Tage wurden die Damen hierüber aufgeklärt. Der sie verlassende Bruder der einen stieß, als er sich von ihnen verabschiedet hatte, auf den sonderbaren Herrn, der den Damen gefolgt war, und die beiden erkannten sich nun als gute Bekannte. Als der sonderbare Herr den Bruder der Blondine frug, wer die Damen gewesen und dies erfuhr, da bekannte er sich freiwillig als Opfer einer Mystifikation und bat den

Bekanntem, ihn bei den Damen nachdrücklichst zu entschuldigen wegen seines sonderbaren Benehmens, woran folgende Umstände Schuld waren. Er hatte auf einem Maskenballe im Theater an der Wien eine sehr interessante Maske kennen gelernt, die ihm für jenen Abend im Hofopertheater ein Wiedersehen ohne Maske versprach, mit dem Bedenken, sie werde mit ihrer Freundin die Sperrstige 112 und 113 inne haben und er möge als Erkennungszeichen in seiner Rede das Wort „Perle“ vorkommen lassen.

Der Herr hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sich für jenen Abend den Sperrstige Nr. 114 für ausgezeichnete Bezahlung zu verschaffen und die hübsche Blondine, die er für seine interessante Maske hielt, mit einigen „Perlen“ zu bedienen. Nach diesem Gesändnisse stellte sich nun auch das Benehmen der Herren vor und hinter den Damen und ihre lächerliche Conversation, die soviel Perlen verbrauchte, ans hellste Licht. Auch sie wurden auf jenem Maskenballe von derselben interessanten Maske ins Theater bestellt und hatten, da sie nicht Sitze neben 112 und 113 bekommen konnten, mit Sitzen vor und hinter diesen Plätzen vorlieb genommen, von wo aus sie sich ihrer vermeintlichen Maske durch Perlen verständlich zu machen suchten. Wer weiß, wie viele Andere noch jene Maske ins Theater bestellt, die aber keine Plätze mehr bekamen. — r.

(Eine verlorene Nasenspitze.) Ganz oder vielmehr wenigstens halb Paris trauert um den Verlust einer Nasenspitze, die sich bisher im Antlitz eines Malers befand, der um seiner Schönheit willen den Namen „Kunst-Abonis“ führte und um dessen geschwundene Schönheit gar viele Pariserinnen aus allen Ständen klagen.

Der Abonis war von einer russischen Fürstin eingeladen worden, sie in Nizza zu besuchen; die Russinnen sind bekanntlich sehr gastfrei und der Maler wurde mit aller Aufmerksamkeit empfangen, welche sein — großes Talent verdient. Die Fürstin war sehr entzückt, ihr Portrait malen zu lassen, Herr K. (wie wir ihn nennen wollen) sehr entzückt, es zu malen — so waren beide Theile zufrieden. Nur eine dritte Person war es nicht, ein Ueberlästiger, der, obwohl er nur die ganz gleichgiltige Stellung eines Gemahls der Fürstin einnahm, doch unverschämmt genug war, die häufigen zum Malen eines Portraits so notwendigen langen Sitzungen übel zu nehmen. Ein Duell wurde für nöthig gehalten; beim ersten Blutfließen sollte dasselbe endigen.

Herr K. empfing eine ziemlich tiefe Wunde in der Schulter, die Zeugen erklärten, daß der Zweikampf beendet sei, als der Fürst, auf dem feuchten Rasen ausgleitend, auf den Maler fällt, der, vom Blutverlust erschöpft, sich gegen die Mauer lehnte.

Ein Schrei wird vernommen, die Zeugen springen vor, beide Gegner liegen auf dem Boden. Der Degen des Fürsten, den er noch in der Hand hielt, hatte beim Ausgleiten die Nase und ein Stück der linken Wange des Malers abgeschnitten. Der Fürst behauptet, daß nur der unglücklichste Zufall die

Schuld daran trage. Der arme Abonis hat den berühmten Dr. Melaton konsultirt, der zwar versprochen hat, ihm eine falsche Nase anzusetzen, die verletzte Wange jedoch nicht wieder herzustellen vermag. Der Maler wird nun wohl darauf verzichten müssen, künstlich noch Eroberungen zu machen. — r.

(Ein Drama an der Stadtpost.) Man glaubt gar nicht, wie viel kleine Lustspiele und Schauspiele an dem Postschalter einer großen Stadt spielen — vollends einer Stadt voller Intriguen tausenderlei Art wie Paris. Hier drängt sich täglich in den Morgenstunden eine Menge von Menschen, um Postrestantbriefe in Empfang zu nehmen; die vornehmsten Damen sieht man da in einfacher dunkler Toilette, dicht verschleiert und in Kleidern, die selbst ihren Kammermädchen unbekannt sind.

Eines Morgens erschien ein Herr im Reiselostüm nebst seiner Frau an einem der Fenster des Stadtpostbureau's von Paris; der Herr war mindestens fünf Fuß sechs Zoll groß, dabei sehr dick, und hielt einen ungeheuren Stock in der Hand. Die Frau war ein zierliches, junges Wesen, ganz in einem Bel-mantel gehüllt, und spielte mit einem kleinen Sonnenschirmchen.

Der Ehemann sagt zu dem Beamten: — Schnell, mein Herr, ich reise eben nach Bordeaux, haben Sie einen Brief für mich? Hier ist mein Paß.

Der Beamte sucht eine zeitlang und spricht dann: Nein, mein Herr.

Die Frau scheint förmlich aufzuathmen bei dieser Antwort.

Der Beamte: Warten Sie, mein Herr, hier ist doch ein Brief aus Bordeaux; wollen Sie mir erlauben, Ihren Namen noch einmal nachzusehen? Er nimmt den Paß, den ihm der Herr hinreicht; dabei begegnen seine Blicke denen der jungen Frau, die ihm lebhaft Zeichen mit ihrem Sonnenschirm macht.

Der Mann: Nun, mein Herr, ist es mein Name? Zeigen Sie mir den Brief. Wenn er für meine Frau ist, so ist dieselbe hier. Dabei zeigte er auf die jetzt wieder ganz unbefangene aussehende Dame.

Der Beamte wirft der Dame einen Blick des Einverständnisses zu: Nein, mein Herr; der Brief ist zwar aus Bordeaux, allein er ist nicht für Sie.

Damit gehen die beiden Gatten fort und Alle lachen, außer dem Beamten, der schon mehr dergleichen erlebt hat.

Eine Minute darauf wird die Thüre schnell von Neuem geöffnet, die kleine Frau stürzt herein und sagt: „Schnell, schnell! Er folgt mir nach.“ Sie steht wie auf Kohlen, bis ihr der Beamte den Brief überreicht hat und als sie denselben endlich in ihren Händen hält, schlenbert sie rasch ihren Sonnenschirm in das Bureau hinein, indem sie spricht: „Ich habe ihm gesagt, ich hätte meinen Schirm hier vergessen.“

In diesem Augenblick erscheint der Gatte ganz außer Athem, — grade zu rechter Zeit, um dem Beamten zu danken, welcher der Dame den Sonnenschirm überreicht, — der Brief war längst versteckt und die Beiden gingen nun definitiv fort, um nach Bordeaux zu reisen. — r.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Schnakenburg.

Novelle
von

E. v. François.

(Fortsetzung.)

„Ein schönes Kind,“ sagte die Dame, „eine Fremde, Verirrte wohl gar.“

„Eine Nymphe, eine Fee!“ unterbrach sie ekstatisch der kleine Herr, indem er dem Bachsteige entgegengleite, um sich von der Realität dieser zauberischen Erscheinung zu überzeugen. Als jedoch seine Freundin darauf hindeutete, daß die Schläferin, also von Männerblicken überrascht, sich beim Erwachen beschämt fühlen müsse, zog er sich bescheiden zurück und erging sich aus dem Hinterhalte eines Gebüsches, die Blicke magnetisch auf die Grotte geheftet, in einer zergliedernden physiognomischen Rhapsodie über das seinem Künstlerauge vorgeführte unvergleichliche Modell. Das classische Profil, die breite niedere Stirn, die leise Curve der Lippen, ein bräunliches, sanftdurchglühendes Colorit bis zu den feinen Fesseln der rundlichen Glieder hinab, wurde das Ganze wie das Einzelne zur Bedeutung, zum Symbol. Alles was unser Mann vor wenigen Minuten von dem Traumbilde seiner Seele gefordert, und manches Unausgesprochene in den Kauf: Jungfräulichkeit, Hoheit, Adel, erschienen natürlich verbrieft und besiegelt. Von Bild zu Bild, von Mythos zu

Mythos, von Salthea zu Dornenröschen, durch alle Regionen der Romantik streifte der Dithyrambus einer der Erlösung harrenden traumbefangenen Schönen.

„Poet!“ unterbrach ihn die Matrone, die mit bewunderndem Lächeln dem überschwänglichen Ergüsse zugehört. Plötzlich aber lief sie unter dem Schreckensrufe: „Die Füße in dem eifigen Wasser, es kann ihr Tod sein!“ in ängstlicher Eile dem Stege zu, um die Sorglose aufzuwecken.

Ehe sie dieselbe indes erreichte, regte sich die Schläferin; die Dame verbarg sich neben dem lauschenden Freunde hinter einer Baumgruppe, die sie den fremden Blicken entzog, ohne die eigne Augenweide zu beeinträchtigen.

Die Schöne dehnte wie im Wohlgefühl ihre Glieder, schlug die tiefblauen Augen auf, strich mit der Hand über die Stirn, schien sich zu besinnen. Das anmuthige Traumeslächeln schwand von ihren Lippen, sie schrak zusammen, spähte scheu nach allen Seiten und erhob sich darauf hastig, um ihre Füße zu bekleiden, die Flechten kronenartig über der Stirn zu wickeln, die Falten des Anzugs mit der Hand zu glätten und eine halbweile Purpurblüte, die ihrem Schoße entfallen war, im Gürtel zu befestigen.

Auch diese ihre leisen ruhigen Bewegungen, wie vorhin die leise bewegte Ruhe, begleitete der heimliche Beobachter mit Zeichen und Ausrufungen einer tief-sinnigen, physiognomischen Combination. Als er die Schöne ohne einen Blick in den lockenden, kristallhellen Wasserspiegel ihre Toilette beendigen sah, rüßmte

er die stolze Gleichgiltigkeit gegen weiblich selbstgefällige Gelüste. „Eitel, eitel! Nichts entwürdigender als Eitelkeit,“ lautete sein Spruch.

Die Freundin schlug, gewohnter Weise bis unter die Silberlöcher erröthend, die Augen zu Boden, wiewohl sie ihrem Habitus nach die Moral schwerlich auf die eigene Person zu beziehen hatte. „Ein schönes Frauenzimmer,“ wiederholte sie darauf ablenkend in gefälliger Neugier, „eine Fußgängerin, unbekannt in der Gegend; möglich, daß sie sich um den erledigten Dienst im Schlosse bewerben will.“

Freund Scipio schien diese hausbackene Auslegung des schönen Räthsels überhört zu haben. „Fremd und geheimnißvoll wie das Fatum!“ murmelte er in sich versunken; dann aber sich groß gegen die Matrone aufrichtend, rief er mit einer prophetischen Geberde: „Meine Theure, bei der Geburt dieses Kindes hat die Sonne über seinem Haupte culminirt!“

Die feherische Stimmung sollte durch eine bedeutend realistische Erscheinung abgedämpft werden. Ein dralles Dirnchen in geblühten Kattun kam von dem jenseitigen Schloßwege einhergetrabt, die Backen glühend und der Athem keuchend unter der Last eines mächtigen Deckelkorbes, an welchem ein Käfig mit ein Paar Tursteltauben befestigt war. Sie lockte schon von weitem durch den Ruf: „Kinchen, Kinchen!“ die Grotten schöne aus ihrem Versteck, berichtete darauf, lachend über das ganze Gesicht, von einem Kameraden, der, im Augenblick in seiner Werkstatt nicht abkömmlich, sich gegen Abend zur Begleitung einstellen werde, von einer Herrschaft, die spazieren gegangen, von tausend im Fluge erspähten Wunderdingen, welche vor ihrem Stadtgange in Augenschein zu nehmen sie das zögernde „Kinchen“ anfeuernte.

Mitten im letzten Satze wurde sie unterbrochen: der kleine Herr vertrat ihr mit ausgebreiteten Armen den Weg. „Halt da! Eingefangen auf verbotenem Wege, Schoß und Gebühr, schönes Kind!“ rief er in plötzlicher Schälerlaune, indem er den Mund für die geforderte Auslösung mit so unschuldiger Miene spitzte, daß der Tribut an diesen wunderbarsten aller Flurschützen, den sie kaum höher als ein halbwüchsiges Bürschchen taxirte, schwerlich gegen der kleinen Keuschheitsgesetze verstoßen haben würde. Eine weniger zarte Manier indessen schien ihrem Gusto entsprechender, sie lachte hell auf und schwenkte die kleine, runde Hand, ließ sie aber jählings sinken, sobald sie die nachfolgende Matrone bemerkte, gegen welche ihre am Grotteneingange weilende Freundin sich mit ruhigem Anstand verneigte.

Die weißen Löcher flößten ihr Ehrfurcht, Strickstrumpf und Taschenschürze Vertrauen ein, sie knixte wiederholt, und als der freundlichste Blick dem ihren begegnete, fragte sie zutraulich: ob sie etwa eine dem Schlosse Zugehörige vor sich habe?

Die Dame nickte lächelnd ein Ja, worauf denn das hübsche Kind mit seiner Legitimation nicht länger zurückhielt. „Wir sind fremd in der Gegend, weit her, Madame, wir suchen —“ Hier unterbrach sie sich, indem sie auf ihre Gefährtin zusprang und dieselbe laut genug, um von beiden Zeugen verstanden zu werden, fragte: „Willst Du wirklich nicht, Kinchen?“

Ein ablehnender Blick war die Antwort. „Gott hold wünscht es so herzlich,“ drängte sie, „die Dame soll seelensgut sein, demüthig wie ein Resedablümchen, hat Gotthold gesagt. Und es ist so schön hier am Ort, ein Paradies. Sieh Dir's erst an, ehe Du nein sprichst, gutes Kinchen; ich trete gern zurück.“

Da aber ein unwilliges Kopfschütteln der Anderen ihr keinen Zweifel ließ, flog sie wieder der Matrone zu und fuhr in ihrer Aufklärung weiter fort: „Ich sagte dir, aber nein, ich allein, ich suche einen Dienst. Meine Kameradin will heute noch weiter in die Stadt.“

„Die junge Landsmännin etwa, welche Meister Fromm als Kammerjungfer auf dem Schlosse empfohlen?“ fragte die Dame, während der Herr unverwendet nach der regungslosen Anderen hinüberblickte.

„Zu dienen, Madame,“ antwortete die Kleine, je mehr und mehr Vertrauen fassend. „Ich hätte es im Grunde nicht nöthig; es ist mir nicht um Lohn und Brot; aber sich in die Leute schicken lernen. Und ein wenig mehr als seine Nothdurft kann Einer wohl auch gebrauchen. Ich bin eine Waise, liebe Dame, habe keinen eignen Menschen auf der Welt, dem ich um Gottes willen dienen müßte, und der Gotthold —“

„So ein Stückchen Herzsallerliebster, der junge hübsche Meister, gelt?“ unterbrach sie der Herr mit unverrücktem Augenziel.

Das Mädchen erröthete bis unter die rehbraunen Zöpfe, und es war wohl ein vielbedeutender Blick, den sie auf ihre „Kameradin“ hinüberwarf. „Ich dachte gar, Mosjochen!“ rief sie unwillig. „Ich habe keinen Liebsten, ich werde keinen haben, niemals, niemals! — Das heißt: wie man's nimmt,“ setzte sie nach einer kleinen Pause mit dem herzlichsten Klange gegen die Dame gewendet hinzu. „Gotthold Fromm ist mein Bruder, mein Pflegebruder von Kindesbeinen an, und freilich mir der Liebste auf der ganzen Welt.“

Die ehrlichen, goldbraunen Augen standen voll

Thränen. „Gutes Kind!“ sagte die Matrone, ihr sanft die Wangen streichend; auch das Herrchen nannte sie gemüthlich: „Gutes Kind!“

Sie wurde in einem halben Stündchen zur Meldung auf dem Schlosse eingeladen und endlich mit einer Neugier, die schwerlich ihrem Tauffcheine galt, — nach ihrem Namen ausgefragt.

„Marie, oder wie sie kurzweg zu Hause sagen: Mielchen Millig,“ antwortete die Kleine mit einem Knix. — Und hier meine Kamerädin —“

Sie deutete vorstellend auf die Andere, welche, bevor ihr Name und Schicksal von fremden Lippen preisgegeben wurden, es an der Zeit halten mochte, ihr wartendes Schweigen zu brechen.

„Wollen Sie dieses ungestattete Eindringen mit unserem Fremdsein entschuldigen, gnädige Frau,“ sprach sie mit reiner, wohlklingender Altstimme, indem sie einige Schritte vortrat und sich noch einmal gegen die Dame und gegen diese allein verbeugte; „mein Name ist Regina von Uh.“

„Bon Uh!“ rief der Herr, einen triumphirenden Blick auf seine Freundin werfend, deren stumm lächelnde Entgegnung etwa wie: — „Menschenkener!“ — zu deuten war. „Bon Uh!“ wiederholte er, die Fremde verbindlich begrüßend. „Ihr Name überrascht mich, Gnädigste. Ich wählte ein ahnenreiches Geschlecht längst schon mit Einem erloschen, der mindestens Ihr Großvater hätte sein müssen; und ich freue mich daher doppelt zu sehen, welch herrliche Blüten der alte Stamm noch treibt.“

„Ich bin die Letzte meines Namens,“ versetzte die Angeredete, worauf der Herr emphatisch erwiderte:

„Wohl dem Geschlechte, das, statt verkümmert abzustorben, mit seiner Krone erlöschen darf!“ Nach einer Pause jedoch setzte er in gleichsam geschäftsmäßigem Tone hinzu:

„Wie unvollständig unsere Adelsregister geführt werden! Verzeihen Sie die Frage, sie schlägt in das Fach des Genealogen: Wer ist Ihr Herr Vater, Gnädigste?“

Eine leise Röthe überhauchte der Fremden Wangen, sie zögerte einen Moment, antwortete aber darauf so gelassen als zuvor: „Er war Militär, mein Herr, später Beamter.“

Mielchen Millig, welche bisher offenen Mundes der vornehmen Unterredung gelauscht, vermochte bei den letzten Worten ein lustiges Lachen nicht zurückzuhalten, stockte aber plötzlich, blickte bedenklich zu der stirnrunzelnden Freundin hinüber und verfiel in ein ernsthaftes, ja trauriges Sinnen.

Die nämlichen Worte hatten die Theilnahme der alten Dame geweckt; sie ergriff der Fremden Hand und fragte wehmüthig: „Er war es; auch Sie eine Waise, liebes Fräulein?“

„Meine Eltern sind beide todt,“ versetzte Fräulein von Uh. „Lediglich auf mich selbst gewiesen, schien mir vor dem Eintritt in eine fremde, große Stadt der Rath eines Landsmanns, welcher deren Verhältnisse kennt —“

„Verstehe ich Sie recht,“ fiel die Dame von einem Blicke ihres Freundes angefeuert ein, „verstehe ich Sie recht, so suchen auch Sie —“

„Beschäftigung, eine Stellung, allerdings, gnädige Frau.“ —

„Die Stellung einer Gesellschaftsdame in einem großen Hause etwa?“ fragte der Herr, von einem lünnösen Einfalle durchzuckt, und da die Fremde, deren Erwartungen weniger hoch geflogen sein mochten, nicht im Augenblicke eine Antwort fand, setzte er schleunig hinzu: „Die Frau Chanoinesse von Dienstungen, so viel ich weiß, hat seit einiger Zeit eine Gehilfin in der Repräsentation des gräflich Schnakenburgschen Hauses, dem sie vorzustehen so gütig ist, gesucht. Hat sie nicht, m'amie?“

„Ich glaube — ich glaube — allerdings,“ stammelte die Befragte sichtlich überrascht und verlegen.

„Gewiß, gewiß, sie hat. Wenn diese Stellung Ihren Wünschen entsprechen sollte, Fräulein von Uh, so würde eine Vereinbarung leicht zu vermitteln und die Frau Chanoinesse in einer Stunde etwa — in einer Stunde, nicht wahr, m'amie? — bereit sein, Ihre Bedingungen entgegen zu nehmen.“

Nach diesen Worten gab er der alten Dame den Arm, verbeugte sich gegen Fräulein von Uh, nickte Mielchen Millig freundlich zu und schlug den Weg durch den Laubengang wieder ein.

„Heureka, heureka!“ rief er, sobald er sich den nachfolgenden Blicken entrückt glaubte.

„Du irrst, Lieber,“ berichtigte die Freundin bescheiden, „Regina nannte sich die hübsche Person.“

Ein philologisches Lächeln schwebte über seine Lippen. „Regina, prophetischer Name!“ sagte er; und nach einer Pause, sich dicht vor der Dame in den Weg stellend, sein Auge groß auf das ihre geheftet: „Sieh mich an, begreiffst Du mich, m'amie?“

„Nein — ja — nein — ich glaube nicht, Lieber; ich begreife Deine Absichten gewöhnlich erst, nachdem Du sie mir klar gemacht,“ antwortete die Dame.

Er hob sich auf die Zehenspitzen und flüsterte ein

Wort in ihr Ohr, welches die Wirkung eines Donner-
schlags hervorbrachte.

„Scipio!“ rief sie entsetzt, indem sie einen Schritt
zurückprallte.

„Du bist überrascht, meine Gute, Du wirst über-
zeugt werden,“ entgegnete der Herr mit der Ruhe eines
Socrates. „Du sage ich. Ich bin meiner Sache
gewiß. Heureka, heureka! das heißt: ich fand.“

Und unter den lebhaftesten Bewegungen einen sich
je mehr und mehr weitschichtenden Plan vor ihr ent-
wickelnd, führte er die schweigende, tiefbetroffene Freun-
din nach der Burg zurück.

2.

Regina von Uh, die Letzte eines ahnenreichen Ge-
schlechts, die verwaiste Tochter des Militärs und Be-
amten: warum lautete diese Erklärung der ehrlichen
Marie Millig einem Scherz oder gar einer Lüge so
ähnlich? Hatte sie ihre Gespielin jemals scherzen hören?
Hätte sie ihr eine Unwahrheit zutrauen dürfen? Nur
eine Uebertreibung? Nimmer!

Die Darstellung einer festlichen Scene, kaum eine
halbe Woche vor dem heutigen Maitage zurückdatirend,
wird genügen, den Leser über diesen Zwiespalt aufzu-
klären und ihn in dem bisherigen Lebenskreise unserer
beiden Heldinnen bekannt zu machen. Denn mit zwei
Heldinnen statt der üblichen einen werden wir uns
zu beschäftigen haben, ob das Plus auch kunstmäßig
als ein Minus erachtet werden sollte. —

Poltern! Eine wohlthöbliche Ortspolizei tractirt
den lustigen, alten deutschen Brauch quasi als einen
Krawall. Wird sie aber die ganze Stadt in Strafe
nehmen wollen, die Vorstadt nicht zu vergessen, und,
wer weiß, die Frau Burgemeisterin an der Spitze?
Wenn auch! Was Alle büßen, büßt Einer mit. Ge-
poltert wird doch!

Haus bei Haus liegen seit morgens Töpfe und
Tiegel, Schüsseln und Krufen, aus dem Scherbenwinkel
hervorgefucht; manch brauchbares Stück, je wichtiger,
je dienlicher, ist von dem Küchenbrette ausgefördert.
Hinter allen Thüren lauscht ein ungeduldiges Gesicht,
da der Lehrbursche, dort die Magd, am Fenster die
Madame; selber der ehrsame Hausherr kehrt ein Stünd-
chen früher von der Regelbahn zurück, den leeren Krug
statt des gefüllten in die Hand zu nehmen. Haben
denn Maitage allezeit sich endlos hingezogen gleich
dem heutigen? Will kein Wöllchen über die zierliche
Mondsichel schleichen? Ein Wöllchen, das Regen be-

deutet und Segen der Braut — zwar nicht in den
Kranz, in den hat es schon einmal geregnet — in die
ehrbare Witwenhaube jedoch, der ja wohl auch noch
ein Segenströpfchen zu Gute kommt. Blick für Blick
ist nach dem stattlichen Hause gerichtet, dessen breite
Gartenflucht sich hinterwärts in das zugehörige Acker-
stück verläuft; das blankste Haus im Städtchen, das
doch ein gar blankes Städtchen ist wie alle, die eine
gelassene Hantierung treiben und an welchen die
Dampfrösse meilenfern vorüber brausen.

Nein, dunkle Nacht wirds heute nicht. Voran
denn im Zwielficht! Ein donnernder Krach! Schal-
lendes Gelächter! Das alte Geschirr ist aufgebraucht,
von morgen ab wird in neuen Schüsseln angerichtet!
Das Feuer eröffnet! Nun Schlag auf Schlag, Tracht
auf Tracht! Kein Fest ohne Knall. Böller oder Scher-
ben, jedem sein Scherz!

So draußen. Und drinnen? Wir sagten es
bereits: es ist kein Kranzfest, das vorgeseiert wird.
Noch eine freie Nacht, und die wohlconditionirte Wit-
meisterin hat ihren Werkführer, den „Pariser“, zum
Mitherrn — nicht ihrer Person, die ist Nebensache
vor der Hand — aber ihres Putzkästchens von Haus
und ihres weitangebrachten Schuhgeschäfts erhoben.
Darum strahlt auch ein Siegerglanz über den runden
Wangen des hoffnungsvollen Bürgers und Meisters,
während auf den gleichfalls rundlichen, aber reiferen
der Braut der Alltagsausdruck des Behagens nur eine
unmerklich höhere Schattirung angenommen hat.

Die große Werkstube im unteren Geschoß ist ihres
Geräths entleert; die hohen Glaschränke längs der
Wände, die den Schuhvorrath aller Größen und Güten
beherbergen, zieren den Raum, statt ihn zu sperren;
ein würziger Lederduft mischt sich mit dem warmen
Brodem der vielgestaltigen Kuchen, die vorläufig als
Ornament auf der weißgedeckten Mittelstafel prangen,
während ein Tischchen im Eckwinkel schier unter der
Fülle der so nützlichen als angenehmen Festgaben zu
brechen droht. Wer kein Geschenk zu bringen hat,
bringt seinen Wis. Gereimt oder ungereimt werden
Nührung und Jocus nicht gespart, Thränenrösen und
Lachmuskeln nicht geschont. Unter der Thür zeigen
sich bereits die Fiedler, die nach dem Schmaus zum
Tanze aufspielen sollen; die jungen Hausgesellen und
ihre städtischen Kollegen harren trippelnd des ersten
lustigen Vogenstrichs.

Ueber der zarteren Hälfte der Gäste hingegen,
der, welche sonst vor Allem einen derartigen Festtag
zu feiern versteht, lagert gleichsam eine wetterverkün-

dende Wolke. Eine neben die andere gereiht, sitzen die jugendlichen Gehilfinnen des Geschäfts gepuht und gewichst, bebändert und bekränzelt vom Scheitel zur Zehe, die Gesichterchen aber halb ärgerlich halb sorglich nach einem mit einem Teppich verhüllten Kasten im Eckfenster gerichtet, aus welchem, wie im Märchen, ein unheimlicher Störenfried zu spuken scheint.

Nur eine einzige hat sich die Lust nicht vergällen lassen, die Kleine, welche im häuslichen Kleide fröhlich schaffternd im Dienste der Wirthin hin und wieder läuft. So apfelroth glänzen ihre Grübchenwangen und so goldbraun strahlt das Augenpaar, als gält es die Feier des eigenen Polterfestes. Sie scheint Kindesrechte und Pflichten im Hause zu üben; alles wendet sich an sie; „Mietchen dies, Marie das!“ schallt es hinüber und herüber; „Goldtochter hier, Goldmädchen dort!“ ruft die Meisterin sie an und jeder flink und froh geleistete Dienst wird mit einem Kopfnicken oder einem vertraulichen Backenklaps von ihr belohnt, während die eigenen Blicke wie zur Erholung immer von neuem zu dem fremden, schmucken Gesellen hinüberschweifen, der unerwartet beim Feste eingetroffen und hinter dem Stuhle einer Anderen, der Letzten oder Ersten in der Reihe, wie gebannt ist.

Diese Andere aber, welche ein Widerspiel nicht nur der hellen, behenden Marie, auch aus dem Kranze der übrigen Schönen hebt sie sich hervor wie — ei nun, wie etwa ein Reh, das unter eine Lämmerherde, oder wie ein schwarzer Schwan, der in einen Gänsschwarm gerathen, so schlank und dunkel und still. Sie zischt mit keiner Nachbarin, ja sie hat keine Nachbarin, wenn Mietchen nicht in Ruhepausen auf den leeren Platz an ihrer Seite flüchtet; sie lacht über keinen Scherz, die Augen füllen sich nicht bei gefühlvollen Anspielungen, ebenso wenig sie auf den dämonischen Kasten in der Ecke gerichtet sind. Ein Ausdruck von Unlust, von Gezwungenheit oder Pein ist auf ihren Zügen gleichsam eingefroren; die feinen Lippen pressen sich schweigmüthig über einander; sie bewegt sich wenig, mit natürlicher Ruhe; giebt sie auf eine Frage Bescheid, so geschieht es wie um Gottes willen, mit gedämpfter Stimme, reinlautig und frei von dem unwillkürlichen Tonfall ihres Dabeim; nur wenn der schöne Gesell hinter ihrem Stuhle sich strahlenden Auges zu ihr niederbeugt, fliegt es einem Lächeln ähnlich über ihr Angesicht, ohne daß aber auch dann der innerliche Zwang sich zu lösen scheint. Man sieht: es treibt sie etwas und etwas Anderes hält sie zurück; sie möchte, sie sollte vielleicht, und sie kann es nicht.

Auch in der Einfachheit des Anzugs unterscheidet sie sich von den Genossinnen: in dem glatt gewundenen Haar, dem feinen Stoff des dunklen, dicht am Halse schließenden Wollkleides, in dem einzigen Schmuck einer purpurnen Kamelioblüte im Gürtel. Sie allein in der Gesellschaft hat sich behandschuht, und mit einer so trefflichen Sorte, daß die zartgegliederten Finger, die schlanken Nägel, das feine, runde Handgelenk wie unter einem leichten Wachsübergusse zu erkennen sind. Ist sie schön? Für den Kreis, in den sie gestellt ist, keineswegs. Der schlanke Kopf mit dem fein anschmiegender Ohr, den leise geschwungenen Nasenflügeln und halbbedeckten Augen, der bleichbräunlichen Farbe gleicht dem eingeborenen Typus zu wenig, um als Reiz gewürdigt zu werden. Der drallen, handfesten Meisterin gar scheint sie ein Dorn im Auge und nur der fremde Gesell bekundet mit jedem Blick einen außerheimischen Geschmack, der den Liebhaber verräth. Sie selber äußert durch keine Miene, keine Regung weder ein Wohlgefallen noch ein Mißtrauen gegen ihre Person. Sie ist, wie sie ist. Ja, die Gleichgiltigkeit dieser Lebensgenossen mag ihr weit eher zur Befriedigung als zur Kränkung gereichen.

Der scenische Theil des Festes hatte auf der Gipfelhöhe seinen Schluß erreicht: ein neckischer Obergesell gravitatisch auf einem Beine stehend und mit der Zunge rasselnd, aus dem Schnabel des unvermeidlichen prophetischen Hochzeitsvogels das Carmen entrollt und recitirt, welches ellenlang als Band um ein Wickelpüppchen geschlungen war. Ein Scherz, der niemals seine Wirkung verfehlt. Tusch der Fiedler unter der Thür, endloses Gepolter auf der Straße, schallendes Gelächter, ein Sonnenstrahl über dem verdrossensten Mienenspiel! Nur die Besondere auf dem Eckplatze ließ die Lippenwinkel wie im Ekel niedersinken, und die bräutliche Witwe, die es bemerkte, machte ihrer Galle Lust mit einem lange schon drohenden Augenblick.

„Du drüben, Finnuhn,“ rief sie giftig, „Du brauchst nicht inwendig auszuspucken bei einem honetten Vaterschwam!“

Ohne eine Silbe zu erwidern, ohne Zeichen von Beleidigung oder Scham blickte das Mädchen vor sich nieder; die Meisterin aber kehrte sich lachend mit einem freundschaftlichen Rippenstoß zu dem letzten Acteur.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Eine Ueberraschung.) Vor langen Jahren sahen in einer schönen Sommernacht an dem Wassergraben, welcher damals in Gent das große, prächtige Beguinenkloster umgab, das durch dicke Mauern, Thore und Wassergräben von aller Welt abgeschlossen war und vier- bis fünfhundert Schwestern beherbergte, zwei Fischer in einiger Entfernung von einander. Sie hatten ihre Netze ins Wasser versenkt und warteten schweigend auf den Mond, um sie wieder herausziehen zu können. Wie sie so ganz still dasaßen, um die Fische nicht zu verschrecken, hörten sie, wie sich im obersten Stocke der Beguinage, wie man die Beguinenkloster nennt, ein Fenster öffnete. Eine schwarze Gestalt, die oben an dem Fenster stand, sah sich sorgsam nach allen Seiten um, und da sie Niemand bemerkte und Alles still blieb, zog sie sich wieder in das Zimmer zurück. Gleich darauf erschien sie wieder am Fenster und nach einigen Sekunden schwebte etwas Weißes an einem langen Seile langsam in den Wassergraben hinab. Die schwarze Gestalt verschwand vom Fenster und Alles war wieder still wie zuvor.

„Hast Du auch gesehen, was ich sah?“ rief der eine Fischer mit gedämpfter Stimme dem andern zu. Der andere nickte bloß mit dem Kopfe und Beide sprangen schnell in ihren Kahn und ruderten mit leisen Ruderschlägen dahin, wo das Weiße noch im Mondschein glänzte. Es war ein kleines, in weißes Leinen gehülltes Packet, welches glücklicherweise auf einem aus dem Wasser hervorragenden Punkte trocken lag. Sie hoben es auf — da bewegte sich etwas darin; sie wickelten es auf, es war ein kleines, neugeborenes Kind, ein hübscher, kleiner Knabe. Die beiden Fischer sahen einander erstaunt und schweigend an.

„Ein schöner Schatz, den wir da entdeckt haben!“ lachte endlich der jüngere.

„Ja, ein schöner Schatz,“ sagte der ältere mit ernster Miene, „ein Schatz, der gehütet und gepflegt sein will.“

Sie ruderten an das andere Ufer zurück.

„Wir wollen keinen Lärm machen von der Geschichte,“ sagte der ältere Fischer; „ich bringe den Jungen meinem Weibe und wir geben ihn für unser Kind aus. Wills Gott, so wird er einmal ein tüchtiger, ehrlicher Fischer. Gib mir Dein Wort, daß Du schweigst.“

Der jüngere Fischer schlug ein und versprach zu schweigen.

Mit welcher Freude empfing die gute, kinderlose Frau des Fischers den kleinen Jungen, den Gott ihr offenbar geschickt hatte; mit welcher Liebe pflegte sie ihn und mit welchem Stolz ging sie einige Wochen später durch die Gassen Gents, „ihr Söhnlein“ auf dem Arme!

Monate und Jahre vergingen; der Knabe wuchs heran, gedieh und wurde groß und schön. Schon ging er in die Schule, schon half er dem Vater die Netze ausbreiten und der Mutter in der Küche. Eines Tages schickt ihn seine Mutter gegen Mittag zum Bäcker, um Brot zu holen, und giebt ihm eine

schöne, weiße Serviette, in welche er das Brot hüllen sollte, um es nicht so bloß durch die Straßen zu tragen und vielleicht gar fallen zu lassen.

Im Bäckerladen stand eben eine fromme Beguine, deren durchaus nicht strenge Ordensregel den Schwestern gestattet, frei herumzugehen, welche den blonden, blühenden Jungen mit Wohlgefallen betrachtete. Aber noch aufmerksamer wurde sie auf ihn, als er die Serviette ausbreitete, um das Brot hineinzuhüllen.

„Woher hast Du diese Serviette?“ rief sie plötzlich mit barscher Stimme. „Die Serviette gehört mir und ist mir gestohlen.“

Der arme Junge stand erschrocken da und war dem Weinen nahe.

„Was fällt Ihnen ein, fromme Schwester,“ redete die Bäckerfrau darein, „der Knabe ist ehrlicher Leute Kind, die kein gestohlenes Gut besitzen.“

„Aber die Serviette ist mein, ich erkenne sie am Muster und hier ist noch zum Ueberfluß mein Name hineingezeichnet; die Serviette ist mir gestohlen!“ rief die Beguine immer eifriger und wandte sich mit drohenden Blicken an den Knaben.

„Meine Mutter ist keine Diebin!“ rief dieser weinend und schreiend und lief, indem er das corpus delicti zurückließ, hin zu seiner Mutter, um ihr die Unbill zu klagen, die ihm und ihr von der Beguine widerfahren. Die Mutter ließ sogleich Alles zu Hause stehen und liegen und eilte hinüber in den Bäckerladen, wo die Beguine noch immer über gestohlene Servietten und unehrliches Volk lamentirte. Die Fischersfrau redete sie hierauf an:

„Ist diese Serviette wirklich Ihr Eigenthum, fromme Schwester, so bitte ich Sie, mir zu folgen; ich habe Ihnen bei mir daheim noch Manches zu zeigen, was dann vielleicht ebenso gut Ihnen gehören könnte.“

Die Beguine folgte ihr gern. Zu Hause angelangt, schloß die Fischersfrau hinter sich, der Beguine und dem Knaben die Thür zu. Dann ging sie an einen Schrank und holte noch zwei von den drei Servietten, in die das Kind gehüllt gewesen, als es ihr Mann heimgebracht hatte.

„Gehört auch diese Serviette Ihnen?“ fragte die Frau, indem sie die erste ausbreitete.

„Gewiß! Hier ist mein Namenszeichen,“ entgegnete die Beguine und zog die Serviette auf ihre Seite.

„Und auch diese?“ fragte die Fischersfrau weiter.

„Ja wohl!“ antwortete die Beguine.

„Nun, so gehört auch dies Ihnen!“ rief die Frau mit wüthendem Blicke, indem sie den erschrockenen Knaben faßte und vor die Beguine hinschleuderte.

Die fromme Schwester wußte nicht, wie ihr plötzlich geschah; sie sah bald den Jungen, bald die Frau mit starren Blicken an, wurde todtenblaß, stammelte einige unverständliche Worte und sank bewußtlos nieder. Als sie sich wieder erholt hatte, bat sie mit schwacher Stimme, die Frau möchte nur noch wenige Tage

schweigen. Dann ließ sie sich, da sie sich von der mächtigen Erschütterung sehr matt und unwohl fühlte, in die Beguinage zurückbringen. Sie sollte diesen Tag nicht lange überleben. Schon am folgenden Morgen ließ sie den Beichtwater kommen, beichtete ihre großen Sünden und machte ihr Testament.

Zwei Tage darauf war sie todt. Als man das Testament eröffnete, welches man zu Gunsten des Klosters abgefaßt glaubte, sah man mit Staunen, daß der arme Fischerknabe der Erbe ihres ganzen schönen Vermögens geworden war.

Der Beguinensohn erhielt nun eine treffliche Erziehung, ehrte und liebte jedoch die Fischerleute als seine Eltern nach wie vor und wurde später ein reicher Mann. So viel wir wissen, lebt er noch heute als geachteter Bürger in der guten und frommen Stadt Gent.

(Ein neues Strafgesetzbuch.) Ein englisches Witzblatt schlägt den Hausfrauen vor, wie sie stets jedes Vergehen ihres Mannes sofort bestrafen oder seine Verdienste belohnen können. Zum Beispiel: Der Mann läßt sich das Vergehen zu Schulden kommen, einen Freund mittags oder abends zu Tische zu bringen, ohne daß die Frau es gewußt hat und darauf eingerichtet ist.

Bestrafung durch die Frau: Sie habe entsetzliche Kopfschmerzen, esse nichts und stelle sich taub, wenn der Mann zu ihr spricht.

Vergehen. Wenn der Mann im Wohnzimmer eine Cigarre raucht.

Strafe. Die Frau habe einen fürchterlichen Husten und lasse, so oft sie aus dem Zimmer geht, die Thüre weit offen.

Vergehen. Wenn er in der schönen Jahreszeit keine Sommerwohnung auf dem Lande mieten will.

Strafe. Sie stelle sich erstens leidend, dann lasse sie alle Teppiche wegnehmen, thue das Silberzeug fort, schließe die Saloufen ganz dicht und halte alle Zimmer im Hause verschlossen, mit Ausnahme des zwei Treppen hoch hinten hinaus gelegenen Schlafzimmers.

Vergehen. Wenn er sich über zu viele Ausgaben im Hause beklagt.

Strafe. Sie bringe keine Puddings und Pasteten mehr auf den Tisch und entschuldige sich jedesmal damit, daß sie dies nicht mehr im Stande sei.

Vergehen. Wenn er spät nach Hause kommt.

Strafe. Sie erwarte ihn und lasse sich dann von dem Dienstmädchen bezeugen, daß sie vor Angst beinahe gestorben sei.

Vergehen. Wenn er den ganzen Tag zu Hause bleibt.

Strafe. Sie lasse alle Stuben scheuern.

Verdienste des Mannes. Wenn er der Frau zum Geburtstage ein Paar Brillantohrringe gekauft oder wenn er ein Loge im Theater gemiethet hat.

Belohnung durch die Frau. Sie schenke ihm ein Paar mit Perlen gestickte Hosenträger oder Handschuhe; zu Mittag bringe sie ein Gericht mehr und abends eine warme Speise auf den Tisch.

Verdienst. Wenn er mit ihr ausgeht.

Belohnung. Sie gehe mit ihm in alle Läden, kaufe Hand-

schuhe, Taschentücher, Cravatten für ihn, und wenn er ihr dagegen einen hübschen Hut, Sonnenschirm oder Shawl, den sie im Vorübergehen bewundert, aufnöthigen will, so zeige sie sich gefällig und nehme dies an.

(Ueber das Leben im Harem.) In Paris verweilt gegenwärtig eine der früheren Frauen des verstorbenen Sultans, welche den Harem am Tage nach dem Tode Abdul-Medjids verlassen hat und die legitime Gattin eines Großhändlers in Pera geworden ist. Nach den Erzählungen dieser Dame wäre das Los der Türken viel weniger beneidenswerth, als es sich aus der Ferne und aus der europäischen Perspective ausnimmt.

Eine ganze Schar fette, faule, ungebildete, gemeine Weiber, die sich den ganzen Tag über streiten, schimpfen und schlagen — gewiß, das Glück der türkischen Herren, dergleichen zu besitzen, jenes Glück, das schon seit Jahrhunderten die Phantastie der Europäer entflammt, läßt viel zu wünschen übrig. Der Harem wäre nach der Angabe jener Dame nichts als eine Hölle, in welcher Furien ihre Zeit damit hinbringen, um einem armen Muselmanne Leiden aller Art zu bereiten, wobei sie ihn immer „mein Herr und Gebieter“ tituliren. Das Mittagessen der türkischen Damen besteht aus etwa dreißig Schüsseln, welche eine nach der anderen auf einen kleinen Tisch von ein Fuß Höhe aufgetragen werden. Die Damen sitzen rings um den Tisch, nicht auf Kissen, wie die Illustrationen zu den orientalischen Erzählungen sie abbilden, sondern auf Matragen. Die Chinesen wenden anstatt Messer, Löffel und Gabel kleine Holzstäbchen an, die sie mit wunderbarer Geschicklichkeit handhaben, die türkischen Frauen haben weder Gabeln noch Stäbchen, sie bedienen sich beim Essen nur zweier Finger, des Zeigefingers und des Daumens. Der Gebrauch erlaubt nicht, daß eine vornehme Türkin öfter als dreimal in eine Schüssel tauche; wenn es ihr begegnete, daß sie von dieser Gewohnheit abweiche, würde sie den Anzüglichkeiten ihrer Rivalinnen ausgesetzt sein. Die türkischen Frauen haben übrigens wenig Appetit, und zwar in Folge ihrer Gewohnheit, vom Morgen bis Abend trockene Confitüren, Pastetchen und Bonbons zu knaupeln. Sie sind überhaupt bloße Kinder, und diese Kinder gelangen stets nach wenigen Jahren zu einem solchen Grade von Fettleibigkeit, daß sie fast Alle an der Fettsucht sterben. Ein wohlgepflegter Harem, der nur aus vier oder fünf Frauen besteht, kostet dem Eigenthümer jährlich 500,000 Piafter. Im letzten Regierungsjahre Abdul-Medjids hatte der Harem des Sultans gegen 30 Millionen Thaler gekostet. Die jüngere Generation der Türken hat meist die europäischen Ideen angenommen und betrachtet den Harem als einen überwundenen Standpunkt.

(Eine geraubte Illusion.) Kürzlich ging ein junger Mann in Paris aus dem Café nach Hause, indem er eine Melodie aus Offenbachs „la belle Hélène“ vor sich hin summete. Es war schon spät in der Nacht und unser junger Mann, noch dazu ein Dichter oder einer der es werden wollte, befand sich in etwas angeregter Stimmung und konnte sich, trotzdem er allein war, noch nicht recht entschließen, nach Hause und zu Bett zu gehen, was ihm gar zu prosaisch erscheinen wollte.

Zufällig warf er einen Blick nach der ersten Etage eines Hauses und bemerkte einen Schatten, der sich schwarz auf den weißen, sorgfältig zugezogenen Vorhängen abzeichnete. Der Schatten hatte nach seinem Dastehen Formen von höchster Schönheit und schien sich mit Anmut im Takt hin und her zu bewegen. „Es ist irgend eine holde Bajadere, die sich im Walzer übt,“ dachte unser Jüngling.

Er blieb auf dem Trétoir stehen, um mit größerer Bequemlichkeit den reizenden Schatten bewundern zu können, welcher so ganz allein in seiner Kammer um Mitternacht tanzte. Er richtete eine poetische Improvisation an die Vorhänge, um sie zu bewegen, sich zu öffnen, allein sie waren unerbittlich. Dann versuchte er, sich wo möglich selbst zu magnetisiren, um jener Clairvoyance theilhaftig zu werden, welche durch die Mauern bringt und nöthigenfalls ein Auge an den Einbogen versetzt. Der Regen, der zu fallen begann, schadete vielleicht der Entwicklung des magnetischen Fluidums, vermochte aber den hartnäckigen Beobachter nicht zu verschrecken.

Endlich gelang es doch dem Auge des jungen Mannes, das sich mit fanatischer Beharrlichkeit auf die Vorhänge bestete, den Schatten, der sich immer noch im anmuthigen Takt bewegte, deutlicher zu erkennen. Zuerst unterschied er die Haare und sah ganz deutlich, daß sie schwarz waren. Dann folgte er dem graziosen Umriß der Schultern und entdeckte einen Arm, der sich bewegte, als ob die Hand am Ende desselben auf dem Piano spielte.

Der junge Mann lauschte, um das Piano zu hören, aber alle Häuser der Straße waren todtenstill und er vernahm keine andere Musik als die der Regentropfen, die auf seinen Hut fielen. Er frug sich jetzt, von welcher Farbe wohl ihre Augen sein müßten, und warum es aussehe, als ob sie das Piano spiele, da sie doch offenbar tanzte.

Entschlossen, hier auszuhalten, bis er Aufschluß auf diese verschiedenen Fragen erhalte, bedauerte er nur, weder einen Kautschulmantel noch Regenschirm bei sich zu haben, um sich gegen den immer heftiger werdenden Regen zu schützen, als sich ein verspätet Heimkehrender mit einem Regenschirm näherte.

„Das ist mein Mann,“ dachte der Jüngling; „dieser Herr muß nahe an seiner Wohnung sein; er braucht seinen Regenschirm nicht mehr sehr dringend; ich werde ihn ersuchen, mir denselben für den Rest der Nacht zu borgen.“

Als aber der Andere mitten in der Nacht einen Menschen so direct auf sich zukommen sah, der zuerst auf ihn gewartet zu haben schien, ergriff ihn ein panischer Schrecken und er rief: „Diebe, Mörder! Hilfe!“ so laut er nur irgend vermochte.

Auf dieses Geschrei hin wurden die geheimnißvollen Vorhänge zurückgeschlagen, das Fenster der ersten Etage lebhaft geöffnet, und es sah ein Mann heraus, der in der einen Hand einen Stiefel, in der anderen eine Schußbüchse hielt.

Der anmuthige Schatten, die tanzende Bajadere war nur

ein Bedienter, der vor dem Schlafengehen ein Paar Stiefeln wuschte. Der phantastische Jüngling fühlte sich durch diese Entwicklung seiner schönen Illusionen bedeutend ernüchtert und entging nur mit Mühe den Händen der Polizei, indem er so schnell als möglich nach Hause eilte. —r.

(Amerikanisches Kochrecept zu einem Gericht *marriage*.)

Man nimmt einen jungen Herrn und eine junge Dame. Der junge Herr ist am besten roh, die junge Dame aber muß ganz zart sein. Man bringt den jungen Herrn an die Mittagstafel und gießt an ihn ganz langsam ein Glas Portwein, und will man es ganz fein haben, etwas Champagner dazu. Will er damit noch nicht warm werden, so nimmt man noch eine Flasche dazu. Wird er hierauf roth, so setzt man ihn ins Gesellschaftszimmer; ist es Winterzeit, ans Kaminfeuer neben die Dame, thut eine Handvoll grünen Thee dazu, etwa drei Tassen für eine Person, und läßt sie leicht aufwallen; ist es Sommer, so stellt man sie an die freie Luft, etwa ans Fenster, jedenfalls möglichst weit von den Anderen weg, dann bestreut man die Dame mit Blumen, setzt sie ans Clavier und rüttelt, bis sie singt. Hört man den Herrn dabei seufzen, so wird das Gericht sehr gut.

Hierauf nimmt man sie wieder weg und setzt sie in eine Ecke zu einem Tisch mit Albums oder einem Schachbret und erhält sie den Abend über in gelinder Wallung.

Man wiederholt dies so zwei- bis dreimal in derselben Weise und die Hauptsache ist, daß stets ein sanftes Feuer unterhalten werden muß; ist dasselbe zu stark, so läuft Alles über, ehe das Gericht zu Stande kommt; ist es zu schwach, so gerinnen sie oder werden zu Eis.

Wie lange sie am Feuer sein müssen, richtet sich ganz nach den Umständen; thut man viel Münzen mit des Königs Brustbild hinein, so geht es ganz rasch; mit Bankzetteln garnirt, nimmt sich die Schüssel besonders gut aus. Man richtet an, es ist eine wahre Delikatesse für zwei Personen; Essig darf nie dazu genommen werden, weil das Gericht ohnehin leicht sauer wird. —r.

(Ein vorsichtiger Bräutigam.) Zu einem Pastor im Hainöversehen kam vor kurzem ein junger Bauersohn von zwei- undzwanzig Jahren und verlangte seinen Tausschein, da er denselben zum Aufgebot und der Trauung bedurfte. Während der Pastor beschäftigt war, denselben aus dem Kirchenbuche auszu ziehen, sagte der junge Mann mit einiger Verlegenheit:

„Ich hätte wohl noch eine Bitte!“

„Nun, was wäre das für eine?“

„Ach, Herr Pastor, könnten Sie den Schein denn nicht so einrichten, daß ich ihn, wenn meine Frau einmal sterben sollte, auch noch bei der zweiten Trauung gebrauchen könnte?“

„Nun, ich dünkte, das warteten wir ruhig ab, das wird sich dann wohl finden.“ —r.

Allgemeine Frauen-Zeitung

N^o 15.

1865.

Redacteur:
Dr. A. Diezmann.
Leipzig.

Verlag:
Baumgärtner's
Buchhandlung.
Leipzig.



Motto: Von dem Neuen das Neuelle; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Schnakenburg.

Novelle

von

E. v. François.

(Fortsetzung.)

„Nichts für ungut, Groisger,“ meinte sie, „aber Euer Gutfreund kommt ein Mandel Jahre zu spät. Alles zu seiner Zeit! hat mein Brotherr, der Schulmeister, gesagt. Für die Doche ist gesorgt. Welt, Freigemann?“ setzte sie hinzu, indem sie rechts und links einen Taps auf die Pausbacken ihres halbwüchsigem Sprößlings spielen ließ. Ueberhaupt bewährten die Hände der würdigen Frau eine ihrem Mundwerk entsprechende Mührigkeit. Fuchtelnd und lätschelnd, auf lebenden wie leblosen Gegenständen enthüllten sich ihre Stimmungen in den ausdrucksvollsten Uebergängen.

„Und nun langt zu und laßt Euch schmecken; das liebe Gut ist dafür da!“

Der lautschallenden Einladung wurde mit Feuereifer Folge geleistet. Im Nu standen die Bänke vor die Tafel gerückt. Die Gäste machten bunte Reihe. Die Braut am unteren Ende hinter der Kaffeekanne, der Bräutigam am oberen hinter der Punschterrine versahen das Schenkenamt; Mieschen und Freigemann, mit den Lehrlingen um die Wette, machten, unermüdsich im Zutragen und Bedienen, die Runde. Die

Kuchenberge schwanden im Handumdrehn. Der heimliche Verdruß hatte dem Appetite der Schönen keinen Abbruch gethan, der gestillte Appetit aber dem heimlichen Verdrusse einen neuen Nähr- und Gährstoff zugeführt, wie es schien.

Nur die stille „Finnuhn,“ die zögernd, halb widerwillig nach einem sehnsüchtigen Blick zur Thür kaum die Stuhlkannte berührend, an der Seite des fremden Gefellen Platz genommen, kostete wenig anderes als das Glas frischen Wassers, das sie sich mit einem knappen Worte von jenem erbeten, und ließ die zornigen Pfeile unbeachtet, welche die Hausfrau ob dieser Kränkung zu ihr hinüberschoß.

Der Pflicht des Einschenkens und Nöthigens war genug gethan; die Braut ließ sich zur eignen Herzensstärkung an der Seite des glücklichen Parisers nieder. Die rothen, flatternden Haubenbänder wurden zurückgeworfen, die Zipfel der weißen Leinenschürze dem Bruststück des blauen Kattunüberrockes vorgesteckt; ein Flöygebirge aller Kuchenforten hinter der Tasse aufgeschichtet. Der Bräutigam schenkte ein. Der Augenblick, in welchem die langverhaltene Mine playen sollte, war gekommen.

„Es ist aber doch ein Unrecht!“ — brummte die Größte und Reckste der Gesellschaft mit einem bösen Blick auf den Kasten im Winkel.

„Ach, ein Unglück!“ winselte eine Kleine, die in Betracht eines angeborenen Hintebeins das „Lahmeichen“ hieß und im ärmlichen Kleidchen am äußersten Ende an Marie Milligs Seite Platz gefunden hatte.

„Ein Unrecht! ein Unglück!“ — wiederholte es im Chor.

Eine gewitterschwüle Pause, bis die Herrin des Zauberlastens ihre hochfeuerige Nase aus der Kaffeetasse erhob und mit einem energischen Schluck das Zuckerbröckchen zwischen ihren Lippen beseitigt hatte. Dann ein Blitsflackern in die Runde, ein Donnerschlag mit beiden Fäusten auf den Tisch. „Ein Malefiz, ein Malefiz? ei, Ihr Wetterkröten! — —“ Aber lassen wir das Zorngeföck brausen und schäumen, die Grundsuppe blieb: „Ohne Steppmaschine kein Fortkommen mehr im Schuhgeschäft!“

Also das Feuer eröffnet, erhob sich nunmehr das Pro und Contra, so vielfältig vernehmbar in jüngster Zeit, wenn die Hilfsmittel des Großbetriebs die gewohnte Handarbeit außer Nahrung setzen. Der Pariser, welcher jeden Satz seiner Zukünftigen durch einen zustimmenden Gestus bekräftigte, erlaubte sich mit der Bemerkung für sie einzutreten, daß seine werthgeschätzteste Frau Meisterin anderen Concurrenten nur das Prävenire gespielt; daß indessen alle Chancen der Neuerung sich auf ihrer Seite befänden, indem seine Wenigkeit, mit Bescheidenheit zu vermelden, draußen in Paris in der Hantierung coulant geworden, in welche sich die Anderen erst nach schwerem Lehrgeld einzuxerciren haben würden.

„Nun, da habt Ihr's, da habt Ihr's, wie es schmeckt und riecht,“ resumirte die Meisterin. „Ich schaffe das Ding an für schweres Geld; ich spanne mich ins Ehejoch mit einem, der's zu regieren versteht, anstatt nur gleich von vornherein die Bude zuzuschließen und Gefellen und Einfasserinnen mit den Steppmädchen zum Tempel hinauszujagen; und zum Danke für Unkosten und Plack ein Zetergeschrei über das Malefiz!“

Der Bräutigam erschöpfte sich in unterwürfiger Anerkennung des Opfers, dessen seine Person gewürdigt worden; die brotlose Genossenschaft schwieg in Ermangelung triftiger Einwände, die Witwe aber fuhr, nach einer kräftigenden Labung, von der Rechtfertigung der Person zu der des Gegenstandes übergehend fort:

„Was aber das Unglück anbelangt, so hält es noch weniger Stich als eure Dummheit von dem Malefiz. Ein Segen contrare ist's, im richtigen Lichte besehen; ein Segen, der dem Hauswesen und dem Geblüt und der Nachkommenschaft zu Gute kommt. In Gold sollte der Landesvater die Erfindung fassen lassen! Ich sage: wenn erst in jedem Geschäft so ein künstliches Rad- und Nadelwerk schnurrt, dann werden wir auch wieder rothbäckige Ehefrauen erleben,

die nicht mit der Muttermilch zu geizen brauchen. Ein Artikel, der bei der Stubenhockerei alleweile schmähslich rar geworden ist.“

„Und in der Zeit werden wir Jegigen Hungers gestorben sein. — Was sollen wir anfangen? Womit sollen wir uns hinbringen?“ — spotteten und klagten die Mädchen im Chor.

Die würdige Frau war nicht um eine Antwort verlegen. „Dienen sollt ihr, Trinen,“ eiferte sie, „dienen! Kindsmädchen, Hausmädchen, Köchinnen, kurz und bündig: Mägde sollt ihr werden. Alle Wetter, so lange die Weltmaschine im Schwange geht, einem rechtschaffenen Diensthöten wird kein Räderlasten ins Handwerk pfluschen!“

„Dienen, Diensthöte!“ — höhnte achselzuckend die dicke Karlina, während die Augen der Andern in verwandten Stimmungen Ecken und Winkel suchten und nur die dunkle Finnuhn unbeweglich ins Leere schaute.

Die Meisterin wetterte Hagel und Sturm. „Schämt euch, ihr Großbrote!“ rief sie mit bisher kaum ange deuteter Lungenkraft. „Bettelstolz, salva foenia, nennt man das. Und du, Finnuhn, streich deine Uhumien ein! Was ist deine Mutter besseres gewesen als eine Magd? Was sind die Mütter von euch Selbstnabeln sammt und sonders gewesen als ehrbare Diensthöten, die im fremden Hauswesen erlernt, was sie im eignen angebracht? Und ich, ich! Wie ich geh und steh, eine Frau bei der Stadt, eigen Haus und Feld und ein Geschäft, das über die See hinüberreicht und das, ging Noth an Mann, noch ein Duzend versorgen könnte neben der einzigen Pflanze“ — sie tappste dem Frikemann auf den Schädel — „der zu Gefallen ich morgenden Tages meinen Werkführer zum Meister erhebe;“ der Pariser erwiderte einen schmeichlerischen Rippenstoß mit einer dankbaren Verbeugung; — „denn was die eigne Person anbelangt — mit der Erklärung diene ich euch, Groit'scher, von wegen eures Gutfreunds von vorhin“ — ein kräftiger Streich auf die Schulter des Altgesellen begleitete die Erklärung — „denn was die eigne Person anbelangt, die hätte sich allenfalls zur Ruhe setzen und die Hände im Schoß, ihre Tage beschließen können, so weit wären wir, Gott sei Dank! Aber von wegen des Frikemann, wenn der in die Jahre kommt, mußte das Geschäft seinen Fortgang nehmen und ohne einen dauerhaftigen Werkführer hatte das seinen Haken.“

Der Frikemann wurde handgreiflich auf das mütterliche Opfer aufmerksam gemacht, während der erkorene Meister in hellem Anerkennungsseifer schier

zu Boden kroch. Die Meisterin aber klatschte auf die Hüfte unter der steifen weißen Schürze und kehrte nach der gelegentlichen Abschweifung zu ihrem Ausgangspunkte zurück. „Also, ihr Mädchen, seht mich an,“ sagte sie, „so wie ich geh und steh, würde mein Seliger mich genommen haben, wenn ich ein blaßes, geschwürfeltes Steppmamsellchen gewesen wäre? Oder Eine vom Handschuhwesen, das drüben in Dings im Flore ist? Oder gar so ein Ausschuß von einer Fabriktrine, die, Gott' verzeih mir die Sünde, mit dem Lüdrian von Mannsvoll um die Wette Cigarren dreht? Ja Prosit! Mein Seliger wußte, wo Bartel Most holt. Nach einer Dienstmagd langte er, nach einer Magd, die ihre Zeit in einem rechtschaffenen Hause ausgehalten. Und was in des Schulmeisters Hause, — gelt, Gottholdchen, gelt, Marie? — was in euerm Vaterhause seine Probe bestanden — na, Eigenlob und so weiter. Silentium! hat mein Brotherr, der Schulmeister, gesagt, und der Schulmeister, der hatte so Worte, die auf alle Fälle passen wie das Evangelium. Item, eine Magd bin ich gewesen, nichts mehr und nichts weniger; eine Magd! und mein Fritzemann, wenn er in die Jahre kommt und aus Eigne denkt — merks, Fritzemann! — auf die Bagen bestehe ich nicht, dafür ist gesorgt, Gott sei Dank! wiewohl ich sie nicht verschmähen will als angenehme Zubuße; bewahre mich, bewahre mich! eine Bürgerstochter mit vollen Kisten und Kisten — merks, Fritzemann! — besser ist besser!“

Und die Hände der feurigen Frau flogen nur so rechts und links. Sie stürzte eine Labung hinunter, die ihr der Pariser im Unterschälchen abgetührt, und fuhr, ohne aus dem Flusse zu kommen, in ihrer denkwürdigen Meisterrede fort: „Sedennoch hängt er, der Fritzemann nämlich, hängt er sein Herz an ein rechtschaffenes Dienstmädchen — na, kommt Zeit, kommt Rath, hat mein Brotherr, der Schulmeister, gesagt. Contrare ein Steppmädchen, oder ein Einfasmäddchen, oder eine Schneider- und Fußmamsell und dergleichen, die wollt ich fenstern! Rund heraus: Unter Hunderten eurer Sorte, und von der besten obendrein, ist nicht das Zeug für eine einzige richtige Bürger- und Handwerkerfrau. Denn ein Einfas, eine Steppnaht an einem Schuh, den ein Anderer zugeschnitten, ein Dritter vorgerichtet und der Vierte besohlt; geschieht und fleißig sein; seine Stunden innehalten ohne aufzuschauen, und sogar was Ganzes zu Wege bringen, ein Kleid oder einen Hut, daran Eine ihre Freude hat: alte Jungfern schafft's meinetwegen, aber für eine

Haushaltung schafft's noch lange nicht. Und seine Streichelfingerchen haben, in müßigen Gedanken die Dame spielen, nach Sonnenuntergang durch die Gassen schleichen, wärs auch nur, die lahmen Füße zu vertreten und den krummen Buckel einmal grad zu richten, einen Sonntag wie alle aufgewichst zu Tanze ziehn und das Nestchen Lunge vollends fortzuwirbeln, na, das, das schafft's erst recht nicht.“

„Contrare bei einer Magd, da heißt's die Augen offen, die Hände überall haben und Kopf und Herz auf dem richtigen Fleck. Immer Allegro! Den Schlaf aus den Lidern! Von Boden zum Keller, Trepp auf, Trepp ab wie ein Wetter! Alleweile gescheuert, in der nächsten Stunde gewaschen. Da schreit das Kind und muß umgewickelt werden; da ruft die Frau und will den Topf über Feuer haben. Da gilt's helfen und fertig bringen, nicht blos einen Schuh oder sonst ein Habit; aber all und jedes, was All und Jeder, jung oder alt, hoch oder gering, gesund oder krank zu seiner Nothdurft verlangt; da giebt es keine regelmäßige Feierstunde und selten einen Tanz, aber dann einen aus Herzensgrunde; da giebt's rothe Wangen und einen gesunden Appetit, da schläft sich ohne Gebrechen und wacht sich ohne Träumerei. Die treuen Mägde sind die Recruten für uns Bürgerfrauen und nicht die Mamsellen, die ein Kasten wie der dort ersetzen kann. Die treuen Mägde, dabei bleibe ich. Sela.“

— „Man sollte es drucken lassen und unter Glas und Rahmen fassen —“ murmelte der Pariser mit dem Ausdruck der höchsten Bewunderung, während die Rednerin durch einen herzhaften Zug aus seinem Punschglase frische Kräfte in sich sog.

Die aber, denen ihre Ansprache gegolten, schienen nicht in gleicher Weise von ihrem Inhalte erbaut. Die Blicke waren um so finsterner geworden, je deutlicher die harrende Mühsal in die Augen sprang. Das Lahmeichen weinte, Marie Millig schaute gedankenvoll vor sich hin; die stille Finnuhn saß unbeweglich, nur noch einen Schatten bleicher denn zuvor.

„Aber die Männer denken nicht wie die Frau Meisterin,“ ließ sich nach langer Pause eine Schöne vernehmen, welche die leimenden Silberfäden des Scheitels mühsam unter einem Schleifenwalde verbarg. „Ein anständiger Bürgersohn schämt sich heut zu Tage, eine Jungfrau aus dienstbaren Verhältnissen zum Altare zu führen.“ —

„Und die Liedertafel hat expref einen Trumpf darauf gesetzt, keine Dienstmädchen zu ihren Tanzkränzchen einzuladen,“ setzte eine Jüngere hinzu.

Diese und ähnliche Einwände indessen führten die würdige Meisterin erst in das richtige Fahrwasser. „Weil heutigen Tages die Mägde danach sind, Faulenzerinnen, Numtreiberinnen!“ eiferte sie. „Weil, wer für May sich giebt, für May genossen wird. Weil nur die schlechteste Sorte noch Dienste nimmt und die Beste mit sauerem Gesicht ihr Amt versieht. Eine andere Herrschaft jedes Quartal; kein Brot weiß und kein Lohn hoch genug; Sonntag für Sonntag ein Fest. Hier zu Lande sogar und je höher gradatim, desto toller. Erzähle mal, Gottholdchen, von der Narrethei, so du Winters in deiner Hauptstadt beigewohnt.“

Der Sohn des seligen Brotherrn, dem für alle Fälle das zutreffende Wort nicht gemangelt, unser schmucker, fremder Gesell, zögerte nicht, dem diese Einladung begleitenden wohlwollenden Backenstreiche Folge zu leisten. Er setzte sich in Positur, um in muntergelaunter, behaglicher Breite die Schnurre eines Ballfestes vorzuführen, auf welchem im elegantesten Miethslocale der Residenz und im abgesetzten Staate, wie unter Titeln, Würden und Ordenssternen ihrer respectiven Herrschaften, Jungfern und Lakaien sich in äffischer Weise erlustirt. Seine Erlaucht der Herr Graf So und So bietet gravitatisch der edlen Baronesse So und So die Fingerspizen zur eröffnenden Polonaise; Seine Hochwürden der Herr Generalsuperintendent hüpfet den Schottischen im Arme ihrer Excellenz der Frau Hofmarschallin; die reiche Banquierswitwe aber beißt sich vor Aerger die Lippen wund und lehrt dem hochadligen Gardelieutenant, der sie schlechtthin als „Madame“ engagirt, den Rücken, um holdselig lächelnd als „gnädigste Frau“ den bürgerlichen Herrn Geheimen Oberregierungsrath mit der Zusage ihrer Tischnachbarschaft zu beglücken.

Mitten im Vortrage stockte jählings der geläufige Farceur; ein finsterner Blick seiner schweigsamen Nachbarin hatte ihn getroffen. Die übrige Gesellschaft aber jubelte nach Herzenslust. Mancher der jugendlichen Dienstexpectantinnen mochte die bittere Pille der Unterwürfigkeit durch die Aussicht so vornehmer Spiele überzuckert worden sein. Galt es einmal ein Sclavenleben, nur in der Hauptstadt wollte man es suchen, in welcher das Opfer der Freiheit durch entsprechenden Lohn an Gold und Glanz vergütigt ward.

Die Besonneneren freilich waren nicht so leicht hin getröstet, und nachdem das Gelächter sich gestillt, stimmte da und dort die Vitanei von neuem wieder an. „Ein Leben von Plack, und das Ende vom Liede der Spittel!“ lautete der Refrain, dessen unwiderleg-

licher zweiter Hälfte gegenüber die Anwaltin des Mägdethums ziemlich kleinlaut die Segel zu streichen begann. Als aber der murrende Chor, durch ihre Schwäche ermutigt, weiterhin argumentirte: „Duckeln und ducken, sich schuhriegeln und über die Achsel begucken lassen, niemals sein eigener Herr sein, niemals seinen eignen Willen haben!“ da fühlte die würdige Frau sich plötzlich wieder im Oberwasser, sprang in die Höhe und stampfte mit dem Stuhlbein auf den Boden, daß Kannen und Tassen der Tafel gegeneinander klappten.

„Da, da sitzt der Knoten!“ donnerte sie, „und das ist die Krone von Bleichsucht und Pugsucht und Schwindsucht und häuslichem Nichtsnutz! Der Hoffarthei schwillt der Kamm: die Zucht kommt abhanden bei der einsamen Buckelei, der richtige Gehorsam und das richtige Commando. Wer nicht pariren gelernt, lernt auch nicht regieren, und seitdem es so erbärmliche Dienstmägde giebt, giebt es auch solche Rangen von Gassenbrut. Denn Befehlen und Folgen, das braut sich nach dem nämlichen Recept; dienen muß Jedwede und Jedweder auf der Welt, auch der Höchste; das ganze Leben ist ein Dienst, hat mein Brotherr, der Schulmeister, gesagt. Die willig dienen, sind die Glücklichen, und wer im Guten nicht dient, verfällt dem Bösen oder der Narrethei!“

Mit dieser moralischen Schlußanwendung hielt die Meisterin die Kritik der Steppmaschine für erledigt. Sie hob die Tafel auf, wischte mit der Schürze den Mund und wünschte gesegnete Mahlzeit die Reihe entlang. Marie Millig nahte sich ihr und drückte ihre Hand mit den Worten: „Es ist mir zu Herzen gegangen, liebe Dorothee.“ Eine Zustimmung, welche den lautesten Schwall des Widerspruchs hervorlockte.

„Die hat gut reden,“ hieß es, „die mit dem eignen Haus; der Glücksvogel, dem Erbschaft und Kindsrechte nur so im Schlafe zugefallen; die braucht nicht zu dienen, Goldmarie, der kleine Millionär!“

Aber die Donnerrede, die diesem Hohnen folgte! „Nein, die braucht nicht zu dienen,“ schrie die Wirthin, indem sie dem erröthenden Liebling beide Wangen streichelte, „nein, die braucht nicht zu dienen, aber die dient; die braucht nicht zu lernen, denn die versteht's. Die dient allerorts und allerzeit; nicht aus Noth, nicht um Lohn und Brot, die dient um Gottes willen. Das ist die Rechte; das ist eine Magd! Maria, das heißt Weib, Weib, das heißt dienen, hat ihr Vater, mein Brotherr, gesagt. Ja, und hätte sie eine Million, wie Ihr Neidhammel es nennt, hätte sie

eine Million statt einer elenden Hütte von Haus, Marie Millig, die Goldseele, sie diene doch!"

Die Kameradschaft schwieg, im Grunde mit ehrlicher Zustimmung; der Bräutigam aber, eifersüchtig angestachelt ob dieses Preises aus hohem Mund, nahte sich mit der Versicherung, daß auch er sich zur Pflicht und Ehre rechnen werde, lebenslang der gehorsame Diener seiner werthgeschätzten Frau Meistlerin zu sein. Der neidische Groißscher klappte bedeutungsvoll mit dem riesigen Pantoffel, der neben dem Gutfreund auf dem Sabentischen prangte; alles lachte überlaut, die Braut am lautesten; die Fiedler stimmten ihre Geigen und während die Lehrlinge die Tafel in den Hausflur rückten, Mietschen die Brosamen zusammensetzte, ordneten sich die Paare zum langersehnten Tanz.

Das Lahmeichen empfahl sich thränenden Auges, indem es heute noch zu guter Letzt für genossene Wohlthat dankte. Die Wirthin nöthigte zum Bleiben, die arme Kleine aber schüttelte lauschluchzend den Kopf und hinkte nach der Thür. Gotthold Fromm that einen Schritt, ihr zu folgen; ein sehnsüchtiger Blick auf seine Schöne bannte ihn am Platz und ehe er noch zwischen doppelten Ritterpflichten zur Entscheidung gelangt, hatte Marie Millig die Freundin unter den Arm gefaßt und war mit ihr verschwunden.

Das Brautpaar trat an die Spitze des Reigens, um wie diese Nacht so fürs Leben wechsellos auch beim Tanze mit einander auszuharren; da wir ja wohl die Erwähnung kaum nöthig haben, daß unsere Witmeistlerin zu denen gehörte, die mit der ehemannischen Pflicht, eine Hausfrau flott zu erhalten, lange nachdem das lebige Mannsvolk sie außer Cours gesetzt, nicht unterhandeln lassen.

Auch Gotthold nahte sich Reginen mit einer Aufforderung; sie schüttelte abweisend den Kopf und entfernte sich sonder Dank noch Abschied; ein just nicht gastfreundlicher Blick der Wirthin begleitete sie; ihr Sprößling aber, unter der offenen Thüre lehnend, trällerte ohne Scheu: „Au, Dorothee, verlaß mich nicht, wenn mich die Pauvreté ansieht.“

Mosjö Frigemann wußte gar wohl, daß er den Stolz der Armuth verhöhnte, wenn er einem unverständlichen Fremdworte auch den vertrauten Mutternamen unterstob; ein Denkfettel rechts und links, daß jach die Wade schwoll und eine Thränenflut dem Auge entstürzte, konnte dem vorlauten Männchen daher nur von Nutzen sein. Sein guter Freund aus der Residenz hatte denselben mit kräftiger Hand verabsolgt, ehe

er, eine Hornesaber auf der Stirn, der beleibigten Schönen nachstürzte.

Wieder ein schallendes Gelächter wie aus Einem Mund; Frau Dorothee aber öffnete ihre Gallsenschleuse für diesen Abend zum letzten Mal: „Es muttert sich in dem Duben!“ rief sie aus; „die schwarze Hoffarthei ist mir wie Operment. Was ist ihr Vater besseres gewesen als ein Hungerleider von Sergeant, der eine Küchenmagd gefreit und seinem Schöpfer gedankt, als er den Ruheposten hier am Thor weggeschnappt, gescheid genug, den Junker Habenichts unter der Hand in einen ehrlichen Finnuh umzuwandeln? Aber die Regine, Gott steh mir bei! in der Creatur ist die Urahne wieder aufgewacht. Nicht für tausend Thaler, nein, meiner Treu, nicht für tausend Thaler gab sie das kleine v vor ihrem großen U. Aber nur Geduld: das Weh wird nicht auf sich warten lassen! Denn der Liebesteufel und der Raseteufel und der Lustteufel, wenn die sich mit ihren Sparren in einem Narren festgehalt, man hat Exempel, daß sie sich wieder verzogen haben. Aber der Hochmuthsteufel, der bricht Einem das Genick, oder er stirbt mit ihm an Altersschwäche. Die Regel gilt im Tollenspittel und außerhalb, hat mein Brotherr, der Schulmeister, gesagt.“

Die Musik stimmte an, das Brautpaar eröffnete die Reihe. Schuhe und Stiefletten klapperten in den Schränken unter den wuchtigen Sägen der kraftreichen Meistlerin; der Pariser wiegte sich in den Hüften als ein Stutzer, der seinem Namen Ehre machte. Die jugendlichen Paare wirbelten hinterdrein. Sorgen und Röthe schwanden vor dem ersten Geigenstrich. Dienen geht im fremden, vollen Haus, Herr sein im eignen, leeren Kämmerlein: die Frage ward für eine lustige Nacht vertagt. Draußen aber krachen die Freundschaftsüsse. Dem Prinzen seine Böller, dem Volke sein Topf, jedwedem sein Pelterschertz!

3.

Regina, das Straßengetümmel vermeidend, hatte den einsamen Gartensteg eingeschlagen. Sie ging mit fliegenden Schritten; am Ackerpförtchen hielt sie still. Sie athmete auf und schüttelte sich, als ob sie die eingesogenen Lüfte und Düste aushauchen, jeden Ton, jeden Blick, den sie erduldet, von sich abwebeln möchte. Wie dieses Treiben sie widerte! Und doch kannte sie kein anderes, ahnete es kaum, und was jenseit ihrer Träume lag, deckte der rauhe Schleier der Noth.

Sie hörte nacheilende Schritte und spürte, ohne Umblück, wer der Verfolger war. Wohl hätte sie sich freuen mögen und wäre doch auch wieder gern ihm ausgewichen. Noch wußte sie nicht, was sie wollte und sollte, als Gotthold Fromm bereits an ihrer Seite stand.

Sie waren Heimats- und Nachbarskinder, Gespielen, Schul- und Gottesstischgenossen: das giebt ein Band; sie waren jung, schön Eines in des Andern Augen, beide Waisen, arm, ohne Blutsangehörige, lediglich auf sich selber gestellt: das giebt ein starkes Band, und welches stärkere, als sich geliebt zu wissen ohne Datum. Heimlich, innig und treu, einzig von Einem, sie, die Verlassene, die Allen Fremde, von Allen Gemiebene?

Er hatte nach dem Tode seines Vaters das Seminar, dem er kaum sich eingefügt, eigenmächtig aufgegeben, um bei einem Kunstschüler der Residenz in die Lehre zu treten; an jedem hohen Feste aber kehrte er auf einen Tag oder zwei im Heimatsstädtchen ein, dem Namen nach als Gast von Schwester Marie, oder Pflegerin Dorothee, dem Sinne nach um ihret, um der Geliebten willen. Auch heute war er nur um ihretwillen gekommen, seine Augen hatten es gesagt ohne Worte. War er dann da, so sahen sie sich wenig, oft nur mit einem Gruß von der Straße hinauf zu der Siebelstube, die er niemals betreten. Hin und wieder beredete er sie wohl zu einem Gange über Land in der Schwester Begleitung, einmal selber zum Tanz, aber nicht wieder, so wenig wie diesen Abend; ihr Ekel vor dem Treiben ihrer Lebensgenossen war stärker als die Anziehung seiner Gegenwart; und gedachte sie denn überhaupt sich dieser Anziehung zu unterwerfen?

Er war ein armer, hartarbeitender Gesell, seine Zukunft eine Werkstatt. Hatte sie denn nicht, seitdem sie ihr Dasein spürte, sich aus diesem Getriebe der Wirthschaft und Kundschaft herausgesehnt? Gesehnt, wenn auch unter Entbehrungen, wenn auch einsam vor wie nach, auf einen Höheplatz unter ihres Gleichen? Keiner und keine vor Allem gönnte den schönen Verehrer der spröden Hoffarth; aber selber der Neid mißachteter Lebensgenossen konnte der Beneideten nicht ein Treibstoff werden; die Jungfrau nickte dem Jüngling zu, die Urahne in ihr schüttelte unwillig den Kopf, und so wurde auch in dem natürlichsten Verhältnisse eine unnatürliche Spannung nicht gelöst.

„Du gehst, Regine?“ — redete er sie an — „sie werden dir's übelnehmen.“

„Mögen sie!“ lautete der gleichgiltige Bescheid.

Er ging eine Weile schweigend an ihrer Seite, dann sagte er gepreßt: — „Gestehs nur, liebe Regine, mir gestehs, der Schlag trifft dich härter als Eine. Welche von allen hätte nicht einen Unterschlupf; du, arme Seele, hast keinen Menschen, keinen — —“

„Ich würde von Niemand eine Wohlthat,“ unterbrach sie ihn, und ihre Stimme klang herbe bei den Worten, „von Niemand, nein, von Niemand. . .“

„Nicht eine Wohlthat,“ entgegnete er sanft, „aber wenn du einlenktest, ganz leise, Liebe; die Dorothee schaffte dir Arbeit beim Einfuß auch wohl außer ihrem Haus. Ein gutes Wort wirkt viel bei ihr. Ich gäbe es, Regine, ich, nicht du.“

„Keine Silbe, Gotthold, hörst du, keine Silbe!“ rief das Mädchen mit ungewohnter Festigkeit; „und wenn sie mir es entgegenbrächte, ich schlage es aus.“

Er blickte bestürzt. „Hast du anderwärts Beschäftigung gefunden?“ fragte er kleinlaut nach einer Stille.

„Nein, auch keine gesucht.“

„Aber wo denkst du zu bleiben, Regine? was willst du thun?“ —

Ein bitterer Hohn kräuselte die feinen Lippen und ein schneidendes kurzes Lachen preßte sich mit der Antwort zwischen ihnen hervor. „Dienen, dienen gehn, wie deine Meisterin gesagt.“

„Dienen, dienen gehn, du, Regine, du?“ rief er athemlos.

„Eine Magd, warum nicht?“ sagte sie.

Er stand wie erstarrt. Ueberraschung, Zweifel, Erbarmen und ein Hoffnungsstrahl zuckten jählings durch sein Gemüth. Er ahnte den Vermuth, den sie hinunter preßte; sein Herz hämmerte schier hörbar; alles drängte zu dem entscheidenden Wurf, auf welche er die Hoffnung seiner Zukunft gesetzt.

Und so hob er denn, nachdem er eine neue Weile schweigend an ihrer Seite gegangen, seine Mittheilungen an, anfänglich schüchtern, halb verworren, wie immer in ihrer Nähe, aber jemehr und mehr mit munterem Vertrauen. Erst am Abend eingetroffen, mußte er vor morgens schon wieder fort, er hatte keine Zeit zu verlieren, und es war ja auch frohe Botschaft, die er verkünden sollte:

Daß es sich zum Guten mit ihm gewendet, weiterhin zum Guten, viel früher, als er gedacht; daß er seit kurzem nicht mehr Geselle hieß, daß sein Meisterstück in Wahrheit eines gewesen, daß man ihn losgesprochen. Nun freilich galt es einen Anfang, aber auch da ein Treffer in der Noth. Ein reicher Guts-

herr, der reichste im Lande und freigebig wie ein Fürst, hatte ihn in Arbeit genommen; seine kunstvolle Arbeit, wie er sie liebte, auf Jahr und Tag hinaus; eine stille Werkstatt mitten in einem Paradies; Lohn über Verdienst, Lob und Beifall in den Kauf. „Regina, ich habe eine Glücksnummer gezogen!“ rief er zum Schluß.

„Das freut mich,“ versetzte Regine kühl.

„Und warum es mich so freut, Regine,“ fuhr er fort, mit vor Bewegung zitternder Stimme, „so im Herzensgrunde freut, just heute so freut — Regine, ich dachte zu schweigen, bis ich mein Ziel erreicht — aber nun, da es so gekommen — und dann — du mußt es ja wissen, lange wissen, lange wissen, Regine —“

Er griff nach ihrer Hand und presste sie an sein Herz. Noch nie hatte sie ihm diese Hand gelassen; damals beim Tanze selber kaum die feinige berührt, und die ruhige Hand beim Willkomm und Abschied hatte bis heute seine Zunge gebannt. Jetzt aber hielt er sie, drückte sie und sie entzog sie ihm nicht. Da laut auf hätte er jubeln mögen, als er eine Bewegung, ganz leise wie das Klopfen einer Ader, durch seine Glieder zucken fühlte. „Regine, liebe Regine —“ rief er freudestrahlend — ach, da bogen sie um die Gartenhecke, standen plötzlich dem Lahmeichen und seiner Führerin gegenüber und die kostbare Hand riß sich, wie im jähen Schreck über ihre Verirrung, aus der umklammernden.

Das Lahmeichen weinte noch immer. Sie hatte von Natur hart an den Fluß gebaut und mit Ausnahme der gutmüthigen Marie die Freunde ringsumher durch ihre Thränen fortgespült! Denn Mitleid als tägliches Brot verstimmt gleichwie Landregen und nebelndes Wolkengrau. Ein jaches Unwetter und dann wieder Sonnenschein, das schafft zuthätige Herzen. Freilich das Kreuz war schwer für ein armes Kind: das Stocken des gewohnten Erwerbs bei dem krüppelhaften Körper und der hinfälligen, alten Mutter, der grausame Hauswirth obendrein, der um rückständigen Zins binnen einer Woche gekündigt, ohne daß zur Stunde ein schickliches Unterkommen gefunden worden! In diesen und ähnlichen Klage Liedern hatte die Arme sich während ihres Weges das Herz zu erleichtern gesucht.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein Concert auf einem Holzschuh.) Paganini lebte im Jahre 1832 seiner Triumphe überdrüssig zu Paris in strengster Zurückgezogenheit in der Villa Lutetiana, jenem traulichen Asyl in Faubourg Prisonniere, welches seitdem längst der unerbittlichen Stadtverschönerungsjucht des Seinepräfecten zum Opfer gefallen ist. Der melancholische Künstler, welcher schon bei seinen Lebzeiten in einen sagenhaften, geheimnißvollen Nimbus gehüllt war, suchte und fand hier die Ruhe, welche ihm in dem Beifallsgetümmel der großen Welt verlagert war. Er konnte wieder einmal sich selbst leben; seine umwölkten Stirn begann sich zu erheitern; über das hagere, faltreiche Gesicht glitt, wie ein Sonnenstrahl, seit langer Zeit des erste Lächeln. Von den Dienstreuten des Hauses war es allein der kleinen Nicette, einer niedlichen, achtzehnjährigen Picarde, gelungen, seine Laune zu friedenzustellen, ihn aufzuheitern, ja selbst gesprächig zu machen. Eines Tages trat jedoch Nicette ohne ihren gewohnten Frohsinn in sein Zimmer.

„Was fehlt Ihnen, mein gutes Kind?“ fragte Paganini mit theilnehmendem Lächeln; „Ihre Augen sind roth, Sie haben geweint?“

Das Mädchen zögerte mit der Antwort. Er warf mit seinen großen, schwarzen Augen einen durchbohrenden Blick auf das verwirrte Gesicht Nicettes, dann fuhr er fort:

„Aha, ich errathe die Geschichte. Es handelt sich gewiß um einen Liebhaber. Nun, meine Liebe, vertrauen Sie sich mir an; vielleicht kann ich Ihnen helfen. O, ich habe Ihr Leid vielleicht hundertmal in komischem Genre bei mir zu Lande mit angesehen. Nach tausend heißen Schwüren hat er Sie verlassen, und Sie hören nichts mehr von ihm, nicht wahr?“

„Der arme Junge!“ Freilich hat er mich verlassen, mein guter Herr, aber war es etwa seine Schuld? Da er vor kurzem sein zwanzigstes Lebensjahr vollendete, so hatte die Stunde der Conseription für ihn geschlagen. Er zog eine schlechte Nummer, und nun ist er fort, und bezieht vielleicht eben die Wache in Lille, ein ellenlanges Gewehr auf der Schulter. So steht es; Sie sehen, mein bester Herr, da giebt es keine Hilfe.

„Aber Nicette, können Sie ihm denn nicht einen Stellvertreter kaufen?“

Jetzt lächelte Nicette wohl, aber wie traurig war ihr Lächeln.

„Ich sehe wohl, daß der Herr seinen Scherz mit mir treibt. Einen Stellvertreter kaufen, und womit? Du lieber Himmel! Dieses Jahr sind die Männer wegen der Kriegsgerichte gar nicht mehr zu bezahlen. Fünfhundert Francs! Und wenn ich die Augen aus dem Kopfe hingeben wollte, könnte ich sie damit noch nicht erschwingen!“

Der Künstler ergriff gerührt die Hand des Mädchens:

„Wenn es nur das ist, Nicette, so weinen Sie nicht mehr; fünfzehnhundert Francs sind kein Gegenstand, ich nehme die Summe auf mich.“

Damit griff er nach einem Bleistift und notirte sich auf ein Blättchen nur die Worte: „Nicht vergessen, ein Concert zum Besten Nicettens zu geben.“

Einige Wochen vergingen, Weihnachten rückte heran. Seit alten Zeiten herrscht in Frankreich, besonders in den Provinzen, der Brauch, in der Christnacht einen Schuh, am liebsten einen Holzschuh, über dem Herde zu befestigen. Dann sagt man den Kindern, ein guter Engel kommt durch den Schornstein vom Himmel hernieder und füllt den Schuh mit Näsereien und Spielzeug.

Am Abend des 24. December befand sich Paganini im Conversationsaal, als ein Commissionär eintrat und ihm eine Kiste übergab, auf welcher mit großen schwarzen Buchstaben zu lesen war: „Herrn Nicolo Paganini, Gebrechlich.“ Man ließ die Kiste öffnen, fand darin eine zweite, öffnete auch diese, fand eine dritte, und in dieser endlich, nachdem man zahllose Vogen Papier aufgewickelt hatte — einen plumpen, dicken Holzschuh, der für einen Köhler in den Ardennen oder im Schwarzwalde aus dem Groben geschmitten zu sein schien.

„Ein Holzschuh!“ rief Paganini gereizt aus, während seine Umgebung nicht wußte, ob sie lachen oder den Zorn des Künstlers theilen sollte. „Das ist ein schlechter Witz! Man schickt mir ihn zu Weihnachten und will damit sagen, daß ich, wie die kleinen Kinder, stets verlange und niemals gebe. Woblan, diese schändliche Gabe soll sich unter meinen Händen in einen Schatz verwandeln, der bald ihr Gewicht und Gold werth sein soll.“

Damit zog er sich zurück, die Kiste und ihren Inhalt mit fortschleppend. Drei Tage lang war er für Niemanden sichtbar. Als man Nicette deswegen befragte, meinte sie, er wäre mit einer Höllenarbeit beschäftigt. Seine Nachbarn versicherten, daß sie ihn unaufhörlich mit Hammer, Säge und Feile hantieren hörten. In der That war Paganini, bekanntlich ein gelehrter Instrumentenbauer, in drei Tagen mit Geduld und Mühe dahin gelangt, den plumpen, hölzernen Schuh in eine Geige umzuwandeln, die leichter und selbst wohlklingender als eine Amati war. Er hatte ihn ausgehöhlt, gemeißelt, ihm Schall, Wohlklang und Seele gegeben, er hatte ein wahres Meisterstück daraus gemacht.

Am folgenden Tage verkündete ein blauer Aufschlagzettel an den Mauern der Villa Lutetiana, daß binnen dreimalvierundzwanzig Stunden, am Vorabende des neuen Jahres, Paganini ein Concert in dem Saale dieses Hauses geben werde. Der Maestro versprach, zehn Stücke zu spielen, fünf auf seiner Violine, fünf auf einem Holzschuh. Der Eintrittspreis war auf zwanzig Francs für die Person festgesetzt.

Seit drei Monaten hatte Paris den großen Meister nicht gehört, und nun wollte er ein so merkwürdiges Concert veranstalten — in fünf Minuten waren alle Billets vergriffen. Auf den Wunsch Paganinis sollten nicht mehr als hundert Plätze vergeben werden. Am Sylvesterabend stand eine lange Reihe eleganter Equipagen in der Faubourg Prisonnière. Hundert

Auserwählte sollten diesem kleinen musikalischen Feste beiwohnen, welches eines der hervorragendsten Ereignisse jener an Eccentricitäten so reichen Zeit geworden war. Als Alle in dem Salon versammelt waren, trat Paganini ein, lächelnd, verfangt, glühend für seine Kunst; er spielte auf seiner Lieblingsgeige und ein wahrer Rausch ergriff das Publikum, welches sich in den siebenten Himmel versetzt wähnte.

Aber, fragte man sich, wie wird er es machen, um dieselben Töne einem Holzschuh zu entlocken?

„Ihr werdet schon sehen,“ entgegneten die entzückten Dilettanti; Paganini hat uns schon an alle möglichen Wunder gewöhnt.

Jetzt ergriff er in der That den Holzschuh, schmiegte ihn liebevoll an sein Kinn, strich die Saiten mit seinem Zauberbogen, und, o Wunder! himmlische Harmonien ertönten aus dem seltsamen Instrumente. Es war, als wollte Paganini, der Unerreichte, sich selbst übertreffen. Er spielte nicht eine jener gewöhnlichen Concertweisen, welche einen Augenblick die Sinne täuschen, um dann ein unbefriedigtes Gefühl in der Seele des Hörers zurückzulassen; es war ein ganzes Drama, verständlich für Jedermann, welches der Meister seinem hungerigen Publikum vorspielte: es war der Abschied und die Heimkehr eines Conscriptirten. Man hörte das trostlose Trennungswel, die Klagen des jungen Recruten und seiner Geliebten, von kriegerischer Musik unterbrochen, und dann die Seligkeit, als er die Kaserne wieder verlassen durfte, man vernahm das Schluchzen, dann das Entzücken der Braut und zuletzt schloß ein Jubelduett des glücklichen Paares die herrliche Improvisation.

Der Beifall wollte kein Ende nehmen, die Bouquets der Damen flogen zu den Füßen des Künstlers. In einer Ecke des Saales, halb verborgen hinter einer spanischen Wand, weinte ein junges Mädchen halb vor Schmerz, halb vor Seligkeit, es war Nicette. Die Geschichte des Conscriptirten war ihr grade ins Herz gegangen. Als das Concert zu Ende war, zählte man die Einnahme, welche grade zweitausend Francs betrug.

„Nicette,“ sagte Paganini zu dem verlegenen Mädchen, „hier sind fünfhundert Francs mehr, als Du brauchst, um einen Stellvertreter zu kaufen. Das mag für die Reisekosten Deines Bräutigams sein. Aber Ihr werdet auch etwas für Eure Einrichtung brauchen. Dieser Holzschuh, oder wenn Du lieber willst, diese Violine gehört Dir, Du magst darüber nach Deinem Outdünken verfügen, aber ich bin gewiß, daß Du daran eine gute Nützlichkeit haben wirst.“

Und er hatte Recht; Nicette verkaufte den Holzschuh für 6000 Francs an Herrn H., einen reichen Kunstliebhaber. Gegenwärtig ist er im Besitz des Lord Granville, des ehemaligen englischen Gesandten in Paris, und der edle Lord sagte einst: „Dieser Holzschuh ist eine historische Merkwürdigkeit und mindestens grade so kostbar als die Feder, mit welcher Lord Byron seinen „Don Juan“ geschrieben hat.“

—r.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Schnakenburg.

Novelle

von

C. v. François.

(Fortsetzung.)

Auch jetzt, nachdem die beiden Paare auf einander gestoßen, blieb die Unterredung in dem aufgeworfenen Gleis: die Brotlosigkeit so vieler Kamerädinnen, die Noth um einen Platz in dieser Uebereil, und so drängte der Augenblick zu einem Vorschlage, der seit Regines unerwartet ausgesprochener Dienstwilligkeit in ihres Freundes Kopfe rumorte. Freilich half er nur Einem, galt auch nur Einem; schwerlich aber würde er den Muth gehabt haben, ihn der Einen, Rechten, im besondern anzubringen.

In dem Schlosse, das ihm selber so ergiebige Beschäftigung gewährte, war der Posten einer Kammerjungfer zu besetzen, der Dienst Rinderspiel, die Behandlung mütterlich. Menschenfreundlich und demüthig wie ein Resedablümchen nannte der junge Meister die vornehme Dame.

„Die Gemahlin des Grafen?“ fragte Regine scheinbar gleichgiltig.

Der Befragte lachte überlaut. „Seine Frau? der eine Frau?“ rief er belustigt. „Bewahre mich, seine Verwandte und Pflegmutter ist.“

Regine blickte verwundert, aber ohne weitere Nach-

forschung auf den Ausgelassenen, der, so unbetheiligt sie sich stellte, mit Entzücken den zündenden Funken gespürt und, um das Eisen zu schmieden, so lange es glüht, nicht zögerte, die Vortheile wie Reize seines neuen Aufenthaltes in den lebhaftesten Farben darzustellen. Selbstverständlich wurde das hervorgehoben, was für ihn und seines Gleichen von Bedeutung war, des großen Lebens im Schlosse, der herrlichen Anlagen im Garten und Park daher nur flüchtig als Erholung und Augenweide erwähnt, das kleine Musterdorf dahingegen mit behaglicher Breite ausgemalt. Eine Colonie reichte sich daran für die Invaliden des gräßlichen Dienstes, wie für Handwerker aller Art, die das Schloß beschäftigte. Er freute sich der Aussicht auf ein Heimwesen in derselben mit Bezug und Absatz nach der kaum eine Stunde entfernten Residenz, mit guten Freunden zu Nachbarn, der herablassendsten Herrschaft, immer etwas Neuem im Schloß und Hof — wie hätte man sich glücklicher träumen sollen? Endlich aber, im Kreise zum Ausgangspunkte zurückkehrend, kam auch der vorgeschlagene Posten wieder an die Reihe, die gute Behandlung, die reichliche Kost, fünfzig Thaler Lohn —

„Fünfzig Thaler Lohn!“ schrie das Lächeln auf, einer Verschmachtenden ähnlich, der man durch ein unübersteigliches Gitter die Früchte des Paradieses gezeigt. „Und die Geschenke in solchem hohen Hause, Weihnachten, Trinkgelder, die abgesetzten Kleider der Dame! o mein Gott, mein Gott!“

Arme Regine! keiner fühlt den Schauer, der während dieser Entzückung deinen Leib überrieselt vom

Scheitel zur Zeh; keiner gewahrt dein Erblichen. Der ehrliche Bursche sollte seine Mine verpuffen sehen, ohne nur zu ahnen, wann, wodurch sie überladen worden, ohne aber auch darauf zu achten, daß sie in einem anderen Herzen gezündet, daß ein Paar andere Augen funkelten und daß während des nachfolgenden kurzen Hin und Wider eine Andere mit einer Spannung zitterte, die sie vor dieser Stunde niemals empfunden hatte. Kein Wunder freilich, daß das Bruderauge blöde ist, wenn selber das Liebesauge vom Schimmer der eigenen Hoffnung geblendet wird.

„Das wäre ein Posten wie gemacht für Sie, liebe Finnuh,“ meinte seufzend die Lahme.

Die Finnuh schwieg, ein Krampf schnürte ihr die Brust.

„Ja für dich, liebes Rinchen,“ bestätigte Marie, das eigne, plötzliche Verlangen dem wohlgeahnten ihres Gotthold unterordnend, und als die Andere auch jetzt keine Antwort gab, setzte sie nach einer gespannten Pause hinzu: „Du müßtest dich rasch entscheiden, Liebe; Gotthold reist noch diese Nacht zurück. Wünschest du den Platz auf seinem Grafenschlosse, Regine?“

„Nein!“ stieß die Bedrängte kurz und heftig hervor.

„Nicht, wirklich nicht?“

„Nein, nein!“

„Nein, nein!“ murmelte der bestürzte Freund ihr nach.

„Nun, dann ich, Gotthold!“ flüsterte ihm die Schwester ins Ohr, indem sie ihrem Schützling nach in die geöffnete Hausthür sprang.

Wie gleichgiltig war dieser feurige Entschluß an dem Herzen des Werbers abgeprallt! Vielleicht, daß er ihn gar nicht einmal vernommen. In seinem Ohr surrte jenes harte, fast unerwartete Nein und vor seinem Auge stand die Schöne mit ihrer Ahumiene. Verwirrt, wortlos setzte er den Weg wieder allein an ihrer Seite fort.

Sie ging mit hastigen Schritten; die rothe Blüte entglitt ihrem Gürtel; er bückte sich und hob sie auf. „Ein Gedenkzeichen dieses Abends!“ flüsterte er. Im Nu war es seiner Hand entrisen. Sie standen vor dem Hause mit dem weitschauenden, weißen Giebel.

„Gute Nacht!“ sagte sie kurz, bereits unter der Thür.

Er faßte nach ihrer Hand: „Noch ein Endchen, Liebe, dort auf die Wiese hinaus!“ flehte er. Sie schüttelte den Kopf und entriß ihm ihre Hand.

„Regine,“ rief er außer sich, „ich kann so nicht von dir scheiden; nur ein Wort, liebe Regine!“

„Gute Nacht!“ wiederholte sie und schloß die Thür.

Da stand der arme Narr wie gebannt und starrte hinauf zu dem weißen Giebel. Das Fenster war offen, der rothblühende Kamelienstrauch dahinter, „Reginens Wahrzeichen,“ wie er ihn einst im Scherz genannt. Er starrte und starrte. Eine halbverwelkte Blüte fiel zu seinen Füßen nieder. Hatte der Baum sie abgestoßen, war es die, welche heut Abend am Busen seiner Schönen verblüht? Er nahm sie als Zeichen der Versöhnung, küßte sie, barg sie an seinem Herzen, spähte noch eine lange Weile nach dem Giebelfenster — keine Regine ließ sich erspähen.

Endlich wandte er sich die Straße zurück, zum Tode betrübt. So kalt, so fremd sollte der Tag verlaufen, auf den er seine langgesparte Hoffnung gebaut. Ohne jenen leisen Druck, ohne die welke Blüte auf seiner Brust wäre er verzweifelt.

Die Schwester überholte ihn, die wie ein Pfeil aus dem Nebengäßchen geschossen kam. Es schienen ihr Flügel gewachsen in den wenigen Minuten, da sie mit blitzartiger Eingebung die schlummerscheuchenden Sorgen aus zwei bedrängten Herzen gebannt, die erste wahrhaftige Gutthat ihres Lebens mit einem Opfer erkaufte. Und war es denn ein Opfer, ihr Stübchen im eignen Haus und ihren Arbeitsvorzug in dem der Meisterin einer unglücklichen Freundin abzutreten, die eine Mutter zu ernähren hatte, sich selber aber im Dienen zu üben, in heilsamer Unterwerfung und statt der vielen lieben, guten Menschen, die sie verließ, einen einzigen, aber den liebsten, jeden Tag vor Augen zu haben?

Alles das sprudelte sie freudezitternd hervor, als sie Hand in Hand mit dem Bruder nach dem Hochzeitshause zurückging. Freilich hörte er sie nur mit halbem Ohr, blickte noch oft nach dem weißen Giebel zurück und seine Einwendungen klangen schier wie aus der Fabel. Indessen sammelte er sich doch Wort um Wort. Zur Noth haben ist gut, aber über Noth haben, besser, und war es nicht die Geliebte, wem gleich der Schwester hätte er die vortheilhafte Stellung gönnen mögen? Wem, wenn nicht seiner Schönen, lieber in die Augen blicken als diesem guten, herzlichen Gesicht?

So trafen sie denn ihre Verabredungen und trennten sich in der Nähe des Hochzeitshauses. Im Grunde hätte er noch ein paar Stunden verziehen dürfen; er tanzte gern und unter Heimatsfreunden zweimal gern. Aber ein Alp drückte auf seine Brust, heute konnte er nicht tanzen. Er sparte daher die morgendliche Wagenfahrt und ging bis zum Bahnanschlusse zu Fuße

in die Nacht hinein, in Gedanken, ja mit lauter Stimme den ersten Liebesbrief entwerfend, in welchem er, glücklicher als im mündlichen Vortrag, sein Herz zu entlasten hoffte.

Auch Marie kehrte nicht zum Feste zurück, um schmausend und tanzend daran Theil zu nehmen, nur daß zur morgenden Feier das Haus ihrer mütterlichen Freundin in Ordnung stehe. Und unter der ordnenden Hand ordnete sich auch der jähe Entschluß mit seiner ersten hellen Freude und dem nachschleichenden heimlichen Weh zu einem vernünftigen Plan. Als schon die Morgensonne hoch am Himmel stand, verließ sie nach den letzten Gästen das Haus, fütterte ihre Turteltauben, begoß die duftenden Federnellen auf dem Fensterbret, legte sich dann und entschlief nach glücklicher Kinder Art.

Weit den bängsten, peinvollsten Kampf unter den Dreien bestand die kalte, dunkle Regine. Ihr Bett blieb unberührt, mit raslosen Schritten ging sie die enge Siebelstube auf und nieder. Das junge Mondlicht versilberte das einzige Lebendige in ihrer Umhegung, den purpurbühenden Kamelienstrauch, dem sie am Abend eine Blume zu ihrem Schmucke geraubt. Sie pflegte den Baum in der Erinnerung an jene vornehme Frau, zu Vater Finnus's Zeiten ihre Hausgenossin und ihre Gönnerin. Witwennoth hatte sie in die Abgeschiedenheit unseres Landstädtchens geschleucht, dessen einzige „Dame“ sie bis heute geblieben ist. Freilich nur im Gedächtnisse des ähnlich gearteten Kindes, das sie mit der letzten unerstorbenen Faser ihres Herzens an sich zog.

Keiner außer Reginen kannte und liebte die stolzärmliche Matrone, die kleine Waise der Magd aber streifte in ihrer Nähe die scheue Hülse ab, athmete erlöst von dem heimlichen Zwange des Vaters, der sonder Scham noch Neue das Andenken seiner Ahnen und die harrenden Epauletten verleugnet, um der Ehemann einer Köchin und bei Bierkrug und Knasterpfeife, zwischen Handwerkern und Krämern, ein Gleicher unter Gleichen, der alte ehrliche Finnus zu werden.

Unwillkürlich bildeten Auge, Ohr und Zunge des Kindes sich nach dem Muster der vornehmen Frau; unangefochten von dem Hohne ihrer zahlreichen Lebensgenossen, schritt und hantierte sie, kleidete sich, rebete wie die Einzige, die ihrem inneren Sinne entsprach; unaufhaltsam lebte sie in deren Geist aus sich heraus und in sich hinein, auch als jene lange schon der nur von dem fremden Mädchen gepflegte grüne Hügel deckte, als das Mädchen, vaterlos, gänzlich vereinsamt,

in niemals wechselnder, stiller Tagarbeit den Kampf mit des Leibes Nothdurft bestand. Der Keim der Urahn schloß in die Höhe, das leibhaftige Schauen und Tasten des ihr Gemäßen erzog sie zu einem fertigen Wesen. Eine Magd wie ihre Mutter, eine zufriedene Dienerin wie Marie Millig würde Rinchen Finnus nicht gewesen sein, auch wenn ihr die vornehme Frau niemals begegnet; da sie ihr begegnet, wurde sie Regina von Uh. Um unserer wenig geliebten und der Leserin vielleicht weniger liebenswerth scheinenden Heldin durch ein Bildniß Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: sie glich der Alpenpflanze, deren Samenkorn der Föhn in das Feld des Thales hinabgeweht, ihm den Felsbrocken nachgetrieben, darin es Wurzel schlug, und die sich nun heimlich ewig hinauf in die reine, kalte, nie geschaute Heimat sehnt.

Keine Stepperin arbeitete zuverlässiger als Finnus's Regine, nicht aus Liebe, nicht um Lobes willen, aber weil der erworbene Lohn durch keinen Schatten der Nachsicht zu einer Wohlthat werden durfte. Vom Morgengrauen bis zur sinkenden Nacht saß sie hinter dem Wahrzeichen des Kamelienbaumes, dem zu Gunsten sie nur im warmen Sonnenschein das Fenster öffnete und manches Holzschett im Winter opferte, das sie dem eignen Behagen abgedarbt haben würde. Die dunklen, steifen, glänzenden Blätter, die feurigen, duftlosen Blüten erzählten ihr — nicht etwa Märchen und Fabeln aus einem eingebildeten Reich, nur Alltagsgeschichten jener wirklichen Welt, in der sie sich als Bürgerin fühlte, ohne mehr als eine Emigrantin derselben gekannt zu haben: Vorgänge, Schicksale, Freuden und Leiden, von denen, die sie stündlich vor Augen sah, nur durch die Weise unterschieden, in der sie gekostet und getragen, durch Zeichen und Worte offenbart wurden. Und wie sie jetzt mit starken Schritten den Raum durchmaß, da waren es wieder diese mondglänzenden Purpurb Blüten, die blitzartig die Nacht ihrer Gegenwart durchzuckten. Des jungen Gesellen langgeahnete Liebe, die eigene Wallung ihm entgegen, der sie einen ersten Augenblick nachgegeben, das niedrige Loos, das er, die Zumuthung nicht einmal ahnend, ihr vorgeführt; Dienerschaft, Kundschaft, Wirthschaft, die handwerksmäßigen Neben und Schwänke dieses Abends neben dem aus der Ferne leuchtenden Herrenschloß; vor- und rückdrängende Noth, Sehnsucht und Ekel — das wogte und wirbelte, siedete und rieselte wie Fieberschauer in ihrem Hirn. Sie fand keinen Schlummer.

4.

Ja, sie hatte unter Handwerkern um Lohn gearbeitet, aber sie nannte sich Regina von Uh; ihre Mutter war eine Magd gewesen, aber ihre Großmutter Gräfin vielleicht; ein Unteroffizier ist Militär und ein Thorwart Beamter sonder Spaß noch Lüge, und auf dem Grabmonumente Reginalds von Uh würde eine Freiherrnkronne haben prangen dürfen, hätte auf der Welt ein Mensch daran gedacht, dem Vater Finnuh ein Monument über seinem Rasenhügel zu errichten.

Diese rechtfertigenden Thatfachen waren Goldmischchen klar geworden, während sie den Schloßpfad hinter der schweigmüthigen Gefährtin zurücklegte, selber schweigmüthig und unüberwindlich betrübt, wenn sie den brüderlichen Freund mit diesem alten, neuen Glanze in Zusammenhang brachte; betrübt, sie wußte nicht eigentlich warum.

Und wie frohgesprächig war ihr der Tag verlaufen von dem Augenblicke an, da sie unter dem wechselseitigen Verwunderungsgerufe: „du, Regine?“ „du, Marie?“ in der „langen Gelegenheit“ ihres Heimatsstädtchens mit der Kameradin zusammentraf! Regine, bei verriegelter Zimmerthür, in müthigem Brüten mit der Existenz hinter dem Kamelienbaum abschließend, hatte willentlich die wiederholten Besuche der einzigen Freundin, die sich in Sinn und That um sie kümmerte, vermieden; Keine wußte um der Anderen Vorhaben, bis bittere Nothwendigkeit hier und heitere Liebe dort Beide zu der ersten Reise ihres Lebens auf die nämliche Straße führte.

Dieses überraschende Zusammentreffen aber stumpfte den Stachel der Trennung in dem kindlichen Herzen; es eröffnete den Reizen des thränenrocknenden Neuen, das sich vor ihren Augen entwickelte. Unter Fragen, knapp beantwortet, unter überströmenden Mittheilungen während der langsamen Wagenfahrt, später im wunderhaften Fluge des Dampfswagens und seiner wechselnden Gesellschaft verhallten die Mahnstimmen der Vergangenheit, und als auf dem letzten Haltepunkte vor der Residenz die Eisenstraße verlassen und der Seitenpfad nach dem Schlosse eingeschlagen wurde, da erwachte jene fröhliche Wanderlust, die unsere vorwärts schnellende Zeit bald nur dem Namen nach noch kennen wird.

Der Weg durch ein sandreiches Wald- und Ackerrevier war an und für sich gewiß nicht reizend zu schätzen, aber der Mai hatte ihm seine farbigsten Gewänder übergestreift und der Himmel lächelte. Saft-

grüne Saaten, Lupinen, Fein und Klee in buntblühendem Wechsel, würzige Harzdüfte, aufwirbelnde Lerchen, Sonnengold und Sommerluft, dazu der seltene Genuß freier Bewegung, Schritt für Schritt einem geliebten Menschen entgegen, was Wunder, wenn die Kleine im leichtgeschürzten Alltagskleidchen, trotz Deckelkorbes und Taubentäfligs, fröhlich wie eine Bachstelze trippelte, mit den Vögeln um die Wette ihre Stimme erschallen ließ und die Zukunft des Dienens in dem warmen Lichte betrachtete, das die Gegend überstrahlte.

Als sie nun aber gar jene schöne, kunstvolle Gartenwelt betrat, da hätte sie ihre fünf Sinne verfinstern mögen, und als sie endlich, das Herz gefüllt von den im Fluge erspähten Wunderdingen, mit dem brüderlichen Gruße in die Grotte zurückkehrte, da erreichte durch die Begegnung des ihre Pläne so rasch fördernden Paares die Reihe der Seltsamkeiten ihren Gipfel. Welcher Menschengattung es angehören mochte? Daß ein großer Herr freiwillig und unfreiwillig die Figur eines Laubfröschchens spielen könne, kam ihr so wenig in den Sinn, als daß die Dame, welche in diesem Feenreiche regierte, eine Schürze tragen und im Spazieren einen Strickstrumpf mit sich führen werde. Die widersprechendsten Vermuthungen kreuzten sich, bis das adlige Auftreten ihrer Begleiterin den Gedanken plötzlich jene hängliche, rückwärts und vorwärts spürende Richtung gab.

Anders Regine. Sonder Kampf noch Scheidegruß, als ein Fremdling war sie aus der Heimat gewichen, hatte mit der Vergangenheit abgeschlossen, nachdem sie im Abenddämmer den rothen Kamelienstrauch auf dem Grabe ihrer Gönnerin eingesenkt, einen kurzen wehmüthigen Augenblick vor den Hügeln der Eltern geweilt. Die Welt lag ihr offen, gleichgiltig das Wo, desto beklemmender das Wie des Platzes, den sie erarbeiten sollte. Duster, schweigend, achlos gegen das Geplauder der ihr aufgedrungenen Begleiterin, gegen die Genossenschaft ihrer bescheidenen Wagenklasse und die wechselnde Scenerie, ermüdet von ungewohnter Bewegung, belästigt durch Hitze und Staub, das dunkle Festtagskleid verdrossen, aber sorgfältig in den Händen tragend, fühlte sie nur immer und immer wieder die Zweifel jenes Wie einem Maulwurf gleich in ihrem Hirne wühlen.

Keine minder abenteuernde Natur als die Letzte der Uh. Stetig auf einem Punkt, wie die Urahnin auf der Felsenburg. Die Felsenburg war verschwunden, der kalte Finger der Noth wies auf die Mansarde. Eine Anfängerin in einem Nähgeschäft, mehr erwartete sie nicht; nur

still, verborgen und darum in einer großen Stadt, in deren Gewühl ein armes Wesen unbeachtet verkümmern darf. Vielleicht, daß heimlich auch des Jugendfreundes Nähe sie dorthin lockte, vielleicht, daß sie in mancher Stunde bereute, seinen Plan von vornherein ohne Prüfung von sich gewiesen zu haben; ja, wäre sie nicht unerwartet mit einer bereits empfohlenen Dienstcandidatin zusammengetroffen, immerhin möglich, daß ihr Biograph den Titel: „das Fräulein als Jose,“ hinlänglich zeitgemäß, ihrem Leben und Leiden hätte vorsehen dürfen. Wie dem aber auch sei, es wurde Goldmücken nicht schwer, die spröde Kameradin zu einem Umwege nach dem Grafenschlosse und als Rathsuchende dem Liebenden einen bedeutsamen Schritt entgegen zu führen.

Ihr Pfad leitet sie nach der Wassergrotte; hier will sie die Botschaft der voraneilenden Begleiterin erwarten. Sie ist allein; erquickende Stille und Frische umfassen sie; sie löst die schweren Flechten, die brennende Fußbekleidung; küßt die heißen Glieder in dem plätschernden Quell, legt sich, dehnt sich, fühlt es wie einen Schleier auf sich niedersinken. Die Lider, die manche bange Nacht sich kaum geschlossen, fallen zu, sie träumt. Wovon? Sie weiß es nicht; aber ein nie empfundenes Behagen erfüllt sie beim Erwachen. Das innerliche Instrument, in die gebührende Atmosphäre versetzt, hat sich unbewußt rein gestimmt.

Und nun in diesem heimlichen Wohlgefühl wird ihr, wie durch Zauber, mit Worten und unverkennbaren Zeichen der Huldigung die Aussicht auf eine Herrlichkeit eröffnet, in welche ihre kühnsten Luftschlöffer, die stolzesten Erinnerungen ihrer Gönnerin sie niemals getragen; sie sieht sich wie selbstverständlich als eine Gleiche unter die Edelsten aufgenommen; der Stempel der Hoheit auf ihrer Stirn hat ihrem innerlichen Rechte die äußerliche Geltung erwirkt; die Offenbarung des Verufenen ist über sie gekommen, sie ahnt noch Höheres, ja das Höchste; Herz und Pulse schlagen laut, eine fiebernde Erregung spannt und treibt die Nerven, sie ist zum ersten Male in Wahrheit Regine von Uh.

So schreitet sie gehobenen Hauptes der Gefährtin voran, der sie achtlos das leichte Reisegepäck überläßt. Die zum Dienen ausgezogen, nimmt unwillkürlich die Dienstleistung derer an, die nicht mehr ihres Gleichen ist.

Die Parkepfade sind durch Wegweiser bezeichnet: „nach dem Freundesthale“ lautete der, welchen sie, ohne zu wählen, eingeschlagen. Die Stunde bis zu der

verhängnißvollen Entscheidung muß hingebracht werden, gleichgiltig, wo.

„Ein Gottesacker, und wie schön!“ mit diesem Rufe der Ueberraschung unterbrach Marie Millig das beiderseitige Schweigen und man sah sich am Ausgange einer fast mächtigen, immergrünen Allee in ein kleines umwalltes Gehege versetzt, das auch Regine für keine andere als die letzte Ruhestätte nehmen konnte.

Auf einem sammetweichen Rasenboden, zwischen fremden wie einheimischen Strauch- und Baumgruppen, hier unter ernstem Lorbeer, dort unter blühenden Rosen, von Wein umrankt, von Myrten umschattet, von den lieblichsten Düften umweht, reihete sich ein Halbkreis weißer Marmorbüsten um eine, die auf leiser Höhe, unter dem mächtigsten Eichbaume des Parkes die Mitte schließend, sie alle überragte.

Regine würde auch an diesem ernstheiteren Plage achtlos vorübergegangen sein, wenn nicht ein erneuter Verwunderungsruf, ja ein Aufschrei ihrer Begleiterin sie zurückgeführt hätte. Sie horcht auf und sieht, was sie stutzen macht: der Kopf in der Mitte ist unverkennbar das Conterfei des wunderlichen Krüppels in der Muschelgrotte und auf der Rückseite des Sockels steht in gemeißelten Lettern der Name: „Scipio von Schnakenburg.“

Mit jäh gewecktem Interesse liest sie nun die Aufschrift, die sie nicht mehr für ein Epitaphium hält:

„Die meines Geistes sind, die will ich Freunde nennen,
Ob Zeit, ob Raß und Raum die Geistvereinten trennen.“

Ein Rundgang führt sie darauf von Bild zu Bild in dem Freundeskreise. Die Mehrzahl freilich, und zwar zumeist solche, deren Postamente künstlerische Attribute zieren, sind unserer Kleinstädterin selber dem Namen nach unbekannt; dazwischen glänzen, durch fürstliche und ritterliche Embleme ausgezeichnet, andere, die seit alter und neuer Zeit auch im Volke einen heroischen Klang genommen haben, und wieder andere, die bei gelegentlichen Vorlesungen am Krankenbette ihrer Gönnerin als Denker und Dichter unter den Ersten der Nation gerühmt worden sind. Alles in Allem: sie erkennt, daß der Edle von Schnakenburg sich wacker zu stellen gewußt.

Was aber am auffälligsten in ihre Augen springt, das ist ein Zug auch leidlicher Verwandtschaft zwischen dem Vordenhaupte im Mittelpunkt und dem Chor der Geistesfreunde rings umher. Ob Diadem oder Lorbeerkrone, modische Frisur, Perrücke oder selber eine Glaze die jugendlichen oder greisen, apfel- oder birnenförmig, gewölbt, platt, eckig zulaufenden Scheitel krö-

nen, realistisch oder idealistisch dargestellt, ja im Verlauf des Wegs aus allen Bildwerken in Stein und Metall, aus wasserspeienden Mohren- und Türkenköpfen, blumentragenden Caryatiden, unter goldglänzenden Löwenmähen und vielgezackten Hirschgeweihen sogar, lugt der nämliche Schnackenburgsche Zug zwischen den Büschen hervor. Dieser spulende Zug aber wird der empfänglich Aufgeregten zu einem leitenden Faden, und so das traumhafte Sinnen von den Lichtblitzen einer immer klarer aufspringenden Erkenntniß durchzuckt, geht sie schweigend, aber sicheren Schrittes ihrem Ziele entgegen.

Goldmieschen dahingegen, wenn auch himmelweit von dem Gedanken entfernt, daß selber der vornehmste Herr sich bei lebendigem Leibe ein Denk- oder Grabmal errichten könne, war durch das Conterfei des weißen Spitzkopfes auf dem Gottesacker in einen Zustand der Unruhe versetzt worden, der ihre bisherigen Bedenken schnell verscheuchte. Hatte das hochstrebende Gesellschaftsfraulein die heimliche Handhabe einer Schwäche herausgespiert, so mußte die bescheidene Dienstcandidatin sich eines lauten, gröblichen Uebermuths bezüchtigen. Ein naher Angehöriger des hier im Wilde Verewigten war von ihr verlacht, beleidigt worden; ein Bruder, ein Sohn des gegenwärtigen Besitzers wohl gar, jedenfalls ein hoher Herr; ihre Aussichten sanken so tief, als die ihrer Kameradin stiegen. Bei alledem aber, auch nach ihrem Ausfall, kein Zeichen des Unwillens seitens des wunderlichen Herrchens und der strickenden Matrone; freundlicher Antheil dahingegen und eine Einladung nach dem Schlosse sogar. Sie wußte diese Widersprüche nicht zu reimen und bereitete sich zwischen Angst und Trost auf ein Strafgericht und demüthige Abbitte vor.

Ihre Verwirrung jedoch sollte den Gipfel erreichen, als sie vor der Eingangshalle der Burg angelangt, das Auge zu einer Schilderei über der Pforte erhob und mit einem Schrei des Entsetzens den erfaßten Glockenzug fallen ließ, um wie ein schämiges Kind das Gesicht mit beiden Händen zu verdecken. Die selbstsamlich verschönernte Tafel da oben wurde in Genossenschaft eines auf den Hinterbeinen tanzenden Bären von einem Riesen gehalten, der, wie Adam im Paradiese, mit nichts Umständlicherem als einem Laubgürtel angethan, noch einmal die Züge ihres Grottenbegegners, nur ins Wilde übertragen, zurückstrahlte. Das arme Mieschen fühlte sich wie von einem Hexennetz umspinnen, und das um so bänglicher, als sie ihre bis dahin so spröde Gespielin sonder Scham noch Scheu

das Aergerniß betrachten sah! — Ja, mit Verständniß und Wohlgefallen betrachten sah, denn da sie mehr als eine derartige Schilderei in der Umgebung ihrer seligen Gönnerin wahrgenommen, sich auch mancherlei heraldischer Unterweisung aus ihrem Munde erfreut, wußte unsere Regine die gegenwärtig ihren Augen vorgeführte genügender als die Gruppe im Freundesthale auszudeuten, würde sich aber mit der schwierigen Erklärung eines Dinges, das ein Wappen und seine Schildhalter vorstellte, zur Beruhigung ihrer kleinbürgerlichen Freundin kaum befaßt haben, auch wenn ihr Herz ihr nicht in ungeduldiger Erwartung gezittert hätte. Sie zog an Jener Statt die Klingel, drängte sie vorwärts und sah sie, der Weisung des Pförtners folgend, in der tiefen halbdunklen Halle verschwinden. Die arme Kleine schüttelte sich vor dem unheimlichen Spielwerk der Waffen und Rüstungen längs der Bogenwände, sie fühlte mit einem Schauer hinter den leeren Augenhöhlen der geharnischten Eisenriesen die Blicke des beleidigten Zwerges bedräuend zu ihr niederlugen. „Ach,“ dachte sie, „wie seelensgut müßte eine Herrschaft sein, wenn ich ihr mit Freuden in solchem Wohngelasse dienen sollte.“

Regine machte während dessen einen Rundgang um das weitläufige Schloßgebäude, das, so buntförmig es sich darstellt, nur eine kurze und keineswegs erinnerungsreiche Geschichte aufzuweisen hat. Der älteste Theil, die Südfront, ist ein Schnörkelbau des vorigen Jahrhunderts; die östlichen und westlichen Flügel wurden im Villenstil aufgeführt, jener von dem Vater des gegenwärtigen Besitzers im italienischen, dieser durch den jungen Grafen selber, als er von seiner iberischen Reise heimkehrte, im maurischen Geschmack, neuerdings aber erst den beiden Hauptbauten durch Eckpavillons verbunden, von welchen der erste eine Pagode bildet mit sonnbeschirmten Mandarininnen zwischen den Pfeilerpalmen, der andre einen griechischen Tempel hinter säulengestützten Porticus, der dritte eine goldig gekuppelte Moschee, der vierte ein schwer zu classificirendes Thurmgehäuse; in der Ferne ragt das römische Siegesthor, die umgebenden Gärten blühen und treiben in entsprechenden Pflanzungen. Jüngsten Datums, kaum vollendet, das Quadrat gen Norden abschließend, präsentirt sich die Parkfront der „Burg“ mit ihren unregelmäßigen Geschossen, Wendeltreppen, vorspringenden Erkern und Thürmchen, ihrer niedern Halle im Sou terrain der breiten Terrasse, eine, wenn auch da und dort ziemlich willkürliche, englisch mittelalterliche Nachahmung, wie sie in unserer stilarmen Epoche

nicht immer zur Bequemlichkeit der Insassen, vorübergehend Mode geworden.

So viel oder so wenig über dieses im Lande vielbesprochene, betrachtete, belachte, in seinen Einzelheiten bewunderte, herrensitzliche Conglomerat; wir haben nur zu bemerken, daß unsere kleinstädtische Heldin, weit davon entfernt, seinen Geschmack oder Ungeschmack zu begreifen, den allgemeinen Eindruck in richtiger Ahnung empfand, und daß während des Beschauens, ohne Erklärung des Wie und Warum, das Wesen des Erbauers und Verwandlers zu einem immer deutlicheren Bilde ineinander schoß. Als sie ihren Wandelgang vollendet, da wußte sie weit klarer, als da sie ihn angetreten, wie sie dem Manne zu begegnen habe, in dessen Hand ihr Schicksal ruhte; der leitende Faden war ein lenkender geworden, sie fühlte sich fester, ihr Kopf hob sich stolzer, ruhiger denn zuvor.

Sie hatte kaum die Hallenpforte wieder erreicht, als ihr Marie Millig mit freudbeglänzenden Backen und blitzenden Augen entgegenstürzte, um sie in das obere Geschloß vor die ihrer harrende Herrin zu geleiten und ihre eigenen Erlebnisse im Fluge zu verkünden. Die Schloßdame war wirklich die strickende Matrone, der Schloßherr wirklich der kleine Spatzvogel aus der Muschelgrotte, zur Stunde aber nicht mehr laubfröschlich grün, dahingegen roth wie ein angerichteter Krebs, und weder er noch sie war beleidigt oder zürnend, nein, großmüthig beide und menschenfreundlich wie die Engel. Man hatte ihr den Dienst zugesprochen, sie hieß Kammerjungfer von heute ab, doch nicht zum Ankleiden oder Haaremachen, welches beides die Dame ohne Hilfe, mit eignen Händen zu besorgen pflegte; zu welchem Dienste eigentlich, war ihr selber noch nicht klar, keinesfalls zu einer schweren Lehrzeit, wie Meisterin Dorothee sie anempfohlen; und dafür fünfzig Thaler Lohn, Geschenke und Trinkgelber ungerechnet.

Lohn und Geschenke! Gleich einem eifrigen Bad überstürzten diese Worte die hoffnungstolle Träumerin. Wenn man ihr ähnliche Anerbietungen stellen sollte! Und warum nicht sollte? War sie zu einer anderen Stellung als der des Dienens um Lohn und Brot in diese Räume berufen worden? Hatte sie sich seit einer Stunde in das Herrenthum nicht lediglich phantastirt? Sie fühlte ihren Muth urplötzlich gebrochen und folgte der Führerin bebenden Schrittes, mit der Hand die Balustrade der Wendeltreppe umklammernd, auf deren Höhe ihr die Matrone der Grotte entgegentrat, festmäßig umgekleidet, ein Stiftdenkmal lugend hin-

ter den Spigenfalten des Ueberwurfs, aber den Kopf noch schüchtern gesenkt und bleicher, trüberblickend denn vorhin.

„Wir haben den Miethsgroschen vergessen, liebes Kind,“ sagte sie, indem sie ein Goldstück in die Hand der ob dieser neuen Großmuth halbverwirrten Dienerin gleiten ließ, dann aber sich hastig Reginen zuwandte, welche das freundliche Wort gleich einem Messerstich durchzuckt hatte. Sie ergriff ihre Hand mit niedergeschlagenen Augen, ihre Lippen bebten, doch war der Eingang zu dem, was ihr sichtlich das Herz bedrückte, noch nicht gefunden, als eine Thür des Hintergrundes sich öffnete und ihr früherer Begleiter in dem Vestibül erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein interessantes Tauffest.) Die englischen Journale erzählen von einer eigenthümlichen Feier, die an einem der letzten Sonntage zu Malton, in dem Theile des Derwentflusses stattgefunden, der den Namen Jordan führt, weil der Sage nach der Sachsenkönig Edwin mit vielen seinen Unterthanen im 8. Jahrhundert vom Erzbischofe Octin daselbst getauft wurde. Vor vierzig Jahren etwa hatte sich hier eine Sekte von Wiedertäufern niedergelassen, welche ihr Taufen in diesem Flusse vorzunehmen pflegte; später, als sie einen Brunnen in ihrer Kapelle hatten, gaben sie diese Gewohnheit auf. Eine neue Sekte, „die christlichen Brüder,“ hat den Gebrauch seit zwei Jahren aber wieder aufgenommen, und an jenem Sonntag sollten ein junges Mädchen und drei Männer getauft werden.

Eine ungeheure Menschenmenge war zu diesem Schauspiele herbeigeeilt. Bald kamen auch die Candidaten aus dem Hause des Brückenwächters, die Männer leicht bekleidet, das Mädchen im weißen Gewande. Voran ging Herr Bright, das Haupt der christlichen Brüder, der sehr vorsichtig in das Wasser schritt, weil der Fluß tief und reißend ist. Endlich fand er eine geeignete Stelle und ging einige Schritte hinein, dann folgte das junge Mädchen, die er im Namen der Dreieinigkeit unter dem Beifallgeschrei der Menge taufte. Hierauf kamen die drei Männer daran, die sich weniger gut benahmen als die weiland drei Männer im feurigen Ofen — ja, einer von ihnen wurde sogar von der Menge ausgepöflet, weil er wegen der Kälte des Wassers gar zu arge Gesichter schnitt. Endlich kehrten die Täuflinge und der Täufer, naß und schmutzig, mitten unter einem wahren Sprühfeuer von Wigen und Redereien der Zuschauer, zum Brückenwächterhause zurück, um ihren Anzug zu

wechselt — wahrscheinlich haben sie mindestens einen tüchtigen Schnupfen davongetragen. Zwei andere Damen, die auch gekauft werden sollten, haben diese Ceremonie ihrer Gesundheit wegen wohlweislich auf eine glücklichere Jahreszeit verschoben.

—r.

(Ein trostloser Witwer.) Vor einiger Zeit stand in einer der größeren deutschen Zeitungen unter den Anzeigen von Verlobungen, Heiraten, Geburten und Todesfällen auch die umständliche Anzeige eines Ehemannes von dem Ableben seiner Gattin. Der betrißte Witwer pries darin mit vielen poetischen Kioskeln das paradiesische Glück seiner Ehe und nachdem er seine verstorbene Gattin als das höchste Muster aller weiblichen Tugenden, reichlich mit Schönheit und Anmuth ausgestattet, geschildert hatte, schloß er mit den Worten:

„Alle Beileidsbezeugungen sowohl als allen Trost muß ich gänzlich verbitten, weil ich fest überzeugt bin, daß Nichts in der Welt mich über diesen unerseßlichen Verlust zu trösten im Stande ist.“

Nach Verlauf von etwa drei Wochen erhielt derselbe einen Brief mit der Post, und zwar unfrankirt; er öffnete denselben und fand darin ein weitläufiges Schreiben, worin man ihn über den Tod seiner Gattin zu trösten suchte. Er sah nach dem Ort und der Unterschrift des Briefes, aber beide waren von einer andern Hand und so undeutlich geschrieben, ebenso war der Poststempel so unleserlich, daß er außer Stand war, sie zu entziffern.

Er legte den Brief daher bei Seite und glaubte, daß dadurch die Sache abgemacht sein würde.

Vergebliche Hoffnung! — Nach einigen Wochen erhielt er wiederum einen ähnlichen Brief, noch ausführlicher als der erste, in welchem der Brieffsteller alle Gründe der Religion und Vernunft erschöpft zu haben schien, um ihm Trost einzusprechen. Die Unterschrift des Ortes und des Namens war ebenso unkenntlich als das erste Mal, und überdies mußte er doppeltes Porto bezahlen, weil der Brief so ausnehmend dick war.

Auch diese Ausgabe suchte er zu verschmerzen, aber es waren kaum vierzehn Tage verstrichen, so brachte ihm der Brieffträger einen dritten und kurz darauf einen vierten Brief, jeden noch umständlicher und also auch dicker, als der vorherige gewesen; er hätte sie auch gewiß nicht angenommen, wenn sie nicht in seine Wohnung adressirt und von der Frau, die seine Wirthschaft besorgte, angenommen worden wären.

Um dieser ägerlichen und kostspieligen Correspondenz endlich überhoben zu sein, blieb ihm nichts weiter übrig, als sich bei dem Postamt seines Wohnortes deshalb zu beschweren und darauf anzutragen, durch Laufzettel von Postamt zu Postamt auszumitteln, von welchem Orte aus diese Trostbriefe an ihn abgelandt worden wären.

Dies geschah und so erfuhr man endlich, daß ein Mann in N., achtzig Meilen von dem Wohnort des Wittwers entfernt, der seinen Namen nie nennen gehört, der Brieffsteller sei.

Der Wittwer war nicht lange unschlüssig, was er thun sollte. Er reichte eine förmliche Klage wider seinen unberufenen Correspondenten ein, mit dem Antrage: Es möge ihm untersagt werden, ihn ferner mit solchen Briefen zu behelligen, während er zugleich auf die Wiedererstattung des von ihm gezahlten Portos antrug.

Die Sache gedieh nun zu einem förmlichen Prozeß. Der Angeklagte erschien in dem deshalb angeetzten Termin und erklärte:

„Ich habe die Anzeige des Klägers von dem Tode seiner Gattin mit Theilnahme gelesen, und besonders leid that es mir, daß derselbe am Schluß versicherte, wie er nie getröstet werden könne. Ueberzeugt, daß Religion und Philosophie einen vernünftigen Menschen über jedes irdische Unglück, sei es auch noch so groß, am Ende doch beruhigen müssen, setzte ich mich hin und schrieb, aus aufrichtigem Mitleid mit seinem bedauernswerthen Zustand, meine Briefe, die gewiß nichts Beleidigendes enthalten und die ich der Prüfung jedes verständigen Menschen gern unterwerfe. Da ich eine sehr undeutliche Handschrift habe — ein Fehler, den ich jetzt in meinen Jahren nicht mehr zu verbessern vermag — so ließ ich diese Briefe von einem Abschreiber leserlich copiren, setzte indessen der Ordnung wegen meinen Namen, Ort und Datum selbst darunter, und da ich nie eine beruhigende Antwort erhielt, daß meine wohlgemeinten Trostgründe den von mir gewünschten Erfolg gehabt hätten, so hielt ich es für eine Pflicht der Menschenliebe, so lange mit meiner Correspondenz fortzufahren, bis ich meinen gewiß nicht tadelnswürthen Zweck erreicht haben würde. Sobald also der Kläger sich bestimmt erklärt, daß er völlig getröstet ist, so bin ich mit Vergnügen bereit, ihm nicht weiter mit meinen Briefen beschwerlich zu fallen.“

Dem Kläger wurde diese Erklärung des Beklagten mitgetheilt und er entschloß sich, um alle fernern Weitläufigkeiten und Umstände zu vermeiden und sich nicht noch lächerlicher zu machen, die gerichtliche Erklärung abzugeben, daß er „völlig getröstet sei.“

Als solches dem Beklagten eröffnet wurde, gab er einen schriftlichen Revers von sich: „weiter keine Trostbriefe an den nun wieder beruhigten Witwer schreiben zu wollen, indem er überzeugt sei, daß nur allein seine Briefe diesen erfreulichen Erfolg gehabt hätten.“

Derselbe wurde hierauf dem Wittwer zu seiner gänzlichen Beruhigung urchriftlich mitgetheilt.

Bald darauf entschloß sich der Getröstete, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, faßte dabei jedoch schon zum voraus den festen Entschluß, falls der grausame Tod ihm auch diese angebetete Lebensgefährtin wieder von der Seite reißen sollte, derselben auf keinen Fall wieder eine Lobrede in den Zeitungen zu halten, sondern das Unglück mit Fassung zu ertragen wie ein Mann.

—r.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Schnakenburg.

Novelle

von

E. v. François.

(Fortsetzung.)

Der Schäfer hatte sich zum Ritter umgewandelt. Im Scharlachkleid, mit achtzackigem Kreuz an Hals und Brust, Spitzenmanschetten und Juwelknöpfen, den leichten Claquehut unter dem Arm, das goldige Haar frischgelockt auf die Schultern niederwallend, so trat er mit der Verbeugung eines grand seigneur der Gruppe entgegen. Dicht vor derselben entglitt das duftende Taschentuch seiner Hand; die Matrone bückte sich rasch und hatte es aufgehoben, ehe die neuangeworbene Jose es erreichen konnte. Regine war gleichgiltig darüber hinweggeschritten. Hätte sie sich dienstfertig herabgelassen, vielleicht daß der Scharlachritter nicht mit einem „Raco, m'amie!“ ausdrückenden Lächeln ihr den Arm geboten und sie nach den inneren Gemächern geführt haben würde, deren Flügelthüren ein betretter Heibuck auseinanderzuschlug.

Während Marie Millig jubelnd und ohne Scheu vor den kürzlich noch so bedrohenden Eisenhelden die Halle durchslog, um dem brüderlichen Freunde ihren aufsteigenden Stern zu verkünden, der Ritter aber, den Ahnensaal erreichend, die nachfolgende Matrone als seine hoch verehrte Tante, Chanoinesse, Freiin

Magda von Dienstungen und sich selber als Graf Scipio von Schnakenburg dem Fräulein von Uß präsentirte, hatte diese ihre Haltung vollständig wiedergefunden. Sie sah, daß es kein Miethsgroschen war, dessen Anerbieten sie demüthigen sollte, und meisterte mit einer Selbstbeherrschung, die sie der Herrschaft über Andere fähig und würdig machte, den Ausdruck der Erwartung in ihrem Behaben. Ruhig und sicher, wie sie sich niemals in der Nähe ihrer armen Arbeitsgenossinnen empfunden, nahm sie an der Seite der vornehmen Matrone Platz; kein staunender Blick fiel auf die goldumrahmten, ritterlichen Zeugen längs der Wände; sie schien, ja fast schien sie sich selbst unter Ahnenbildern groß gewachsen.

Sie hatte ihren Tauffchein und ein ihren frommen, ehrbaren Wandel beglaubigendes Zeugniß des heimischen Seelsorgers an sich genommen, da sie, nicht ohne Bellemmung, erwartete, über ihre Vergangenheit befragt zu werden. Aber keine nur annähernd gleichbedeutende Forderung wurde an sie gestellt. Die alte Dame saß bleich und schweigend, mit gefalteten Händen, und der galante Ritter bedurfte keines Zeugnisses außer dem seiner Intuition. Er nahm dem Sopha — beiläufig auch dem Spiegel — gegenüber Platz und ergriff ohne Zögern das Wort, indem er den bereits gestellten Vorschlag in nähere Betrachtung zog.

„Meine verehrte Pflegemutter,“ so sagte er in geläufigster, je mehr und mehr sich steigender Rede, „meine verehrte Pflegemutter, nicht minder als ich

selbst, hat längere Zeit schon das Bedürfnis einer gleichgestellten Theilnehmerin der Anordnung und Repräsentation meines — ihres — Hauses gehegt. Ich bin unvermählt, Gnädigste, und ohne weibliche, überhaupt ohne Angehörige, mit Ausnahme dieser Vortrefflichen. — Das glücklichste Ohngefähr, wenn ich es nicht Schickung nennen soll, führt uns die Vielge suchte entgegen, lassen Sie mich bekennen, dem Traum bild entsprechend, das mir — uns — vorgeschwebt, und wunderbar! — just in dem Augenblicke des Be gegnens vorgeschwebt. Ich erinnere mich nicht, mich in dem Schlusse von dem Aeußeren auf das Innere eines Menschen getäuscht zu haben. Sage, habe ich mich jemals darin getäuscht, m'amie?"

„Ich weiß nicht — ich erinnere mich nicht,“ stammelte die Matrone, „ach nein, lieber Scipio, Du hast Dich niemals getäuscht.“

„Ich täusche mich heute am wenigsten,“ fuhr der Herr mit einer chevaleresken, im Spiegel erhaschten Neigung fort, „das Siegel der Hoheit auf Ihrer Stirn, der Zauberring der Gelassenheit an Ihrer Hand: Gnädigste, Sie sind zur Organisation, zur Herrschaft prädestinirt. Prädestinirt, wenn auch das Schicksal, wie es leider nicht selten seine Tücke ist, der Natur, seiner erstgeborenen Schwester, mißgünstig zuwiderstrebte. Heil nun dem armen Sterblichen, dessen Streben jener großmüthigen Götlichen gewidmet ist: fördernd, um wandelnd, ihre Gaben künstlerisch verklärend, Heil rufe ich, gelänge es ihm, bei dieser köstlichsten Darbietung seiner Herrin zu dem bedrohten Rechte zu verhelfen, den Liebling, den sie so verschwenderisch ausgestattet, dem inneren Sinne gemäß — und das heißt ja wohl Glück! — nach außen hin zu stellen: hoch über der Menge, Wenige neben sich, Keinen über sich! — Wollten Sie in meine Wünsche einklingen, Gnädigste, ich für meinen Theil bin meines Horostops gewiß.“

Er verbogte sich noch einmal, räusperte sich und pausirte einen Augenblick, als ob er eine Verlegenheit zu bannen oder eine Wendung zu suchen habe. „Zu dessen,“ fuhr er, nachdem er sie gefunden, seiner alten Freundin zulächelnd fort, „indessen: Frauen probiren gern. Sei's einen Kleider-, sei's einen Menschenstoff, nur das Erprobte gilt ihnen als echt. — Kein Wortwurf das, m'amie,“ setzte er hastig hinzu, indem er ihre Hand an seine Lippen zog, „mit dem Schilde der Vorsicht deckt Ihr ja Euch — und uns! — Ueber dies im gegenwärtigen Falle, wer wollte es leugnen: unsere gesellschaftlichen Conventionen, Brauch, Decorum, Narrenmoden selber, die der Weise verachtet und doch

nicht ausschließen darf, lebt er inmitten einer Narrenwelt, die Formen des Umgangs mit einem Worte: — Kunst, Wissenschaft, wie Eroterische behauptet, pah! aber praktische Uebung, Routine erfordern sie allerdings. Und einer solchen Uebung ersuche ich Sie, Fräulein von Uh, im Namen dieser Theuern“ — er küßte von neuem der alten Freundin Hand — „sich, als der wertheste Gast dieses Hauses, auf eine kurze Probezeit zu unterwerfen, den gläubigen Anwalt des Natürlichen als Lehrer einer Afterkunst sich gefallen zu lassen. Je gründlicher Diese Beschämung, um so höher Jenes Triumph. Er feiert ihn a priori, er weiß vor dem Beweise. Der Zögling des größten Gesellschaftskünstlers blieb ein Tölpel; die Letzte der Uh, nur von dem Genius der Natur in stiller Einsamkeit gebildet, wird für die Verschwendung aller Umgangstractaten während ihrer Lehrzeit das redendste Beispiel sein. — Leuchtet Ihnen dieser mein wohlgemeinter Vorschlag ein, so soll vom heutigen Tage ab — —“

„Nicht von heute ab,“ unterbrach die Chanoinesse den geläufigen, sich je mehr und mehr begeisternden Erguß, „morgen, morgen, lieber Scipio. Eine Nacht zum mindesten sei dem Fräulein gegönnt, unseren Antrag zu prüfen und sich mit ihrem Gotte zu berathen. —“

Sie erröthete ob der Kühnheit dieses vielleicht ersten Widerspruchs in ihrem Leben; Fräulein von Uh saß unveränderlich stumm, auch der Graf schwieg einen Augenblick. Die Meldung residenzlicher Gäste entschied zu Gunsten des Aufschubvorschlages. Regine erhob und verneigte sich mit dem Ausdrucke ehrfürchtiger Zustimmung gegen die alte Dame, die ihren Besuchern entgegenging. Graf Scipio aber bot der schönen Fremden den Arm „zur flüchtigen Kenntnissnahme wenigstens der äußeren Verhältnisse des einem holden Regimente vorbereiteten Gebiets.“

Regine schwieg noch immer. Sie würde geschwiegen haben, auch wenn sie ein Wort zu sagen gewußt, oder die Beredsamkeit ihres Cicerone ihr dasselbe überlassen hätte. „Zuwarten und schweigen“ mahnte der Mentor in ihrer Brust.

Der Graf führte sie innerhalb des Schlosses den Rundgang, welchen sie vor kurzem von außen gewandelt, in jedem der, einzeln betrachtet, reich und sinnvoll ausgestatteten Räume Entstehung, Bestimmung, oder eigenthümliche Besonderheit hervorhebend, niemals ohne Zusammenhang mit der Person des Schöpfers und Erklärers. Bei der nachlässigsten Art, so als ob sich das Wunderbarste von selbst ergäbe, bei der zart-

fühlendsten, die nicht den leisesten Zweifel des Verständnisses zu hegen schien, empfand sich Scipio von Schnakenburg der schönen Novize gegenüber gleich einem Proteus, aus dessen Schöpferseele die vielgestaltige Form sich entwickelt wie die Schale um den Kern, wie die Koralle um das Insect.

„In dieser Halle sind meine historischen Werke entstanden,“ warf er hin, als sie durch Ahnen- und Waffensaal die Wölbungen der reichen Bibliothek betraten. „Der Zeitvertreib genealogischer Sammlungen, die Monographien über unsere nordischen Domcapitel; ernsteren, mir gemäheren Sinnes: die Geschichte des Dramas, Norwegens Verfassung und mehrere.“

„Hier male ich,“ sagte er, von der weinumrankten Arkade des spanischen Flügels nach einer mit halbfertigen Bildern, Gerüsten und Staffeleien gefüllten Zimmerreihe einlenkend, „und hier ist meine Werkstatt, wenn mich der Genius monumentaler Formen treibt.“

Die Wanderin blickte in ein wirres Durcheinander von Instrumenten, Gezielen, Gestalten, Klumpen alles erdenklichen Knetmaterials, und es begann vor ihren Augen zu schwirren, als sie auf diesen rohen Entwürfen, wie vorhin auf Staffeln und Wänden, wie früher auf den Ornamenten von Park und Burg, mit wechselndem Ausdruck: düster, tändelnd, heroisch, sinnend, die nämlichen Züge hervortreten sah, welche im Wandeln aus den selber für so reiche Räume reichlichen venetianischen Gläsern ihr entgegenlächelten.

„Sie blicken bedenklich, Gnädigste,“ rief der Graf, „Sie zweifeln. Ein Dilettant, ein Pfuscher! meinen Sie.“

Aber keine Miene verrieth dieses Meinen; und daß der Findling der Grotte mit so ruhigem, sich unmerklich erweiterndem Auge diese unverständliche Welt betrachtete, das machte den Menschenkenner an ihrer Seite, der bei ähnlichen Rundgängen wohl manches höhrende Lächeln erspäht, das machte ihn so glücklich, machte ihren Sieg im voraus gewiß. Er impfte auf das schlafende Auge wie der Gärtner, wenn er die kräftigsten Triebe erzielen will, er war ein Magus, dessen Stab, diese jungfräuliche Stirn berührend, eine selbsterzeugte Feenwelt vor ihr erschließt; ja er war ein Gott, mehr als Morpheus, der nur im Traume seine Wunderbilder entschleiert: er enthüllte einer Erwachenden das Höchste, das Wunder einer Menschenseele.

„Ein Pfuscher,“ wiederholte er mit steigendem Affect, „ein Narr wohl gar! — Nein, schöne Regine,

Sie denken es nicht. Ich lese es in dem stillen Feuer dieser Kinderaugen: Sie ahnen den Brennpunkt des heimlichen Geisterherdes, auch wenn seine Ausstrahlungen Sie verwirren. Das Kind, und höher noch das Weib, hat den Lichtblick des Unbegreiflichen; Männer nur, wenn sie Dichter sind. Ich bin ein Dichter, Regine, mein ganzes Leben ist ein Gedicht. Ja, ich wäre ein Pfuscher, triebe ich das, was mich treibt, in fortlaufender Zeit; forschte ich diese Stunde in Editionen und Palimpsesten, wäre die nächste Landwirth oder Staatsmann, erholte mich darauf bei Palette und Meißel, um den Tag wohl gar als Conversator und Höfling abzuschließen. Aber was ich bin, bin ich ganz.“

Sie betraten während dieser Worte den Moscheenpavillon, der den spanischen Flügel mit dem Schlosse verbindet. Denn „das Schloß,“ so nannte man speciell den südlichen Schnörkelbau, gegenüber „die Burg“, die Planken Alhambra und Tusculum.

„Ein architectonisches Gedentblatt meiner morgenländischen Wanderungen,“ erklärte der Enthusiast seines Ich; „hier weile ich, so oft ich die Wiegenesänge der Menschheit meiner nordischen Heimat zu verdolmetschen suche. Lächeln sie immerhin, Verehrteste, wenn ich Ihnen eines Morgens in Kasan und Turban, mit dem Tschibukrohr — ich rauche sonst nie — entgegengetreten sollte.“

Und wie die Füße auf marmornem Getäfel zwischen den Spiegelwänden der Rococogalerien dahinglitten, so glitt auch der Fluß der Rede in der Spiegelung eines unbewußten Schnörkelbaues voran.

„Ja, was ich bin, bin ich durchaus, zwingend, unwiderstehlich, von innen nach außen; Monate, Jahre lang — und urplötzlich ein Anderer. Ich entschlummere als Forscher und erwache als Tourist. Nur treibt mich unaufhaltsam nach einem vorausgeschauten Ziel. Heute bequem, beschaulich, im eignen Gefährt; morgen mit Rock und Ränzel des Wanderburschen; ein anderes Mal lenkend neben dem brausenden Tender, eber dem Bootsmann ein aufmerkender Gesell. Ich fahre in Schachten und mache Wolkenreisen im aufsteigenden Vallon. Nur so sieht man die Welt: das Große, das Kleine, das All. So jählings wie hinaus, treibt es mich wieder heim. Nun bin ich Cultivator, Administrator, gegenwärtig zum Beispiel — bin — Zäger? — nein; die Herren der Civilisation vertilgen nicht Hasen und Hühner — aber Forstmann, bin Fabrikant, Kaufmann sogar, wer widersteht der Strömung seiner Zeit? Kein geheimes Revis-

for macht genauere Monita, wären auch Jahre verfloßen, in denen ich den Zahlenmarkt nahezu vergessen. Ich will das allerdings, aber wollte ich nicht, ich müßte es. Nennen Sie diesen Zwang: Magnetismus, diese Versatilität: ein Prisma, ein Spectrum der Seele — mir sind sie Freiheit und es ist doch nur der nämliche Focus, in welchem, ergreifend oder empfangend, sich die Welt verklärt, die Doppelnaturen des Helden und des Dichters in einander fallen!“

„Das Reich des schönen Seins löst das der Realitäten ab. Nun ziehst mich zu Pinsel und Meißel. Eine Fülle der Gestalten, der Entwürfe! Strebende Jünger führen sie aus. Wie hätte ich Zeit dazu? Und jene Anderen, arme, arme, brave Kinder! denen sie Mittel des Lebens, des nackten materiellen Lebens werden müssen! — Ich bin reich, Gnädigste. Nicht mein Verdienst; auch lege ich wenig Werth darauf. Meine Bedürfnisse sind null und — richesse oblige! Die Schranke der Noth ist der Kugellauf für das Geschloß des Genius. Graf Schnakenburg, der reiche Sonderling, heißt es heute; Schnakenburg, der Gelehrte, der Künstler, der Mechaniker, würde es heißen, wenn ich in einer Hütte geboren wäre. Ich fördere, kaufe, gebe an; meine Excerpte, meine Pläne wandern in fremde Hand; der, dem der Gedanke entsprungen, wird über dem Executor vergessen, kaum der Mäcen noch gerühmt. — Was thut's? Sic vos non vobis! sagt der Unsterblichen Einer, in deren Kreise ich mir für jetzt und einst eine Ruhestatt gegründet. Unsere machfertige Zeit bedarf der heimlichen Schöpfer und es ist ein schöner Sinn in der Sage von jenem König, der nach dem Gewicht seiner Schwere das Gold des Amosens spendete.“

„Aber auch ruhen will der Geist, ruhend empfangen.“ Mit dieser Bemerkung deutete der genialische Herr auf ein mit Uhren aller Größen und Arten gefülltes Cabinet. „Die Werke in diesen Gehäusen habe ich sämmtlich zerlegt und zum Theil eigenhändig wieder zusammengesetzt, zum Theil durch Andere wieder zusammensetzen lassen. Es war in der Zeit, da in der Stille das Epos „Moses“ in mir geboren ward. Es ist noch unedirt, dem Dichter —“ er nannte einen Namen, der nicht bloß seiner gegenwärtigen Zuhörerinnen fremd geklungen haben würde, „zur Ausführung überlassen. Er wird den Preis davon haben — sic vos non vobis — er sei ihm gegönnt!“

Dem Uhrenkabinet folgte eines mit Schmetterlingen, die Schnakenburg, der Naturforscher, in verschiedenen Himmelsstrichen größtentheils eigenhändig

gefangen, geordnet, katalogisirt; ein anderes, gleichen Ursprungs, voll ausgestopfter Vögel, daran stoßend ein Sommerhaus für lebendige Cacadus, Dompfaffen, Papageien und Consorten.

„Hier lerne ich Conversation,“ sagte Graf Scipio mit einem attiſchen Lächeln; „und hier studire ich Physiognomie,“ setzte er hinzu, als der Schluß der weiten Rococotour sie an einem Saal vorüberführte, der rings mit Scenen aus dem Affenleben von gräßlicher Künstlerhand decorirt, etlichen interessanten Familien dieses „das Ebenbild Gottes vordeutenden Geschlechtes,“ wie Graf Scipio sich ausdrückte, als Heimwesen eingerichtet worden und für das große Publikum der Schnakenburgischen Besucher der ergötzlichste Schaugegenstand — nächst dem Hausherrn war.

Ein schwarzer Flor breitete sich über Reginen Augen, sie sank erschöpft auf einen Stuhl. — „Bin ich“ — dachte sie — „bin ich in ein Tollhaus gerathen, in welchem ein einziger Befessener unangefochten sein Wesen treibt?“

Und wenngleich wir Graf Schnakenburgs Commentare zu seinen Schöpfungen nur im Bruchstück mitgetheilt, mancher unserer Leser wird die nämliche Frage stellen, wird die Phantasie des Erzählers der Uebertreibung, wohl gar der Wahngeburt bezüchtigen. Aber Scipio von Schnakenburg, wir haben nicht erfunden, wir haben ihn gekannt. Ja, sinnt zurück, hättet Ihr ihn nicht selbst gekannt, oder einen seiner Brüder, hieß er auch nicht Graf und Millionär, war er ein trauriger Narr statt eines glücklichen, oder wäre es just nicht ein verkrüppelter Zwergelein gewesen, den er mit dem Königsmantel seiner Phantasien seinen eignen Augen zu verhüllen suchte. Ja, wir haben ihn gekannt, haben ihn leiben und leben sehen, seine Hand gedrückt und ihn Freund genannt, wie er unzerstörbar hoffnungsvoll, Einfälle mit Leistungen verwechselnd, gleich Einem, der am Morgen auf thauigem Wiesenlande wandelt, sich an der Aurore seines Schattensbildes weidete, die kein Anderer sah als er selbst; wie er in Intervallen ein vernünftiger Kopf, allezeit das redlichste Herz und zwischen Natur und Nartheit, mehr als wir darzustellen vermögen, wirklich geistreich war.

„Sie sind erschöpft, armes Kind. Schwindelt mir doch selber, wenn ich die Wandlungen, deren die Menschennatur fähig ist, im Zusammenhange überdenke,“ sagte er mittheilig, indem er ein Aetherfläschchen hervorholte und es Reginen reichte. Aber unsere Dame in spe erfreute sich der Nerven der Urahnin auf der

Felsenburg; sie erholte sich ohne Aether und folgte ihrem Führer rüstigen Schrittes durch den Kiosk, ohne sich durch den Schnakenburgischen Spuk der opiumschlaffen Mandarinenhäupter behelligen zu lassen.

„Eine sich aufschließende Welt!“ bedeutete ironisch lächelnd der Graf. „Ich sah sie nicht selbst, will sagen: im Original. Indessen es giebt nur scheinbare Sprünge auch in der Völkernatur und — ich bin Pair unseres Vaterlandes, Gnädigste. Passons!“

Der reizendste Theil des weitläufigen Gebäudes ist das Tusculum mit seiner blumenumrankten Loggia, dem säulengetragenen Concertsaal in der Mitte und den Pergolen des Frascati'schen Gartens zu seinen Füßen. „Sie sind musikalisch, Fräulein von Uh?“ fragte der Graf.

„Ich liebe die Musik,“ antwortete Regine, das erste Wort, das sie sprach, und schier eine Lüge; denn außer der klappernden Orgel ihrer Kirche hatte sie keine Musik gehört als die Leierkasten des Jahrmarkts und die unharmonischen Tanzweisen des Stadtpfeifers in ihrem Daheim, beide ohne Entzücken.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Der todte Gast.) Vor einigen Monaten reisten zwei junge Leute von Marseille nach Paris. Obgleich Landsleute, kannten sie einander doch nicht im mindesten und nur der Zufall hatte sie im Waggon einander gegenüber placirt. Nach der ersten Viertelstunde ihres Beisammenseins plauderten sie natürlich vom Wetter, von der Marseiller Primadonna, von der merkwürdigen Schnelligkeit des Reisens heutzutage, vom Caselli'schen und andern Telegraphen — kurz, von Diesem und Jenem, was einem so unterwegs durch den Kopf fährt, ehe man zu einer intimen Unterhaltung gelangt, grade wie das Stimmen der Instrumente im Orchester einer Ouverture vorangeht.

Hätte damals schon die Encyclica existirt, so hätten sie vielleicht darüber gesprochen, oder vielleicht wäre „das Leben Cäsars“ der Gegenstand ihrer Unterhaltung gewesen, wenn dessen erster Band zu jener Zeit schon herausgegeben gewesen wäre.

Nach Verlauf einer halben Stunde boten sich die jungen Leute gegenseitig Cigarren an, was zu einem Gespräch über Manilla, Havanna und die verwünschten schlechten Regie-cigarren führte. In Mâcon genossen sie eine Kleinigkeit, tranken ein Glas Wein und tauschten ihre Bemerkungen aus über den kleinen Fuß irgend einer Reisenden und das frische Aussehen einer

anderen, wobei ihre gegenseitige Vertraulichkeit wuchs, so daß sie nach zurückgelegter Hälfte des Weges kaum irgend ein Geheimniß mehr vor einander hatten.

„Was werden Sie in Paris machen?“ fragte Edmund Pririon seinen neuen Bekannten, Gustav von Cardy.

Dieser erwiderte: „Nun, ich gebe nach Paris, um eine schöne Mitgift zu heiraten, die einzige Tochter von meines Vaters bestem Freunde. Und Sie?“

„Ach ich,“ entgegnete Edmund, „ich will nur ganz einfach die Luft wechsell, indem ich hoffe, dabei auch meine Lage zu ändern. In Marseille hatte ich nichts und dachte, weniger könnte ich in Paris auch nicht finden.“

„Mein künftiger Schwiegervater,“ meinte Gustav, „besitzt gewiß Freunde und Einfluß; wenn ich Ihnen daher irgendwie von Nutzen sein kann“ . . .

„Sie sind sehr freundlich . . . und denken Sie eine Heirat aus Liebe zu schließen?“

„Ich hoffe es.“

„Wie, Sie hoffen es bloß?“

„Nun, mein Gott, ja; mein Vater sagte zu mir: Fräulein Margot von Thionville ist achtzehn Jahre alt; sie ist gut, sanft, hübsch, sehr gut erzogen und noch obendrein die einzige Tochter ihrer wohlhabenden Eltern.“

„Der Tausend! Aber das sind auch Tugenden!“

„Ihr Vater ist der Jugendfreund meines Vaters und Beide hegen seit zwanzig Jahren die Hoffnung, die Bande ihrer alten Freundschaft zu befestigen, indem sie nur eine Familie ausmachen wollten. Sowie mein Vater einen Sohn hatte, wünschte sich Herr von Thionville eine Tochter und sein Wunsch wurde erfüllt. Auf mich kommt es nun an, ob diese Lustschiffen befestigt oder zerstört werden sollen.“

„Und Sie sind ganz darauf eingegangen?“ fragte Edmund.

„Natürlich,“ entgegnete Gustav; „wie sollte ich nicht?“

„Aber wenn ich so um meine Freiheit, mein Glück, mein Alles spielen sollte, so möchte ich doch lieber selbst die Karten in den Händen behalten.“

„Wenn ich irgend eine Neigung für eine Andere gehabt hätte, ja; aber so ist mein Herz frei wie der Vogel in der Luft. Und übrigens, sagen Sie mir doch, wie gewöhnlich die Heiraten geschlossen werden? Eine Familie zieht über einen jungen Mann, der ihnen vorgeschlagen wird, Erkundigungen ein. Wenn der Candidat keinen in die Augen springenden Fehler hat, sich gut kleidet, eine Romanze miauen und eine Polka hüpfen kann, wenn er geimpft ist und wenn die beiderseitige Mitgift übereinstimmt, wird ihm erlaubt, der jungen Dame den Hof zu machen, nicht wahr?“

„Ja, so ungefähr ist die Geschichte.“

„Was thut dann der junge Mann? Er schleift seine besten Rasirmesser, entfaltet seine schönsten Halskragen und seine reichsten Cravatten und stellt sich so zärtlich und aufmerksam als möglich. Mit einem Wort, er verbirgt seine Fehler und schmückt sich mit Eigenschaften, die er nicht besitzt.“

Edmund nickte zustimmend mit dem Kopfe,

„Gehen wir nun zu der jungen Dame über,“ begann Gustav wieder. „Ihre Mutter hat ihr anempfohlen, ihre Zunge gut im Zaume zu halten. Sie ist schon vom frühen Morgen an frisiert, geschneigelt und gestriegelt, und hat die knappsten Stiefletten an, welche ihren Fuß im vortheilhaftesten Licht zeigen . . . Sie lachen?“

„Ja,“ entgegnete Edmund, „ich lache über die Treue Ihrer Schilderung.“

„Setzt man uns Kuchen und eingemachte Früchte vor,“ fuhr Gustav fort, „so hat sie dieselben bereitet. Wir sehen einen Torso von Spartacus und einen Kopf von Alcibiades — sie hat sie gezeichnet. Dieser gestickte Sessel ist das Werk ihrer Feenhände. Hören Sie das Piano erklingen? Sie spielt es. Sie geht von der Wäschkammer in die Messe, sie legt bald Essig- gurken bald Confitüren ein, beschäftigt sich mit ihren Vögeln und Blumen, mit Stickerei und Stickzeug. Sie ist thätig, sparsam, sanft und gebildet; man kann sich als einen wahren Glückspilz betrachten, dieses Juwel unter so vielen falschen Steinen herausgefunden zu haben.“

„Sagen Sie mir,“ meinte Edmund, „Sie sind wohl Witwer von wenigstens drei Frauen?“

„Gott bewahre mich davor, lieber Freund, aber ich bin ein bißchen Advokat. Aber weiter in unserer Schilderung. Was die Vorzüge des Geistes betrifft, so hat sie die Zukünftige natürlich alle. Das wahre Glück beruht auf der Uebereinstimmung der Seelen und die sind ganz für einander geschaffen. Kurz, lieber Freund, sie ist ein wahrer Engel; man costumirt den Geist wie den Körper und täuscht sich gegenseitig. Das dauert so einige Wochen, zuweilen auch einige Monate unter der Ueberwachung einer nachsichtigen Mutter; man singt zusammen am Piano, man küßt in der Fensternische, man wechselt Blumensträuße und Billetdoux — dann wird das verhängnißvolle „Ja“ ausgesprochen und man wird zu spät enttäuscht. Und kennen sich diese Leute einander etwa besser als Fräulein von Thionville und ich?“

So ging die Unterhaltung fort, so daß Edmund bald ebenso viel wußte von Gustavs Brant und deren Familie als dieser selbst.

„Wo steigen Sie ab?“ fragte Gustav seinen neuen Freund bei der Ankunft in Paris.

„Ich weiß es noch nicht, ich lasse es auf den Zufall ankommen.“

„Gut, so will ich der Zufall sein,“ erwiderte Gustav lachend, „und ich installire Sie also Hotel Richelieu, place Favart: Sie müssen meiner Hochzeit mit beiwohnen.“

„Es sei.“

„Gibt es nicht närrisch zu im Leben?“ meinte Gustav. „Gestern wußten wir noch gar nichts von einander und heute haben wir uns schon von Herzen lieb gewonnen. Ja, die Welt ist manchmal seltsam!“

Wohl ist die Welt seltsam, aber noch seltsamer sind die menschlichen Schicksale. Gustav schien dem Hafen des Glücks

entgegenzueilen, während Edmund auf das stürmische Meer hinaussegelte; hätte man Jemanden gefragt, wer von Beiden er lieber sein möchte, so hätte Jeder Gustavs Schicksal vorgezogen — und doch war dasselbe traurig genug, denn er erkrankte noch denselben Abend bei seiner Ankunft im Hotel, bekam einen heftigen Choleraanfall und starb trotz aller ärztlichen Hilfe und Pflege am nächsten Morgen, während Edmund bleich und tieferschüttert an seinem Bett stand. Nachdem er dem Freunde, den er ebenso schnell verloren als gewonnen hatte, die Augen zugebrückt, traf er alle Anordnung zu einem anständigen Begräbniß, welches von dem Wirth des Hotels und von den Ärzten wegen möglicher Ansteckung so schnell als möglich verlangt wurde, und da er wußte, daß der Verstorbene mit Ungeduld erwartet werde, versah er sich mit allen Papieren Gustavs und begab sich nach der Wohnung von dessen zukünftigem Schwiegervater, den er von dem traurigen Ereigniß in Kenntniß setzen wollte.

Die ganze Familie Thionville war auf dem Lande zu Maisons-Laffitte und Edmund eilte mit der Eisenbahn dorthin. Als er an dem Gitterthor des kleinen, netten Schlosses anlangte, empfingen ihn die Diensthofen, welche von der bevorstehenden Ankunft eines zukünftigen Schwiegersohnes unterrichtet waren und ihn als den Erwarteten betrachteten, mit höchster Ehrfurcht und einer von den Dienern lief augenblicklich fort und rief: „Da ist er, gnädiger Herr, er ist da!“

Der Schwiegerpapa kam ihm so schnell entgegen, als es sein Podagra erlaubte, umarmte den jungen Mann, ohne ihm die Zeit zu irgend einem Worte der Erklärung zu vergönnen, führte ihn ins Zimmer und stellte ihn seiner Frau und Tochter vor.

Die Tochter war ein sehr hübsches Mädchen, welches durch ihr Erröthen nur noch reizender wurde. Der Vater war ein dicker, jovialer alter Herr, dem man auf den ersten Blick gut sein mußte, und die Mutter mit ihrem grauen Haar und dreifachem Unterkinn hatte ein viel zu freundliches Gesicht, als daß der Schwiegersohn sie jemals als Störerin des häuslichen Friedens zu fürchten gehabt hätte.

Dies war also eine Familie, wo es nicht so übel zu leben sein mußte. Edmund konnte daher auch dem Wunsche nicht widerstehen, für den Augenblick Vortheil aus dem Mißverständniß zu ziehen; er spielte seine Rolle vortrefflich und überreichte dem Schwiegerpapa und der Schwiegermama die Briefe, welche dem Verstorbenen für sie übergeben worden waren.

Gleich darauf setzte man sich zur Mittagstafel und Edmund erhielt seinen Platz neben seiner Zukünftigen, welche wenig sprach, aber desto öfter erröthete. Margot war ein liebes, einfaches Mädchen, deren frisches Gesichtchen von zwei glatten, braunen Scheiteln eingerahmt war; ihre Kleidung war nett, aber ungeliebt und sie glich in keiner Weise dem Bilde, welches Gustav während der Reise von einer zu verheiratenden jungen Dame entworfen hatte.

Edmund war seinerseits auch gar nicht übel; er besaß feurige Augen, eine tadellose Gestalt, seine Manieren und ein sehr hübsches, kleines Schnurbärtchen; er war artig und liebenswürdig

gegen das junge Mädchen, aufmerksam und zuvorkommend gegen die Eltern und wußte so gut, bald ernst bald heiter zu sprechen, daß er bald die ganze Familie erobert hatte.

Gegen Abend machte man einen Spaziergang im Park, und da Herr von Thionville wegen seiner Sicht nicht schnell gehen konnte, so waren Edmund und Margot den beiden Eltern bald weit voraus. Die Alleen waren schweigend und schattig; die Vögel zwitscherten fröhlich in den Zweigen und die Blumen erfüllten die Luft mit süßen Wohlgerüchen — es war so recht eine Stunde, wo sich die Herzen weit öffnen und einander entgegenschlagen. Nach längerem Schweigen fragte Margot, ebenso aufrichtig als naiv: „Haben Sie wohl noch immer mein Portrait?“

„Der Teufel!“ dachte der junge Mann; „davon hatte mir mein verstorbener Freund nichts gesagt.“ Dann entgegnete er laut: „Ihr Portrait, mein Fräulein? Gewiß . . . es ruht hier auf meinem Herzen, es hat mich nie verlassen.“

„Und finden Sie es ähnlich?“

„Ja! — das heißt, Sie sind viel schöner.“

„Ich verlangte kein Compliment von Ihnen, sondern nur die Wahrheit.“

„Ich liebe Sie schon auf dieses Miniaturbild hin.“

„Wie, ein Miniaturbild? Es ist ja bloß eine einfache Photographie.“

„Ja, ja, ich meinte auch eine Photographie.“

„Wollen Sie etwas wissen?“ fragte Margot.

„Was denn, mein Fräulein?“

„Ich fürchtete mich unendlich vor Ihrer Ankunft.“

„Ach! und warum?“

„Ja, es ist wohl sehr unrecht von mir, so etwas zu sagen, aber Sie können glauben, als ich erfuhr, daß Sie unterwegs seien, wünschte ich heimlich — nicht, daß Ihnen irgend ein Unfall begegne, nein, aber daß irgend etwas Sie weit von hier entfernt hielte — und daran ist bloß Ihr Portrait schuld.“

„Was,“ dachte Edmund, „Sie hat auch Gustavs Portrait, nun, da bin ich in ein schönes Wespennest gerathen.“

„Sie gleichen nämlich diesem Portrait gar nicht, auch nicht im geringsten.“

„Das will ich glauben,“ dachte der junge Mann.

„Erstens sind Sie brünett, dann haben Sie eine viel höhere Stirn.“

„Man verändert sich mit den Jahren,“ stammelte Edmund, „und überdies habe ich eine Krankheit durchgemacht, die mich ganz umgewandelt hat.“

„Um so besser, sagte Margot. „Sehen Sie, ich will einmal ganz aufrichtig mit Ihnen sprechen. Es hätte mir sehr leid gethan, diese Heiratsprojecte umzustößen, auf die unsere beiderseitigen Familien so hohen Werth legen, allein ich hatte mir vorgenommen, mich an Ihr Zartgefühl, Ihre Ehre zu wenden, um — um Sie zu bitten, dieselben selbst abzubrechen.“

„Wie, Sie wollen also?“ —

„Ich will vor allen Dingen, daß Sie Ihrem Vater in Marseille sagen, er sei ein wahrer Stümper.“

„Und dann?“

„Ja dann — damit blühte sich Margot, um eine Blume zu pflücken.“

„Armer Gustav!“ dachte Edmund; „er hat vielleicht wohl daran gethan, zu sterben.“

„Apropos,“ meinte jetzt Margot, „Sie wissen nicht, daß ich einen großen Fehler habe. Ich spiele nicht Clavier; ich hatte wohl damit angefangen, bemerkte aber bald, daß ich es nie weit bringen würde, und da ließ ich es lieber.“

„Sie haben aber vergessen, Ihren Satz von vorn zu vollenden. Sie sagten: Dann —“

„Ich erinnere mich nicht mehr daran.“

„Ich glaube, Sie wollten mir etwas recht Hartes sagen, aber Sie hielten dann aus Güte inne.“

„Ja wohl, etwas recht Hartes,“ lachte Margot.

„Sagen Sie es immerhin.“

„Nun, ich erzählte Ihnen, daß ich sehrlichst wünschte, Sie möchten nicht kommen!“

„Ja, und weiter?“

„Nun,“ vollendete Margot mit stockender Stimme, „jetzt bin ich sehr froh, daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen ist.“ — Damit eilte sie zu ihrer Mutter, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Edmund litt schon die Strafe für seinen fast unfreiwilligen Betrug. Er empfand alle Qualen einer hoffnungslosen Liebe und wußte nicht, wie er sich aus der Klemme heraushelfen solle, in die ihn der Zufall gebracht.

Die Nacht brachte ihm Rath; er begriff, daß er die Sache nicht weiter treiben dürfe, als sich mit der Ehre vertrüge.

Am nächsten Morgen, als Herr von Thionville ihm eben einen Spazierritt in den Wald von Saint-Germain vorschlugen wollte, sagte Edmund, er müsse abreisen.

„Und wo wollen Sie hin?“

„Ich habe ein Geschäft in Paris, welches mich nöthigt, Sie zu verlassen.“

„Wie, lieber Schwiegersohn? Wie können Sie Geschäfte dort haben, Sie sind ja zum ersten Male hingekommen und kennen Niemanden dort? Doch, ich errathe, Sie wollen vielleicht Geld bei Ihrem Bankier holen, aber steht denn nicht meine Kasse zu Ihrer Verfügung?“

„Sie sind allzu gütig, aber“ — und während dem war Edmund schon bis ans Parthor gelangt.

„Sie wollen also wirklich fort, ohne die Damen zu begrüßen?“

„Zu so früher Stunde wird sich das nicht schicken. Ich habe Ihnen überdies noch etwas zu sagen; Sie haben mich so freundlich empfangen —“

„Natürlich, einen Schwiegersohn!“

„Ich weiß wohl, aber es giebt unterschiedliche Schwieger-söhne; ich muß Ihnen aber etwas anvertrauen, was Sie vielleicht überraschen wird. Stellen Sie sich vor, daß mir gestern ein Unfall zugestoßen ist —“

„Doch nichts Ernstliches hoffentlich?“

„Doch, etwas ziemlich Ernstliches — Kurz und gut, ich habe die Cholera bekommen, bin daran gestorben und soll diesen Vormittag um 11 Uhr begraben werden; Sie begreifen also, daß ich mich unbedingt einfinden muß.“

„Sind Sie nicht recht bei Verstande?“ fragte der alte Herr ernstlich erschrocken.

„Ich kann mich dem um so weniger entziehen, weil mich das hier zu Lande in den Ruf der Unpünktlichkeit bringen würde, was mir für die Zukunft schaden könnte.“ — Damit ging er, ohne sich weiter aufhalten zu lassen.

Der alte Herr war sehr bestürzt; der Scherz erschien ihm zuerst etwas tragisch, aber dann fand er ihn doch so sonderbar, daß er sich die Seiten hielt vor Lachen und meinte: „Was für einen geistreichen Schwiegersohn ich bekomme!“

Margot war weniger entzückt davon, sie hätte etwas weniger Geist in dieser Hinsicht vorgezogen.

Der Tag verging, ohne daß der junge Mann wiederkehrte; endlich sandte Herr von Thionville einen Boten nach Paris, der ihm den Bescheid brachte, Herr Gustav von Cardy sei vorgestern früh gestorben und vormittags 11 Uhr des heutigen Tages begraben worden. Das war phantastischer und schauerlicher als eine Hoffmannsche Gespenstergeschichte.

Drei Monate vergingen so — der Lebende erschien nicht wieder, der Todte noch weniger. Die arme Margot wurde von Tag zu Tag blässer und schwermüthiger.

Die Familie Thionville befand sich in Trouville, wo das junge Mädchen auf Anrathen der Aerzte Seebäder gebrauchen sollte. — Seebäder, um ein krankes Herz zu heilen! Eines Abends, als Margot mit ihren Eltern auf der Düne spazieren ging, stieß sie plötzlich einen durchdringenden Schrei aus und fiel halb bewußtlos in die Arme ihres Vaters. Sie hatte plötzlich Edmund wie ein Gespenst von weitem erblickt.

Herr von Thionville folgte dem jungen Manne so schnell als möglich in sein Hotel und redete ihn an:

„Lieber Herr, Ihr Begräbniß hat Ihnen nicht weiter geschadet, nicht wahr?“

Der junge Mann schlug die Augen nieder und stammelte einige unverständliche Worte. Thionville fuhr fort:

„Sie sehen ganz gut aus, man sollte nicht glauben, daß Sie von so weit herkommen.“

„Mein Herr,“ entgegnete Edmund, „Sie haben das Recht, mir Vorwürfe zu machen, ich habe mich gegen Sie vergangen. Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen zu erklären —“

„Ich wäre wirklich neugierig, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung sagen könnten, daß Herr Gustav von Cardy wirklich todt ist, daß Sie mit ihm von Marseille nach Paris gereist sind, Kenntniß von seinen Geheimnissen hatten und für den Augenblick seine Stelle einnahmen! Ich habe mich natürlich genau erkundigt.“

„Wohl, aber was Sie nicht errathen können, ist, daß ich zu Ihnen kam mit der Absicht, meiner Pflicht redlich nachzukom-

men, daß Ihre Diener und Sie selbst mir dazu nicht die Zeit ließen —“

„Das war noch kein Grund.“

„Nein, es war kein Grund, um Ihr Vertrauen zu täuschen. Aber ich habe meine Eltern schon als Kind verloren und als ich mich plötzlich inmitten Ihrer Familie geliebt und verhätschelt sah, riß mich dieses unbekannte Glück hin; aber ich entfloß demselben, als ich fand, daß es mich berauschen könnte.“

„Wer sind Sie denn aber eigentlich?“

„Ich bin der Sohn des Obersten Brition, der mir nur knapp so viel hinterließ, daß ich meine juristischen Studien vollenden konnte. Ich war nun wohl Advokat, allein es fehlte mir an Praxis; ich kämpfte lange, ehe ich den Muth verlor, dann ging ich nach Paris, wo ich hoffte, eine Anstellung zu erhalten; die Eisenbahndirectoren, an die ich empfohlen war, überhäufte mich mit Versprechungen, aber meine Stiefeln hielten die vielen Gänge von einem zum anderen nicht mehr aus. Endlich war ich der Sache müde und wendete mich an einen alten Freund meines Vaters, einen Aelcher in hiesiger Stadt, so zwar, daß ich jetzt Supercargo an Bord eines Kauffahrteischiffes bin und morgen nach den Antillen absegle.“

„Morgen schon!“ rief Herr v. Thionville.

„Mein Gott, ja!“

„Und lassen Sie nichts zurück, was Sie bedauern?“

Edmund erröthete. „Das ist mein Geheimniß,“ sagte er. „Es genüge Ihnen zu wissen, daß ich eine Erinnerung mit mir nehme, die mich hoffentlich bald tödten wird.“

„Fah!“ erwiderte Herr v. Thionville, „Sie haben eine Art zu sterben, die sich noch ertragen läßt.“

„Diesmal würd' es ernstlich sein.“

„Der Teufel auch! Beiständigen wir uns, das würde weder mir noch Margot ein Gefallen sein.“

„Was meinen Sie damit?“

„Nichts, weil Sie doch durchaus sterben wollen. Ja, wenn Sie nicht abreisten und leben bleiben möchten, das wäre etwas Anderes; ich würde Ihnen dann sagen, daß ich eine angenehmere Stellung als die eines Supercargo für Sie hätte.“

„Sprechen Sie, sprechen Sie, ich will dabeiben und leben, wenn es sein muß.“

„Wenn ich Ihnen meine Tochter gebe, nicht wahr?“

Der junge Mann wurde todtensbläß, so roth er eben noch ausgesehen hatte.

„Nun,“ meinte Herr v. Thionville, „da Sie mir sie einmal genommen haben, muß ich sie Ihnen wohl geben.“

Und er breitete die Arme aus, in die sich Edmund außer sich vor Freude stürzte.

Wenn er nun nicht mit Gustav von Marseille nach Paris gereist wäre, oder wenn er in einen anderen Waggon gestiegen wäre, oder wenn Gustav nicht so zur rechten Zeit gestorben wäre — das „Wenn“ ist nun einmal das Incognito des Zufalls, welcher die Welt regiert!

— r.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erschint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Schnakenburg.

Novelle

von

C. v. François.

(Fortsetzung.)

„Wie alle schönen Seelen,“ ergänzte ihr Bewunderer nicht ohne obligate Verbeugung, nebst Spiegelblick. „Sie werden gelegentlich in diesen Räumen das Beste hören, was unsere Residenz zu bieten vermag. Ich habe mancherlei componirt, Kirchliches — sogar Tänze bei Gelegenheit. Ich singe gern und spiele die Harfe, mein eigener David, wenn zu Zeiten der Saul sich in mir regt. Selten, Verehrteste; ich bin kein Melancholicus von Natur. Indessen, wann wäre der Seele ein erhabener Gedanke entsprungen, ohne daß die Schwermuth in seiner Nähe lauerte? hat ein Dichter gesagt, der sich selbstgefällig in düstere Falten zu drapiren pflegte, weil die Natur ihm einen kleinen Makel zugefügt, einen Klumpfuß, der seine Achillesferse ward. Eitel, eitel! Begreifen Sie, was eitel sein heißt, schöne Dame?“

Die schöne Dame blieb die Antwort schuldig, wenn gleich sie die Frage hätte bejahen dürfen. Sie begriff die Eitelkeit, vielleicht weil sie selber nicht eitel war.

Ettliche Stufen führten sie von der Loggia des Tusculums auf den Söller jenes erwähnten Phantasiethurmes,

von dem die Schnakenburgsche Flagge herniederwehte. Der Graf deutete auf die Thür eines Gemachs, aus dessen Fenstern man die Fronten von Burg und Tusculum überschauen konnte.

„Hier endet meine Führerschaft,“ sagte er. „Meine eignen Zimmer liegen jenseit des Ahnensaals; das heißt zur Zeit, wo ich lediglich Burgherr bin. In anderen Stimmungen, ich sagte es wohl schon, wechsle ich Umgebung, Lebensart, ja die Kleidung selber. Es scheint dies ein Spiel; aber wessen Schifflein förderte es nicht, wenn Wind und Woge aus einer Richtung strömen?“

„Mais: trêve de confessions! Unsere Gegend bietet keinen lieblicheren Blick als den dieses Zimmers. Es heißt das Brautgemach, um eines Bildes willen, des einzigen Ornamentes, das es enthält. Ich entwarf es; eine Vision darf ich es nennen, der gerühmteste Portraitist der Gegenwart führte es aus, nicht völlig meinem Ideale entsprechend — aber sein Meisterwerk! Weihen Sie, schöne Regine, die stille Klausur ein, die noch keines Gastes Fuß berührt; ruhen Sie darin, träumen Sie und erwachen in dem Vollgefühl der Herrschaft über alles, was Sie von dem Meinen gesehen — und nicht gesehen.“

„Regina, Regentin!“ rief er darauf mit — trunkenem zwar nicht, aber doch beraushtem Augenstrahl und soviel Leidenschaft, als die Imagination aufzubieten vermag, indem er ihre beiden Hände erfaßte und an seine Lippen presste, „Regina, Regentin — —“

Regina entriß ihm die Hand, öffnete die Thür und eilte bebenden Fußes in das Gemach, das sie

hinter sich schloß, verschloß sogar. Die Fassung hatte sie verlassen, die Sinne schwanden ihr. Scipio von Schnakenburg entfernte sich mit dem Entzücken des Zauberers, der die Wirkung des eingelöhten Trankes wahrgenommen; gehobenen Hauptes und geflügelten Schrittes, eine Glorie auf der Stirn, halb Cäsar, halb Romeo eilte er seinen eigenen Zimmern zu.

5.

Regine war nicht an zärtliche Berührungen gewöhnt; ihre Mutter hatte sie kaum gekannt, Vater Finnuh brummte mehr, als daß er streichelte, und die Gunst der vornehmen Frau äußerte sich wenig in Gemüthlichkeit; Nähjüngfern wechseln nicht Umarmungen wie junge Fräulein einer Kostanstalt, selber wenn sie Freundinnen sind; daß aber Regine niemals eine Freundin gehegt, wissen wir so gut, als daß ihr heimlicher Liebhaber in jener Nacht den ersten leisen Händedruck gewagt. Sie war keusch wie Luna, ja sie war spröde von Natur. Und nun dieser Krüppel, dieser Narr an Leib und Seele, war es eine Erniedrigung, die er im Schilde führte, war es die höchste Ehre, die er mit seiner Huldigung vorbereitet? Unter der Berührung dieser weichen kalten Lippen sprang die Erkenntniß in ihr auf, welche die Jungfrau in das Weib hinüberleitet. Sie schauerte, taumelte und sank bewußtlos zu Boden.

Ein Klopfen an der Thür erweckte sie; sie raffte sich auf und öffnete der Jose, die sich zu ihrem Dienst meldete. Ein spöttisches Lächeln spielte um ihre Lippen; Regine entließ sie ohne Bemühung, aber auch ohne Dank. Ein Laki folgte bald, auf silbernen Platten Erfrischungen bietend, wie sie solche niemals gelosiet und nicht mit Namen zu nennen gewußt; auch auf seinen Lippen ein höhrender Zug, der ihr den Kampf ihrer Zukunft vorausverkündete. Für den Augenblick jedoch war seine Darbietung willkommen; sie hatte seit dem Morgen nichts genossen und Ueberraschungen sättigen kein junges, gesundes Kind. Sie hungerte und ließ sich, kaum daß der Spötter abgewiesen, mit nie gekanntem Behagen die duftigen Leckerbissen munden. Sie trank von dem süßen, feurigen Wein, zum ersten Male im Leben Wein; anfänglich nippte, dann sog sie, schenkte von neuem ein, trank auf einen Zug, wie der Krieger, wenn er beim ersten Donner der Schlacht die aufsteigenden Schauer hinunterspült. — —

Die Caraffe war zur Hälfte geleert, sie sah es mit Scham und widerstand kaum der Versuchung, dem ersten Betrüge ihres Lebens, die Lücke durch Wasser

auszugleichen. Der Hohn der Domestiken äzte sie noch immer. Der feurige Trank hatte sie nicht berauscht, nur belebt und erhellte. Da, wo sie vorhin vor einer unlauteeren Versuchung geschauert, erkannte sie jetzt die Laune eines Phantasten; aber eine Laune, welche die breiteste Staffel auf ihrer Leiter bildete, eine Laune, welche sie kaum mehr schreckte. Der Kampf schien ihr leichter, das Opfer geringer, der Lohn unermesslich. Sie musterte ihr Zimmer. Keine Vorstellung hätte ein reizenderes Closet zu zaubern vermocht einer Braut, das heißt einer Jungfrau am letzten Abend ihres Einzellebens. Weißrosige Wolken ineinanderschwebend, keusch und doch ahnungsvoll; bis zum kleinsten Geräth die makelloste Reine und Vollendung der Form, über dem Ruhebett das Bild der Ahmie, myrtengekrönt im Weiß und Purpur des ritterlichen Brautgewandes; der Schnakenburgsche Spul durch Meisterhand zur Schönheit verklärt.

Ein unbekanntes Wohlgefühl schlich bei der Ansicht, bei der Aussicht auf so verführerischen Reiz durch die Sinne der armen Arbeiterin. Und doch war sie weder eine wollüstige, noch eine eitle Natur, wollte weder schwelgen, noch gefallen; auch der Reichthum an sich hatte sie niemals verlockt; nach ihrem bisherigen Maßstabe würde sie, wie die berbe Meisterin richtig gesagt, das Adelszeichen vor ihrem Namen nicht gegen eine Aussteuer hingegeben haben, die ihr eine häuslich behagliche Existenz eingetragen. Als sie aber jetzt, da binnen wenigen Stunden ihre Perspective so über alle Ahnung gewachsen war, an das Erkerfenster trat und nach zwei Seiten, hüben im silbernen Abendnebel verschwimmend, drüben noch vergoldet vom letzten Sonnenglanz, rings von den dunkeln Gipfeln des Nadelwaldes eingehegt, das lenzdustende Gartengebreite überschaute, da dehnte sich mit dem Blick über diesen herrschaftlichen Besitz auch der Begriff der Macht und das Verlangen der Macht, die der Besitz gewährt, und sie streckte nicht nur in Gedanken beide Arme aus, um ihn an sich zu reißen.

Der Klang einer jugendlichen Männerstimme scheuchte sie aus ihrer Betrachtung. Es war Gotthold, der, die plötzliche Wandlung ihres Wesens und Schicksals noch nicht ahnend, ein Liebeslied singend und hoffnungsstrahlend aus den Büschen trat, um seine Freundin aufzusuchen. Gotthold, der schöne, kraftvolle Jugendgefelle, der einzige Mensch, in dessen Nähe ihr bis heute wohl gewesen, wohl hätte werden können, wenn sie derselben außerhalb des Zusammenhanges seiner Gleichen sich erfreuen dürfen, und den sie in

diesem Augenblicke mit jeder Faser ihres Strebens jenem alternden, schwächlichen Krüppel opferte, jenem unverständlichen Thoren, der ihr ohne den Zusammenhang mit seiner Welt jetzt und immer widerstehen mußte. „Jetzt und immer!“ rief sie so laut, daß sie vor ihrer eignen Stimme erschrak. Dennoch schwankte sie nicht. Der innerlichste Sinn trieb sie voran.

Richten wir sie, schmähen wir sie? Wir selber, wenn wir einen Sinn haben, nicht nur Sinn, einen treibenden Nerv, sei es zum Guten, sei es zum Bösen, wie auch das Schicksal uns schaukeln, Vernunft und Erziehung uns zügeln mochte, hat er uns nicht immer, gleich jenem Tändelwerk der Kinder, auf unseren Schwerpunkt zurückgeworfen? Ist uns ein Beispiel bekannt, daß die Spielart unseres Ich gebrochen worden wäre, ohne den Lebenskeim unseres Ich mitzubringen, oder in sein Zerrbild umzukehren? Regina von Uh behauptete den Sinn, der sie in das Besondere trieb, um den Preis des allgemeinsten Jugendrechtes und Scipio von Schnafenburg äßte das Wunderkind, obgleich — oder weil? — das Geschick der Fülle seiner guten Gaben einen häßlichen Dämpfer aufgedrückt.

Marie Willig trat aus der Schloßspforte, huschte dem Bruder nach und hielt ihm neckend die Hände vor die Augen; auch sie schien der Freundin veränderte Zukunftspläne noch nicht zu kennen, die früheren Bedenken über ihrem eignen Glücke vergessen zu haben. Sie lachen und tändeln mit einander wie die Kinder, wie Kinder des Volks, die kein ängstliches Formenwesen beschränkt. Der Jüngling reißt sich los, er springt voran, das Mädchen ihm nach; sie werfen sich mit Blumen; jetzt ist's an ihr, zu entfliehen, an ihm, zuzugreifen. Hand in Hand mit schlenkernden Armen gehen sie voran. Alles das bemerkt die athemlose Lauscherin im Thurm und eine jähe Sehnsucht, ein eifersüchtiger Neid krallt sich in ihre Brust; sie hätte sich hinunterstürzen, sich an der Andern Stelle drängen, einmal, ein erstes, letztes Mal aus vollen Zügen jung sein mögen.

Plötzlich stehen sie still. Eine Frage ist gestellt, ein Name genannt worden: der Name Regine, sie fühlt es an ihrem klopfenden Herzen, jetzt schauen sie ernsthaft, die Hände lösen sich; sein Auge schweift suchend die Fenster des Schlosses entlang; er wendet sich entschlossen dem Eingange zu, sie scheint ihn zu beschwichtigen, zu trösten, legt ihren Arm um seinen Leib und entführt ihn den spähenden Blicken.

Nach einer langen Pause kehrte sich Regine dem entgegengesetzten Erkerfenster zu, unter welchem die

Loggia des Tusculums sich streckte. Diener liefen geschäftig hin und wieder, ein anmuthiger Sitzplatz wurde zwischen Blumengruppen hergerichtet, in blinkenden Schalen eine einladende Collation aufgetragen. Die Chanoinesse erschien mit ihren geschmückten Gästen; nach einer Weile auch der Graf, im dunkeln Gesellschaftskleide, eine purpurne Kameliendblüte im Knopfloch, den Blick immer wiederholt nach dem Erkerfenster gerichtet, das die hinter der Gardine verborgene Lauscherin nicht zu öffnen wagte. Der Laut der lebhaft sich entspinnenden Unterhaltung entging ihr daher, doch sah und deutete sie das Ungehörte. Lächelnd, neckend, flehend mit aufgehobenen Händen schienen die Schönen und Nichtschönen ihren Wirth zu bedrängen; er die Achseln zuckend und immer von neuem nach dem Fenster schielend, sich zu sträuben, halb gezwungen endlich aber nachzugeben, indem er für etliche Minuten verschwand. Buntverschleierte Lampen wurden angezündet, ein Lesepult herbeigetragen. Graf Scipio kehrte zurück, ein Manuscript in der Hand; man ordnete sich im Kreise, der Vortrag hob an. Der Dichter saß und las; aber wenige Minuten, und aufspringend, das Auge nach dem Thurme erhoben, recitirte er, dellamirte, improvisirte, agirte mit dem lebhaftesten Affect. Marmio nickte zärtlichen Beifall, die Gäste wechselten, kaum versteckt, spöttisch lächelnde Blicke; doch klatschten sie Bravo zwischen jeder Pause und als die Vorführung beendet, pflückte die Jüngste und Hübscheste des Kreises einen Lorbeerzweig, rundete ihn zum Reif und krönte den das Knie vor ihr beugenden Sänger mit dem Symbol des Ruhms. Tasso, der Zweite, erhob sich in sichtlicher Begeisterung, neigte das Haupt gegen das Fenster, hinter welchem er seine Leonore ahnete, bot dann den beiden ältesten Damen den Arm und eröffnete den Zug nach dem Speisesaal, dessen servirte Tafel ein Diener meldete.

Diese beiden Bilder nach Ost und West vor der Seele, legte Regine sich zur Ruhe. Sie spürte einen unleidlichen Druck über den Augen und sank augenblicklich in einen festen Schlaf.

Als sie in gewohnter Frühe erwachte, erinnerte sie sich keines Traumes und fühlte sich freier, kräftiger denn je. Wie verdrossen hatte sie sich sonst an ihre gleichförmige, niedrige Arbeit gesetzt, wie widerwillig sich erhoben, um mit sich rechnen, feilschen, jeden Nadelstich einer Prüfung unterwerfen zu lassen; mit welchem verbissenem Ingrimm war sie gestern zu einer Rennbahn nach Kundschaft oder Dienerschaft aufgestanden und wie zuversichtlich blickte sie heute dem jungen Tage entgegen!

Sie kleidete sich sorgfältig, zum letzten Male, wie sie hoffte, in die Kleider der Demuth. Die angekündigte Frühstücksstunde war noch fern, kein Laut im Schlosse rege; die gewohnte Beschäftigung, so widerwillig sie zur Hand genommen worden, fehlte ihr doch in Ermangelung einer besseren und die Morgen Sonne lockte durch das östliche Fenster. So stieg sie denn leise die Wendeltreppe hinab, die vom Söller innerhalb des Thurmes ins Freie führte, und schweifte mit einem köstlichen Behagen in der Runde dieses, selber wo es dem Nutzen diente, die Natur verschönernden Gebietes. Baum- und Blumenpartien in reizendstem Wechsel leiteten unmerklich in reiche Frucht- und Gemüsegärten; langgestreckte Treibhäuser reiheten sich an die wohlgeordneten Baulichkeiten des Wirthschaftshofes; sie erreichte nirgend eine Grenze; eine Herrlichkeit ohne Ende verklärte die verkrüppelte Gestalt des glücklichen Besitzers. Und wenige Schritte weiter, wo hinter jenen blühenden Weißdornhecken ein sauber friedliches Dörfchen lauichte, Menschen vom behaglichsten Ansehn sich fleißig regten, wo nicht bloß ein Sandfeld in einen Garten, sondern ein armes Fröhnervolk in ein daseinsfrohes umgezaubert worden war, da, an der eigentlichen Quelle seines Glücks, würde ihr der strahlenschießende Besitzer auch noch in einem andern Lichte erschienen sein, dem einzigen, in dem er sich selber niemals leuchtete und niemals leuchten ließ. Aber die, welche lebenslang in dürftiger Abhängigkeit gerungen, fühlte sich nicht in der Stimmung, welche in dem Besitzer den Wohlthäter und im Besitz den Segen der Spende verehrt; sie wendete dem Dörfchen den Rücken und schlug den Heimweg nach dem Herrenhause ein. Von Schritt zu Schritt wurde ihre Haltung kühner; die Blicke schweiften wie im sicheren Eigenthum umher, sie sah bereits kein Opfer mehr, das gegen ein Oberhoheitsrecht in die Waage fiel, das Opfer der Ehre ausgenommen, das man nicht fordern, oder, nachhaltig verweigert, fallen lassen werde. Sich nicht neigen und beugen, nicht eines Fingers Breite gewähren gegen Alles, auch wenn Vieles geboten, Weniges zugemuthet werden sollte.

Mit diesem Vorsatze, recht eigentlich ins Blaue hinein, schwellte das arme, noch nicht einmal angeworbene Gesellschaftsfräulein behaglich ihre Seele, als die Begegnung ihrer Heimatschwester sie in die nüchternen Wirklichkeit zurück versetzte.

Die Thurmglöckle hob just die Stunde aus, in welcher Marie Willig zum ersten Dienste bei der alten Dame befohlen war, daher mußte sie die Mahnung, welche die Nacht hindurch ihr Herz beklemmt, in wenige

Worte zusammenpressen. „Regine, liebe Regine,“ stammelte sie dunkel erröthend und der Freundin beide Hände ergreifend, „die Leute — die schlechten Menschen — sie zischeln und munkeln — ich glaube es nicht — ich kenne dich ja — aber — denke an Gott hold, an den braven, treuen Gott hold, liebe Regine.“

Damit eilte sie voran; die ernüchterte Streberin aber stand eine Weile unbeweglich, mit ringendem Athem, wie der Schatten der Vergangenheit den Glanz ihrer Zukunft überbreitete: den Reid der Seringen, deren Gemeinschaft sie aufgab, den Hohn der Großen, zu deren Gleichen das höhere Terrain sie nicht erhob, Verlegenheiten, Demüthigungen neuer Art — Hemmnisse tausenderlei — doch nicht Schrecknisse auf ihrer Bahn. „Vorwärts, vorwärts!“ rief sie aus, indem sie ihre Schritte beschleunigte. „Stand halten, schweigen und Gott hold“ — noch einmal stockte sie, die bebende Hand gegen ihre Brust gestemmt — „Gott hold niemals wiedersehen.“

Ihn niemals wiedersehen! — und da stand er wie aus dem Boden gewachsen ihr gegenüber, vertrat ihr den Weg, als sie ausbiegend zu entfliehen gedachte. Seine Lippen zitterten, die Spuren einer schlaflosen Fiebernacht waren in den sprühenden Augen, auf den glühenden Wangen geschrieben. Sie hatte den frohherzigen Gefellen niemals schöner gesehen als jetzt mit der im Zorn zusammengezogenen Braue; sie fühlte sich erbleichen wie eine Verbrecherin und wünschte sich an das Ende der Welt.

„Bleibe, Regine!“ rief er, indem er heftig ihre beiden Arme erfaßte und sie in einen verdeckten Nebenweg zog. „Wolle mir nicht entfliehn, Regine; ist es wahr — willst du — hast du —?“

Sie hatte ihre Fassung wiedergewonnen und maß ihn mit einem stolzen stummen Blicke, vor dem er den seinigen senkte.

„Vergieb mir, Regine,“ stammelt er; „Sieh, ich bin wie bethört; ins Wasser hätte ich springen mögen, zum Mörder hätte ich werden können, herzenstoll hat es mich gemacht, dieses Fingerdeuten und Augendrehen der Hundeseelen hier im Schloß. Blicke nicht so zornig, Regine, ich weiß ja, ich weiß, daß es dir, dir nicht möglich ist. Aber auch du, Regine,“ fuhr er mit weicher Stimme und überströmenden Thränen fort, „auch du mußt es ja wissen, wie mir ums Herze ist. „Wenn Einer auf der Welt es gut mit dir meint, wenn Einer dich lieb hat, lieb, lieb —“ er preßte ihre Hände gegen seine Brust — „durchs Feuer möchte ich für dich gehen, mein Leben für dich lassen, liebe, ein-

zige Regine. Und das mußt du ja fühlen, es muß dich ja glücklich machen, einem armen Menschen ewig, ewig so Alles in Allem zu sein.“

Ja, sie fühlte es in diesem Augenblicke. Keiner hatte sie bis heute lieb gehabt als er allein, ihre Eltern selber nicht so, daß sie es gespürt; keiner würde sie lieben, keinen sie. Die goldene Treue eines Menschenherzens strahlte über alle Ehre und Herrlichkeit des Welt — in diesem Augenblicke. Hätte er in diesem Augenblicke gesagt: „Komm, Regine, laß uns fliehen, jenseit des Meeres, wo uns Keiner kennt, Keiner mit schelen Blicken auf uns niederzieht, du und ich ganz allein!“, sie würde ihm gefolgt sein, vielleicht — nein, gewiß — in diesem Augenblicke.

Aber der ehrliche Geselle dachte an Hüttenbauen, nicht an Flucht, und der Augenblick verrann. Er sah ihre Bewegung, das Herz sloß ihm über und jedes seiner langverhaltenen Worte senkte sich gleich einem kältenden Tropfen in des Mädchens Brust. „Du bist mein Herzblatt gewesen von der Wiege ab,“ sagte er. „So klein, so klein und schon so schön wie jetzt. Als deine Mutter gestorben war und ich dich auf meinen Armen in unseren Garten hinübertrug, ich, der ich selber kaum laufen konnte, als ich dich auf den Rasen, neben das Bleichstück legte und dir Blumen und Steinchen zum Spielen brachte, seit der Stunde hast du mir angethan, daß ich dich in Blumen betten, dir ein Spiel aus dem Leben machen möchte, Regine. Allen Anderen warst du zu finster und still, mir allein wärst du recht, so wie du warst. Und später, als du zu meinem Vater in die Mädchenklasse gingst, wie ich da lauschte hinter dem Gartenzaun, lange ehe du kamst, immer allein, immer gemessen, nicht im Hausen mit den Anderen; wie ich mich rauste rechts und links, wenn sie dich ätschten, weil du stolz schienest, anders redetest, dich anders kleidetest, alles anders an dir war als an den Anderen. Ich liebte dich darum, weil du anders warest, ich allein. Und wieder, als dein Vater starb und dann meiner. Ich habe es keinem Menschen gesagt, auch dir nicht, Regine; aber du, dachte ich, müßtest es wissen ohne Wort. Wem zu Liebe bin ich vom Seminar gelaufen, als für dich? Denn um meinetwillen allein hätte ich wohl auch mit Batel und Orgel getrieben, wie mein Vater und Vatersvater gethan. Aber ein armer Schulmeister, auf dem Dorfe wohl gar, ein Hungerleider lebenslang; — nein, sie solls besser haben, dachte ich. Deine Hand ist geschickter als dein Kopf, nur im Zeichnen fehlt dir niemals Numero Eins, dachte ich, und lief davon.

Lehrjahre, schwere Jahre, heißt es in der Welt; mir waren sie flügelleicht, denn ich lernte für die, welche ich zu meiner Meisterin auserkoren. Wenn ich munter mit den Vögeln erwachte, oder mich todesmüde zu Bette legte, immer standest du vor mir, du warst mein Erstes und mein Letztes, Regine. Ach, wie ich mirs ausmalte, Regine. Eine Werkstatt, alle Jahre weiter und größer; Lehrlinge, Gesellen, alle Jahre mehr und mehr. Sie heißt Regine, sie muß regieren, dachte ich. Und das Haus richte ich ihr ein mit eigener Hand, keine Gräfin solls schöner haben. Wenn ich einen Fußboden ausgelgt, oder eine Thür geschnigt, oder sonst ein kunstvolles Stück, und alle mich neideten und der Meister mich lobte und sagte: so sauber gelangts keinem wie dem Fromm — ja ein sauberes Stück, aber für meine Regine lange nicht sauber genug — dachte ich.“

Er schöpfte Athem; der ehrliche Liebhaber ahnete nicht, daß er seine Sache einem Todfeinde übergeben, als er den bescheidenen Arbeiter für sich sprechen ließ. Wohl spürte er ihren frostigen Blick, aber er deutete ihn als Zweifel und suchte ihren Muth durch die Schilderung seiner Erfolge zu beleben.

„Und das Alles,“ so fuhr er nach einer Pause mit glühendem Eifer fort, „das Alles ist mir über Hoffen und Sorgen geglückt. Ein Jahr noch oder zwei, und ein eigen Haus hier im Dorfe entgeht mir nicht; ein Gärtchen vor der Thür, ringsum der Herrnpark wie ein Paradies; gute Freunde zu Nachbarn, Kundschaft auf dem Schloß, Absatz nach der Stadt und einen Sparpfennig zum Anfange, weit, weit höher, Regine, als du denkst. Nicht ein Groschen, den ich unnützer Weise verthan. Kein Labetrunk, kein Tanz ohne dich! Und die Komödie in die Stadt, freilich zog michs hinein. Nicht um zu lachen etwa, lachen kann Einer für sich, ohne Geld, und lustigere Schwänke als unsere Gesellen treiben sie im Schauspielhause auch nicht und gar einen schnatfischeren Kunden als unseren Grafen — Gott erhalt ihn, den braven Herrn! — aber einen schnatfischeren Kunden, oder einen, der nobeler mit dem Gelde umspringt, den trifft man in keinem Possenspiel. Nur wenn gesungen wurde, Regine, oder wenn ein rührendes Stück auf dem Zettel stand, so etwas Feierliches, Schreckliches, daß Einem der eiskalte Schauer über den Körper läuft, wenn man sieht, wie's mit dem Menschen enden muß, wenn der böse Geist ihn einmal gepackt — da zog michs hinein. Aber nein. Es sei denn, daß der Meister es mir geschenkt, oder später der Graf, neun mal unter zehnen lehrte

ich unter der Thür wieder um, schob das Geld in die Büchse und sagte: wenn deine Regine es mit dir schaut, schauts dus doppelt, ohne sie ist's doch nur halb, und darum — wie du finster blickst, Regine!“ unterbrach er sich plötzlich, von ihrer starren Miene erschreckt, „und deine Hand fühlt sich kalt an wie Eis. Nein, nein, Regine, es war eine Tollheit, dich hier haben zu wollen vor der Zeit, du sollst nicht dienen und du brauchst's auch nicht, Regine. Kehre heim. Meine Schwester giebt dir Obdach in ihrem Haus und die Dorothee Einzelarbeit, wenn ich sie darum bitte. Nicht doch, ich bitte sie nicht, ich schicke dir aus der Stadt, ich weiß schon die Quelle. Oder, du brauchst auch gar nicht zu arbeiten, ich bringe es fertig ohne dich. Ja, ja, das ist das Beste, du nimmst von dem Meinen, von mir darfst du ja nehmen, mußt es ja nehmen; und ich hab's ja, Regine. Nur ein Weilschen länger dauerts mit dem Sigen. Aber sind wir nicht jung? Können wir nicht warten, Regine? Und würde ich lahm und grau und wackelte mit dem Kopfe, währte es fünfzig Jahre, ich wartete auf dich.“

Der gute Zunge hatte sich außer Athem gesprochen, als er, ihren Arm fest zwischen seine rauhen Hände geklammert, des Mädchens besflügelten Schritten folgte. Auch ihre Brust rang nach Luft; Auge und Ohr lauschten scheu umher; eines Spähers Blick, ein aufgefangenes Wort, und die Welt ihrer stolzen Sehnsucht lag zertrümmert. Unter diesem warmen Erguß hatte sie nichts gedacht als zu entfliehn und mit dem letzten Freunde ihre Vergangenheit von sich zu stoßen für immer. Er bemerkte ihre Erregung, ohne den Grund dafür zu verstehn.

„Aber wenn du hier bleibst, Regine,“ hob er nach einer Weile von neuem an, „wenn du hier bleibest, nicht als Diensthote, wie ich Dummkopf mir vorgestellt, wenn du dich an das Herrenleben gewöhntest; wenn sie dir Netze stellten von allen Seiten, weil du schön bist und arm; wenn ichs sehen müßte, hören Tag für Tag, wie die Canaillen es ausdeuten, es ist Wahnwitz, ich weiß es, du und der! — aber brühsiedenheiß überläufst mich, einen Mord könnte ich begehen bei dem puren Gedanken — psui!“

Er schleuderte mit einem zornigen Zucken den Arm von sich fort, der sich unter seiner Umklammerung dunkelroth gefärbt; sie fühlte sich frei und floh voran. Rasch hatte er sie überholt, ihr noch einmal den Weg vertreten. „Bleiben willst du, Regine?“ rief er außer sich, „dennoch bleiben? Aber ich lasse dich nicht, Regine, mein bist du, mein! Ich lasse dich nicht!“

Sie hätte schreien mögen; um Hilfe gegen den einzigen Menschen, der sie geliebt; doch war sie nüchtern genug, um in dem befreienden Zeugen den gefährlichsten Feind ihrer Zukunftspläne zu erkennen. Sie mußte sich zum Reden entschließen. „Unsere Wege trennen sich hier, verlassen Sie mich!“ sagte sie mit gebietender Ruhe. Er starrte sie an wie betäubt. „Verlassen Sie mich!“ wiederholte Regine.

„Sie? Sie sagt sie?“ murmelte er mit irrem Blick, „Sie? und schaut auf mich herab, als wärs zum ersten Mal? — Regine!“ schrie er darauf, indem er sie mit beiden Armen rüttelte. „Sieh mich doch an, Regine, kennst du mich denn nicht mehr, den Gotthold nicht mehr, Regine? besinne dich doch! Eine Stunde Herrenleben, hat sie dich denn von Grund aus verhext?“

„Welches Recht haben Sie, einen Anspruch an mich zu erheben?“ fragte Regine, schneidender gewiß, als ihr Herz sie hieß. Aber sie hatte keine Wahl, sie mußte das seine zerreißen.

Er schluchzte wie ein Kind. „Welches Recht?“ stammelte er, „welches Recht? Meine Liebe, meine alte ehrliche Liebe! Hast du sie denn niemals begriffen, niemals, Regine?“

Sie konnte nicht ja sagen und verstand nicht zu lügen; sie senkte schweigend den Blick.

„Neulich Nacht daheim,“ fuhr er fort, „als wir zwei mit einander gingen, Regine, und du meine Hand drücktest — —“

„Niemals, niemals!“ rief sie heftig.

„Du drücktest sie, ja, ja! Als ob Einer das nicht spürt! Sieh hier auf meinem Herzen die Blume, die du mir zum Abschied hinuntergeworfen.“

Wieder mußte sie schweigen mit gesenktem Haupt.

„Hast du mich denn niemals lieb gehabt, niemals Regine?“ fragte er zitternd in Todesangst.

Sie raffte sich zusammen, entriß sich seinen Armen und sagte entschlossen: „Verlassen Sie mich, ich liebe Sie nicht!“

„Sie liebt mich nicht!“ schrie er auf, indem er sich wie ein Wahnwitziger zu Boden warf.

Sie hörte seinen Weheruf, aber sie blickte nicht zurück, erst dicht vor dem Schlosse zügelte sie ihren Lauf und athmete wie erlöst. Sie war frei, ein dunkler Strich durch die Vergangenheit gezogen. Komme was mochte, das Schwerste war gethan, das Unwiderusliche geschehn.

Von dem Balcon seines Zimmers grüßte sie der Graf im weißen Morgenkafan und rothen Fez. Kaum

daß sie den Krüppel, den Narren noch in ihm sah, nur den Befreier aus einem Zustande, der ihr niemals so enge, niedrig, unwürdig vorgekommen als während seiner Schilderung aus einem liebenden Herzen.

Auf ihrem Zimmer erwartete sie ein duftendes Billet, in welchem der Herr ihrer Zukunft sie in feinen, weiblichen Zügen und reich verblühten Wendungen an die ersehnte Entscheidung mahnte.

Sie war ihrer selbst und ihrer Sache gewiß; ohne Zaudern und Zagen setzte sie sich nieder, um letztgiltig abzuschließen. Mit anständigem Tact richtete sie ihre Zustimmung an die Dame des Hauses; in großer deutlicher Handschrift stand die Aukrede auf dem Papier, aber wortkarg von Natur und des brieflichen Ausdrucks ungewohnt, wollte ihr die Form nicht flüssig werden. So saß sie eine Weile sinnend, den Kopf in die Hand gestützt. „Zuwarten und schweigen, keinen Laut der Ueberraschung, kein nutzloses Wort,“ diese Verhaltensregel hatte sie sich bereits gestellt, und „kein unnützes Wort, kurz und klar, Herrenton!“ sagte sie auch jetzt, indem sie ihre Einwilligung in eine Prüfungszeit als Gesellschaftsfräulein der Frau Chanoinesse von Dienstungen niederschrieb.

Sie überlas das Blatt und war mit seinem Ausdruck zufrieden. Nur ihre Unterschrift fehlte noch, just aber, als sie die Feder für dieselbe angefaßt, öffnete sich die Thür und die Adressatin, eilig, ängstlich, verstoßen wie es schien, mit verweinten Augen und tödtlich bleich, schlüpfte in das Zimmer.

6.

„Halten Sie ein!“ rief die Chanoinesse der Schreiberin zu, „halten Sie ein! einen Augenblick, ehe Sie Ja sagen! Denn sie sagen Ja, ich lese es in Ihrem Blick und — und — ich danke es Ihnen, denn — er wünscht es — ja, ich danke es Ihnen.“ — Sie seufzte unwillkürlich bei diesen Worten, reichte ihrem Gaste aber herzlich die Hand und fuhr nach einer Pause, erröthend ob ihrer Aufregung, mit gezwungenem Lächeln also fort: „Ich alte Thörin! Sie so zu überfallen, so zu behelligen, armes Kind! — aber mein trauriger Naturfehler, und — diese Nacht, diese häßliche Nacht! — — Wie ruhig dagegen, wie gefaßt — ich Sie finde, Fräulein von Uh! Einen Onkel am Finger tragen, nennt er es. Er hat für alles ein Wort, ein Bild, einen Sinn, wie kein anderer Mensch; finden Sie nicht, liebes Kind, wie kein anderer Mensch — aber eben darum — —! Ja bei Gott, der Zau-

bering, der Muth und Fassung verleiht, er ist in ihrem Besitz. Ich in Ihrer Lage, bei Ihrer Jugend, über Nacht in eine so unverständliche, wunderliche Welt versetzt, wie würde ich gezittert haben, wie viel tausend Thränen würden da geflossen sein! Denn unverständlich, wunderbar, daß ich das Mindeste sage, müssen wir sammt all unseren Umgebungen Ihnen ja erschienen sein. Und doch willigen Sie ohne Besinnen dazwischen, als eine Gleiche mit und unter uns zu leben, gehen dem Unberechenbaren, — unberechenbar auch für mich, meine Liebe, — mit selbstbewußter Sicherheit entgegen.“

„Um es kurz zu machen, Fräulein von Uh,“ hob sie nach einer neuen, stummen Pause der Besinnung wieder an, — „wir werden nicht lange ungestört sein, er war schon so unruhig früh am Morgen, — um Sie nicht unnützer Weise zu spannen: ich bin gekommen, Ihnen ein wenig Licht darüber zu geben, wie alles so und nicht anders unter uns geworden; alles so anders wie bei Anderen, nicht wahr?“

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Wie man zu einer Erbschaft kommt.) Eine junge Dame zu Louisville in Nordamerika, Namens Lizzie Brown, stand seit dem Tode ihrer Mutter einem kleinen Weißwaarenmagazin vor und hatte völlig freie Verfügung über sich und ihre Hand. Ohne von ausgezeichneter Schönheit zu sein, war sie doch hübsch genug, um beständig einer zahlreichen Schar von Verehrern sicher sein zu können, denen sie durch ein selbstbewußtes, einschüßliches Auftreten wie durch wahrhaft exemplarisches Benehmen zu imponiren verstand.

Anscheinend keinem ihrer Verehrer eine vorzugsweise Gunst zuwendend, hatte sie sich doch insgeheim für einen jungen Professor entschieden, dessen Liebe sie erwiderte und mit dem sie sich gern und oft von einer festen Verbindung und von dem Glück der Ehe unterhielt. Mit der Heirat stand es allerdings etwas weit im Felde, denn die Eltern des jungen Mannes zeigten keine besonderen Sympathien für Miß Lizzie, und der junge Stephens, ihr Anbeter, besaß nicht Vermögen genug, um auf eigene Faust seine Entschlüsse durchzuführen zu können.

Als Miß Brown die Ueberzeugung gewann, daß zur Erreichung des ersehnten Zieles nur noch eine Geldfrage zu lösen war, so versiel sie auf ein ganz eigenthümliches Mittel, diese Schwierigkeit zu beseitigen. Sie deutete nämlich die lebhafteste Zuneigung ihrer Verehrer, von welchen wir schon oben gesprochen, auf folgende sinnreiche Weise aus.

Belanntlich zählt die unionistische Regierung in Folge des

Mangels an geeigneten militärischen Kräften die nicht geringe Prämie von tausend Dollars einem Manne, der auf drei Jahre in ihre Dienste tritt. Die hübsche Weißwaarenhändlerin stellte es ziemlich schlau an, um aus dieser Verlegenheit des kriegerischen Nordens Nutzen zu ziehen.

Sie begann, jedem ihrer Verehrer heimlich etwas Hoffnung auf die Erlangung ihrer Hand zu geben, veranlaßte sie zu Liebeserklärungen, zu bestimmten Anträgen, und hatte sie endlich die Komödie so gut gespielt, daß der junge Mann Gut und Blut für sie zu opfern bereit war, so gab sie mit Thränen in den Augen die Erklärung ab, daß sie niemals einen Mann heiraten würde, der nicht soviel Treue besäße, um drei Jahre in seiner Liebe beständig zu bleiben, und nicht soviel Patriotismus habe, um dem bedrängten Vaterlande seinen Arm und seine Waffen anzubieten. Das schreckte allerdings einen großen Theil des anbetenden Schwarmes von dem kostbaren Preise ab, allein sieben Gimpel sandten sich dennoch, die auf die Leimrute gingen und sich beim Werbebureau meldeten, ihr Glück gegenseitig vor einander tief im Busen verschließend — par ordre de Miss Lizzie. Es wäre von den Hochbegünstigten unvorsichtig gewesen, die erhaltene Prämie mit hinauszunehmen in des Schlachtengewühls Donner und Verwirrung — was war natürlicher, als daß Miss Brown sich gern dazu erbot, die tausend Dollars als Depostum zu verwahren.

Die armen Liebhaber zogen in den Krieg mit hoffnungsvollem Herzen, aber leerer Börse, und waren glücklich in dem Wahne, von der angebeteten Lizzie geliebt zu werden.

Als Miss Brown sich nun in dem Besitze des respectablen Kapitals von siebentausend Dollars sah, kündigte sie ihrem eigentlichen Geliebten, dem jungen Stephens, an, daß sie in Folge einer glücklichen Erbschaft reich genug für zwei Personen sei. Einen Monat später war aus Miss Lizzie Brown Mrs. Stephens geworden und dieselbe reiste mit ihrem Gatten nach einer nahen Stadt, wo sie sich vornahm, für den Augenblick nur an die Seligkeiten des errungenen Glückes zu denken. Als sie erfuhr, daß vier von jenen durch sie geschaffenen Helden den Tod der Ehre auf dem Schlachtfelde gefunden hätten, mißte sich in eine Regung des Mitleids auch der leise Wunsch, daß der Kriegsgott auch den anderen drei Söhnen des Vaterlandes ein gleiches ehrenvolles Ende bescheren möge.

Es sollte jedoch anders kommen. Die genannten drei Helden verspürten keine Lust dazu, ihre Seele auf dem Schlachtfelde auszuhauchen, und zwei von ihnen hatten sogar nach Ablauf einiger Zeit die Kühnheit, auf Urlaub nach Louisvillle zu kommen. Hier erfuhren sie nun, in welcher schändlicher Weise sie hintergangen worden waren, und vereinigten sich, um gemeinsam gegen ihr früheres Ideal einen Prozeß wegen Betrugs anzustrengen.

Allerdings behauptete Mrs. Stephens bei der jüngst stattgefundenen Verhandlung steif und fest, es seien bloß rein patriotische Motive gewesen, welche sie veranlaßt hätten, ihre Ver-

ehrer nach dem Werbebureau zu senden, und sie habe niemals einem derselben die Zusicherung einer späteren ehelichen Verbindung gegeben. Der Gerichtshof ließ diese Begründung nur theilweise gelten und verurtheilte die Dame zu der überraschend geringen Strafe von drei Monaten Gefängniß und zur Rückerstattung der veruntreuten Gelder. Ihr Mann hat die Sache jedoch viel ernster aufgefaßt, und nachdem er die trüben Quellen der „glänzenden Erbschaft“ kennen gelernt, noch extra auf Scheidung geklagt. Es ist wohl ein hartes Geschick für Mrs. Stephens, zu gleicher Zeit Mann, Geld und alles Andere zu verlieren.

—r.

(Abenteuer einer Lady.) In London begegnete einer sehr vornehmen Dame, Lady K., kürzlich ein kleines Abenteuer, das in den Kreisen des high life sehr viel von sich reden und lachen gemacht hat. Die Lady fuhr durch die City, ließ jedoch ihre Equipage irgendwo halten und stieg aus, um, nur von einem Diener begleitet, einige Einkäufe zu machen. Das Menschengewühl war grade, da es eben Mittagsstunde war, so groß, daß der Bediente die Dame aus den Augen verlor und die Lady, welche sich beeilen wollte, ihre Einkäufe schnell zu besorgen, da ihr das Gedränge sehr unangenehm war, trat in einen Laden, wo sie noch nie zuvor gekauft hatte und wo man sie daher nicht kannte.

Bei ihrem Eintritt wurde sie gefragt, was ihr zu Diensten stehe, aber zu gleicher Zeit hörte sie auch, wie der Commis seinem zunächststehenden Kollegen die Worte: „Zwei auf Zehn,“ zuruft. Dieser kommt nun auf sie zu, fragt nach ihren Befehlen und übergibt sie dann den Händen eines Dritten, während dieselben geheimnißvollen Worte seine Weisung begleiten. Jeden Augenblick hört sie wieder rufen „Zwei auf Zehn,“ bis My/ady, des Wartens überdrüssig und aufs höchste gespannt, den Sinn dieses geheimnißvollen Zurufs zu ergründen, durch eine Seitenthür den Laden verläßt, wieder zu ihrem Wagen eilt und ihrem Kutscher befiehlt, sie zu dem Geschäft zu fahren, wo sie gewöhnlich zu kaufen pflegt. Sofort erzählt sie einem der Herren dort ihr Begegniß und fragt, warum man stets „Zwei auf Zehn“ gerufen, sobald sie sich einem Ladentische genähert. Verlegen antwortet der Commis, das habe wohl gar nichts zu bedeuten gehabt; sie bestand jedoch darauf, daß irgend ein Sinn darunter verborgen sein müsse, den sie erfahren wolle. „In jedem Falle,“ meinte nun der Commis, „kann es nicht auf Ihre Gnaden Bezug gehabt haben.“

„Und warum nicht? Was will man damit sagen?“

„Zwei Augen auf zehn Finger,“ erwiderte der junge Mann; „ein Losungswort, das man sich zuruft, sobald Jemand in den Laden tritt, auf den ein Verdacht fällt, daß er — etwas mitnehmen könne.“

Man kann sich die Entrüstung der Lady leicht vorstellen; leider aber behielt sie dieselbe nicht für sich, sondern theilte sie einigen Freundinnen mit, wodurch die Sache allgemein bekannt wurde.

—r.

Allgemeine Wochen-Beilage



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Schnakenburg.

Novelle
von

E. v. François.

(Fortsetzung.)

„Es ist das erste Mal, daß eine derartige Aussprache meine Lippen berührt; wem hätte sie Nutzen bringen können? Wir zwei waren wie Eines; wir verstanden uns; die Welt da draußen kümmerte uns nicht; auch kannte sie uns und unser Schicksal ja so von außen her. Aber nun, da ein Dritter in unser Leben aufgenommen werden soll, ein gänzlich Fremder selber von außen her — ach, nun muß es, muß es sein. Es hängt ja alles daran, alles, für Sie, liebes Kind, für Ihn, für mich. — Sein Glück! Und wie ich diese Nacht unter heißen Thränen und Gebeten mich auf diese Aussprache vorzubereiten suchte, da ist es zum ersten Male klar und deutlich wie eine Erleuchtung in mir aufgegangen, daß ich, ich, Liebe, die Ihnen als eine harmlose Nebenperson erschienen sein wird, daß mein unglücklicher Gemüthsfehler die Schuld jenes wunderlichen Scheines trägt, der wie ein flimmernder Flor das Wesen des besten, liebsten Menschen überschielet. Ich allein. Mich müssen Sie daher verstehen lernen, und mir verzeihen, wenn ich Ihre Geduld für meine einfache Lebensgeschichte in Anspruch nehme. Es ist um — Seinetwillen.“

Sie nöthigte nach dieser Vorbereitung ihren Gast neben sich auf den Sophaplatz, trocknete ihre feuchtschimmernden Augen und begann, nachdem sie eine Weile, den Kopf in die Hände vergraben, über einen schicklichen Eingang gesonnen, ihre Erzählung in folgender Weise:

„Ja, Fräulein von Uh, wie ich Sie bei der Kürze unserer Bekanntschaft zu beurtheilen vermag, oder richtiger, wie Er Sie auf den ersten Blick herausgefunden, so haben Natur und Schicksal in Ihnen genau das Widerspiel meines eigenen Wesens ausgeprägt. Unsere Namen schon: Regine und Magda, als ob sie es andeuten sollten! Aus beschränkender Dürftigkeit streben Sie, und mit Ihnen wohl manches arme, gute Kind, nach einer freien, selbständigen Existenz: ich war unglücklich, weil ich mich von meiner ersten Lebensregung an in eine, wenn auch noch so enge, wenn auch dienstbare Abhängigkeit gesehnt. Ach, und wie unglücklich! Ehe ich von meinem Dasein wußte, war ich verwaist, war einsam, frei und reich. Ein einziges nachgeborenes Schwesterchen wurde, weil schwächerer Anlage, zur Erziehung in einen Verwandtenkreis aufgenommen; ich, die Gesunde, blieb unter Zucht einer Gouvernante auf dem ererbten elterlichen Gute zurück, oder machte mit derselben als flüchtiger Gast in der Familie die Runde. Und wenn es noch eine Gouvernante gewesen wäre! Aber bald waren es zwei, Ausländerinnen gar, die, statt meinem leidigen Naturfehler entgegen zu arbeiten, mich wetteifernd verhätschelten und sich wechselseitig verhetzten, verdrängten, Anderen

und wieder Anderen Platz machten, so daß ich, bei dem lebhaftesten Bedürfnisse, niemals zu einem dauernden Anschlusse gelangen konnte. Zum Ueberflusse gewährte mir ein Stiftskreuz, von einer fürstlichen Pathin bereits in der Wiege eingebunden, kaum daß ich in die Mädchenjahre getreten, die Stellung einer verheirateten Frau, ohne mich, es sei denn auf Wochen, einem nothwendigen gesellschaftlichen Verbaude einzureihen. So drängte mich alles und jedes dazu — leider ohne es mich zu lehren — einen eignen Willen zu haben, mein eigener Herr zu sein, während ich aus tiefster Seele danach schmachtete, eine Herrschaft über mir zu fühlen und einem Anderen zu Willen leben zu dürfen.“

„Es fehlte mir nicht an Freiern, ich war ja reich und in unabhängigem Besitze; alle der Reihe nach aber wurden, weil unbegütert und der Speculation auf mein Vermögen verdächtig, von den Vormündern verworfen. Lieber Himmel, als ob es nicht eine Nothwendigkeit wäre, sich gegenseitig auszugleichen und aufzuhelfen, und ein so großes, großes Glück obendrein! Wer weiß, ob nicht mancher dieser Armen aus Dankbarkeit meiner Schwachheit geschont und mich trotz derselben, wohl gar wegen derselben geliebt haben würde? Die Bedürfnisse sind ja so mannigfaltig, je nach eines Leben Natur. — Endlich wurde mir der gebührende Bewerber zugeführt; zunächst nicht vom eignen Herzen. Aber daß ich es Ihnen gestehe, bestes Fräulein: in meiner damaligen Verfassung hätte ich auch einem weniger vorzüglichen Manne angehangen, wenn er sich nur nach meiner Manier von mir hätte lieben lassen wollen. Nun war ich glücklich, nun — da ich in meiner zeitlichen Lage einmal Keinen besitzen konnte, für den ich hätte arbeiten oder entbehren gedurft — nun besaß ich Einen, dem ich mindestens mich unterwerfen, dem ich dienen, mich ganz zu eigen geben sollte. Nun brauchte ich nicht mehr zu wollen, zu befehlen, abzuschlagen wohl gar; mußte bitten, danken, gehorchen, ausführen was ein Anderer angegeben. Meine armelige Naturanlage fand ihr Genüge.“

„Indessen, je mehr ich mich an meinen Zukünftigen anzuschmiegen suchte, um so mehr mußte ich bemerken, daß er sich von mir entfernte; Launen, unruhige, gereizte Stimmungen bemächtigten sich seiner; heute wollte er dies, morgen das Entgegengesetzte: reisen, bauen, sammeln, verschwenden, in der Stadt, auf dem Lande leben. Mir war alles recht, das Sichfügen schien mir so süß. Eines Tages nach einer unwesentlichen Anforderung, der ich, wie jederzeit, zugestimmtsprang er auf wie ein Verzweifelter. „Daß sie nur

ein einziges Mal nein sagen könnte!“ rief er außer sich, stürzte fort und — lehrte nicht wieder. Die Verwandten eilten herbei, das Unheil heil zu machen, meine Schwester unter ihnen, die er noch nicht gekannt. — Daß ich kurz sei, liebes Kind; sie war das Widerspiel meines Selbst, lebhaft, fröhlich, launig, ein Querköpfchen, wenn man will, kein Zug von dem unüberwindlichen Naturfehler, der ihn mir entfremdet. Sie neckten sich, widerstritten und versöhnten sich, rielen und entzündeten sich aneinander, wurden Eins und glücklich; ich aber blieb in dem für ein Familienleben hergerichteten, völligen Hause mehr denn je meine eigne Herrin und allein.“

„Gewiß, meine Liebe, ich würde mich weit weniger unglücklich gefühlt haben, wenn ich mich meinen Geschwistern hätte anreihen dürfen. Einem Leben zu Zweien wäre mein Gemüthsfehler vielleicht nicht zur Last geworden, wenn derselbe an einer Freundin überhaupt ein Fehler ist, wie an einer Hausfrau oder Mutter. Allein — o der leidigen Convenienzen, die für die verschiedenartigsten Verfassungen nur die nämliche Regel gelten lassen! — allein unter dem Dache des Mannes leben, der mich verschmäht, der Schwester, die mich beraubt: hätte denn ohne häßliches Mißurtheil auch nur die Rede nach solchem Verlangen aufkommen dürfen? Ich saß allein, wie im Märchen die verwünschte Prinzessin. Diensthofen, denen ich lohnte, Gäste, die ich bewirthete, erwiesene Gefälligkeiten, Wohlthaten selber, wie man die opferlosen Spenden der Begüterten zu nennen pflegt: alles das half mir nicht. Ich war ja keine von denen, die in äußerer Thätigkeit Beruhigung finden, ich fühlte mich elend, gründlich elend.“

„Indessen nicht lange Zeit. So wunderbar spielen Leid und Freude hienieden in einander, daß man Einsatz und Treffer am Ende kaum mehr zu unterscheiden vermag! Es war anno dreizehn, die blutige Befreiung, die so Viele ersehnt, kam zum Ausbruch und mein Schwager, schon in Friedenszeiten streitfertiger Natur, wäre, trotz seines häuslichen Glückes, wohl der Letzte gewesen, am heimischen Herde zu verweilen. Bei Dennewitz blieb er, nachdem seine Frau schon im Mitommer mit ihrem Leben das Leben eines erstgeborenen Sohnes erkaufte. Dieser Sohn ist — Er — mein Scipio!“

„Das Wesen, dem ich mich hingeben durfte, war endlich gefunden. Ein Kind, ihr Kind, sein Kind, mein Kind — und welch ein Kind! O, meine Theure, daß ich seiner Gaben eine hätte, seinen Griffel, seine Farbe, sein Wort, um Ihnen zu malen, wie er war, wie schön, wie gut, klares Himmelslicht durch

und durch, immerdar fröhlich, von Allen geliebt. Mein Herzeleid schwand vor seinem glücklichen Lächeln wie Thautropfen vor dem Morgenstrahl. Ich durfte ihm alles gewähren, denn er forderte kein Schädliches, und er empfing — meine Anbetung, muß ich sagen — die allseitige Huldigung, unbewußt genoß er seine Schönheit wie ein gebührendes Element, wie Luft und Sonnenschein.“

Das alte Fräulein blickte gleichsam verklärt bei dieser Erinnerung; sie mußte sich mit Gewalt zusammenraffen, um sich von ihr loszureißen. Regine saß unbeweglich, die ernstesten Augen auf die Erzählerin gerichtet.

„Acht Jahre,“ so fuhr dieselbe fort, „acht Jahre vergingen in so ungetrübtem, köstlichen Glück. Acht Jahre habe ich gelebt, was mir Leben heißt, ohne Kampf und Drang jedes Sehnen gestillt. Es muß wohl zuviel gewesen sein für ein Menschentheil, denn das Schicksal rächte sich. Ach, daß es mich gebrochen hätte, mich allein!“

„Man hatte bisher von keiner Seite einen Anspruch an meinen Pflegling erhoben; ich Thörin lebte und webte so hin, als ob es ewig in dieser Weise währen dürfe. Da stellte unerwartet der Vormund mit der Forderung sich ein, daß im beginnenden neunten Jahre seine Erziehung einer ferneren Kostschule übergeben werde. Und es war der Vorabend von seinem neunten Geburtstag, dem Johannistag! Man hatte den Termin so knapp gestellt, hinter meinem Rücken jegliche Einleitung getroffen, um meinen Widerspruch abzukürzen. Lieber Himmel, als ob ich widersprochen haben würde, selber wenn meine Vernunft einen stichhaltigen Einwurf gefunden! Ich kämpfte nicht um mein Glück — aber leben fern von ihm, ihn leben wissen fern von mir — die bloße Vorstellung warf mich zu Boden. Am Morgen des Johannistages, der ein Segensfest heißt und mir achtmal ein Segensfest gewesen ist, lag ich im Fieber. Zum ersten Male krank im Leben, zum ersten Male das Kind außer meiner Obhut; Wärterin und Lehrer durch meine stetige Gegenwart lässig gewöhnt: — also geschah's! Der Wagen, der entsetzliche Wagen! Erlassen Sie mir's, Liebe. Mitten durch meine Phantasien zuckte der mörderische Schrei; nach mehr denn dreißig Jahren zuckt noch heute durch meine nächtlichen Träume jener mörderische Schrei!“

Die Matrone zitterte wie Birkenlaub; kalte Schweißtropfen rannen von ihrer Stirn auf die Zuhörerin nieder, die sich beugte, um die Lippen auf ihre Hand zu drücken. Nach einem tiefen, ächzenden Athemzuge fuhr Fräulein von Dienstungen fort:

„Monden lang hatte ich geraßt — ich, meine Gute, ich! — getobt, gewüthet, im Wahne, daß man mir mein Kind geraubt. Endlich hatte ich es wieder, unbestritten mein, lebend, gesund sogar — aber einen Krüppel! Mein Seraph ein Krüppel! Wie ich es ertrug, fragen Sie? Weil er selber seine Schmerzen vergessen hatte, sich heil und froh fühlte wie zuvor, Jahre lang seine Mißgestalt nicht ahnete; weil ich den deutlichen Lebenszweck spürte, das grausame Licht von seinem Auge fern zu halten. Freilich mußte es ihm tagen; nicht durch sein Spiegelbild, wie ich gefürchtet, aber durch das Zerrbild des Mitleids, als er mit der Zeit nicht vor einer größeren Gemeinschaft gehütet werden konnte. Und seine glückliche Natur siegte auch jetzt. Er erfuhr sein Gebrechen, aber er täuschte sich über dessen Bedeutung, da er sich der Unwandelbarkeit des einzigen Herzens, auf das er gestellt war, meiner Bewunderung, meiner Huldigung, täglich, stündlich, jeden Augenblick sicher sah. Der Unglückliche bedurfte zwiefältig einer blinden Liebe und eine zwiefältig blinde Liebe ward ihm zu Theil. Nicht mehr der Preis der körperlichen Schönheit, die der Seele, des Geistes, welche den Leib verklärt, dessen, was mehr als Schönheit ist, ergözte sein Gemüth; die ohnehin schon rege Phantasie wurde wach gerufen gegen die eifige, nüchterne Vernunft. — Und äußerlich selber — sein Kopf blieb ja so schön — finden Sie nicht, liebes Fräulein, sein Kopf ist schön? — Und wie es drinnen sprudelt von blitzenden Funken! Wie er das Schöne liebt, das Große, das Besondere! Ist es denn nicht natürlich, in sich selber zu suchen und zu finden, was uns an Anderen das Herz bewegt? Er hatte Talent zu Allem, Lust zu Allem, und jeglicher Gabe, jeglicher Neigung geschah ihr Genügen. Keiner dachte mehr daran, ihn meiner Behandlung zu entziehen; selber als die körperliche Pflege überflüssig, die Hoffnung auf Herstellung geschwunden war, wurde eine schulgerechte Erziehung nicht gefordert; man gestattete dem Krüppel die launenhafte Entwicklung eines Sonderwesens.“

„Ob es Thorheit war, ob Frevel, daß auch ich, ich zuerst, sie ihm gestattet?“ fragte die alte Dame nach einer gedankenvollen Pause mit trübem Blick. „Ach, war es denn Plan und Ueberlegung? Konnte ich denn anders nach meiner Natur, als ihn durch Einbildung glücklich werden lassen, da er durch Ausbildung, oder nennen wir es Wahrheit, unglücklich hätte werden müssen? Er war hochgeboren, er war reich, seine Stellung in der Welt gesichert, die Macht ihm verliehen, seine Stimmungen zu verwirklichen. Und, recht

betrachtet, giebt es denn eine beglückendere Art des Glücks? Ist das, was wir in Wahrheit besitzen, mehr werth als das, was wir zu besitzen wähnen? Macht Weisheit fröhlicher denn Glaube? — Ich weiß es nicht,“ setzte sie nach einer neuen Pause mit einem Blick gen Himmel hinzu. „Aber — er ist gut und glücklich gewesen bis heute, und Der da droben würde Ihn ja wohl nicht in meine schwache Hand gelegt, nicht durch sein Mißgeschick darin festgehalten haben, wenn er für seine innerliche Zucht und für sein äußerliches Wohl eine kräftigere geschickt erachtet.“

Der krähende Fistelgesang einer italienischen Barcarole, von der Terrasse herausdringend, unterbrach die Zweiflerin. Sie schnellte in die Höhe, als werde sie gerufen. „Er erwartet mich,“ sagte sie, „aber — hören Sie, bestes Fräulein, so liebenswürdig ist er, selber seine Ungebuld wird Gesang. Jede Stimmung, die Andere böse oder häßlich erscheinen läßt, verklärt sich zur Schönheit, zum Wohlklang in seinem Gemüth. Was Neid, Zorn, Tücke, Rache ist, er begreift es nicht einmal; oder nein, er begreift es wohl, denn welcher Begriff wäre seinem Geiste fremd? Aber nur das Gute erfährt er in sich selbst und immer das Beste setzt er in Anderen und darum auch in sich selber voraus. — Ich komme, mein Scipio, ich komme! — Was sollte ich auch hinzufügen, liebes Kind? Denken Sie es aus, denken Sie darüber nach. Ich werde ihn hinzuhalten, ihn auf Ihre Weigerung vorzubereiten suchen. Sie sind verständig, sind besonnen, weit Ihren Jahren voraus. Glauben Sie Ihre Sinnesart den harrenden Prüfungen nicht gewachsen, überlassen Sie dann mir die Sorge für eine Lebensstellung, die Ihnen angemessener sein würde.“

Die alte Dame machte eine Pause, während welcher sie der jüngeren mit ängstlicher Spannung in die Augen blickte; als diese aber unerbittlich schwieg, ergriff sie ihre beiden Hände und führte nach einem tiefen Athemzuge ihre bewegliche Ansprache zu Ende. „Willigen Sie aber in die Probezeit und — ihre Folgen, o, meine Liebe, er ist glücklich gewesen bis heute und — lebte ich so lange, als er lebt — Thörin ich, daß ich den natürlichen Lauf bisher so wenig ernsthaft in Betracht gezogen! — diesen Morgen aber, da fühlte ich, wie über Nacht mein Haar ergraut und mein Mark gebrochen; und darum trieb es mich zu Ihnen, die Sie ihm neben mir, nach mir eine — Freundin, eine Schwester werden sollen. Ach, theueres Mädchen, wie gerne wollte ich scheiden, wie wollte ich Sie segnen, wenn Sie es würden — so wie ichs meine, so

daß er mich nicht vermißt! Versagt Ihnen das Herz, so scheiden Sie; scheiden Sie bald, in der Stunde, da ich noch bei Ihm bin. Willigen Sie aber darein, mit ihm zu leben, o, so leben Sie auch für ihn, in ihm; entgelten Sie ihm nicht, was meine Schwachheit an ihm gesündigt; verachten Sie das Lächeln der Welt und hegen das auf seinen Lippen — lassen Sie ihn nicht arm und elend werden — wenn ich nicht mehr bei ihm bin.“

Thränen erstickten der Guten Stimme; sie preßte das Tuch vor das Gesicht und stürzte aus dem Zimmer. Regine stand eine Weile regungslos, wie aus Stein geformt; dann wendete sie halb mechanisch den Kopf nach dem Fenster und sah die Chanoinesse unten auf der Terrasse ihren Liebling erreichen, ihren Arm um seinen Nacken legen, seine Locken streicheln, seine Blicke nach diesem und jenem Außendinge lenken, mit einem Worte: sich geberden wie eine zärtliche Mutter, die ihrem Kinde den unvermeidlichen bitteren Trank mit Honig versüßt.

„Sie will, daß ich gehe,“ sagte Regine zu sich selbst; „sie fürchtet mich! War das eine Vorbereitung für einen Posten, der jede Stunde verlassen, jede Stunde gekündigt werden darf?“

Eine Purpurwelle flog über ihr Gesicht, indem sie die Folgerung dieser Vordersätze ausdachte. Sie trat entschlossen zum Schreibtische, und zu stolz, um die erbetene Selbstprüfung zu heucheln, setzte sie rasch ihren Namen unter das Billet, siegelte, schellte und übergab es der Bestellung des eintretenden Dieners. Wenige Minuten später folgte sie der Einladung in das Frühstückszimmer, in welchem sie von ihren Wirthen empfangen wurde.

„Sie sollen mir wie eine liebe Tochter sein,“ flüsterte die Chanoinesse, sie umarmend. Graf Scipio dankte ihr in geläufiger Rede für ihre Einwilligung in das Noviziat, das zu der Freiheit des Weltlebens führen solle. „Wenige Wochen vom Mai zur Sonnenhöhe!“ setzte er mit einem vielstrahlenden Lächeln hinzu! „Die Prüfung schließe, bedeutungsvoll schließe sie mit dem Tage, der mir das Leben eröffnet, der mir ein zweites Leben eröffnen soll.“

Die Schloßuhr hob bei diesen Worten die zehnte Morgenstunde aus; der kleine Herr horchte auf; sein Blick fiel auf der mütterlichen Freundin bleiche, leise zitternde Gestalt. Augenblicklich schlug sein Pathos in eine erheiternde, ja ausgelassene Laune um. „Die Glocke erschallt!“ rief er aus; „der Vorhang geht auf. Des Mentors Beschämung, oder Lord Chesterfield contra

Dame Natur. Frau m'amie auf den Richterstuhl. Attention, die Comödie beginnt!"

Er lachte hellauf, klatschte in die Hände, schlug ein Entrecät wie ein Kind, das ein nagelneues Spielwerk erfunden. Die alte Dame lächelte accompagnirend, wenn auch unter Thränen, Fräulein von Uß blickte in ruhiger Fassung.

7.

Man nahm Platz am Frühstückstisch; Graf Scipio zeigte sich als Meister und heimlicher Lehrmeister genteeler Kaffee- und Theebereitung; röstete Brotschnitten und siedete Eier über der Spiritusflamme; sprang in geistreichen Sätzen von touristischen Erinnerungen zu chemischen Analysen und physiologischen Aphorismen, in welchen Speise und Trank den gelegentlichen Ausgangspunkt bildeten, um unvermeidlich auf den Ziel- und Schwerpunkt seiner eignen, interessanten (beiläufig, als Beweis der Zehrkraft der Phantasie, quantitativ vielbedürftigen) Person zurückzufallen.

Ein kleines Intermezzo endete diese gemüthliche Einleitung, so daß sie als eröffnende Scene betrachtet werden durfte. Der servirende alte Hausdiener, der gleich seiner Gebieterin seit gestern Nachmittag merklich kopfhängerisch einhergeschlichen, stieß mit der silbernen Platte in den Spiegel, dem gegenüber Graf Scipio, seiner Gewohnheit gemäß, Platz genommen; Glas wie Geräth klrzten in Scherben zu Boden. „Tölpel!“ fuhr der Hausherr auf, in künstlichem Zorn an dem unglücklichen Zufall — wenn es Zufall war! — die vornehme Dnyrtugend seiner Böglingin erprobend. Fräulein von Dienstungen, ob dieses ersten Scheltwortes im Munde ihres Herzverwandten mehr bestürzt als ihr ungeschicktes Factotum selbst, suchte auf das liebeichste zu trösten. „Wie du erschrocken bist, Mattnerchen!“ sagte sie; „was thuts denn, alter Freund? Da, trink einen Schluck Wein; der Spiegel war längst schon blind! Lieber Himmel, zu zittern um das elende Glas!“ Die Mitregentin auf Probe, ohne äußeres Zeichen weder der Theilnahme noch des Verdrusses, erhob sich während dessen, ihrer Rolle entsprechend, schüttelte Tropfen und Brocken leichtthin von ihrem Kleid, gab einen Wink, die Scherben zu entfernen, und verließ mit ihren Wirthten das Zimmer. Der Mentor warf einen triumphirenden Blick auf die Preisrichterin.

Man begab sich nach den Räumen der Chanoi- nesse. „Mein Nefse,“ hob diese nicht ohne Befangenheit an, indem sie ihren Arm in den der Gesellschaf-

terin legte, „mein Nefse hat diese Nacht beim Blättern in der Familienchronik eine Verwandtschaft der Dienstungen und von Uß herausgefunden; ein wenig entfernt, nicht wahr, lieber Scipio? Aber das gilt ja gleichviel. Sie sind mein Nichtchen, liebes Fräulein, und werden mir die Freiheit alter Tanten nicht übeldeuten.“

Sie öffnete bei diesen Worten ein Cabinet, in welchem zwischen Blumengruppen in anmuthigster Anordnung die vollständige Aussteuer einer jungen Welt-dame vom Zuwelegeschmeide und indischen Shawl bis zu Stecknadel und Schleife ausgebreitet lag. Mehr als ein Sendbote mochte im Laufe des gestrigen Nachmittags in die Magazine der Residenz gesprengt worden sein, um die Fülle dieser Aufträge in Zauberschnelle zu ermöglichen; wenn nicht der gefällige Bögling m'amies bei grauem Morgen in eigner Person diesen Dienst zum Abschluß gebracht, oder etwa gar, wie wir uns zu muthmaßen erlauben, mit einem gewissen Tantenplane zusammenhängend, ein bereitgehaltenes Troussseau nur eine veränderte Richtung angenommen haben sollte.

Haben wir nun wiederholt die Eine unserer Heldinnen als frei von begehrllicher Eitelkeit gerühmt, so würden wir jetzt schmeicheln, wenn wir behaupten wollten, daß sie bei der Schau dieser ungeträumten Herrlichkeiten, an der Schwelle einer neuen Welt mit so viel Freundlichkeit dargeboten, nicht einen angenehmen Schauer ihren Leib überrieseln gefühlt. Ihre erste Regung war, auf die großmüthige Geberin zuzustürzen und ihr mit heller Mädchenfreude Dank zu sagen. Indessen: die Comödie hatte begonnen, jeder ersten Regung mußte mißtraut werden; das geringste Zuviel, kaum jemals ein Zuwenig, konnte ein Scheitern bedeuten; hoch zu Ross also, und sattelfest!

Sie dankte daher in einfacher, würdiger Rede — wie die Schweigmüthige, Ungeübte sie gefunden, hätte sie sich selber schwerlich klar machen können; wir haben die Deutung ihres Zustandes als den visionären eines Berufenen unserem Freunde Scipio aprioristisch aus dem Munde genommen — sie dankte demnach der edlen Dame für das ungeahnete Glück einer verwandtschaftlichen Anerkennung, bat aber von diesen reichen Schmuckgegenständen nur denjenigen Gebrauch machen zu dürfen, welcher ihrer bisherigen und voraussichtlich auch zukünftigen Lebenslage entsprechend gefunden werden müsse. „Die Ehre, unter der Obhut der Frau Chanoi- nesse von Dienstungen aufzutreten und als eine Angehörige unter ihrem gastlichen Dache zu weilen, wird auch in den Augen der Welt den modischen Zierath für mich entbehrlich machen.“ So schloß sie, indem sie der

alten Dame in der durch das Zusammenleben mit ihrer alten Gönnerin geläufig gewordenen, ehrerbietigen Weise die Hand küßte.

Der erfinderische Mentor hatte in gegenwärtigem Falle nicht eine Prüfungsscene, die würdige Preisträgerin ehrlichen Herzens eine Christbescherung vorzuführen gedacht. Die stolz bescheidene Ablehnung schnitt ihr durch die Seele; indessen der Drakelmann lächelte im Hochgefühl einer unbeabsichtigten Niederlage und so lächelte sie mit, indem sie ihrer jüngstentdeckten Verwandtin die verschmähten Prachtgeschenke in Kästen und Schachteln zurücklegen half.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Was thut man nicht aus Liebe?) Der ehemalige Director der großen Oper in Paris, Herr Béron, erzählt folgende seltsame Geschichte aus seiner Praxis. Eines Tages ließ sich ein älterer Mann, ein Hülfziger von imposanter Gestalt, bei ihm anmelden und fiel sogleich, nachdem er vorgelassen worden war, vor ihm auf die Knie.

„Herr Director,“ rief er, „ich habe Sie um eine Gnade zu bitten, durch die Sie mein Lebensglück begründen können, und ich stehe nicht auf, bis Sie mir dieselbe gewährt haben.“

„Aber mein Gott, was wollen Sie denn von mir?“

„Engagiren Sie mich als Statisten!“

„Nun, wenn es weiter nichts ist, das können Sie haben.“

„Ja, aber ich habe eine Bedingung dabei.“

„Gut, lassen Sie hören.“

„Sie müssen mir versprechen, mich nur als König, Kaiser oder Papst in glänzenden Costüms auftreten zu lassen und diese Rollen ausschließlich für mich zu reserviren. Ich verlange keine Gage, denn ich habe vollkommen genug zu leben.“

„Doch wie kommen Sie auf diese seltsame Forderung, mein Herr?“ fragte Béron.

„Ich habe eine Gattin,“ sagte der Andere, „die ich in ihrem sechzehnten Jahre heiratete, die jetzt zwanzig Jahre alt ist und die ich noch immer leidenschaftlich liebe, wie am ersten Tage unserer Vermählung. Sie fängt jedoch jetzt an, kalt gegen mich zu werden, und das bringt mich zur Verzweiflung. Sie hegt eine große Liebhaberei für das Theater und besucht es sehr oft; wenn sie mich nun abends in solchen glänzenden Costüms auf der Bühne figuriren sieht, wird ihre frühere Zuneigung gewiß wieder zurückkehren.“

Béron bewilligte das seltsame Verlangen des Mannes, da dieser wirklich alle erforderlichen Eigenschaften zur Darstellung der von ihm so heißersehnten Statistenrollen besaß. Schon einige

Tage darauf stellte er in einem feierlichen Zuge den Papst in strahlendem Ornate, mit der dreifachen Krone angethan, dar. Am nächsten Morgen ließ er sich abermals bei Béron anmelden, warf sich vor diesem auf die Knie und rief enthusiastisch: „Dank, Dank Ihnen, Retter meines Lebens, sie liebt mich wieder!“

So lange Béron die Direction der Oper bekleidete, stellte der glückliche Gatte stets alle vorkommende Kaiser, Felden, Fürsten u. s. w., welche stumme Rollen hatten, mit vielem Aplomb dar. Als Béron aber diese Direction aufgab und sich auf einen Monat von Paris entfernte, mußte sein Schützling unter dem neuen Director diesem Vorrecht entsagen und Lazzaroni, Bauern, Banditen, Fischer, wie es nun gerade kam, vorstellen. Von seiner Reise zurückgekehrt, sand Béron einen Brief, worin sich der Unglückliche über diese Veränderung auf das bitterste beklagte und verzweifelnd erzählte, seine Frau lasse bereits bedeutend in ihrer Zärtlichkeit nach, seitdem er ihr nicht mehr durch seine vornehmen Rollen imponiren könne. Béron begab sich hierauf zu seinem Nachfolger, um diesem den sonderbaren Statisten auf das wärmste zu empfehlen, derselbe hatte sich jedoch schon seit einigen Tagen auf dem Theater gar nicht blicken lassen. Er begab sich nun in seine Wohnung, um ihn vollständig zu beruhigen, kam jedoch gerade dasselbst an, um Zeuge des traurigen Schauspiels zu sein, wie man ihn von einem Haken an der Decke, an dem er sich aufgehängt hatte, abschnitt.

(Ein Klagegedicht). Ein englischer Reisender erhebt in einem englischen Journal folgende Jeremiade über die deutschen Betten, in denen wir Deutschen doch meistens so sanft und ausgezeichnet schlafen, ohne von ähnlichen spleenüchtigen Jammergegeschichten geplagt zu werden. Der Engländer spricht sich über unsere Betten aus:

„Ein Mann mittlerer Größe kann kaum ganz ausgestreckt darin liegen, ohne mit den Füßen an die Bettwand zu stoßen. Ein langer Mann aber muß sich entweder zusammenkrümmen, so daß die Knie an die Nase stoßen oder seine Füße über die hölzerne Wand am Fußende des Bettes hervorragen, oder endlich — denn die Kopfstüben sind meist höher als der Bettrand — seinen Kopf über die Kissen heraushängen und gegen den Boden baumeln lassen, eine Lage, in der, wie ich gewiß weiß, schon mancher englische Reisende zu seinem größtem Schrecken am Morgen erwachte. Im Winter kann man darüber in Deutschland erst Erfahrungen machen, und nur wenige unserer Touristen wissen etwas von einem deutschen Winter. Da sind zuerst die Bettdecken gar nicht so gemacht, daß man sie an den Seiten einschlagen kann, wie bei uns. Dazu sind sie viel zu schmal, das eingeschlagene Stück würde ja nach deutschen Begriffen unnütz sein. Zu was denn eine Breite, die man dann einschlägt? würde man fragen, das wäre ja eine thörichte Verschwendung! Darum sind die Decken gar sauberlich und weißlich nur so breit als das Bett. Die Folge davon ist, daß du jede Nacht ein halbdugendmal aufwachst, weil es bald rechts, bald links kalt hereinzieht. Während du dich plagst, die Oeffnung auf der einen Seite zuzumachen, machst du eine neue auf der

entgegengekehrten Seite, und des Morgens liegen deine Bettfässer unordentlich und verwickelt um dich her, ohne daß du deinen Zweck erreicht hast. Soviel von den Bettdecken. Aber gar häufig besteht das Bett in nichts als einem Strohsack oder einer Matrage, über die ein Bettuch gebreitet ist; zum Zubeden soll ein schmaler, rundlich geformter Federack dienen. Dieser schwellende Sack, mit dem du dich zudecken sollst, hat oft nicht einmal die Breite des Bettes und wenig mehr als zwei Drittel von dessen Länge; dies ist für den darunter Liegenden eine uner schöpliche Quelle des Elends. Das leinene Bettuch schützt nicht; sollen nun Schultern und Hals nicht unbedeckt bleiben, so mußt du dich wie ein Frosch unter die Zudecke hocken. Kaum ist eine Viertelstunde vorüber, so bist du unvermeidlich in einem Dampfbade, so heiß und schwer liegt der Pflüß auf dem Körper. Soweit du dich nun, um deine unerträgliche Lage etwas zu erleichtern, herumwendest, so läßt sich der schmale Ballen über dir irgendwo und läßt die kalte Luft deines kalten Zimmers hereindringen. Drehst du dich geschwind herum, so geschieht dasselbe zugleich auf beiden Seiten, ein Zugwind streicht plötzlich durch das dampfheiße Bett und erschreckt Schenkel und Rücken bis zum Schauern.

Manchmal kannst du des Nachts im Finstern eine wahrhaft tragikomische Scene mit deinem Federack erleben, eine Scene, die sich kaum beschreiben läßt.

Du wachst auf, weil irgend ein Glied — ein Arm, ein Fuß, eine Schulter oder Seite halb erfroren ist oder rheumatische Schmerzen empfindet; du plagst dich, den Sack wieder gerade zu ziehen und dich ordentlich zuzudecken; nach einer Weile merkst du, daß du das Ding der Breite nach über dir hast, anstatt der Länge nach; jetzt bemühst du dich, es besser zu machen; da kriegst du es wieder schief, einen Zipfel oben und einen unten — kurz, wenn du eine halbe Stunde mit diesem namen- und gestaltlosen, aber hartnäckigen Feinde gekämpft hast, so geräthst du durch alle die Formen, die er annimmt, zuletzt in solche Verwirrung, daß du im Finstern nicht mehr unterscheiden kannst, ob du selbst schief im Bett liegst, oder die sackartige Decke schief auf dir. Vor Verdruß verfällst du in eine Art Fieberhitze; der gestaltlose Feind auf dir wird nur noch heißer, gleichsam vor Zorn, nur noch unordentlicher und störriger; zuletzt hüpfst er unbarmherzig, als wenn er von Fleisch und Blut wäre, vom Bett herunter, vielleicht gar unter die Bettstelle, und dir bleibt nichts übrig, als ihm nachzulaufen, herauszu- steigen in die empfindlich kalte Luft, im Dunkeln herumzutappen, auf dem Boden ohne Teppich, bis du deinen abscheulichen und verwünschten Bettkameraden wiedergefunden hast. Kaum bist du aber eine halbe Stunde wieder im Bette, so geht der Krieg mit ihm von neuem los; dieselbe Hitze, derselbe eiskalte Zug den Augenblick hernach und so weiter, bis dich endlich das Morgenlicht der Verzweiflung und Schlaflosigkeit entreißt, die dir in der nächsten Nacht wieder bevorsteht.“

(Ein Kluges Auskunftsmitel.) Seit die verschiedenen japanesischen Gesandtschaften sich in Europa umgesehen haben und

die europäischen Sitten und Gebräuche näher kennen gelernt, fangen die Japanesen an, den heimathlichen Gebrauch, sich auf den Wunsch des Kaisers den Leib mit einem Säbel aufzuschlagen, den ihnen der Herrscher zu diesem Zwecke sendet, nicht mehr für ergöglich zu halten; im Gegentheil, sie finden ihn jetzt ebenso störend als unangenehm, sollte selbst der Säbel ein Wunder von Pracht und Kunst sein.

Der Kaiser von Japan, und zwar nicht der Dairi, der geistliche Herrscher, sondern der Saigun oder weltliche Kaiser, hatte kürzlich irgend einen Grund, mit einem seiner Offiziere sehr unzufrieden zu sein, und sandte ihm in Folge dessen den berühmten Säbel, mit welchem die vornehmen Japanesen sich den Bauch an dem Tage aufzuschlagen pflegen, der, wenn auch nicht gerade der schönste, so doch der letzte ihres Lebens sein soll. Es ist dies eine Art von Ehrenbogen, so gut wie jeder andere, den heutzutage Mancher erhält, der nicht weiß, wie er dazu kommt.

Da dieser Offizier einen hohen Rang bekleidete und bis dahin seinem Fürsten nur Grund zur Zufriedenheit gegeben hatte, so sendete derselbe ihm, um die Wirkung seines unangenehmen Befehls soviel als möglich zu mildern, durch seinen ersten Minister einen seiner höchstgeigenen, mit Diamanten reichverzierten Säbel. Der Offizier nahm den Ueberbringer des verhängnißvollen Geschenks mit der tiefsten Ehrfurcht auf und nachdem er dasselbe empfangen und wohl wissend, was er zu thun und wie er den Säbel zu gebrauchen habe, verabschiedete er den Minister, indem er mit würdevoller Ruhe sprach: „Der Wunsch des großen Kaisers soll unverzüglich erfüllt werden.“

Hierauf betrachtete er das Instrument seiner Bestrafung eine Weile tiefnachdenklich, verließ dann ganz unbefangen sein Haus, ging zum Hafen, bestieg ein soeben nach Havre absegelndes französisches Schiff, machte eine glückliche Fahrt, kam in Paris an und verkaufte seinen Strassäbel für den Preis von 150,000 Francs, womit er in Frankreich ganz gemüthlich zu leben gedankt, ohne jemals das geringste Heimweh nach dem Vaterlande zu spüren. Es giebt gewiß Viele, die gern einen solchen Säbel annehmen würden!

(Ein kleines Versehen.) Ein französisches Journal erzählte dieser Tage, daß irgendwo durch ein Mißverständnis ein Pferd zum Feldhüter ernannt worden sei; dabei können wir an einen anderen, nicht weniger sonderbaren Vorfall erinnern.

Im Jahre 1848 hatte Lamartine in Frankreich das Ministerium des Aeußeren übernommen; während eines der seltenen Augenblicke der Ruhe, welche ihm der Wirrwarr der Geschäfte ließ, gab sich der Tribun, der immer Dichter blieb, der Lectüre der Psalmen hin. Irgend eine Stelle, ein Vers darin erregte lebhaft seine so leicht entzündbare Phantasie. Er nimmt ein Notizbuch aus der Tasche, schreibt mit Bleistift eine Zahl hinein und darunter den Namen des Königs David, um den herrlichen Vers nicht wieder aus dem Gedächtniß zu verlieren. Aber in dem Augenblick kommen Leute zu ihm, die ihn in Verwaltungsangelegenheiten sprechen wollen.

Dann kommen eine Menge Gesuche und Empfehlungen für vakante Consulstellen im Auslande; Lamartine notirt die Namen der Bewerber in sein Portefeuille, das er dann dem Sekretär übergiebt, um die Ernennung auszufertigen.

Einige Tage darauf unterzeichnete er sie; es waren ihrer sehr viele. Alle Consuln, alle Kanzler, welche sie betrafen, beurlaubten sich dann beim Minister und dankten für ihre Ernennung. Ein Einziger fehlte bei dem Aufruf, ein Herr David, der als Consul in eine entfernte Colonie geschickt werden sollte. Lamartine mochte sein Gedächtniß, seinen Sekretär, seine Beamten befragen, soviel er wollte, kein mit „David“ unterzeichnetes Gesuch war beim Ministerium eingelaufen.

Der Dichter nahm noch einmal seine Briestafche zur Hand, um eine letzte Nachforschung zu halten, und bemerkte nun erst seine merkwürdige Zerstreutheit. Er hatte den König von Israel, den Propheten David zum Consul ernannt.

Wenn man den „Moniteur“ aus jener Zeit zur Hand nimmt, wird man die Stelle darin finden: „Herr N. ist zum Consul in A. ernannt worden an Stelle des Herrn David, welcher nicht angenommen hat.“

(Zur Geschichte der Reclamen.) Man hält gewöhnlich die Reclame für eine Ausgeburt der neuesten Zeit und gewiß ist, daß sie sich jetzt im Vergleich zu früher einer bedeutenden Ausbildung und Vervollkommnung erfreut, allein wenn uns ältere Zeitungen in die Hände fallen, sieht man wohl, daß man sich sonst auch schon auf diese Kunst verstand. Einen sehr netten Beweis hiervon liefert ein Aufsatz oder, wenn man lieber will, eine Geschichte, die wir in einem französischen Journal von vor über dreißig Jahren her gefunden haben. Sie lautet folgendermaßen: „Der Zwist zweier Liebenden.“

An einem schwülen Augusttage ruhte die reizende Julie von Beaumont auf einer jener eleganten Couchetten, wie sie nur das Magazin des Herrn Vorger — Boulevard des Italiens Nr. 14 — in reichster Auswahl bietet, als Albert Folard mit mehr Haß als Ziemlichkeit eintrat. Der Portier hatte ihn kaum eingelassen, so war er die Treppe hinaufgestürzt, mit einem Schritt immer vier Stufen steigend, was er nie vermocht hätte ohne die elastischen Gummiträger und Strippen, für welche die Gebrüder Brandes u. Co. — Rue Montmartre Nr. 32 — ausschließlich patentirt sind. Sobald sie ihn erblickte, schoß ihr das Blut in die Wangen, dann erbleichte sie und würde ohnmächtig geworden sein, hätte sie nicht einen Flacon jenes unübertroffenen Riechsalzes zur Hand gehabt, welches nur in der berühmten Apotheke von Rogne — Rue Castiglione Nr. 20 — verkauft wird. Aber die Kraft dieses Stärkungsmittels wirkte so wunderbar schnell, daß Julie im nächsten Moment so ruhig und gesammelt erschien wie das schöne schlafende Kind, welches der Bildhauer Eisel — er wohnt dem Haupteingange des Père la Chaise gegenüber — für eine trauernde Mutter gefertigt und auf kurze Zeit in seinem Atelier ausgestellt hat. Nicht so Albert.

Er war zu aufgeregt, um sprechen zu können, konnte aber trotzdem nicht umhin, Juliens von Rosenrost und Lilienstee angehauchte Wangen zu bewundern. Er wußte freilich nicht, doch hätte er es auch gewußt, es hätte seine Bewunderung nicht vermindert, daß Julie die Rosen und Lilien ihres Teints zum größten Theil dem exquisiten poudre des perles dankte, den sie von Herrn Saron — Passage Vivienne — bezieht. Endlich rief Albert mit einem vernichtenden Blick auf das schöne Mädchen: Von wem hast du das Armband, welches du gestern Abend bei Frau v. St. Ange trugst? Gewiß hast du es von meinem Nebenbuhler erhalten, ist es nicht so?

Julie erhob sich, als berühre die Frage sie gar nicht, und trat zu einem zierlichen Kästchen aus der Fabrik von Voiteur — Boulevard des Italiens — öffnete es und sagte sehr ruhig: „Wünschst du das Armband zu sehen?“ Darauf nahm sie das Kleinod vorsichtig aus seiner sammtnen Hülle und legte es in seine Hand.

Zwei mächtige Leidenschaften kämpften in Alberts Brust — Haß gegen seinen Rivalen und Bewunderung wie Entzücken über das kunstvolle Armband. „Ja,“ murmelte er „ich sehe und begreife Alles. In dieser genialen Zeichnung, in dieser köstlichen Arbeit, in dieser geschickten Zusammenstellung der Juwelen, in dieser wunderbar künstlerisch vollendeten Fassung — mit einem Worte, in dem unerreichbaren Ensemble dieses zauberhaften Schmuckes erkenne ich das Verglihen meiner liebsten Hoffnung.“ Bei diesen Worten wurde Albert so bewegt, daß Julie nur mit Mühe ihr Mitgefühl beherrschte.

„Ich weiß nur zu gut,“ fuhr der Liebende fort, die Augen fest auf den Gegenstand seines Abscheues und Lobes gerichtet, „nur zu gut weiß ich, daß ein so tadelloses Meisterwerk nur aus dem Atelier eines Mannes in Paris, des einzigen in Europa, hervorgehen konnte. Und dieser Mann, du Trenlose, Falsche! — o, ich weiß, er ist seit lange dein eifrigster Bewunderer. Er ist reich, und, ich kann es nicht leugnen, er ist ein würdiger Mann, denn ehrlicher Fleiß und hervorragendes Genie haben ihm seinen Reichthum erworben. Ja, du Trenlose, Herr Jaques Deferre vom Place Napoléon Nr. 5, er ist es, der dieses unschätzbare Zeichen seiner Anbetung dir zu Füßen gelegt hat, und du, du hast es angenommen!“

Unfähig, den Geliebten länger von solchem Schmerz gefoltert zu sehen, entschloß sich Julie, ihn zu enttäuschen. „Ich bekenne,“ sagte sie, „daß es ein Geschenk ist.“

„Wehe mir!“ rief Albert im Tone der Verzweiflung.

„Und ich bekenne ferner,“ fuhr das Mädchen süß lächelnd fort, „daß es aus der Werkstätte jenes Künstlers ohne Gleichen, des Herrn Deferre, hervorgegangen ist; aber,“ setzte sie hinzu und legte ihre Hand auf den Arm des Geliebten, „nicht von jenem unvergleichlichen Juwelier habe ich es erhalten. Mein Oheim, der General, hat es bei ihm gekauft und mir geschenkt.“

Keine Feder vermag den Eindruck dieser Rede auf Alberts Gefühle zu schildern! — r.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Städtische 6 Thlr.
mit Städtischen 8 Thlr.

Die Schnakenburg.

Novelle

von

E. v. François.

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel würde Graf Scipio kaum minder sieghaft gelächelt und die Reize einer unverkünstelten Seele, die Desinvoltura, den Aplomb, den Racezug einer vornehmen Natur bewundert haben, wenn seine Schülerin in fröhlicher Dankbarkeit gelauscht, gesprungen, in die Hände geklatscht und ihrer neuen Familie wechselseitig um den Hals gefallen wäre. Augenblicklich aber, da sie alles das nicht that, was er oder seine Freundin m'amie an ihrer Stelle gethan haben würde, fand er, daß sie sich selber übertroffen und das Zeugniß einer correcten, „eitellofen“ Gemüthsart abgelegt, wie es von einer Verwandtin des Schnakenburgschen Stammes nicht „eitelloser“ und correcter erwartet werden durfte.

So würde denn die Debütantin selbstzufrieden auf ihr Entrée haben blicken dürfen, hätte es nicht unausschieblich eine Action in seinem Gefolge haben müssen, eine Action, zu welcher das Stichwort von ihren eignen Lippen gefordert wurde. Gewiß, es war ein stehendes Wort, rückstehend ins eigne Herz, als sie jetzt sehr bleich, sehr knapp, nahezu barsch um die Entfernung der im Hause Bediensteten bat, die sie in

früheren, mit der zugebachten Stellung unvereinbaren Verhältnissen auftreten sahen, ja diese Entfernung als Bedingniß ihrer Probezeit forderte.

Die Chanoinesse schwieg sichtlich verwirrt, Graf Scipio aber äußerte nach kurzem Säumen, daß Fräulein von Uß ein bewundernswerthes Tactgefühl offenbart. In Mattner, wie in etliche andere langbewährte Familiendiener sei das Vertrauen unbedingtester Discretion zu setzen, er bürgte für sie; dahingegen es sich in Betreff einiger jüngeren günstig genug füge, daß der Termin für einen bereits eingeleiteten Wechsel nur um etliche Wochen verfrüht zu werden brauche, wieder Andere nach entfernten Gütern zu dislociren seien, so daß dann der gesammte Hausstand unter des Fräuleins Wittwahl erneuert werden könne.

Er rieb sich die Hände, vergnügt ob dieses unschwierigen Arrangements, und wollte sich eben entfernen, um es unverzüglich ins Werk zu setzen, als Regine ihn mit dem übersehenen Kernpunkte ihrer Forderung, mit dem Namen ihrer Landsmännin Marie Millig, zurück rief. Die Chanoinesse verfärbte sich, ihr Pflegesohn stutzte; doch sagte er sich schnell genug, erklärte auch diesen Schritt, dessen Schwere er zu würdigen wisse, unumgänglich geboten und zweifelte nicht, daß durch seine mütterliche Freundin eine Schadloshaltung für das gute Kind, dessen Wünschen gemäß, aufzufinden sein werde. Er blickte bei diesen Worten zutraulich bittend zu der alten Dame hinüber, die denn auch stumm das Köpfchen neigte, wie ein armes Opfer unter das Beil,

„Und ohne Säumen, Herz'm'amie?“ drängte er. M'amie nickte wieder.

„In unserem Stadthause etwa, bis ein schickliches Unterkommen gefunden?“ M'amie nickte zum dritten Male und wendete sich zögernd nach der Thür.

Graf Scipio lachte befriedigt. „So bleibt sie bis auf weiteres die Unsere,“ rief er aus, „und wird es nicht übel nehmen, wenn ihr der junge Meister in seinen Feierstunden die Zeit vertreiben hilft.“

„Der junge Meister!“ Unser frohmüthiger Patron, der keinen Rückblick zu scheuen hatte, er ahnete nicht, wie dieses Wort gleich einem zweischneidigen Schwert in Kinchen Finnuhs Seele bohrte; er berechnete nicht, daß der Nebelflecken auch dieser Erinnerung vor der Sonnennähe Reginas von Uh verschwinden müsse, daß sie in der Lage des Eroberers, des Emporkömmlings war, der Freund wie Feind auf seiner Bahn nicht schonen darf. Der Name ihres „Landsmannes Gotthold Fromm,“ der sich kräftig über die bebenden Rippen rang, stempelte die Prätendentin zu einer Heldin.

Aber der Eindruck dieses Heldenthums überstieg die Fassung der mit einem so leidigen Naturfehler behafteten alten Dame, die unter hervordrechenden Thränen hastig das Gemach verließ. „Die Jugendfreunde, die sie so herzlich lieben — um uns Fremder willen!“ schluchzte sie, als der nacheilende Graf sie im Vorzimmer, den Kopf gegen die Wand gelehnt, antraf.

„Freunde sind Gleichgeartete und Gleichgesinnte, nicht Fremde,“ gegenredete er, selber sichtlich betreten, ohne sie durch dieses Axiom zu beruhigen.

„Sie hat kein Herz, Scipio!“ rief sie mit einer Leidenschaft, die er niemals an der Sanftmüthigen gekannt, „sie hat kein Herz.“

„Sie hat einen großen Sinn,“ lautete die schüchterne Vertheidigung.

Die Matrone suchte sich zu fassen, trocknete ihre Augen, faßte seine beiden Hände und flehte in tiefster Bewegung: „Täusche dich nicht, übereile dich nicht, mein liebes, liebes Kind.“

„Die gewissenhafteste Prüfung und dein, du Gütige, dein allein der Entscheid!“ so gelobte das liebe alte Kind, indem es die blassen Wangen streichelte und die zitternden Rippen küßte und endlich, mit ernsthafterer Miene denn wohl je, zu der starksinnigen Schönen zurückkehrte.

Sie saß in der Fensternische, marmorbleich, die feinen Rippen übereinandergepreßt, mit der Rechten den Rand der Brüstung umklammernd, die dunklen, regel-

mäßigen Contouren rein und scharf gegen das grelle Morgenlicht abgezeichnet. „Antike Formen!“ murmelte der eintretende Aesthetiker, und „ein antiker Charakter!“ setzte der Geistesfreund des Aeschylus hinzu.

Dessen ungeachtet wollte ihm der Uebergang in ein unterhaltendes Gebiet nicht alsobald gelingen. Die Ansprüche der Dame auf Probe waren vernünftig und schicklich, um ihnen aber gerecht zu werden, mußte er sein Wort einem braven Arbeiter brechen, mußte einem Begünstigten gepflegte Aussichten zerstören, wissentlich zum ersten Male einem Menschen wehe thun. Eine schwere Aufgabe für den Herzverwandten m'amies! Unruhig rannte er aus einem Zimmer in das andere, setzte zehnmal an, in die Werkstatt des jungen Meisters hinabzusteigen, und kehrte zehnmal wieder um. Was sollte er ihm sagen? „Die Wahrheit,“ würde Regina von Uh; „eine Unwahrheit,“ würde Magda von Dienstungen, zwar nicht unumwunden, aber dem Sinne nach geantwortet haben.

Das Leben Scipios von Schnafenburg jedoch war nicht danach angethan gewesen, um bewußte Lügen, selber aus Milde oder Noth, auf seinen Lippen zu pflegen, und seiner Natur nach — glaube man uns! — würde unser phantasienpflegender Freund, das Hätschelkind der Laune, nicht um die Welt, ja nicht um eine Antinousgestalt Ja oder Nein gesagt haben, wenn der innerliche Regulator Nein oder Ja dictirt. Lügen Auge im Auge, Wort um Wort, nein, er vermochte es nicht; aber schriftlich, mit gefügiger Feder die kränkende Wahrheit verkleiden, übergolden — es galt einen Versuch. So setzte er sich denn an den Schreibtisch m'amies, experimentirte in diplomatischen Wendungen, und von Satz zu Satz sich an den classischen Contouren in der Fensternische begeisternd, machte er die Erfahrung, daß auch das ungesuchte Glück — Offenbarung, Blick, Blitz — zu Zeiten gar verbrießliche Schatten werfe.

Während dessen war seine alte Freundin, nachdem sie sich mühsam gefaßt und den Befehl des Anspannens gegeben, in die Mansarden hinaufgestiegen. Sie stand eine Weile unbemerkt unter der Thür, die neugeworbene Dienerin beobachtend, die ihr Herz mit dem ersten Blick ebenso angezogen, als im Grunde — um ehrlicher gegen die Leserin zu sein wie die gute Dame gegen sich selbst — als ihre aufgedrungene Verwandtin es abgestoßen.

Wie sauber und heimlich die Kleine in der Schnelle ihr Zimmerchen hergerichtet! Wie froh trällernd sie am offenen Fenster bei ihrer Handarbeit saß, in Pausen mit einem tiefen Zuge die Duffströme in sich sog, die

aus den blühenden Gärten in die Höhe stiegen! Und dieses bescheidene Behagen, kaum gekannt, sollte dem lieblichen Kinde, um jenes seltsamen Etwas willen, das er „Correctheit“ nannte, entzogen werden.

Der einsichtige Leser, hätten wir es ihm auch nicht bereits verrathen, würde ohne Mühe zu dem Schlusse gekommen sein, daß eine mit einem so traurigen Naturfehler Behaftete, zumal wenn ihr die Aufgabe geworden, das Spiegelbild eines Cherub mit geknicktem Flügelpaar zu verklären, hinlänglich Neigung und Erfahrung für das Kunststückchen besaß, über welchem ihr Zögling als ein Stämper klaubte. Ja, m'amie verstand sich auf Lügen; gefällige, schonende, entschuldigende Lügen zwar nur, stammelnd, erröthend vorgebracht, aber dennoch Lügen. Genau genommen, log sie Wort um Wort; wenn lügen nämlich auch unrichtig auslegen, was man richtig erkannt, richtig erkennen konnte, bedeuten soll.

Das ehrliche Goldmädchen glaubte daher ohne Arg an die Erforderlichkeit ihre Dienstleistungen in dem Schnakenburgschen Winterpalais; sie fragte nicht, auch nicht sich selbst, nach den Umständen, die ihre unverzügliche Uebersiedelung erheischten, sondern rüstete sich nur eilig, den Wünschen ihrer Gebieterin nachzukommen. Zwar wollte es sie befremden, daß dieselbe ihr keine genauere Weisung, außer der Unterstützung des alten Castellanenpaares, anzugeben vermochte, indessen, „vielleicht daß Eines krank ist und der Wartung bedarf, o dann wie gern!“ dachte sie. Als ihr aber ihr Jahreslohn im voraus sammt einem reichlichen Kostgeld eingehändigt ward, als die gütige Dame, auffällig erschütterter, weil sie just nichts Geringeres bei der Hand hatte, ihr die eigne Uhr am feinen Goldkettchen umhängte, „zum Andenken — und weil man doch auf die Zukunft nicht bauen könne“ — wie sie sich vordem ausdrückte, da durchzuckte zugleich mit der Freude ein heimliches Bangen der Scheidenden Brust. Aber die Freude überwog. Munter wie ein Reh sprang sie die Treppe hinab, nickte noch einmal nach dem Fenster, aus welchem ihre Dame ein „ich komme bald, auf Wiedersehen!“ herunterrief, und bestieg, halb benommen ob dieser Ehre, die herrschaftliche Equipage, deren schwellende Polster sie kaum zu berühren wagte.

Flugeschnell durch das Hofthor biegend, traf ihr Auge die Gestalt des Bruders, der schwankend, bleich, schier zerschmettert — ach, sie ahnete ja den Grund — ohne sie zu bemerken, dem Schlosse zuschritt. Jetzt erst fiel es ihr ein, daß das stolze Gefährt sie der Nähe des liebsten Menschen entrückte, und Ehre wie

Freude waren jählings verschwecht. Indessen ihr städtischer Dienst mochte ja nur von kurzer Dauer sein und der Weg nach der Stadt war ein Ragensprung für einen rüstigen Burschen am Feierabend; sie betraute daher den Kutscher mit Grüßen und Einladungen an ihren Freund und so zwischen Hoffen und Bangen rollte sie die sich je mehr und mehr belebende Straße entlang.

Ihre Gebieterin lag während dieser Zeit, unter krampfhaftem Schluchzen, den Kopf in ihre Bettkissen vergraben, und der romantische Bewunderer der klassischen Contouren zwischen dem Fensterbogen nagte noch immer an der Feder, um das weder classische noch romantische Dilemma zwischen Schicklichkeit und Redlichkeit zu einem erträglichen Abschlusse zu bringen.

Endlich war das Sendschreiben couvertirt, in welchem der junge Meister von dem dringenden augenblicklichen Bedürfnis seiner kunstfertigen Hand im städtischen Hause unterrichtet, eine Reihe wichtiger Aufträge extemporirt, für die Zukunft die bereitwilligste Förderung wiederholt worden war. Der Schreiber athmete hoch auf mit dem heimlichen Gelübniß, diese erste sophistische Accomodation die letzte sein zu lassen, er sprang in die Höhe, dem Diener zu schellen, prallte jedoch erschrocken zurück, als im nämlichen Augenblicke sein Adressat unangemeldet, ungestüm wie Einer, der sich nicht abweisen oder beirren lassen will, ledigen Hauptes in das Zimmer trat.

Aber der muthige Anlauf erlahmte jählings vor dem unerwarteten Eindruck des dunklen Bildes in dem Fensterbogen; Wort und Schritt gebannt, stand der arme Meister wie gebannt, der reiche Herr zerknitterte verlegen das Blatt in seiner Hand, und nur die, welche Einen wie den Andern dergestalt aus dem Tacte gebracht, hatte den ihrigen nicht verloren. Fräulein von U. erhob und entfernte sich mit dem Ausdruck einer ungerufenen, geschäftlichen Zeugin.

Eine Minute lang verharrten die beiden ungleichartigen Bewerber einander noch schweigend gegenüber, dann raffte der jüngere sich zusammen, riß mit Gewalt den Blick von der Thür, in welcher er das Traumbild seiner Hoffnungen hatte verschwinden sehen, und ersuchte seinen Auftragegeber unumwunden, wenn auch mit bebenden Lippen, um die Lösung ihres Uebereinkommens von gegenwärtiger Stunde ab.

So war denn unser Graf der peinlichen Initiative enthoben und hatte die mühsam zu Papier gebrachten Anträge nicht als ein Entschädigender, sondern als ein Gewährender auszusprechen. Als aber Gotthold Fromm

einen wie den andern, je feuriger gestellt desto kühler, von sich wies, als der bisher so dankbar bescheidene Gesell die reichliche Vorschusssumme für den eignen Betrieb unwillig ablehnte, bei jedem Zukunftsplane mit zuckender Wimper den Kopf schüttelte, da durchschaute das Herz, das so gerecht und menschenfreundlich unter dem plumpen Höcker schlug, mit aufrichtigem Antheil den Kampf dieses jugendlichen Lebens, und hätte es nicht bereits ebenso tief in das Grundelement eines andern geschaut, ja — trauen wir es ihm immerhin zu! — der Präceptor der Gesellschaftskunst würde gleich in der ersten Stunde seines Amtes sich in einen großmüthigen Liebesprocurator umgewandelt und an die Stelle seines Bildungsprogrammes für die Glücksfeier des Johannisfestes eine idyllische Hochzeitscene entworfen haben. Aber Schnakenburg, der Menschenkenner, wußte, daß die Letzte der Uh eine zu weitläufige Verwandtin Mamiés, um in einer Hütte Hütten bauen zu lernen; er entließ seinen jungen Meister mit einem warmen, stummen Händedruck.

Die kritische Nothwendigkeit war überwunden, die Bühne für eine würdige Entfaltung rein gesetzt, nur die unbefangene Stimmung, selber des dirigirenden Maestro, wollte nicht wiederkehren, heute nicht und in den folgenden Tagen auch noch nicht. Wer möchte daran zweifeln, daß die Lichtfunken des Genius den Nebel durchzucken und schließlich verschleuchen werden? Indessen die Debütantin, deren innerlichen Kampf wir jetzt und später beiseite nicht nach dem Maße ihrer äußerlichen Haltung messen wollen, hatte Mühe, sich in einer leidlich ruhigen Gegenwart für ihre Rolle vorzubereiten und ihren Erzieher nur leise Schritt für Schritt vom Lector und Conversator zum Lehrer und praktischen Erprober übergehen zu sehen. Nach jedem bewährenden Versuche erhellte sich die Scene, wurde der correcte Sinn deutlicher erkannt und geschätzt, stiegen die stilvollen Contouren über die stillen Seufzer mamiés. Als aber, nach Ablauf einer Woche etwa, während des ersten Theaterbesuches in der Residenz alle bewaffneten wie unbewaffneten Blicke sich auf die schöne Fremde in der Loge der Schnakenburg richteten, als diese Fremde im einfachen weißen Gewande, sonder Schmuck außer dem reichen Knoten des bläulich schwarzen Haares, die tabellose Wellenlinie des Nackens wie der Arme zum ersten Male frei entblößt, als sie mit der vornehmsten Gleichgiltigkeit ihren Triumph kaum zu bemerken schien, in sinnender Aufmerksamkeit den trivialen Glanz von den anspruchslosen Schönheiten der Aufführung zu sondern wußte, —

daß seine instructive Unterhaltung vorbauend diese Auffassung geweckt, zählte für den großmüthigen Bewunderer höchstens als Sieg im Siege mit — als ein zahlreicher Bekanntenkreis aufrichtig und unaufrichtig, spottend, neidend, in eine verhüllte Vergangenheit tastend, in die Zukunft vorausneidend, den Entdecker und Eigner dieses köstlichen Kleinods beglückwünschte, da war der Taumel verhaltener Laune nicht länger zu bändigen; das buntflackernde Feuerwerk sprühte in die Höhe, die Comödie florirte auf der Schnakenburg; das Kind der Natur fiel nicht ein einziges Mal aus seiner adligen Anstandsrolle, Lord Chesterfield strich vor dem siegestrunkenen Helden Schnakenburg die Segel und die Preisrichterin wider Willen konnte nicht umhin, mit ehrlichem Herzen Bravo zu rufen.

Alle die unheimlichen Sorgenvögel aber, welche der rückstrahlende Glanz jenes ersten Welterfolgs aus der Sommerresidenz der Schnakenburg verschleucht, um einem Schwarme schillernder Schmetterlinge den Platz zu räumen, sie alle schienen nach dem Winterpalaste dieser edlen Familie geflüchtet, allwo sie in einem anderlei unholde Gäste wenig gewohnten Herzen ihre Nester zu bauen begannen.

Unsere dienstwillige Marie hatte einen gar öden und zwecklosen Posten bezogen, das alte Castellanenpaar im Parterre, Invaliden des Schnakenburgschen Dienstes, sie mit freundlichen, aber verwunderten Blicken empfangen. Der Mann war blind, die Frau war taub, einer wie die andere aber fischgesund und weder der Wartung noch der Unterstützung bedürftig. Die Zimmerreihe im ersten Stock stand gewischt, gewischt, verhangen und umhüllt; soviel die pflichterfüllte Gehilfin sich bemühen mochte, nicht ein Staubkorn oder Spinnweb blieb zu entfernen.

Sie stieg in das Erdgeschos zurück und bat um Arbeit. Arbeit? Curios! Die braven Alten hatten selber nichts zu thun.

„Was soll ich hier?“ fragte sich Marie oben in ihrer kleinen, einsamen Mansarde und das erste Ahnen ihrer Verbannung dämmerte in ihr auf. Aber die Ursache dieser Verbannung? Goldmiedchen, so zufrieden auf ihrem bescheidenen Grunde, hatte sich niemals in die Lage eines Emporklimmenden versetzt, der, einmal auf breiter, sicherer Höhe angelangt, wohl sonder Schwindel zurückschauen, dem Nachstrebenden ein rettendes Seil, eine hilfreiche Hand entgegenreichen mag, während des Steigens aber jeden Blick in die Tiefe vermeiden und den Hintermann, der sich an ihn klammern, ihn wohl gar zurückziehen möchte, unerbittlich hinab-

stoßen muß. Die wahre Ursache ihrer Entfernung kam nicht in ihren Sinn; nur daß sie den Herrn des Hauses für ein Kind betrachtet, wie ein Kind behandelt, beleidigt, verhöhnt, daran dachte sie, und mit Pein. Aber das war vor ihrem Dienstantritt und der sich unerwartet als ihr Gebieter herausgestellt, hatte sie in der Stunde ihrer Abreise auf das unbefangenste begrüßt. Sie war ihm in seiner Morgentoilette, Kaftan und Fez, begegnet, die so und sovielfte Maske während eines einzigen halben Tags: sollte es mit dem guten Herrchen unter dem Brusthügel — ei beileibe! — aber oben unter dem Lockenscheitel nicht ganz richtig sein? fragte sie sich.

Die Plaudereien des Invalidenpaares waren danach angethan, diesem bänglichen Zweifel Vorschub zu leisten. Die alten Diener pulsrten im Tacte ihrer Herren; alles war anders an ihnen, wie bei den Schnakenburgern überhaupt alles anders war als an anderen Leuten; selber das Resedaftengelchen nicht ausgenommen, das doch wahrlich auch nicht einer Edeldame gleich, der seligen Generalin, Rinchen Finnus Sönnnerin zum Exempel, einer so armseligen noch obendrein, dahingegen die Frau Chanoinesse ein reicher Millionär!

So räsonnirte Mietchen Millig, während sie von Feierabend zu Feierabend mit einem Besuche des Bruders die Lösung des Räthsels erwartete. Die Zeit wurde ihr sterbenslang, sie mußte sich zu einer Handarbeit für den eignen Bedarf bequemen. Bis heute hatte sie nur das Nothwendige, zur Ordnung Gehörig gern für sich selbst geschafft; sie war ja nicht in der Lage junger Mädchen, die mit Lust eine Aussteuer vorbereiten, werde niemals in solcher Lage sein, seufzte sie. Sollte sie sich wohl fühlen, mußte ihre Handregung einem Andern dienen; von Anfang den Pflegeeltern, später der Meisterin, dem Bruder, diesem und jenem Befreundeten um Gottes willen; jetzt zum ersten Male, wie sie gehofft, einer fremden gütigen Frau um Lohn und Brot. Ja, dies Verschleudern war ihr der schwerste Dienst. Sie hätte sich in der Residenz umsehen können: aber auch wenn die alten Leute ihr nicht die haarsträubendsten Gefahren für ein einsames Mädchen in den Straßen großer Städte vorgeredet, würde sie das Haus nicht verlassen haben, aus Furcht, einen Sendboten aus der Burg zu versäumen, den verheißenen Besuch ihrer Dame, den ersetzten Bruder Gottholds. Tag um Tag schlich hin, kein Sendbote, keine Dame, kein Gotthold stellte sich ein; auch am Sonntag nicht; das Herz wurde ihr schwer zum Zerspringen.

Der Blick ihres Dachstübchens fiel auf einen Hof,

von Ställen und Wirthschaftsgebäuden umgeben. Der Hof war sauber und weit, sauberer und weiter als der Marktplatz des Heimatstädtchens, aber seelenstill; nicht ein Menschengesicht, nicht ein Menschentritt rings umher; ihr schwindelte, wenn sie in seine Tiefe hinunterschaute. Sie rannte durch die herrschaftliche Zimmerreihe, das stauende Blut in Bewegung zu bringen; Prunkgemächer eines wie das andere, mit Bildwerk geziert, funkelnd in Gold und Farbenspiel; der große Rathhausaal zu Haus, in welchem die Honoratiore ihre Schmäuse und Bälle feiern, ein armseliger Stämper gegen diese Herrlichkeit; selber „ihre Kirche“ hatte nicht so hohe Fenster wie hier der große Mittelsaal. Aber was helfen einem Menschen Prunkgemächer, in welchen keine Menschen sind? Eine Gänsehaut überließ sie vor dem hundertfältigen Widerstrahl ihres eignen, einzigen Spiegelbildes. Hätte sie mindestens ihren Taubenbauer nicht auf der Burg zurückgelassen! Eine Kage, eine Maus sogar wäre ihr willkommen gewesen!

Regina von Uh, bevor ihr Stern sie in die Wassergrotte der Schnakenburg geleitet, würde ihre derzeitigen Ansprüche in dieser stillen Mansarde erfüllt gesehen haben, aber Marie Millig war keine selbstgenügende Natur wie jene; ein Mensch mit halben Sinnen, ein kranker Mensch, ja ein böser Mensch war ihr lieber denn keiner. Den Lahmen hätte sie führen dürfen, den Kranken pflegen, den Bösen vielleicht besser machen. Aber was schafft Einer mit sich ganz allein? Sie hielt es oben nicht aus, saß von früh bis in die Nacht unten bei der Tauben und dem Blinden, stichelte und guckte zur Erholung auf die Straße hinaus, die eine lange, breite, vornehme Straße war, aber bei Sommerzeiten Gras zwischen den Pflastersteinen treiben und selten eine glänzende Equipage vor einem ihrer Prachtpaläste halten sah. Nirgend ein Laden, eine Werkstatt, ein Schenkhaus, ein Ruhewinkel, kein Karren, kein Mädchen am Born, kein Kreisel oder Ball spielendes Kind, nichts von daheim, nichts von ihres Gleichen; sie fröstelte, der Maiensonne zum Hohn, wenn sie die gradlinige, unübersehbliche, blendende, menschenöde Flucht hinunterschaute; sie zog den Kopf zurück und horchte auf die alten Schnakenburgschen Geschichten, um nur wieder etwas Lebendiges um sich her zu spüren.

Wie oft hatte sie in den wenigen Tagen das grausame Schicksal jenes neunten Johannismorgens wiederholen hören! Sie wußte jeden Trank zu nennen, welchen die damals noch offenohrige Dienerin ihrer hirnkranken Gebieterin ingerührt, jedes Pflaster, das

ber zu jener Zeit noch hellläufige Diener seinem gequetschten Junker aufgelegt. Und nun all das Ungeheimte, das, dieser Schauer Scene entspringend, den alten Leuten die allernatürlichste Folge schien. Für diese Diener war ihr Herr ein Held, Schnakenburg der Erste und Letzte in ihrer Welt. Der „Letzte,“ ach! ihre tägliche Klage.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Die Toilette der römischen Damen.) Durch die Geschichte Julius Cäsars des bekannten und berühmten Verfassers ist das Interesse an der alten Römerzeit wieder lebhaft angeregt worden; daher macht jetzt in Frankreich ein sehr hübsch geschriebenes Werkchen, „die Toilette einer römischen Dame zur Zeit des Kaisers Augustus“ von Dr. Constantin James vielfaches Aufsehen. Dr. James verdankt viele Aufklärungen über diesen interessanten Gegenstand dem Dichter Ovid, der sich als eleganter Schöngeist lebhaft damit beschäftigt zu haben scheint.

Ovid theilt uns die Toilettengebräuche der schönen Römerinnen bis in die geringsten Details mit und zählt sogar einzelne Rezepte von Cosmetiques zur Verschönerung des Teints auf, welche diese Damen trotz alles Dawidernehmens von Propertius dem reinen Quellwasser vorzogen, das derselbe ihnen einzig anempfahl. Unter diesen Schönheitsmitteln ist zuerst von dem „helenium“ die Rede, welches hauptsächlich aus Efelsmilch bestand; dann von dem „lomentum“, aus Bohnenmehl und jüdischen Myrrhen zusammengesetzt, und dem „aleyonneum“, einem schleimigen Teig, der aus den Nestern gewisser Vögel gewonnen wurde und sehr kostspielig war.

Der Gebrauch der Bäder und Parfümerien war bei den alten Römern so bekannt, daß wir derselben hier erst nicht besonders Erwähnung thun wollen. Die Haare wurden parfümirt mit wohlriechenden Salben und Oelen, und alle Kleidungsstücke wurden mit sehr starken und dauerhaften Wohlgerüchen durchzogen. Juvenal spricht sich hierüber in seinen Satiren oft sehr beißend aus, allein er änderte und besserte damit natürlich nichts.

Die Römerinnen trugen falsches Haar; sie hatten auch falsche Zähne und ihr Gesicht war mit Schminke bedeckt. Wüschten sie ihrem Antlitz eine matte, gleichmäßige Blässe zu verleihen, so wendeten sie hierzu eine aus Bleiweiß bereite Schminke an; wüschten sie im Gegentheil die von den jungen Patriziern so geschätzte Frische der Farbe, so brachten sie dieselbe durch das Roth aus Tyrus und den syrakusischen Zinnober hervor. Noch andere Schönheitsmittel dienten dazu, die Runzeln und andere Hautfehler zu beseitigen — kurz, der Toiletten-

tisch einer Dame aus jener Zeit gab dem einer heutigen Modedame nichts nach. Man sieht daraus, daß nicht alle römischen Matronen so sittenstreng waren wie die Mutter der Grachen, sondern daß sie es sich recht sehr angelegen sein ließen, jede Verwüstung der Zeit und des Alters zu entfernen.

Die römischen Damen kannten auch das Geheimniß, wie man mit Antimonium die Augenlider, die Wimpern und Augenbrauen färben könne, ja, sie trugen sogar falsche Augenbrauen. Petronius spricht von einer jungen Frau, die falsche Augenbrauen und eine gelockte Perrücke besaß.

Der Gebrauch der Schönplasterchen auf dem Gesicht und der Brust war gleichfalls schon zu jener Zeit Sitte. Martial sagt: „Zahlreiche schwarze Plasterchen bestirnten ihre schöne Stirn.“

Was demnach die Koterterie im allgemeinen anbelangt, so mußte man ganz unbekannt mit den Sitten der damaligen Zeit sein, wenn man glaubte, daß unsere Damen von heutzutage auch nur einen einzigen Fehler mehr besäßen als die antiken Schönheiten; sie haben uns nur den Weg dazu gezeigt, und wenn man ganz aufrichtig sprechen will, so sind wir ihnen nur von weitem nachgefolgt und haben es durchaus nicht zu ihrer Vollkommenheit gebracht.

Wir haben schon bemerkt, daß die falschen Haare und falschen Zähne in Rom ebenso gebräuchlich waren wie in Paris; die jungen und eleganten Modedamen färbten ihr Haar oder auch, wenn dasselbe zu tiefschwarz war, ihre Perrücken blau, gelb oder auch mit dieser feurigen hochblonden Nuance, welche später bei den italienischen Malern, besonders seit Titian, so sehr beliebt war und jetzt wieder mehr als je in Gunst steht. Die Römerinnen bestreuten ihr Haar auch häufig mit Puder und Ovid empfiehlt hierzu den Goldpuder als den, welcher den Haaren den meisten Glanz und die schönste Färbung verleiht.

Vlos zu ihrer Frisur allein bedurften die Patrizierinnen mehrerer Sclavinnen; eine zum Kämmen und Locken des Haares, eine andere, um es nach der neuesten Mode zu frisiren, eine dritte, um es zu salben und zu parfümiren u. u. Es gab so viele verschiedenartige Haarfrisuren, daß Ovid nach seinem eigenen Ausspruche lieber die Eicheln an einer großen Eiche oder die Bienen des Hybla zählen wollte, als alle diese Haarfrisuren herrechnen. Er giebt nur die hauptsächlichsten davon an: die Haare über der Stirn gescheitelt und einen leichten Haarknoten vorn auf der Mitte des Scheitels; die gerade zurückgelämmten Haare, was man heutzutage die Frisur à la chinoise nennt, mit schmalen Binden von Seide, Edelsteinen, Gold, bunten Vogelfedern oder Blumen; die Haare nach dem Muster der berühmten Dianastatue geflochten und aufgesteckt oder die Haare über und über gewellt und hinten leicht in die Höhe genommen. Ovid giebt der letzteren Art, das Haar zu tragen, den Vorzug vor allen anderen, und man bemerkt dieselbe auch am häufigsten an den antiken Statuen. Er empfiehlt den Damen auch, ihr Haar in ein Netz von Seide oder Goldfäden zu stecken. Es scheint überhaupt, als ob Ovid ein Tonz-

angeber in der Mode seiner Zeit gewesen sei, was wir früher kaum geahnt hätten. Das Buch des Dr. James unterstützt übrigens jede seiner Mittheilungen mit lateinischen Citaten aus allen möglichen Schriftstellern.

Kommen wir nunmehr zu dem wichtigsten Artikel der Damentoilette — den Kleidern. Man glaubt vielleicht, daß die römischen Damen wenig Abwechslung in ihrer Kleidung hatten, und daß sie stets in den amictus oder die lange stola drapirt waren, wie die Statuen sie darstellen, allein das wäre ein großer Irrthum.

Ebenso irrig wäre die Meinung, daß die römischen Damen die Schultern stets mit dem Peplum oder dem griechischen Pallium bedeckt trugen. Die meisten hatten im Gegentheil die Gewohnheit, zu Hause, im Theater oder Circus die rechte Schulter, den Hals und einen Theil der Brust zu entblößen. Sie legten oft eine Art sehr kurzer Tunika an, plumetia genannt, welche einen Theil der Beine und der Schultern unbedeckt ließ, und man zog in Rom nicht fünf bis sechs Unfer Röcke übereinander.

Die Kleider waren in große Schränke von reichgeschmittenem Ebenholz oder wohlriechendem Holz eingeschlossen, und die Römerinnen besaßen so reiche Auswahl in Farben für Seide und Wolle, daß sie nur auszusuchen brauchten, was ihnen am besten gefiel.

Als Morgenleid rätth Doid meergrüne oder himmelblaue Gewänder an, an Festtagen will er, daß man zweimal in tyrischen Purpur getauchte Kleider anlegen soll. Kleinen Frauen empfiehlt Doid die Stola an, welche ihre Gestalt habe, da sie bis zu den Ferseu herabhängt. Eine ziemlich große Frau solle die Impluviata vorziehen, eine Art viereckig geschnittener Toga, welche sich sehr majestätisch ausnehme. Endlich, meint er, wenn sie schlank und zierlich gewachsen ist, so wähle sie die plumetia, eine Tunika mit einem Muster von Zweigen, welche ihr am besten stehen wird, da sie auch ein schöngeformtes Bein sehen läßt. Hierbei bemerkt Doid als Muster von einem Modejournal: wer kein schöngeformtes Bein habe, solle nur Schuhe von weißem Leder tragen, die diesen Mangel gänzlich verdecken, während er den Bevorzugten den hohen Kothurn anrätth.

Die bekanntesten Kleidungsstücke der Römerinnen zu Augustus Zeiten waren:

1) Die Tunika, welche dem modernen Hemd entspricht. Sie hatte die Form einer entweder hochheraufgehenden oder ausgeschnittenen Blouse.

2) Das Peplum (die Palla der Griechen), welches man über die Tunika zog; es hatte meist Ärmel, zuweilen auch nicht, und war mit einem Gürtel um die Taille zusammengehalten. Die jungen Mädchen und die Vestalinnen trugen das Peplum so.

3) Die Stola, ein langes Kleid, welches bis auf die Füße hinabreichte und durch zwei Gürtel an den Leib schloß, deren einer um die Taille, der andere über den Hüften befestigt war. Die Stola war das Kleidungsstück der angesehenen Damen und Matronen; leichtfertige Frauenzimmer von schlechtem Ruf trugen dieselbe nicht.

Die römischen Damen hatten auch noch das Pallium der

Griechen, welches der Toga entspricht; sie benutzten dasselbe als Mantel, in den sie sich sehr geschickt zu drapiren verstanden.

—r.

(Ein Mißgeschick.) Da seit einigen Jahren die Bräutetten völlig aus der Mode gekommen sind, bemerkte man mit Staunen, daß es von allen Seiten in Paris eine unzählige Schar von Blondinen oder rothhaarigen Schönheiten schneite — bald sah man fast keine einzige Dame mehr, die braunes oder schwarzes Haar hatte — ja, sogar die hatten keines mehr, die es früher besaßen hatten. Alle die schönen Blondinen hatten entzückend schönes gelbblondes Haar in reichster Fülle; bei den Theatern sind alle Schauspielerinnen blond, auf der Straße, auf den Bällen, überall lauter blonde Damen, lauter Musterbilder zu Gretchen oder Clärchen — die Leonorens und Mignons sind ja nicht mehr Mode. Dahinter steckt jedoch ein Geheimniß, dessen Lösung man endlich durch einen Zufall oder vielmehr einen Unfall entdeckt hat.

Eine sehr elegante Dame in Paris, die sehr hübsch und sehr vermögend, daher natürlicher Weise stets von einer ganzen Schar von Anbetern und Courmachern umgeben ist, wurde vorzugsweise wegen ihres ideal schönen blonden Haares gepriesen, welches in reizenden, goldigen Locken wie eine Glorie ihr niedliches Gesicht umrahmte. Die schöne Witwe, welche erst fünf und zwanzig Jahre alt ist, besitzt unter anderem ein allerliebste Landhaus an der Seine, wo sie den Sommer über stets eine zahlreiche Gesellschaft empfängt. An einem der ersten schönen, warmen Frühlingstage gab die Dame ein kleines Fest in ihrem Landhause zur Feier ihres Namenstages, und ihre Gäste befanden sich äußerst wohl bei dem splendenbiden Diner, so daß sie zuletzt etwas übermüthig wurden. Nach dem Essen machte einer der Herren den Vorschlag zu einer kleinen Wasserpartie, was von allen Seiten als ein neues Amusement mit vielem Eifer angenommen wurde. Die Gondeln wurden schleunigst in Stand gesetzt und die Gesellschaft nahm darin Platz. Die junge Wirthin, welche wie alle reichen Damen ihre ganz besonderen Launen besaß, wollte ihre kleine Gondel allein rudern und erlaubte nur einem einzigen der sie umschwärmenden Anbeter, ihr dabei behilflich zu sein. Sie stieg zuerst in den Kahn und der Glückliche, welcher sie zu ihrem Cavalier ausersehen hatte, sprang in seiner Freude über diesen Triumph so hastig ihr nach, daß die Gondel sofort umschlug und das Schauspiel eines schrecklichen Schiffbruches gewährte.

Die reizende Wirthin war vollständig verschwunden in den Wogen und man kann sich das allgemeine Geschrei und die Verzweiflung der Gesellschaft vorstellen.

Augenblicklich stürzte sich einer der Herren ihr nach, denn der, welcher das Unglück verursacht hatte, war schon aus Land gezogen worden, ohne daß man dabei die Dame mit gerettet hätte. Der furchtlose Ritter, welcher den Fluten trotzte, um die Schöne herauszuangeln, kam endlich auch wieder ans Land, brachte jedoch nichts mit als eine ungeheuere, formlose, ganz durchnäßte blonde Lockenperrücke, die vielbewunderte Glorie der holdseligen Madonna!

Während dem suchte die kluge Dame, welche schwimmen konnte wie eine Ente, das Ufer in möglichster Entfernung von ihren Gästen zu erreichen; allein es gelang ihr doch nicht so schnell, als daß ihre Anbeter nicht Zeit gehabt hätten, einen kleinen runden Kopf mit braunem, kurzrasirtem Haar zu bemerken, was eine große, allgemeine Enttäuschung hervorrief. Die Schöne machte gute Miene zum bösen Spiel, bezag sich eiligst in ihr Zimmer und erschien am nächsten Morgen lächelnd, als sei gar nichts vorgefallen, mit reizenderem blonden Lockenhaar als je. Sie hatte noch nie zuvor so hübsch ausgesehen, aber ach! der Zauber war gebrochen, alle Ritter flohen aus dem Venusberge, und sie blieb allein.

Darauf erzählte sie, um sich zu rächen, daß sie durchaus nicht die Einzige sei, welche zu einem solchen Auskunftsmittel gegriffen, sondern daß ein großer Theil der von der Welt gezeigten und bewunderten Schönheiten diese Erfolge der Geschicklichkeit eines Coiffeurs verdanke. Dies ist also die Ursache, weshalb man jetzt so viele Blondinen sieht. Die junge Witwe gedenkt, ihr reizendes Landhaus am Seinenuser zu verkaufen, da sie den Geschmack an Wasserpartien ganz verloren hat.

(Geschichte eines Krokodils.) Vor etwa zwanzig Jahren existirte ein Kaffeehausbesitzer, der zugleich eine Art Hotel garni hatte und dessen Haupterwerbszweig darin bestand, daß eine große Anzahl von Studenten bei ihm logirten, aßen und tranken. Der würdige Mann war bei dem lustigen Völkchen sehr beliebt, denn er war kein böser Manichäer, sondern freidete gutmüthig so lange an, bis die jungen Leute im Stande waren zu bezahlen, und so bezahlten sie, wie es eben ging, freilich größtentheils etwas unregelmäßig. Der Wirth beklagte sich darüber auch weiter nicht und er hatte Recht — der sicherste Beweis dafür ist, daß er sein Glück dabei gemacht hat.

Nun hatte einstmals einer der flotten Studiosen, der bei Papa Guilloche wohnte und speiste, nach und nach soviel verzehrt und bei völligem Ausbleiben seiner „Wechsel“ niemals etwas abbezahlt, so daß er zuletzt eine ziemlich runde Summe, etwas wie 800 Francs schuldete, welcher Gedanke ihm sehr ungemüthlich war, da er gar keine Idee hatte, wie er jemals eine so beträchtliche Schuld abmachen sollte. Und der Wirth seinerseits begann endlich auch Gesichter zu schneiden und eine kleine Vorauszahlung zu verlangen. Der Student zerbrach sich vergebens den Kopf, wie er auf ehrliche Weise bezahlen könne, als der Zufall seinen Wünschen zu Hilfe kam.

Eines Tages hatte ihn die vollständigste Ebbe in seinen Taschen zu einem Tröddler getrieben, wo er einige seiner Kleidungsstücke verkaufen wollte. Da bemerkte er unter einem Haufen alten Gerümpels ein sehr schlecht ausgestopftes Krokodil, welches sich in dem trübseligsten Zustande befand.

„Wie theuer wollen Sie mir dieses alte Scheusal verkaufen?“ fragte er den Tröddler.

„Zehn Francs!“ entgegnete jener.

„Ach, papperlapapp, was fällt Ihnen ein? Dreißig Sou! Ist das Geschäft im Reinen?“

„Nun, so nehmen Sie es dafür,“ antwortete der Mann.

Der Student wartete den Abend ab, nahm dann das erschlungene Gut unter den Arm und gelangte unbemerkt damit nach Hause in sein Zimmer. Hier arbeitete er einige Tage mit vieler Sorgfalt an der Wiederherstellung und Auffrischung des alten Krokodils. Eines Morgens kam sein Wirth, ihn in unangenehmster Weise aus dem süßesten Schummer zu wecken, um einige Worte über die fortwährend wachsende Schuld mit ihm zu reden. Natürlich hatte unser Held nicht einen Heller vorrätzig, den er einstweilen hätte bezahlen können; allein der schlaue Fuchs hatte die Thür des Kabinetts halboffen gelassen, worin sich sein ganz neuhergestelltes Krokodil befand.

Während sich der Wirth mit ihm verständigte, ging er in dem Zimmer auf und ab und warf von Zeit zu Zeit einen vorstohlenen Blick auf das geheimnißvolle Kabinet.

Endlich vermochte er seine Neugierde nicht länger zu bezähmen und fragte den jungen Mann: „Was für ein merkwürdiges Thier haben Sie denn da drin?“

Darauf hatte der pfiffige Student nur gewartet. Er antwortete in trefflich verstelltem traurigen Ton: „O, das ist eine sehr kostbare Reliquie für mich, ich habe sie von meiner Mutter geerbt! Der einzige Bruder meiner Mutter war Schiffskapitän und wurde einst in Indien beim Baden von diesem Krokodil verschlungen, welches seine Leute dann tödteten und mit heimbrachten, so daß ich dieses Thier eigentlich wie das Grab meines geliebten Onkels betrachten muß. Gott sei seiner Seele gnädig!“

Indessen war der Wirth in das Kabinet getreten und stand voll Bewunderung vor dem Ungeheuer. — „Wissen Sie,“ meinte er dann ganz profaisch, „daß dies ein treffliches Aushängeschild für mein Geschäft wäre? Ich habe meine Idee dabei, seien Sie vernünftig; Sie sind mir Geld schuldig, wir könnten uns auf diese Art ausgleichen.“

„Was, ich sollte in eine solche Entweihung willigen? Nimmermehr! Das Krokodil, welches meinen theuren Onkel gefressen, darf nie als Aushängeschild dienen!“

Nun wollte aber der Kaffeehausbesitzer das Krokodil um jeden Preis erlangen, denn welches Aufsehen mußte dessen Geschichte im ganzen Viertel machen! Er ging immer höher in seinen Anerbietungen, und endlich willigte der Student ein, es ihm für Quittung seiner Rechnung und einen Credit von 1200 Francs für die Zukunft zu überlassen.

Nachdem der Handel abgeschlossen, wurde das Krokodil im Speisezimmer an der Decke aufgehängt und es strömten so viele Menschen herbei, das Ungethüm zu sehen, daß der Wirth und einige seiner Nachfolger demselben ihr Vermögen verdankten.

—r.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfiche 6 Thlr.
mit Stahlfichen 8 Thlr.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Die Schnakenburg.

Novelle

von

C. v. François.

(Fortsetzung.)

„Daß er sich endlich vermählen wollte!“ seufzte die taube Frau.

„Vermählen!“ stöhnte der blinde Mann.

„Heiraten der?“ fuhr Marie unter Lachen und Grauen dazwischen.

Die braven Alten faßten ihre Verwunderung nicht; sie hatten in der ererbten Dienstbarkeit eines halben Jahrhunderts das Gefühl ihres Standes eingeübt, dem körperliche Kraft und Wohlgestalt als erste eheliche Bedingung gilt. Unsere Marie sah in dem Krüppel einen Menschen, doppelt einen Menschen, vielleicht weil als Krüppel der Hilfe bedürftig, nimmer aber einen Mann! Und ein Narr, ein wirklicher Narr in den Kauf; gäbe es eine Frau, die sich einen Krüppel und Narren zum Herrn setzte? Die beiden Greise dahingegen verehrten in dem Narren ein Genie, und in dem Krüppel ihren Herrn, einen Grafen, den vornehmsten und reichsten im Lande, würden ihn unvergleichlich als solchen verehrt haben, auch wenn er in seiner gegenwärtigen Mißgestalt und nicht im Lichte seiner Kinderschnheit in ihren Erinnerungen gelebt hätte. Sämmtliche Heiratscandidatinnen des hohen

Niels lauerten auf ihren jungen Herrn; keine war gut genug für ihren jungen Herrn; auch wußten sie von keiner, nach welcher ihr junger Herr bisher ausgeschaut; keusch wie Joseph war ihr junger Herr, das edle Geschlecht der Schnakenburger ging zu Grabe mit ihrem jungen Herrn.

„Nun, wer weiß?“ tröstete die taube Frau, als sie den ständigen Zug dieses Kammers wieder einmal recht tief und dunkel unter den blöden Augen geschrieben las. „Wer weiß, alter Freund? Es soll sich ja Eine gefunden haben, eine Fremde, eine Verwandte —“ Sie stockte und schlug sich erschrocken auf den vorlayten Mund — zu spät: — wie eine Rakete war es vor ihres Gastes Augen in die Höhe gestiegen.

Eine Erörterung mußte indessen unterbleiben, denn im Moment dieses verrätherischen Wortes hörte der blinde Mann und sah die taube Frau, das entsetzte Mißchen aber hörte und sah eine Miethsdrofche auf der Rampe halten und die Frau Chanoinesse aussteigen, welche dieses die Diener und Gespanne ihres eignen Hausstandes schonende Behikel mit Vorliebe zu benutzen pflegte.

Es hatte diese Eröffnung nämlich an dem Spätnachmittage, welcher jener bereits erwähnten erfolgreichen Theatervorstellung voranging, stattgefunden, Fräulein von Dienstungen aber den Platz neben ihrer jungen Verwandtin vor dem Thor aufgegeben und diese allein, das heißt, Graf Scipio als Cavalier an der Seite ihres Wagenschlags, die erste Spazierfahrt im Park zurücklegen lassen.

Graf Scipio liebte es, sich in equestriſchen Künſten, wie im edelſten Racegezücht auf der ſtädtiſchen Promenade hervorzuſtehen, und wenn ein jugendlicher Schwarm Roß und Reiter umringte, der Ruf: „Der ſchnakliſche Graf!“ den Wandelgang der Spazierenden hemmte, nahm er es huldreich für eitel Bewunderung.

Der „ſchnakliſche Graf“ war ſeit länger denn zwanzig Jahren eine ſtändige, aber immer neue Lieblingsfigur des reſidenziſchen Publikums, nach unten hin freilich mehr als in gleicher Reihe geſchägt um ſeiner Liberalität und guten Laune willen, vor allem jedoch, wenn er, in einer gecken oder fecken Wandlung von ſeinen Irrfahrten zurückkehrend, ein Schauſtück gratis zum Beſten gab. Von Oſten kommend, hatte man ihn würdevoll, als Emir, auf einem Dromedar den heimischen Wüſtenſand, von Norden, pfeilgeſchwind mit einem Rennthiergeſpann die Schneebahn durchſtreichen ſehn; er war im Vallon in die Wolken geſtiegen; Regatten und Corſofahrten, eröffnete der ſchnakliſche Graf den Zug, athmeten einen lebenſkräftigen Humor; fehlte er, erſtickten ſie ſchier unter Staub und Wolkengrau. Die Johanniſfeier auf der Schnakenburg war zum reſidenziſchen Volksfeſte geworden; Jung und Alt hielt ſich berechtigt, jederzeit ein noch nicht dagewefenes Stücklein von dem gräflichen Taufensſaſſa zu erwarten. Seine Schwenkungen, aus der Ferne geſehen, ergötzten die Menge, deren wiſfertigen Charakter ſie Vorſchub leiſteten, während für den Einzelnen, in unmittelbarer Nähe, es der Anlagen einer m'amie bedürfen mochte, um es nicht langweilig oder läſtig zu finden, wenn die Originalität darin geſucht wird, alltäglich mit etwas Beſonderem aufzutreten, da ſie in Wahrheit doch darin beſteht, ungeſucht in beſonderer Weiſe das Alltägliche zu thun.

Jahr und Tag nun bereits, daß unſer Graf patriarchaliſch als Burgherr geheimniß und das Correctiv des „Tantenplans“ ſich ſeiner Phantaſie eingeweiſelt, hatte er dem Publikum den liebgewordenen Unterhaltungſtoff durch wenig mehr als ſeine freisinnigen Paſſionsreden dargeboten. Heute zum erſten Male ſchien er den Deckel ſeines Schakläſtchens wieder geſüſt zu haben. Er kaufte den Inhalt einer Zuckerbude, um ſie von den umringenden Bambinos ſtürmen zu laſſen; die ihr Gnadenbrot erorgelnden Invaliden, die, ſobald ſie den großmüthigen Beſchützer von weitem erkannten, in gewohntem Vertrauen ihre Register zogen, wurden mit doppelter Freigebigkeit gelohnt; alle Blicke folgten denen, welche unter der goldenen Lockenmähne zu der weißen, verſchleierten Begleiterin in der offenen Kalesche hinüberſchweiften. Noch niemals hatte man

den ſchnakliſchen Grafen in einer weiblichen Zuſammenſtellung, mit Ausnahme der der beſcheidenen Frau Chanoineſſe, bewundern dürfen, man rechnete auf eine Selbſtſamkeit, eine Zuleika, eine Pomaré, autochthon oder nachgeahmt. Da man aber nur ein unbekanntes Landeſkind von ausnehmender Schöne zu erſpähen vermochte, war man nicht verlegen, auch ſie zu einem die Laune herausfordernden Gegenſtande auszubeuten. Im Nu lief es von Mund zu Munde durch die Reihen: „Der ſchnakliſche Graf und ſeine Braut!“

8.

Dieſer Spazierfahrt, deren zweideutigen Triumph die Nichthumoriſtin von Uh unter dem Schutze von Schleier und Parasol, aber mit krampfhaft geballten Händen und gekniſſenen Lippen zu erdulden hatte, war die liebevolle Tante ausgewichen, da der verſprochene Beſuch im Stadthauſe ihr ſchwer auf dem Herzen lag. Sie hatte allerlei Erquickliches aus Keller und Speiſekammer mitgebracht, bezeugte ſich in gewohnter Weiſe eingänglich theilnehmend gegen die alten Diener, um ſich darauf durch den Augenschein von der genügenden Behaglichkeit des Dachzimmerchens ihrer Zoſe zu überzeugen und deren einzige Klage, den Mangel an Beſchäftigung, entgegenzunehmen.

Sie verſprach von der Burg zu ſchicken, deſgleichen eine Empfehlung an ein ihr bekanntes Weißwaarenmagazin auszuſtellen. Es ſei dort das Neueſte zu ſehen und zu erlernen, meinte ſie, und ein kleiner Nebenerwerb werde ja wohl auch nicht zu verſchmähen ſein. Im übrigen wurde auf die Merkwürdigkeiten der großen Stadt und auf die Geſellſchaft des lieben Bruders zum Schutz und Troſte hingewieſen.

Auf dieſe Weiſe kam dann Wort um Wort die für beide Theile höchlichſt beängſtigende Thatſache zur Sprache, daß der junge Meiſter noch an jenem Morgen ſein Uebereinkommen mit dem Schloßherrn freiwillig gelöſt und den Weg nach der Stadt eingeleitet habe, ohne der Schweſter, deren Ueberſiedlung man ihm mitgetheilt, bis heute ein Lebenszeichen gegeben zu haben.

„Er iſt verunglückt, krank, todt!“ rief das arme Mädchen händeringend.

Die Matrone beſchwichtigte nach Vermögen, gelobte noch am Abend Erkundigungen einzuziehen und entfernte ſich, weil die Stunde nahe war, in welcher ihre Verwandtin zum erſten Male unter ihrer Negide der großen Welt gezeigt werden ſollte und — weil

m'amie, die Unermüdbliche, wo Trost und Hilfe ihre Statt fanden, hilf- und trostlosen Zuständen gern den Rücken lehrte.

Und wenn draußen der Wehrwolf in eigener Person, wenn die Teufelsbraten in Banden umhergeschwärmt wären, unsere kleine Helbin würde sich nicht länger in dem stillen Hause haben halten lassen. Kaum daß ihre Dame sich entfernt, sehen wir sie zum ersten Male die Straßen der fremden großen Stadt durch-eilen. Sie erinnerte sich der Adresse des Meisters, der Gotthold Fromm bis vor kurzem beschäftigt hatte, dahin fragte sie sich. Der Abend dämmerte, der Weg war weit, von heimkehrenden oder Erholung suchenden Arbeitern gefüllt. Schritt für Schritt drohte ein Stoß, eine zweideutige Neckerei, die Gefahr sich kreuzender Wagen. Aber kaum daß sie hörte und sah, was sie verbießen oder schrecken mußte; nur unbewußt spürte sie das Grauen, unter einem Menschenbrange zu leben, in welchem keiner den andern kennt, keiner von dem anderen gekannt sein will.

So erreichte sie athemlos ihr Ziel. Arme, gute Marie! Der alte Meister hatte den jungen seit jener Zeit mit keinem Auge gesehen, kein Wort von ihm vernommen; die Gehilfen der Werkstatt, Gotthold Fromms ehemalige Freunde, wußten nichts Tröstlicheres zu berichten, seine einstigen Wirthsleute, Nachbarn, Begegner wurden vergeblich bedrängt. Alle schüttelten den Kopf. Verschwunden der fleißige, mäßige Kumpen! Jeder hatte eine grausige Deutung, jeder wußte ein haarsträubendes Exempel für seinen Satz, keiner aber blieb unergrißen bei des armen Herzens ehrlicher Qual; man versprach noch am Abend bei der Polizei Erlundigungen einzuziehen und früh am Morgen Bescheid zu bringen.

Halb besinnungslos, die Augen von Thränen geblendet, wand sich Marie durch die indessen tageshell erleuchteten Straßen nach dem öden, stolzen Herrenhause zurück; händeringend saß sie in ihrer todstillen Mansarde, die grausamsten Vorstellungen auf- und niederwälzend. Und nichts, gar nichts thun zu dürfen! Ja, wäre es das Schwerste! Wenn er Schaden genommen an Leib oder Seele, was war denn da schwer? Nur still sitzen und warten. Sie glaubte die Nacht nicht überstehen zu können.

Indessen die Nacht sollte nicht vergehen, nicht einmal hereinbrechen ohne Trost. Die gütige Chanoinesse brachte ihn persönlich in einer der Pausen des Zwischenactes. Sie hatte den jungen Meister im Theater erkannt, wohl und munter ausschauend — das war eine von m'amies beschwichtigenden Lügen — und —

das war keine Lüge — nicht in den hohen Regionen, die Leute seines Standes zu besuchen pflegen, sondern im vornehmen Parquet, fein und stattlich angethan gleich einem Herrn.

Die tödliche Angst war geschenkt, aber das Räthsel nur dunkler geworden und der stechende Schmerz im Herzen zurückgeblieben. Er lebte, lebte als ein Herr und der vertrauten Schwester hatte er vergessen. Sie schloß kein Auge in der Nacht und klopfte bei Tagesgrauen schon wieder an des alten Meisters Thür. Post auf Post drängte sich jetzt an sie heran, übertrieben, wills Gott, wie das Unverständliche aufgetragen zu werden pflegt. Ja, er lebte als ein Herr, ohne Beschäftigung, den alten Kameraden ausweichend, geschniegelt, mit Stutzermanieren zu den Stunden der vornehmen Müßiggänger in den eleganten Stadttheilen oder im Parl auf- und niederpapierend; unter dem Zelte des nobelsten Kaffeehauses, in den glänzendsten Sälen verweilend; er streute das Geld mit vollen Händen wie ein Prinz, verbrachte die Nächte außer dem Hause und lehrte erst am Morgen in dasselbe zurück.

Die Seele also war es, welche Schaden genommen; der Schnakenburgsche Dämon hatte den biedereren, fleißigen, bescheidenen Gesellen gepackt! Trauriger Trost, wenn es ein Trost war für das Schwesterherz! Das Haus, in welchem er sich einquartirt, sollte das letzte der Straße sein, die nach der Schnakenburg führte, in einer Stunde kaum zu erreichen. Heute ging sie nicht, sie fuhr, dennoch dächte ihr die Strecke eine Ewigkeit.

Endlich hielt das Gefährt vor dem bezeichneten Hause, das, durch wüste Baustellen von den letzten der Vorstadt getrennt, mit einem ländlichen Anstrich frei im Felde lag. Sie wurde die Stiege hinan in den Siebel gewiesen; der Miether war erst gegen Morgen zurückgelehrt und hatte noch nichts von sich spüren lassen; er frühstückte und aß nicht im Hause, sprach nur das Nöthigste, verkehrte sonst mit keinem Menschen; man wußte nicht, was er trieb, er hatte das Ansehen eines Junkers und nannte sich Herr Fromm.

Leise, mit zitternder Hand öffnete Marie die Thür eines Kämmerchens, das, aller gemächlichen Einrichtung bar und doch wirr, den unheimlichsten Einblick bot. Der alte, wohlbekannte Seehundskoffer, ein wackliger Stuhl und Tisch, als Gegenstück ein großer Toiletten-spiegel, augenscheinlich der ursprünglichen Einrichtung zugemiethet, auf dem Tische Waschgeräth, Bürsten, Büchsen, Kämme kraus durcheinander; auf dem Stuhle ein sauberer Gesellschaftsanzug sorgfältig ausgebreitet,

am Spiegel hängend ein feiner Hut, daneben an goldener Kette eine Taschenuhr, ein Opernglas, ein Siegelring, das war alles. Aber nein. Dort im Hintergrunde ein Bett, ein armes, elendes, hartes Bett und auf dem Bett ihr liebster Mensch, sich unruhig im Schlafe wälzend, und so blaß, so verstört, selber im Schlummer die Augen tiefdunkel geringelt wie ein — nachtschwärmender Herr, hätte Marie Willig sagen können, wenn sie nachtschwärmende Herren gekannt — wie ein armes krankes Kind, sagte sie und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Sie trat heran — und wäre Gotthold Fromm unser Held, da doch seine Schwester unsere Heldin ist, wir würden den geküßten Anblick mit Schweigen decken, der ihr eine Schamröthe in das Gesicht trieb. Der Schläfer trug ein wunderfeines, kunstvolles Hemd und — Handschuhe. Handschuhe im Bett! Hatte er sie ausziehen vergessen? Nein; ein neues, sauberes Paar lag in dem Hute am Spiegel, die an seiner Hand waren besetzt und zerrissen. Und nicht die Handschuh allein; aber der Bart, nach neuester Mode gestutzt, war mit einer Salbe eingerieben und das dicke braune Haar über der Stirn in weiße Papierschnitzgen eingewickelt. Noch einmal: eine starke Zumuthung an Goldmiedchens Heldenthum, dieses läppische Bild!

Sie mochte ihn nicht wecken, er schien der Ruhe, sie konnte ihn nicht verlassen, er schien der Pflege so bedürftig; einen Sitzplatz außer dem bedeckten Stuhle gab es nicht, so hauchte sie sich denn am Bettrande nieder und schaute mit liebender Sorge auf das seit kurzem so veränderte Gesicht. Er athmete schwer, murmelte im Traume einen Laut, den sie an der Bewegung der Lippen für „Regine!“ nahm, und plötzlich schrie er wie in Todesangst: „Verlassen Sie mich, ich liebe Sie nicht!“

Sie faßte leise seine Hand, ihre heißen Thränen tropften darauf nieder und als ob er die liebevolle Nähe verspüre, stillte sich der Athem unter ihren Blicken, eine wohlthätige Schlummerruhe löste die Spannung der Züge und breitete den Hauch der Gesundheit über die fahlen Wangen.

Wie aber so Hand in Hand, gleichsam an elektrischer Kette, der Frieden eines unantastbaren Gemüthes des Aufgeregten Träume zu sänftigen schien, so entschleierte sich Zug um Zug Ursach und Wirkung dieser verlorenen Ruhe vor dem herzlichen Blicke der Wächterin. Regina! lautete das Räthsel. Um Reginas willen floh er das eine Haus, mied das andere, das

Eigenthum derer, die ihn aus ihrem Herzen verdrängt. Sie verachtete den Armen, sie verschmähte den Niedrigen, den sie geliebt, als sie selber noch arm und niedrig war; sie stieß ihn hinab um der Hohen und Reichen willen, die sie zu ihres Gleichen erheben sollten. Und der Niedere, der Arme, er konnte sie nicht lassen, er wollte reich und herrlich werden wie Jene; der Taumel hatte ihn ergriffen, er stand an der Grenze der Narrethei, an dem Abgrunde des Verderbens, des Verbrechens vielleicht, es schwand ihm alles, was er außer der Einen hoch und werth gehalten, auch die Brudertreue: aber Marie Willig spottete des Thoren nicht, schalt den Sinnlosen, zürnte dem Treulosen nicht, denn sie ahnete, was lieben heißt, und die Liebe, die in die Irre führt, vermag den Irrenden auch wieder heim zu führen.

„Marie!“ rief er, die Augen aufschlagend, kaum verwundert, aber sichtlich erfreut, das gute Gesicht an seiner Seite zu erblicken, „Marie, du?“

„Bist du krank, Gotthold?“ fragte sie freundlich.

„Krank? nein. Es ist lange, daß ich nicht so gut geschlafen,“ antwortete er mit einem tiefen Athemzug. Sie ging nach der Thür, ihm das Frühstück herbeizuholen. Er frühstückte nicht im Hause, meinte er.

„Wo denn sonst, mein Gotthold?“

„Da und dort. Nein“ — er schämte sich der Lüge vor diesen ehrlichen Augen — „nein, ich frühstücke gar nicht, ich habe keinen Hunger, Marie.“

„Aber du sollst, du mußt frühstücken“, rief sie und rannte aus der Kammer.

Als sie mit Speise und Trank, in der Nachbarschaft zusammengestoppelt, zurückkehrte, fand sie ihn angekleidet, ohne die geküßten Anhängsel, blässer ein wenig, geschmückter, aber doch wieder der Gotthold von ehedem. Sie schenkte ihm ein und bediente ihn; die warme Nahrung, die warme Nähe thaten ihm wohl. Bald aber kehrte die Unruhe zurück. „Fast Mittag!“ rief er nach einem Blick auf seine neue, kostbare Uhr.

„Laß uns gehen,“ sagte sie, und sie gingen.

Er nahm den Weg nach dem vornehmen Stadtviertel, in welchem um diese Zeit die zierliche Welt, zu schauen und geschaut zu werden, sich auf und nieder bewegt. Er lugte in die modischsten Läden, fragte nach Gegenständen, deren Werth und Zweck seine einfache Begleiterin nicht verstand; studirte Mode, die Manieren der flanirenden Stutzer, rückte ängstlich Hut und Binde nach ihrem Muster, klemmte das Glas ins Auge, schlug mit der Reitgerte an die Beine und ließ die Sporen klingen, die er als Ornament an seinen

Lackstiefeln befestigt hatte. Zwischen diesen Marotten aber lugte er immer von neuem nach der Richtung des Thores, lauschte mit sichtbar klopfendem Herzen auf jeden rollenden Wagen, die arme Schwester wußte ja wohl, wer darin sitzen sollte.

Als in der Mittagsstunde der großen Welt die Wandelstraße sich leerte, schlug auch er den Weg nach dem Herrenhause ein. Seine Begleiterin wußte, daß er nicht regelmäßig aß, sie schauderte vor dem Mittel, daß ihm Ersatz gewährte für die schlaflosen Nächte und die aufreibende Unruhe des Tages; dennoch wagte sie nur mit einem stummstehenden Blick ihn auf die Gastfreundschaft ihrer alten Hausgenossen einzuladen, und schon dieser Blick trieb eine stolze, zornige Woge über sein Gesicht. Er sagte ihr Lebewohl; seine mit jedem Glockenschlage sich steigende Unruhe hatte ihr längst verrathen, daß irgend eine Heimlichkeit ihn auf besondere Wege dränge, und als er sich jetzt rasch zum Weitergehen wendete, fragte sie schüchtern: „Darf ich nicht wissen, Lieber, wohin du gehst?“

Er zögerte einen Augenblick, dann aber, als ob er dieser treuen Seele ein sicheres Glück nicht bergen dürfe, belehrte er sie mit flüsternder Wichtigkeit, daß die Lotteriezählung heute begonnen habe.

„Spielst du denn, Gotthold?“ forschte Marie.

Er nickte, lächelnd wie Einer, der den Treffer bereits in der Tasche hat, und rannte voran.

Sie blickte ihm traurig nach, bis er in die Seitengasse eingebogen, ging darauf in das Haus, aß mit Zwang, den alten Leuten zu Gefallen, und eilte wieder ins Freie, den Unglücklichen aufzusuchen, den sie vor Siechbett oder Tollhaus retten mußte.

Sie war schon ein paar Mal die stolze Flucht, in der er seine Studien und Forschungen zu betreiben pflegte, auf- und niedergegangen, als sie ihn vor einem Putzmagazin in das Anschauen eines weiblichen Modenkupfers versunken fand.

„So, so!“ rief er, „so sah sie aus gestern Abend, so schön! Ich meine ihr Kleid. Eine gewirkte Wolle, Marie, und in der Wolle — pfui, über die läppische Frage!“ er schlug nach dem unschuldigen Modell, „in der Wolle ein Götterbild, so schön, so schön! Keine so schön im ganzen Haus. Alle, alle starrten sie an. Und die Schultern, die Arme! Marie, ihr Handgelenk hätte sie sonst verbergen mögen vor dir und mir, und für diese Fremden nackt und bloß! Aber für mich auch. Ich habe sie auch gesehen, alles gesehen, hahaha!“

Er lachte wild auf und starrte wie verückt. Die unschuldige Schwester überrieselte es heiß und kalt.

„Alles gesehen!“ murmelte er in sich hinein, „so schön, so schön! Ich sehe sie noch, ewig, ewig! Und ich muß, ich will sie wiedersehen!“

Er stand eine Weile unbeweglich, dann schien er jählings vor seinem langgestreckten Abend Schatten zu erschrecken und stürmte sonder Lebewohl dem Thore zu.

Wohin floh er mit jedem Sonnenuntergang? Woher schlich er bei jedem Morgengrauen? Nach dem Lusthause, von dem Lusthause am Seeufer, auf dessen Schwelle er jenseit den Burgthurm ragen, das Licht im Brautgemache verlöschen, einen weißen Schatten auf dem Söller verschwinden sah. Nur aus der Ferne sie gewahren, sie gewahren wähen, die ihm von der Wiege ab vor Augen gestanden, die ihn von sich gestoßen und gesagt: „Ich liebe Sie nicht!“

„Und sie liebt mich doch! Sie hat mich geliebt, und sie soll, sie wird mich wieder lieben. Der, den sie liebt, und der, den sie hat gehen heißen, das sind Zwei. Weil meine Hände rauh sind, weil ich rede aus dem Herzen heraus, weil mir die Arbeit anklebt, darum verachtet sie mich. Aber meine Hände sollen weich werden wie die ihren; ich werde aus dem Kopfe reden lernen wie die Anderen, ich will ein Herr werden, ja ich will — und dann, und dann! — Du schüttelst den Kopf, Marie? Du hältst es für eine Kunst, Marie? Pah! Nichtsthun und Geld haben, das ist ihre Kunst! Goldlack, Goldlack! — das ist ihre Kunst!“

„Kein Firniß verbirgt das Geäder des Holzes, du solltest das wissen, Meister Gotthold,“ gegenredete die Schwester mit erzwungenem Scherz.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Eine Pariser Spielhölle.) Bekanntlich sind die Pariser Spielhöllen trotz der wachsamen Polizei sehr zahlreich und viel schlimmer als alle die grünen Tische in den deutschen Bädern. Führen wir den Leser jedoch vor allen Dingen zu Leonie; Leonie ist ein großes, schönes Mädchen von fünfundzwanzig Jahren, welche dabei die Barbarei geliebt, bereits drei junge Männer aufzueßen, das heißt die ganzen drei großen Vermögen dieser drei jungen Männer. Wie natürlich, ist sie gleich allen ihren Colleginnen enragirte Spielerin und weiß, wo jeden Abend die feinste Partie arrangirt ist, worunter ein Souper zu verstehen ist, an dessen Schluß ein Spielchen „improvisirt“ wird.

Man erzählt von ihr, daß, als die Polizei einmal in einer einzigen Nacht zwei solche Partien nacheinander Schlag auf Schlag aufhob, Leonie bei der zuerst aufgehobenen Partie betroffen und ernstlich gewarnt, gleich darauf bei der zweiten in einem ganz andern Viertel von Paris gefunden wurde.

Wir klingeln, eine Art Kammerfrau öffnet:

„Ist Madame zu Hause?“ — denn diese Damen werden auch unter den unverheirateten Umständen Madame genannt.

„Madame ist nicht da.“

„Pah, ich sehe es deinen Augen an, daß du lügst.“

„Das heißt, Monsieur, sie ruft.“

Jetzt ließ sich eine Stimme aus dem Zimmer vernehmen: „Marie, mit wem sprichst du denn so lange?“

„Es sind zwei Herren, denen ich sage, daß Sie nicht zu Hause sind; sie werden ein anderes Mal wiederkommen.“

„Laß sie eintreten. — Meine Herren, sehen Sie sich! Ich bleibe in meinem Fauteuil und senke den Kopf, um über meine Aufführung vor Ihnen nicht erröthen zu müssen.“

„Kokette, das geschieht bloß, um uns Ihr schönes Haar zu zeigen.“

„Schmeichler! Sollten Sie zufällig gekommen sein, um Geld von mir zu leihen, so benachrichtige ich Sie, daß man mich diese Nacht vollkommen ausgehärbelt hat. Es waren einige verdächtige Leute bei dieser Petit-Jean, bei der ich niemals gewonnen habe.“

„Ach, man spielt also noch bei der Petit-Jean; ich glaube, ihre letzten Unglücksfälle hätten sie völlig gebessert.“

„Wir haben sie so lange gebeten, bis sie sich bewegen ließ.“

„Na, das nenne ich wahrhaftig sehr gutmüthig, die Leute noch zu bitten, daß sie einen erwürgen.“

„Wahr ist es, daß mich das Haus sehr viel kostet. Bei der Saint-Amour geht es mir besser und es ist auch dort viel eleganter. Ich weiß nicht, wie sie es anfängt, sie wurde noch niemals incommodirt. Man behauptet, sie müsse einer bedeutenden Persönlichkeit ganz besondere Dienste erwiesen haben, von der sie jetzt protegirt wird.“

„Sie wissen wohl, daß alle die Weiber, welche spielen lassen, vorgeben, protegirt zu sein.“

„Ich weiß es. Auch nimmt die Saint-Amour zu große Vorsichtsmaßregeln, als daß man ihr die Sicherheit völlig glauben könnte. Man spielt immer nur von Zeit zu Zeit und nie an einem bestimmten Tage bei ihr. Wachen sind ausgestellt, und wenn die Polizei trotzdem eindringe, so kann Alles wie durch Zauberei verschwinden.“

„Aber Leonie, Sie sagen selbst, Sie verlieren fast stets, warum verbarren Sie da bei dieser tollen Leidenschaft für das Spiel? Wie soll ich Ihnen nicht großen, wenn ich Sie so schön und wohl erhalten sehe, daß Sie ein so wildes Leben führen, welches Sie tödten und aufreiben muß. Sie werden sich eines Morgens nach einer durchspielten Nacht vor Ihrem Spiegel mit Erstaunen alt und runzlich finden.“

„Man kündigt es vierundzwanzig Stunden vorher an,

wenn man einer Dame solche Dinge zu sagen hat, damit sie sich vorbereiten könne.“

„Sie sind unverbesserlich.“

„Absolut unverbesserlich. Der Polizeicommissär hat es mir zu oft gesagt, als daß ich es nicht endlich glauben sollte. Wenn ich nicht spielte, so hätte ich weder meinen alten Baron, noch meinen schönen Molbauer kennen gelernt, die mir in zwei Jahren hunderttausend Thaler gaben; am Spieltisch fand ich sie beide.“

„Aber fügen Sie auch hinzu, daß Sie diese hunderttausend Thaler auch wieder am Spieltisch verloren haben.“

„Lassen Sie mich von einem Project sprechen. Man hat noch niemals bei mir gespielt. Warum runzeln Sie denn die Stirne?“

„Sie wollen bei sich spielen lassen? Das wäre abscheulich!“

„Ein einziges Mal.“

„Das ist schon zu oft.“

„So Viele thun es.“

„Ja, alte Weiber! Sie ruiniren sich total in der öffentlichen Meinung. Man wird nicht mehr sagen: Die schöne Leonie, die so gern spielt, sondern man nennt sie dann die „Mutter Leonie,“ wie alle diese Weiber. Fürchten Sie wenigstens die Polizei.“

„Ich habe zu viel Erfahrung, als daß sie mich erwischen könnte.“

„Das ist schon das rechte Wort, das klingt schon wie aus dem Munde der Mutter Leonie. Sie altern ordentlich vor meinen Augen.“

Vielleicht gelingt es meinen Rathschlägen, Leonien noch für einige Zeit zurückzuhalten, den letzten Schritt zu thun. Der Leser hat jedoch aus dieser Conversation die beiden Beziehungen ersehen, welche Frauenzimmer von Leoniens Schläge zum heimlichen Spiel haben, denn Leonie ist auf dem Uebergange von einer zur andern, vom Opfer zum Bampyr, von der Lorette zur „Mutter.“

Wenn wir die Schöne verlassen, so wird sie sagen, daß mit mir nichts anzufangen ist, den Leser jedoch einladen, sie abends 11 Uhr aus diesem oder jenem Theater abzuholen und sich von ihr einer Dame vorstellen zu lassen, bei der man soupiriren wird. Diese Dame ist z. B. die Mutter Angora, die vom Spiel lebt und die Katzen liebt. Vom Spiel als „Mutter“ leben heißt, sich den unglücklichen Chancen desselben nicht mehr aussetzen, sondern von jeder Partie einen feststehenden Gewinn ziehen, mit welchem nicht nur der Saal und das Souper u. s. w. sondern auch die persönlichen Wagnisse der Spielhalterin reichlich bezahlt sind. Mutter Angora ist so oft ertappt worden, daß sie, wenn es noch einmal geschieht, das Schlimmste zu fürchten hat. Man spielt darum heute in einem Landhaus, das für unbewohnt gilt und mitten in einem Garten liegt, den zwei wilde Hunde unaufhörlich umkreisen. Der Leser ist beim Eintritt mit Leonie erstaunt über die glänzende Gesellschaft: die schönsten Frauen, die respectabelsten Männergestalten, oft mit Ordenssternen bedeckt.

Auffallend ist, daß der Salon keine bemerkbaren Thüren hat; man weiß nicht recht, wie man hereingekommen ist, und wäre ohne die Hilfe eines Eingeweihten, der den Mechanismus versteht, auch gar nicht hereingekommen.

Da geschieht es, daß während des eragirtesten Spieles mitten in der Nacht plötzlich die wohlverschlossenen Fenster aufstiegen und der Commissär, unbeschadet seiner Würde, auf diesem ungewöhnlichen Wege den eleganten Salon betritt. Waren die Hunde trotz all ihrer Wildheit vielleicht verkleidete Mouchards? Das ist das Geheimniß der Polizei.

Kaum ist die Schärpe des Commissärs sichtbar geworden, so haben seine bewaffneten Agenten den Tisch, die Fenster, die unsichtbaren Thüren besetzt. Niemand darf irgend etwas berühren, nicht einmal seinen eigenen Hut; Jedes muß auf seinem Sitze bleiben. Ein Nebenzimmer wird geöffnet, welches sich der Commissär zum Verhör einrichtet. Eines nach dem Andern wird hineinbeschieden, zuweilen mehrere Personen zugleich. Man merkt, daß man unter Franzosen ist, denn trotz des Schreckens und der Niedergeschlagenheit beginnen bald Witze hin- und herzuklingen und lautes Gelächter erschallt.

Das Gelächter verstummt plötzlich. Die Thür des Nebenzimmers wird geöffnet und drei Personen treten heraus, in feinste Gesellschaftstoilette gekleidet, allein jetzt mit Handschellen gefesselt und mit einer leichten Kette aneinandergeschmiedet. Sie müssen in einem Winkel des Salons bleiben, von Bewaffneten umringt. Einer der Herren erklärt der Gesellschaft, was dies zu bedeuten hat. Die Gefesselten sind entlassene Galeerensträflinge, auf verbotener Rückkehr nach Paris betroffen.

Die Verhöre nehmen ihren Fortgang. Die meisten Personen treten mit sehr betroffenen Gesichtern heraus, können sich aber sogleich entfernen. Der Eine oder der Andere muß, wenn auch ungefesselt, an Ort und Stelle bleiben und giebt sich dadurch als entdeckter Orec (falscher Spieler, mit gezeichneten Karten versehen) zu erkennen.

Unter den Damen, die heraustraten, sind einige, die sich sichtlich erschüttert, das Gesicht mit dem Tuche verhüllt, rasch entfernen; andere schreiten mit einem Ausdruck von Keckheit und selbst Frechheit zur Thüre, den wir früher hinter dem zierlich toletten Lächeln nicht bemerkt hatten. Endlich wirst auch du, lieber Leser, der Neuling, zum Commissär gerufen. Du erblickst zuerst die Mutter Angora, an Händen und Füßen gefesselt, auf dem Boden kauern. Der Commissär fragt nach deinem Namen, Stand u. s. w. und schreibt alles unerbittlich auf; an deiner Blässe und Betroffenheit merkt er wohl, daß du unversehens hierher gerathen bist; er giebt dir deshalb die Versicherung, daß dies keine weiteren Folgen für dich haben wird, warnt dich aber für die Zukunft, indem er dir ein Bild des Abschaums entwirft, in welchen du dich diesen Abend getaucht hast. Du kannst gehen und suchst so schnell als möglich diesem Höllenpfehl zu entrinnen, in den du mit so vielem Behagen eingetreten warst.

Solche Nachtszenen kommen in Paris fast täglich vor. Dabei giebt es doch immer etwas Neues und Ueberraschendes,

selbst für die Polizei. Das ist der früher ungeahnte Ort, an dem sie stattfinden.

(Ein Prozeß mit gutem Ausgang.) Kürzlich wurde vor dem Civiltribunal der Seine ein höchst interessanter Prozeß verhandelt; Mann und Frau, vertreten durch zwei junge, redegewandte Juristen, prozessiren wegen rother Haare mit einander und die Sache ging so weit, daß der Gatte, Herr Louis St. Brebis, die Nichtigkeitserklärung des Ehevertrags verlangte. Lassen wir Herrn Marterbau, den Advokaten des Gatten, reden; er erzählt;

„Vor ungefähr einem Jahre lernte mein Client, Herr Louis St. Brebis, ein Fräulein, Marianne Godefeau, seine nunmehrige Gattin, kennen; sie fiel ihm weniger durch ihre körperlichen Reize als durch ihr üppiges, rabenschwarzes Haar auf, das sowohl durch seinen eigenthümlichen Glanz als seine ungewöhnliche Fülle seine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte. In der Familie meines Clienten sind die rothen Haare traditionell. Der Großvater und Urgroßvater wie der Vater St. Brebis hatten sämmtlich rotte Haare; sie trugen dieses Mißgeschick, wie man das Unabwendbare trägt, mit Resignation; aber sie verwünschten ihr Mißgeschick, das sie dem Spott und Hohn vieler, die gegen rotte Haare Antipathie haben, preisgab.

Meine Herren! Jenseits des Canals, in England, sind rotte Haare eine Nationaleigenthümlichkeit; in Frankreich hingegen sind sie, trotzdem die Mode in diesem Augenblick für sie eingenommen ist, im allgemeinen mißliebig. Dieser Umstand bewog den Vater meines Clienten testamentarisch zu verfügen, daß sein Sohn kein rothhaariges Mädchen heiraten dürfe; thäte er es wider alles Erwarten doch, so solle er gehalten sein, ein Drittel seiner väterlichen Erbschaft zu dem Zwecke herauszugeben, daß die Interessen davon alljährlich einem Kinde im Seine-departement zufallen sollten, welches mit rothen Haaren zur Welt käme.

Mein Client trat die väterliche Erbschaft, welche sich auf 200,000 Francs belief, unbedingt an, gelobte feierlich, die Bestimmungen des Testaments in allen Punkten aufs genaueste zu befolgen und stellte hiefür die nöthige Sicherheit.

Wie gesagt, Fräulein Marianne Godefeau hatte bei Eingehung der Ehe mit meinem Clienten rabenschwarzes Haar. Der Notar hat dies urkundlich bescheinigt, die Zeugen haben es constatirt — es fiel keinem Menschen ein, es zu bezweifeln. Herr Louis St. Brebis war der glücklichste und zärtlichste Gatte, so glücklich und zärtlich, wie es ein Mann nur sein kann, der von dem Bewußtsein getragen wird, den heiligen letzten Willen seines Vaters, den Wunsch seiner Ahnen erfüllt zu haben, und sein Glück kannte keine Grenze, als in seiner Seele die Hoffnung dämmerte, daß es ihm bald gegönnt sein werde, ein Kind sein zu nennen, welches das Kainszeichen seiner Familie, rotte Haare, nicht vor aller Welt zur Schau tragen werde.

Ein Umstand beunruhigte indessen Herrn St. Brebis schon in den ersten Tagen seiner glücklichen Ehe nicht wenig. Von Zeit zu Zeit

erschien nämlich ein junger Mann in seinem Hause, angeblich ein Friseur, welchem die junge Frau die Sorge für die Behandlung ihres schönen Haares anvertraute; mit diesem schloß sie sich von Zeit zu Zeit stundenlang in ihr Boudoir ein und kein anderer Mensch durfte das Heiligthum während der Anwesenheit des Haar Künstlers betreten; er erschien wie ein Zauberer mit allerlei Retorten und Ingredienzen belastet — was Wunder, daß mein Client sich allerhand Gedanken darüber machte. St. Brebis ist zu hochherzig, von zu reinem Charakter und Gemüth, als daß er nur den Schatten eines Verdachtes auf seine Gattin geworfen hätte, aber ist es nicht verzeihlich, wenn er von seinem Recht als Gatte Gebrauch machen wollte — nämlich die Geheimnisse seiner Gattin zu erfahren?

Er belauschte also das tête à tête seiner Gattin aus einem Versteck, und, o bittere Enttäuschung! was mußte er sehen? Marianne hatte brandrothes Haar und der junge Mann war ein Haar Künstler, welcher das rothe Haar jede Woche einigemal mit Hilfe seiner Kunst schwarz färbte. Man kann sich leicht denken, daß das, was mein Client so erfahren, mit eigenen Augen ansehen mußte, ihm mitten durchs Herz ging. Seine süße Hoffnung auf einen Sprossen ohne jenen Familienmangel war vereitelt; er selbst war grausam hintergangen und der ihm so heilig anempfohlene väterliche letzte Wille war verletzt; er erschien sich als grausamer Vater und unbankbarer Sohn, sein Kind mußte ihn, den rothhaarigen Vater, anklagen und sein Vater ihm noch im Grabe Vorwürfe machen — kurz, das ganze Gebäude seines Glückes stürzte in Trümmer.

Was jetzt geschah, ist minder wesentlich für den Gang des Processes als bezeichnend für den edlen Charakter meines Klienten. St. Brebis gab das Drittel des väterlichen Erbes freiwillig heraus, und war dadurch indirect gezwungen, ein heiliges Familiengeheimniß aller Welt preiszugeben; sein Herz erkaltete gegen eine Gattin, die ihn getäuscht, ihn um des Lebens süßeste Freuden betrogen; St. Brebis wird die Vaterfreunden kaum empfinden, denn sie sind ihm durch den Trug der Mutter von vornherein vergällt. Darum ist mein Client im vollen Rechte, wenn er die Cassation des Ehevertrags ansucht; die Ehe ist nichtig, denn die Gattin hat sich die Liebe des Gatten erschlichen, sie hat ihn durch List zum Ehebunde verleitet.

Hierauf erwidert der Vertreter der Gattin St. Brebis: „Es ist nicht wahr, daß meine Clientin rothes Haar besitzt. Das Haar der Frau ist dunkelbraun, von einer hellblonden Nuance angehaucht, die mit roth zu bezeichnen eine Verleumdung wäre. Das Haar der Dame, die ich zu vertreten die Ehre habe, spielt in der Geschichte eine große Rolle. In der Gallerie des Louvre, in Versailles, in der Gallerie weiblicher Schönheiten finden wir solche Haare als die Krone der Schönheiten hingemalt. Ist es erhdrt, daß ein Weib um ihrer Schönheit willen von ihrem Manne verstoßen werden soll?

Aber, werden Sie mir einwenden, warum färbt Madame ihr hochblondes Haar? Ich antworte darauf mit der Frage:

warum bestreuten unsere Großmütter, als sie jung und schön waren, die ihrigen mit Puder? Die Mode ist eine Königin, sie herrscht nicht kraft einer Verfassung, sie regiert nach Laune: die Mode erheischt, daß eine Dame ihr schönes Haar färbt — das ist kein Verbrechen, das ist Sache des Geschmacks. In Paris existiren an dreihundert Personen, die vom Haarfärben leben: nehmen Sie an, ein solches Individuum bediene im Durchschnitt fünfzig Kundschaften, und bedenken Sie dann, wohin wir kämen, wenn gegen sämmtliche weibliche Kunden dieser Sorte Ehescheidungsklagen durchgeführt würden. Die Civilisation, an deren Spitze wir stolz einherschreiten, deren Banner wir an allen Weltenden aufgepflanzt, die wir mit unserem kostbarsten Blute ausgesät haben, die Civilisation würde sich unserer schämen und uns in die Barbarei zurückstoßen, wenn es so geschähe, wie mein Gegner wünscht. Mein Gegner weist auf das väterliche Testament hin, kraft dessen der Sohn kein rothhaariges Weib heimzuführen dürfte, ohne sein Vermögen zu schwächen; er beansprucht darum Ersatz des erlittenen Nachtheils! Wer entscheidet, welche Sorte rother Haare der Verstorbene gemeint hat? Entscheiden Sie im Sinne meines Gegners und Sie beleidigen eine Legion von Schönheiten. Hier, meine Herren, habe ich die Ehre, Ihnen eine Probe des Haares meiner Clientin vorzulegen; entscheiden Sie, ob dies rothe Haare sind, ob das Testament von solchen Haaren spricht.“

Darauf entgegnet der Advokat St. Brebis: „Ich bestätige, daß das vorgelegte Muster von Haaren nicht roth sei, weil es von jener teuflischen Mischung imprägnirt ist, die meinen Klienten so unglücklich gemacht hat. Die Natur will überall nur Wahrheit und haßt jede Lüge, darum werden die Kinder dieser Ehe rothhaarig sein, denn es müßte ein Wunder geschehen, wenn ein Vater und eine Mutter mit rothen Haaren ein Kind mit anderer Haarfarbe bekämen. Da die Gattin des Herrn St. Brebis den Ehevertrag erschlichen, bleibt er bei seinem Begehren.“

Es werden nunmehr die Zeugen vorgeladen, unter denen der Friseur Maurice Lupelt eine Hauptrolle spielt. Er rühmt sich, 150 Kunden in der vornehmen Welt zu haben; sein Geschäft geht brillant, er befördert das Wohl von Tausenden; eine Milliarde von Heiratsvermögen wird mit seiner Kunst in wenigen Jahren erworben. Er betheuert bei seiner Künstlerlehre, Madame St. Brebis habe feuerrothes Haar gehabt, aber Dank seiner Kunst sei sie jetzt ein Schwarzkopf, so reizend wie Ninon de l'Enclos.

In diesem Augenblick erhält der Vertreter des Herrn St. Brebis ein Schreiben; er entfaltet es und spricht, nachdem er gelesen: „Meine Herren! Mein Client erklärt mir, daß er von der Klage abstehe. Madame ist laut eingetroffener Nachrichten gestern in Nantes von einem gesunden Knaben entbunden worden und das Kind ist schwarzhaarig; die Freude des Vaters ist übergroß, er will mit seiner Gattin unzertrennlich fortleben.“

—r.

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Schnakenburg.

Novelle

von

C. v. François.

(Fortsetzung.)

„Du kennst sie nicht, die Anderen, Marie. Was schieert sie das Geäder, was schieert sie der Kern! Laß den Wurm drin sitzen, aber das Gestell von außen gleißeln, und du bist ihr Mann. Goldlack, Goldlack, Marie! Die haben Freiheit, Marie, die, die! Wenn ich ein Junker hieße, wenn ich Geld hätte, ich, ich, so wie ich bin, so schlecht und recht, mit allem, was ich nicht weiß und nicht kann, mit weit Geringerem noch im Kopf und im Herzen — nichts; ich wäre dennoch ein Herr. Wer ist so wenig ein Herr, ein Herr wie er im Buche steht, als unser Graf mit seinem Sparren und seinem Buckel, mit dem braven Herzen, das dem Geringsten seine Ehre widerfahren läßt? Ziehe einem Bürgermann, einem armen Teufel, ziehe mir seine Possenjacke an, Marie: Hundsloten trieben sie mit mir, ins Narrenhaus sperreten sie mich. Ihm lassen sie's gelten; ihm schmeicheln sie, vor ihm hücken sie sich, ihn beschmarozen sie; selber die Majestät nennt ihn guter Freund; denn er trägt eine Grafenkrone unter seiner Schellenkappe und die Schellen sind von Gold. Und die Anderen, die sind wie er nicht ist, der unschuldige Kauz, die trinken und spielen und Schulden machen, und ich wills vor deinen

Ohren nicht sagen, was noch sonst, Marie. Nichtsnutze, Tagelöhne, Wichte, Schurken, Hallunken hießen wir, trieben wirs wie sie; ausweichen thäten sie uns wie einem räudigen Thier, in die Correction steckten sie uns: sie stolziren unter den Ersten und Besten, denn sie sind Cavaliere und reich. Für voll gilt jeder, der einen Namen hat und Geld. Sieh die Chanoinesse an, Marie, so simpel wie sie ist, könnte sie nicht jede Stunde eine Näherin sein wie du?“

„Aber ich schwerlich eine Dame wie die Frau Chanoinesse.“

„Regine könnte es, Marie.“

„Regine ist es von Natur, lieber Gottbold.“

„Und ich auch, ich auch! Ich kann auch ein Herr sein, Marie. Nur Geld, Geld! Gentleman heißt es heutzutage, nicht mehr Edelmann wie sonst. Das bedeutet: nicht mehr das Blut, das Gut macht den Herrn. Gentleman, gentleman! Ein voller Beutel in müßiger Hand, und mir läßt, was ihnen läßt, und mir schmeckt, was ihnen schmeckt, und ich bin fein und frei und edel und ich bin ein Herr!“

An derlei halb wilde, halb läppische Auslassungen hatte der arme Liebesnarr sich gewöhnt in den wenigen Tagen, daß er seine Freundin allmorgendlich beim Erwachen das Frühstück bereiten und Ordnung schaffend in seiner Kammer fand. Sie war seine Vertraute geworden: ein Trost für sie und vielleicht eine Rettung für ihn selbst. Im übrigen schwärmte er die Nächte, lungerte die Tage hindurch, studirte den Gecken und gerrieb sich in heimlicher Wuth und Angst, daß einer

von den Glücklichen, in deren Kreis sein Götzenbild erhoben worden, sei es in Ehren, sei es in Schanden, ihm dasselbe entreißen könne, bevor er selber die goldlackirte Hand nach seinem Besitze ausstrecken dürfe.

So zornig ihn an jenem Morgen eine Mißdeutung des eingegangenen Verhältnisses gestimmt: an den Grafen als einen ernstlichen Nebenbuhler dachte er nicht und lachte hellauf, als seine treue Pflegerin ihn auf die Möglichkeit dieser Heirat vorzubereiten suchte.

„Die und der!“ rief er belustigt, „die und der, male es dir doch aus, Marie, die und der Arm in Arm, hahaha! Weißt du noch das Bild im Märchenbuche daheim, Marie? Die Schöne und das — — nein, nein, sei still, ich spreche es nicht aus, der brave Mann, Gott erhalt ihn! Aber die und der, das Märchenbild, hahaha!“

Nach einer Pause indeß fuhr er ernsthafter fort: „Nein, den liebt sie nicht, den nimmer, Marie; was ist denn lieben, Marie? Was, was?“

„Mit Worten weiß ich nicht zu sagen,“ antwortete Marie leise mit gesenktem Blick.

„Aber ich, ich! Ich weiß es zu sagen, Marie. Lieben ist schön sein für einander; lieben ist wohl sein bei einander; lieben ist seine Arme ausstrecken nach einander; das, das ist lieben, Marie.“

Sie schüttelte unbefriedigt den Kopf, er aber rief, heftig im Zimmer auf- und niederschreitend: „Ja, ja, das ist's! Und nun denk es dir aus, Marie: Der soll ihr schön sein, Marie, bei dem soll ihr wohl sein, nach dem soll sie verlangen? Nimmer, nimmermehr!“

„Aber er nach ihr, armer Bruder,“ flüsterte die Schwester. Er stand still und sann einen Augenblick. „Nein, nein,“ sagte er dann halb zu sich selbst, „nein, nein! Zum Lieben gehören Zwei. Einer allein, das ist — Schrulle! — Wüßte ich, daß sie mich wirklich nicht liebt, wüßte ich nicht, daß sie mich dennoch liebt — — ja, ja, Einer allein, das ist Schrulle!“ —

„Aber Schrullen just hat ja der Graf, sagtest du, lieber Gotthold.“

„Schrullen, ja Schrullen freilich; aber Schrullen im Kopfe, nicht im Herzen, Marie. Der liebt keine, der weiß nicht, was lieben heißt.“

„Frevle nicht, Gotthold, lästere nicht,“ mahnte die Schwester.

„Freveln, lästern! just das Gegentheil. Ist lieben denn Tugend, Marie? — Gut sein, wohlmeinen, bewundern, ei freilich, jeden Bettler und jedes Kind, Bücher und Bilder und sich selber zu allererst — aber

lieben, was lieben heißt, hier, hier“ — er schlug mit den Fäusten gegen seine Brust — „lieben wie Mann und Weib: nein, der nicht, der nicht, der will zu Vieles, um nach einer Einzigen zu begehren. Der nicht.“

„Mancher heiratet auch wohl ohne das, was du lieben heißt, Gotthold. Und sie, sie, Regine; er stellt sie so hoch wie kein Anderer durch seine Wahl und Mitleid, Dankbarkeit — —“

Ein Hohngelächter unterbrach sie. „Mitleid, Dankbarkeit, Regine? hahaha!“

„Sie hat doch ein Herz, Gotthold!“

„Ein Herz, solch ein Herz? pah!“ Er schnippte mit der Hand durch die Luft. „Verlassen Sie mich, ich liebe Sie nicht!“

„Und doch liebt er sie und kann sie nicht lassen,“ murmelte die Schwester, ihre Hände ringend.

Er hatte ihre Worte gehört und sagte trotzig: „Nein, ich kann sie nicht lassen, und wenn ich es könnte, ich wollte es nicht. Mein Recht, mein Recht! Kein Mann läßt von seinem Liebesrecht, Marie. So lange sie mich liebt, ist sie mein. Und sie hat mich geliebt, sie liebte mich in dem Augenblicke, da sie mir die Hand gedrückt und schwieg, und in dem anderen, da sie mich von sich stieß und sprach: Ich liebe Sie nicht. Sie hat mich geliebt und sie soll mich wieder lieben. Sie wird mich lieben, wenn ich der geworden, der ich werden kann und will. O, nur Geld, nur Geld!“

Geld, Geld! So klammerte sich der arme Monomane in eigensinniger Verblendung an die Hoffnung eines Treffers, der ihn zum Herrn, zu ihrem Herrn machen sollte ohne Mühe. Seine kleinen Ersparnisse waren binnen wenigen Wochen in eiteln Anschaffungen und Spekulationen vergeudet; er darbte an seinem Leibe, nicht weil er keinen Hunger, aber weil er kein Geld mehr hatte den Hunger zu stillen, und gewöhnte sich immermehr, die schwindende Kraft durch zerstörende Reizmittel zu ersetzen. Die goldtreue Freundin sah seine Unrast von Tage zu Tage wachsen und baute in der Stille den Plan, der, wenn Hilfe nicht ihren Muth, aber ihre Macht überstieg, ihn vor dem Aeußersten bewahren sollte, bis der Kampf der Naturen sich in ihm entschieden.

Der Tag, auf den er gehofft, brach an; er hatte kein Auge geschlossen, seitdem er von seiner nächtlichen Streiferei zurückgekehrt, das Bett nicht berührt. Die Schwester fand ihn bereits angekleidet, in wilder Hast die Kammer auf- und niederrennend und mit unverwendetem Auge dem Zeiger der Uhr bis zu dem verhängnißvollen Glockenschlage folgend. Der Morgen

der letzten Ziehung, die höchste Nummer noch in der Urne, nicht für ein Los, für so und soviel im Schweige des Angesichts erarbeitete Lose der Treffer in der Schwebel! Es sollte und mußte ja ein Treffer sein, er wollte ja nicht zweifeln, malte sich nur immer von neuem die Scene aus, wo er mit seinem gekrüchten Herrenstaate, mit der Herrsprache des Kopfes und dem Herrenrechte des vollen Sockels unter den herrschaftlichen Bewerbern der stolzen Schönen auftreten, sie alle zu Boden schmettern und von ihren Lippen vernehmen werde: „Ich liebe dich doch!“

Ohne einen Tropfen noch Bissen genommen zu haben, ohne Lebewohl stürmte er fort. Marie begleitete ihn nicht wie frühere Tage, sie trat an das Fenster und schaute ihm nach. Unsicheren Schrittes, bleich wie ein Gespenst wandt er aus dem Hause und in den Hökerladen gegenüber; kühn und trotzig, eine jache Fieberrothe auf der Stirn, kehrt er nach wenigen Minuten zurück, schiebt den Hut aufs Ohr, zwängt das Glas ins Auge, läßt die Sporen klingen und so als glücklicher Stutzer schreiet er voran.

Marie Millig sank auf ihre Knie. Seit Tagen und Nächten waren ja alle ihre Gedanken und Träume eine einzige stumme Fürbitte für den bedrohten Freund: jetzt aber flehte sie mit deutlichen Worten um sein wahres Gut. Ob dieses Gut das Weib war, das er also geliebt, nur so — sie hoffte und fürchtete es zugleich. Sie scheute seinen Kampf, nicht den ihren, bis er begreifen lernen, daß sein Gut nicht das Weib gewesen, das er also geliebt und also erstrebt. „Was ihm gut ist, lieber Vater, was ihm gut ist,“ flehte sie.

Mit diesen Worten erhob sie sich, prüfte noch einmal und rüstete für die Zukunft, wenn nach Gottes Willen sein Glückstheil nicht der Treffer war. Aber wie bleiern rückten die Stunden, wie endlos dehnte dieser Sommertag sich hin. Es dunkelte bereits; die Ziehung mochte längst geschlossen sein und er war noch nicht zurück.

Endlich, endlich — die Schwester hörte ihr Herz in jedem Aberschlage — endlich ein Schritt auf der Stiege, schwankend, schlotternd, nicht der Schritt eines Glücklichen, eine tastende Hand auf der Klinke, Marie gab von innen den Druck, und mit einem dumpfen Schrei stürzte der Enttäuschte sinnlos über die Schwelle.

Sie hatte seine Erschöpfung in jedem Falle vorausgesehen und eine nahrhafte Mahlzeit bereit gehalten. Zwei tolle Wochen entnerven eine kräftige Jugend nicht bis ins Mark; wenige warme eingeflöste Tropfen

gaben ihm seine Sinne zurück; kaum erholt, setzte er sich, verschlang mit Wehrwolfshunger was sie ihm bot, fühlte sich so rüstig wie in den Tagen der Arbeit, sprang in die Höhe, als hätte ers versäumt, und wollte fort.

„Einen Augenblick, Lieber,“ sagte Marie, indem sie ihn lächelnd bei der Hand zurückführte, „du sollst etwas für mich thun, das mir sauer fallen würde, und das dir, gelerntes Schulmeisterchen, ein Kleines ist. Nur einen Brief schreiben,“ gab sie darauf seinem ungeduldig drängenden Blicke zur Antwort, „einen Brief an die Frau Chanoinesse. In meinem Namen, Gotthold!“ setzte sie hastig hinzu, da sie sein unwilliges Kopfschütteln bemerkte.

Sie hatte während dieser Worte den Tisch abgeräumt; jetzt drängte sie den Unruhigen auf den Stuhl zurück, kramte zwischen den Bürsten und Büchsen der Toilette das Schreibgeräth hervor, das dem armen Weibesknecht zu seinen Uebungen im Herrenstil gedient und vor ihm stehend enthüllte sie das Folgende von ihrem festgestellten Plan:

„Gotthold, ich verlasse den Dienst. Du hast dich freiwillig verbannt, ich bin verwiesen worden. Ich sehe es klar; die gute Dame hatte nur nicht das Herz, es auf der Stelle auszusprechen. Ich erweise ihr eine Wohlthat, wenn ich ihr das Wort aus dem Munde nehme. Das sollst du ihr schreiben, kurz und bündig, die Wahrheit unverhehlt, sollst ihr noch einmal danken für ihr freundliches Gemüth, und daß ich den Vorauslohn, den ich nicht verdient, bei den alten Leuten zurüclasse, und die Uhr zum Andenken bewahren will, so lange ich lebe und, und —“ ein Schluchzen hemmte sie — „und — Gotthold, weiter nichts.“ —

Es drängte ihn fort, er hatte keine Weise zur Verwunderung, zur Prüfung; auch lag die vornehme Ablehnung in seiner angenommenen Rolle, nur daß er, ohne der Schwester ausdrücklichen Willen, den Dank fortgelassen und das Geschenk mit dem Lohn zurückgeschickt haben würde. So schrieb er denn im Fluge das Blatt, bedeutete sie, ihren Namen darunter zu setzen, und schob es in das Freicouvert, daß er für seinen Werbebrief bereit gehalten.

„Nicht nöthig das, Gotthold,“ meinte die Schwester lächelnd, „ich bin es ja, die schreibt, und bis zur Antwort siehe ich im Dienst.“

Aber er that es doch, siegelte mit seinem neuen Ring und steckte den Brief zu sich, um ihn während des Weges in den Kasten zu stecken. „Du willst nach

Hause zurückkehren?" fiel es ihm ein, bereits unter der Thür sie zu fragen, das erste Wort, das er sprach, und ohne einen Klang des Bedauerns.

„Nein“ antwortete Marie, ihre Thränen tapfer hinunterkämpfend, „nein, Gotthold, nicht vor der Hand. Ein anderer Dienst mag sich aufthun mit der Zeit. Einweilen finde ich Beschäftigung für das Magazin, an welches die gute Dame mich empfahlen. Der andere Siebel hier im Hause ist frei, da richte ich mich ein. Du siehst mich doch gern, lieber Gotthold, dann und wann einmal, nicht wahr? Ich koche und wasche für dich mit — du giebst mir Rosigeld, versteht sich. Ein Jeder geht seinem Wesen nach. Wir essen zusammen und leben mit einander wie Bruder und Schwester, die wir ja sind, vor Gott und Menschen sind.“

So unruhig und eilig es ihn trieb, so breit sich Leidenschaft und Narrethei in ihm gemacht, er war zu gründlich ein vernünftiger und herzlicher Gesell gewesen, als daß er den mahnenden Ernst nicht hätte fühlen sollen, der sich hinter dieser bescheidenen Rede verbarg. „Marie, Goldmarie!“ flüsterte er und schloß sie an seine Brust. Seine Augen standen voll Thränen. Sie hätte jauchzen mögen in ihrem Glück; die Gute glaubte sich bereits am Ziel. Sie hing sich an seinen Arm und ließ sich von ihm nach dem Herrenhause zurückführen, in welchem sie die letzte Nacht zu schlafen gedachte.

Anderen Tages empfing sie in den gütigsten Worten, ja mit einem Dankeschluß die erbetene Entlassung. Sie hatte wohlbedacht in ihrem Schreiben wie im Gespräch mit den alten Leuten weder ihres gegenwärtigen Zufluchtsortes noch ihrer Zukunftspläne erwähnt und ließ die Anfragen nach beiden unbeantwortet. Gotthold sollte durch etwaige Botschaften oder Besuche nicht an die Burgbewohner erinnert, er mußte diesen Erinnerungen mit Gewalt entrisen werden. Noch am nämlichen Tage siedelte sie nach dem Vorstadtshause über, froh ihres niederen Standes, der ihr ohne Aergerniß diese Freiheit gestattete. Ihre Bahn um Lohn und Brot war zu Ende und über dem Drang und Wechsel der Scenen auf der Schnakenburg die willige Eintagsdienerin bald so gut wie vergessen.

9.

Da das Doppelhelldenthum unserer Erzählung unbequeme Rückschritte nicht vermeiden läßt, so zeigen

wir nach diesen vorgreifenden Scenen Fräulein von Uh am Morgen nach ihrem ersten Erfolge in der großen Welt, wie sie allein im Schnakenburgischen Familienzimmer sitzt, die französische Grammatik vor sich aufgeschlagen, deren Studium sie sich seit ihrem Noviziat mit der ihr eigenen Zähigkeit hingegeben.

Sie war vor Jahren mit den fremdländischen Klängen vertraut geworden, die ihre Gönnerin an die verfehlten Auspicien ihrer Jugend erinnerten, wie gegen die aufgedrungene plebejische Umgebung ihres Alters isolirten, und da uns ein Anmuthendes nicht so leicht entschwindet, wurden ihr Ohr und Zunge für den Ausdruck der Alltagsvorkommnisse bald wieder geläufig. Freilich war es ein mühseliges Ding, „Auge und Hand mit jenen frühgeübten, sprachlichen Organen in Uebereinstimmung zu bringen,“ wie Graf Scipio lesen und schreiben lernen bezeichnete, und er täglich in der Lage, was wollen heißt, an seiner Schülerin zu bewundern. Auch ihren bon sens konnte er nur preisen, als sie die gleichzeitige Uebung der englischen Sprache mit Bescheidenheit von sich wies, wiewohl er durch diese Weigerung der Gelegenheit verlustig ging, sich im schweren überseeischen Habitus darzustellen und sich auf die zierlich bewegliche Manier eines Abbé von ci-devant beschränken mußte. Unterricht ohne Anschauung sterilisirt. Versinnlichung nach der einen, Vergeistigung nach der anderen Seite; dieser Methode getreu bildete unser Freund andere sowohl als sich selbst.

Wenn die gewissenhafte Schülerin heute nun gegen ihre Gewohnheit zerstreut über ihrem selbstaufgelegten Pensum erscheint, so möge man diese Befangenheit nicht übel auszulegen suchen. Gewiß, niemals hat ein Erzähler eine schöne Frau weniger Schönheitskeitel zu schildern gehabt; aber wo wäre die schöne Frau, welche die Schönheit nicht als eine Staffel zum Glück erkannt und gewürdigt hätte? Und eine Streberin obendrein, die sich zum ersten Male der Wirkung ihrer Persönlichkeit in competenten Kreisen bewußt geworden? Sie hatte gleichgiltig drein geschaut und die Verückung des Jugendfreundes zu ihren Füßen nicht bemerkt, denn ihre Blicke, so oft sie ihnen ein Umherschweifen gestattete, richteten sich weder nach dem zweifelhaften Unten, noch dem bescheidenen Oben, sondern weilten in der sicheren Breite des eignen Ranges, welcher das fürstliche Centrum umkreiste. Hier mußte sie anerkannt werden, wenn sie sich behaupten wollte, hier war sie anerkannt worden und jetzt träumte sie auf Kosten des Vocabulariums, welche nächste Sprosse ihrer Leiter zu erklimmen sei.

In diesem Sinnen unterbrach sie der alte Mattner, der in sichtbarer Verwirrung den Lieutenant von Nomenescio zur Aufwartung bei ihr ankündigte.

„Wird der Frau Chanoinesse gemeldet,“ lautete der Bescheid. Der Diener entfernte sich. Nach wenigen Minuten jedoch öffnete die Thür sich von neuem und die Dame des Hauses erschien so gebückt, daß ihr Begleiter in Phantasiuniform sich schier mit ihrer schlanken Höhe zu messen vermochte. Der Mentor als Lieutenant!

Mamie murmelte eine unverständliche Verstellung und zog sich mit einer gleicherweise unverständlichen Entschuldigung zurück, während ihre zum ersten Male repräsentirende Stellvertreterin, Hohn wie Widerwillen niederschluckend, den Gast mit einer stummen Handbewegung zu einem Platze in geziemender Entfernung von sich selber nöthigte.

Der Pseudoheld führte sich ein mit den steif nachlässigen Manieren und näselnden Abbreviaturen, die als „Gardeton“ einen Namen haben. Er rühmte sich des „Vorzugs“ seiner Logennachbarschaft am gestrigen Abend; der Eindruck von Schaustellern wie Zuschauern wurde als „charme, bijou, delicioso, detestabel“ und wie die Gemeinplätze des Jargon weiterhin lauten, in Betracht gezogen; Anklänge des Sport, Einladungen zu fêtes champêtres, zu einer costümirten Quadrille — selbstverständlich von der werdenden Dame abgelehnt — fehlten nicht, die Scene endigte mit einem unzweideutigen Angriff im Lieutenantstil und einem ebenso unzweideutigen échec, worauf der galante Versucher zum Rückzug blies im doppelten Triumph seiner Niederlage und seines gelungenen Debüts, in dem er sich dem Typus zu Liebe freiwillig gleichsam selber entwürzt.

Wir würden ein Bändchen füllen und eine geschmackvolle Leserin schwerlich interessiren, wollten wir Scene für Scene unserm Impresario in seiner Bildnerrolle folgen, weingleich wir mit derselben die Periode der glücklichsten Laune in seinem glücklich gelaunten Leben zu registriren hätten. Ja uns fehlt der Maßstab für deren Steigerung und Ausdehnung, wenn er seinem Amte nicht a priori ein Ziel an dem Glücksfeste des Johannistages gesetzt, oder wenn er mindestens sein darstellendes Genie ohne einengende Schranken ad libitum hätte entfalten dürfen. Dennoch welch ein ersunderischer Wechsel bei einem für gewöhnliche Köpfe so begrenzten Repertoire! Die eigne Gesellschaftsphäre mit jener ersten Attrape abgefertigt, da es eitle Mühe gewesen sein würde, an Copien zu erproben, wo die Debütantin

seit ihrer Einführung in die Welt sich Tag für Tag an den Originalen auf das würdigste bewährte; ein niederer Kreis dahingegen, in dessen Verührung der höhere gelegentlich seinen Standpunkt zu beweisen hat, nicht minder angeschlossen, indem die Antecedentien des armen Fräuleins eine zarte Berücksichtigung auferlegten. Wir erwähnen beiläufig, daß just für dieses letztere Genre unser gräßlicher Mime die stärkste Versuchung fühlte, und daß er, nachdem er als Musterreiter, Monsieur Calicot, als Pächter Feldkümmel, als Wolfbaron von Abrahams Stamm, in Abwesenheit der Hausgebieter mit der Gesellschafterin in Unterhandlungen getreten und deren geschäftliche Um- und Einsicht angestaunt, schweren Herzens einen Niegel vor die zudrängenden Volksgestalten schob.

Wenn aber der Chronist vor dem Brillantfeuer des Maestro verstummt, so wird der Freund jene zarte, bescheidene Weise desto lauter zu preisen haben, welche den Zögling m'amies in dem unbewußten und leider ungewürdigten Lichte seines wahren Genius offenbarte. Wie naheliegend die Versuchung, als bildender Künstler Ruhm und Dank zu ernten, und wie selbstverleugnend die Bestrebenheit, das Ueberlei der Kunst an der Würde der Natur zu demonstrieren! Welches unermüdlische nicht nur schonende Nachhelfen, sondern instructive Vorbauen einer beschämenden Unwissenheit in allen conventionellen Benennungen, Bräuchen, Moden, Marotten, rions, wie er selber sie nannte, deren Unkenntniß oder fälschliche Anwendung mehr als Sünde und Schande in der Gesellschaft mit dem Stigma der Lächerlichkeit behaftet; ja bis auf die Genüsse der Tafel hinab! O weiser Menschenkenner! Als ob es nicht wahrlich eine Kunst wäre, über Nacht von Kros und Rüben zu Austern und Trüffeln überzuspringen! Die Handgriffe zierlichen Salatmengens, des modischen Zerlegens seltener Früchte und dergleichen, eine Kleinigkeit freilich auch für eine Zosenhand und der Eifer vielleicht Uebertreibung, der den Mentor in diesem culinaren Gebiete sich als einen größeren Schüler des großen Béchamel zu offenbaren stachelte. Die Clewin fand es weder ihres gegenwärtigen noch künftigen Amtes, über der Spiritusflamme und selber am Herdfeuer in Bereitung eines Maccaroni à l'italien, eines steak à l'anglais, einer Sauce oder eines Soufflé à la français es dem weißgeschürzten und gemühten Lehrherrn nachzutun, aber sie überbot den Lehrherrn und documentirte ihre edle Race in dem natürlichen Geschmack an dem Feinsten und Pikantesten aller Zonen, das die gräßliche Tafel zum Vorschein brachte; kein Arom, kein haut goût widerstand ihrem kleinstädtischen Gaumen; sie aß wie

ein Vogel, aber sie aß Hasanen und Becassinen wie alte Bekannte.

Und so würde sie auch ohne des kunstfreundlichen Herrn ästhetische Vorerinnerungen und verdeutlichende Illustrationen einen angeborenen, edlen Sinn bekundet haben, als sie zur Mitwahl bei der Einrichtung einer Reihe von Damenzimmern auf der Burg, ihr Zweck zur Zeit unbekannt, berufen ward. Während die kindliche Matrone ihre im übrigen äußerst schmucklosen Privatgemächer in einen Trödelmarkt kleiner, spielerischer Andenken aus allen Lebensstufen umgewandelt, und ihr „bedürfnisloser“ Pflugesohn das charakteristische Detail für seine verschiedentlichen Stimmungsräume aus aller Welt Enden zusammentrug, verschmähte Fräulein von Uj jeden zwecklosen Tändelschmuck, wählte Vasen, Pendülen und gebotene Ornamente nach einer ernstern, fast strengen Form und die Farben so wenig in die Augen springend, ja monoton, daß der Bewunderer ihrer classischen Harmonie nicht unterlassen konnte, hier und da einen heiteren Farbenklang einzusplechten.

Und dem entsprechend in jeglicher Erscheinungsart. Sie hatte die Gabe, nicht die Kunst, sich gut zu kleiden, wenig, aber das Treffende zu sagen, ruhig nur das Angemessene zu thun. Alles ihrer Individualität sich nicht Einende, so nützlich und anmuthend es sich darstellen mochte, wies sie mit Entschiedenheit von sich und gelangte auf diese Weise zu einer abgeschlossenen Bornehmheit, wie sie in den versatilen Bestrebungen der Gegenwart zur Seltenheit geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Eine Geschichte aus Siebenbürgen.) Viele Meilen von Klausenburg, mitten in einer jener wildromantischen Gebirgslandschaften, an denen die siebenbürgische Alpenwelt so reich ist und die von den fahrenden Naturliebhabern nur zu wenig gekannt und aufgesucht werden, liegt die szellerische Ortschaft Dlahsalu. Dichte Nadelholzwaldungen bedecken die von tiefen Schluchten zerrissenen Bergesflanken ringsum und bilden den hauptsächlichsten Schauplay des Gewerbsfleißes der arbeitsamen Dlahsaler, welche die stämmigen Baumstämme, zu Brettern verarbeitet, im ganzen Lande zu Markte führen.

Aber nicht diese Industrie allein ist es, welche die wadern Dlahsaler in ganz Siebenbürgen bekannt und geachtet macht; in viel höherem Maße verleiht ihnen ihre männiglich bekannte Schlaubeit, die sie sehr gern unter der Maske der Dummheit verdecken, eine Art Berühmtheit und macht sie zu den Helden un-

zähliger Schwänke und Schurrten, welche im Lande von Mund zu Mund gehen und an langen Winterabenden oft den vorzüglichsten Unterhaltungsstoff traulicher Kreise abgeben.

Sucht man die Dlahsaler zu Hause auf, so findet man, daß sie ihren Witz und ihre Schlaubeit nicht bloß zu Schwänken zu bedienen verstehen. Die reinlichen Gassen Dlahsalu's zeugen von der Emsigkeit und Sauberkeit, die netten Häuser von dem Wohlstande seiner Bewohner, was durch den Ausdruck von Zufriedenheit auf den intelligenten Gesichtern der Szeller seine volle Bestätigung findet. Doch alles das ist nicht von jeher so gewesen. Schwere Abgaben und Robotten, sowohl an baarem Gelde als auch an Arbeit, raubten ihnen einen großen Theil des Ertrags ihres Fleißes, und drückende Beschränkungen ihres Breterhandels zu Gunsten der Privilegien anderer Gemeinden hinderten sie, alle ihnen von der Natur gebotenen Wohlstandsquellen auszubeuten. Viele Jahre lang suchten sie auf alle mögliche Weise diesen Uebelständen abzuhelfen, und wie ihrer Schlaubeit endlich der Sieg wurde, das berichtet einer der schönsten Schwänke, die von den Dlahsalern umlaufen und den ich hier erzählen will.

Der letzte Fürst von Siebenbürgen, Apafi Mihaly, war von den Türken gegen den widerspenstigen Kementy Janos eingeseht worden und der Kampf um die Krone des herrlichen Landes wüthete noch unentschieden, als die Szeller unerwartet auf die Seite Apafi's traten und damit den Ausschlag zu seinen Gunsten gaben. Die Schlacht bei Nagy-Szöllös im Jahre 1662 kostete dem Fürsten Kementy Thron und Leben. Unter den Szellern, welche zu Apafi gestanden, waren auch unsere Dlahsaler, welche keinesweges der Meinung waren, daß Fürst und Volk durch eine Art platonischen Verhältnisses, sondern vielmehr durch ihr gegenseitiges Interesse an einander gekettet würden. Sie hatten daher ihrem neuen Fürsten kaum Zeit gelassen, sich in seiner frieherkämpften Hauptstadt häuslich oder vielmehr höfisch einzurichten, als sie schon eine Deputation dahin abordneten, um den Lohn für ihre Treue und Anhänglichkeit in Empfang zu nehmen.

Wenn nun die Leser meinen, daß diese Deputation gewählt oder ernannt wurde, so sind sie sehr im Irrthume, denn die Dlahsaler Deputationen pflegten immer auf eine ganz eigenthümliche Weise geschaffen zu werden. Die Sache verhielt sich nämlich so: Im alten Gemeindehause befanden sich unter andern ehr- und merkwürdigen Dingen auch zwei pelzverbrämte Mäntel, deren ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen war, möglicherweise aber grün gewesen sein mochte. Das waren die Galakieder der jeweiligen Dlahsaler Deputirten. Es versteht sich soweit von selbst, daß nicht jeder Beliebige gewählt werden konnte, sondern daß nur diejenigen zwei Dlahsaler ihre Gemeinde vertreten konnten, welche ihrer Natur nach für besagte Pelzmäntel am besten paßten. Ob die Pelzumkleideten gerade immer die Klügsten waren, weiß ich nicht; soviel aber steht fest, daß die beiden Szeller dieser Deputation, von der wir reden, das denkbar dümmste Gesicht schneiden konnten, und dies ist fürwahr kein geringes Hülfsmittel der List.

In Klausenburg angekommen, war es die erste Sorge unserer guten Deputirten, um eine Audienz beim Fürsten nachzusuchen, welche ihnen auch für einen der nächsten Tage gewährt wurde. Festlich angethan mit ihren ci-devant grünen Mänteln und mit ihrer dümmsten Miene, erschienen sie zur festgesetzten Frist am Hoflager.

Im prachtvoll decorirten Saale saß der Fürst auf seinem Throne, umgeben von den neuernannten Würdenträgern seines Reiches. Die verschoffenen grünen Dlabfalrer laticen ihre liebe Noth, um nur den Weg von der Thür bis zum Throne auf dem spiegelglatten Fußboden, gequält von den spöttischen Blicken der Anwesenden, zurückzulegen.

Aber fortuna juvat audacem — sie brachten es zu Stande.

Sie verneigten sich nun tief und der Wortführer hob an wie folgt:

„Illustrissime princeps! Deine allezeit getreue Gemeinde Dlabfalu entsendet uns, dir ihre Glückwünsche zur endlichen Befiegung deiner Feinde zu überbringen und dir ihren tiefen Schmerz darüber auszudrücken, daß sie durch eine so große Strecke Weges von deiner Person getrennt sei; sie läßt dich daher durch unseren Mund bitten, mittelst eines Decretum feststellen zu wollen, daß Dlabfalu von heute an nicht mehr als zwei Meilen von Klausenburg entfernt sei.“

Die umstehenden Großen waren ursprünglich fest entschlossen, trotz der hochtomischen Gestalt der Dlabfalrer ihre junge Würde durch den feierlichsten Ernst zu wahren, aber als sie, die sehr gut wußten, daß Dlabfalu wohl an zwanzig Meilen von Klausenburg entfernt sei, diese Bitte vernahmen, konnten sie ihrer Nachlust nicht mehr gebieten, besonders als sie sahen, daß auch der Fürst auf seinem Thronessel hin und herrückte und das Lachen verbiß.

Dazu blickten die Dlabfalrer drein, als ob sie nicht zwei zählen könnten

„Die Anhänglichkeit der Dlabfalrer,“ sprach hierauf der Fürst nur mit Mühe, „freut uns sehr, und Wir wollen nicht säumen, das bezügliche Decret zu erlassen, wenn sie der Meinung sind, daß der Weg nach Klausenburg dadurch abgekürzt werde; ja, Wir wollen, wenn sie es wünschen, decretiren, daß zwischen Dlabfalu und Klausenburg überhaupt keine Entfernung mehr bestehe.“

„Wir wollen deine Güte in dieser Beziehung nicht ungebührlich in Anspruch nehmen,“ erwiderte einer der Deputirten, „besonders da wir dir, illustrissime princeps, noch eine Bitte deiner getreuen Dlabfalrer vorzutragen haben.“

„Sprecht immerhin.“

„Wir bitten ehrfurchtsvoll um ein zweites Decretum, worin bestimmt werde, daß in Dlabfalu Jeder, der keine Pferde besitzt, zu Fuß gehen müsse.“

Abermals machte ein schallendes Gelächter die Fensterscheiben erbeben.

„Auch diese Bitte ist euch gewährt,“ entgegnete der Fürst, „und ihr sollt die beiden Decrete meinen getreuen Dlabfalrern als ein Zeichen meines Wohlwollens mitbringen.“

Er winkte gnädig mit der Hand, worauf sich die Dlabfalrer tief verbeugten. Doch als sie das Haupt wieder erhoben, da war der Ausdruck der Dummheit von ihren Gesichtern verschwunden und stolz und höhnisch maßen sie die erstaunten Geschnenzen von oben bis unten; dann entfernten sie sich.

Kurze Zeit darauf war Jahrmart in Klausenburg. Die Dlabfalrer brachten ihre Breter in ungeheureren Wagenladungen zu Markte. Eben waren sie daran, ihr Waaren abzuladen, als die Markt-Commissäre auf sie zutraten und sie gröblich ansuhren:

„Was habt ihr hier zu suchen? Nehmt nur eure Waare sauber wieder zusammen und geht, woher ihr gekommen seid. Ihr habt kein Recht, eure Breter in Klausenburg feilzubieten, da es euch nur auf zwei Meilen in der Runde von Dlabfalu gestattet ist, dieselben zu Markte zu bringen.“

„Ereifert euch nur nicht unnöthig,“ sprachen die Dlabfalrer gelassen, und zogen ihr Decret hervor, wo geschrieben stand, daß Klausenburg nur zwei Meilen von Dlabfalu entfernt sei.

Die Commissäre zogen mit langer Nase ab, und die Dlabfalrer brachten ihre Waare mit vielem Gewinn an den Mann. Das drückendste Hinderniß für ihren Handel war auf diese Weise beseitigt worden. Während dies in Klausenburg auf dem Markte geschah, hielt ein Wagen vor dem Gemeindehause in Dlabfalu. Ein vornehmer Herr sprang heraus und trat in die Amtsstube.

„Ich bin fürstlicher Commissär und auf meiner Rundreise begriffen. Ich fordere Vorspann bis zur nächsten Station.“

„Die werdet ihr theuer bezahlen müssen,“ entgegnete der Ortsvorsteher, „unsere Leute brauchen jetzt ihre Pferde, und es wird schwer halten, welche aufzutreiben.“

„Ihr scheint schlecht gehört zu haben, ich bin fürstlicher Commissär, und ihr seid verpflichtet, mir unter jeder Bedingung Vorspann zu verschaffen.“

„Ich habe durchaus nicht schlecht gehört, Herr Commissär, aber die Verpflichtung, die ihr genannt habt, existirt für uns nicht. Wenn ihr euch mit mir ins Gemeinde-Archiv begeben wollt, so will ich euch dort ein Decretum mit dem fürstlichen Inseigel zeigen, danach in Dlabfalu Jeder, der keine Pferde hat, zu Fuß gehen muß.“

Dagegen war nichts einzuwenden: der fürstliche Commissär mußte die Pferde bis zur nächsten Station theuer bezahlen, Dlabfalu aber war fürderhin von der lästigen Vorspannleistung befreit.

(Eine seltene Dankbarkeit.) Vor einigen Jahren glänzte unter den Schönheiten der Pariser Demimonde eine mit seltenen Reizen ausgestattete junge Dame, allgemein unter dem Namen Fanchette bekannt. Das Merkwürdigste an ihr war jedoch nicht ihre Schönheit, nicht ihre Erfolge und die Menge ihrer Ambeter, auch nicht der Luxus, den sie trieb, sondern daß eben dieser Luxus, diese Vergnügungen und Erfolge noch nicht gänzlich das Herz bei ihr ertödtet hatten, welchen Artikel ihre Colleginnen durchweg kaum dem Namen nach kennen. Sie be-

handelte ihre reichen Verehrer freilich wie ein Gutsherr seine Besitzungen, aus denen er jeden möglichen Vortheil zu ziehen sucht, sie deutete dieselben in aller Weise aus; allein dabei handelte sie jedoch ähnlich wie der heilige Crispin, der die Reichen bestahl, um es den Armen zu geben — sie übte in großmüthigster Weise Wohlthätigkeit und hatte speziell das Schuldgefängniß von Clichy zum Schauplatz ihrer Barmherzigkeit ausersehen.

Jedes Jahr machte sich Fräulein Fanchette das Extravergnügen, unter dem Schleier der Anonymität, welchen sie für undurchdringlich hielt, die Schulden von sieben bis acht unglücklichen, um kleinerer Summen willen in Clichy eingesperrten Schuldnern zu bezahlen und diesen so die Freiheit wiederzugeben.

Eines schönen Tages erlebte indessen auch ihr Glückstern, die Henne legte keine goldenen Eier mehr für sie — kurz, Fanchette kam aus der Mode, besonders da sie braunes Haar hatte und nur noch rothhaarige Schönheiten die ersten Stellen der Demimonde einnehmen sollten. Sie mußte ihre Rolle als wohlthätige Fee aufgeben, und gerieth selbst ins Unglück, wie es ihresgleichen so oft ergeht. Sie war zuletzt soweit gekommen, daß sie ihr Brot mit der Nadel erwerben mußte, und da sie geschickt und arbeitsam war, gelang es ihr, wenn es gut ging, den Tag über vierzig Sous zu verdienen, was natürlich zu ihren Gewohnheiten in einem traurigen Mißverhältnisse stand.

Als sie eines Abends nach beendeter Tagesarbeit wieder in ihre Mansarde zurückkehren wollte, während sie in Gedanken die Freuden der Vergangenheit mit der bitteren Noth der Gegenwart verglich, blieb ein Vorübergehender vor ihr stehen, betrachtete sie und sprach sie an: „Heißen Sie nicht Fanchette D.?“

„Ja, ich heiße in der That so, allein ich kenne Sie gar nicht und da wir uns hier nicht auf einem Maskenballe befinden, wo ich von dem ersten Besten intriguiren lasse, so haben Sie die Güte, Ihres Wegs zu gehen.“

Allein damit kam sie bei dem Fremden nicht an. — „Sie sind Fanchette D.“ wiederholte er, „und Sie sind meine Wohlthäterin gewesen; ich lasse Sie nicht fort, ehe ich mich gegen Sie ausgesprochen habe.“

Der Herr, welcher so sprach, war nicht allein sehr gut gekleidet, sondern sein wohlwollendes, einnehmendes Gesicht flößte noch mehr Vertrauen ein als sein feiner Anzug; auch seine Stimme hatte einen Ton der Aufrichtigkeit, der jeden Gedanken von Mystification ausschloß; allein das Unglück macht schein und mißtrauisch und die frühere Schönheit war sehr unglücklich geworden.

„Sie kennen mich nicht,“ fuhr der Fremde fort, „und Sie haben mir Gutes erwiesen, ohne mich zu kennen. Jetzt bin ich reich, allein was wäre aus mir geworden, wenn Sie mir nicht geholfen hätten. Ich bin einer von denen, für die Sie jedes Jahr die Thore des schrecklichen Clichy öffneten, an denen so viele Unglückliche sich den Kopf eingerannt haben. Sie haben mich gerettet und haben mir Glück gebracht. Auf welche Weise

ich den Namen meiner Wohlthäterin erfahren, die sich so sorgfältig verbarg, um ihre Wohlthat noch durch Discretion zu vermehren, darauf kommt es hier nicht an — genug, daß ich ihn nach langem Forschen erfuhr. Kann ich jetzt meinerseits etwas für Sie thun? Ich suche Sie seit Jahren. Ich bin reich geworden, Alles ist mir geglückt: Spekulationen an der Börse, Geschäfte mit Grundbesitz. Wenn ich in irgend eine Lotterie setze, so gewinne ich. Ich wette, daß das große Los bei der ersten Ziehung der mexikanischen Obligationen mir zufällt, oder uns Beiden, wenn Sie es erlauben. Und wenn ich bedenke, daß ich ohne Sie wegen einiger elenden hundert Francs vielleicht verloren gewesen wäre oder verzweifeln mußte! Sie sehen also, daß ich Ihnen Alles verdanke was ich bin und habe, und daß meine Dankbarkeit nie groß genug sein kann!“

So sprach er mit aller Wärme eines edlen Herzens und aller Beredsamkeit eines glücklichen Menschen. Und sie erzählte diesem ihr vom Himmel auf das Trottoir herabgefallenen Freunde hierauf gleichfalls ihre Geschichte, welche das gerade Gegenstück zu der seinigen bildete. Man war mittlerweile in eine vorüberfahrende Droschke gestiegen, um bequemer plaudern zu können. Die arme Fanchette berichtete, wie sie von der Mode auf eine Art Thron erhoben und dann wieder von der Mode, die noch unbefändiger als Wind und Welle ist, in den Abgrund gestürzt worden war. Dazu hatte wohl auch das Schwinden ihrer Jugend beigetragen. Lange Zeit hatte sie geschwankt, ob sie nicht durch den Dampf eines Kohlenbeckens mit einem Male alle ihre Leiden und den täglichen Kampf gegen Kälte, Hunger, Krankheit, Einsamkeit und Traurigkeit beendigen sollte; sie hatte sich aber dennoch entschlossen, weiter zu kämpfen, und dankte Gott, daß er ihr den Muth dazu gegeben.

„Ich bin fast froh, Sie so unglücklich zu sehen,“ meinte der Millionär, bei dem jedenfalls das Organ der Dankbarkeit sehr stark entwickelt war; „so kann ich mich doch gegen meine Vorsehung wieder abfinden.“

Er sagte nicht blos so, sondern, was mehr werth war, er handelte auch danach, ohne Zeit zu verlieren. Gegenwärtig ist die für ihre Wohlthat so reich belobnte Wohlthäterin in einem der schönsten neuen Häuser auf einem der schönsten neuen Boulevards von Paris eingerichtet, in einem jener Häuser, die so appetitlich aussehen, daß man sie anbeißen könnte! Sie hat ein hübsches, komfortabel möbliertes Zimmer im zweiten Stock, eine weibliche Bedienung, welche Kammerfrau und Köchin vorstellt, und einen Kutscher nebst einem Pferde und einer allerliebsten, eleganten Kalesche, so daß sie sich sehr wohl und glücklich fühlt.

Wie schade, daß man daran denkt, in Clichy die Thore völlig für immer zu öffnen, so daß keine Schuldner mehr hinein gesperrt werden dürfen! So werden jene Damen kein Mittel mehr in der Hand haben, sich eine erfreuliche Zuflucht für ihre alten Tage während der Zeiten ihres Glückes vorzubereiten.

—r.

Allgemeine Moden-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Alten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Schnakenburg.

Novelle

von

E. v. François.

(Fortsetzung.)

Als der amtliche Perfector, im Habit und mit den Manieren eines Stallmeisters, sie zu einem Coursus der Reitkunst und des Wagenlenkens aufforderte, lehnte sie diese Uebungen als für die Bildung einer deutschen Dame zweifelhaft, oder mindestens überflüssig, ab. Da er als armer Poet von heute — das heißt nicht unbehandschult, in schäbigem Rock und Parapluie, wie er zu Väterzeiten auf der Bühne reichliche Thränen hervorgelockt — mit einer Subscriptionsliste und der Bitte um ihre Gönnerschaft vor ihr erschien, wurde er in kurzen, höflichen Worten an den kunstverständigen und einflussreichen Mäcen, Grafen Scipio von Schnakenburg verwiesen; und als er wieder ein anderes Mal unter der Rubrik eines Meisters des residenzlichen Corps de ballet sich zum Unterricht der modernen Tanzkunst bei ihr einführte, erklärte sie, daß sie den Gesellschaftstanz nicht liebe und niemals zu üben gedenke, unterwarf sich indessen, um dem choreographischen Künstler das Leidwesen des Verzichtes auf diese Lieblingspartie zu ersparen, einer bildenden Vorschule im alten Stil. Manie am Flügel leistete das Erdenkliche in obligaten musikalischen Erinnerungen und der behende Ballet-

meister in Strümpfen und Atlascshuben, den bunten Shawl in der Hand, wurde im Anblick der Stellungen und Biegungen, Verneigungen, Verschlingungen, Fortbras und Entrechats, Gesten und Mimen seines Spiegelbildes dergestalt begeistert, daß er die incorrecten und säumigen Nachahmungen seines Bisavis überfah und den Entschluß faßte, sich baldigst in dieser noch nicht vorgesehrten plastischen Fertigkeit einem festlichen Publikum zu produciren.

In vollendeter Meisterschaft dahingegen zeigte sich unsere Heldin während der Probe einer Hofpräsentation, die sie, angethan mit einer Courrobe der Frau Chanoinesse, gegen das Ende ihrer Lehrzeit zu bestehen hatte. Schon beim Eintritt vermochte der dienstthuende Ceremonienmeister, Graf von Schnakenburg, nicht zurückzuhalten in Bewunderung des natürlichen Anstandes, mit welchem sie das Unnatürliche, so nannte er die Schleppe, zu tragen wußte; ihre Verneigung vor Ihro Majestät, Frau m'amie, der langsame Rückschritt ohne Fehltritt gemahnten ihn an die Hoheit der Marquisen des großen französischen Königreichs; wie er denn auch, als im Verlauf die Oberhofmeisterin, Frau m'amie, die Präsentation an Seine Majestät, König Scipio, vollzog, in dem Frage- und Antwortspiel zwischen der hohen und höchsten Person, von jenem grandiosen Stil ergriffen ward, nach welchem ohne jegliche moderne Geisthascherei und bei allem feudalen Selbstbewußtsein, der Basall seine heiligsten Gefühle im Sonnenstrahl der Majestät empertreiben sieht. Einen vollen Tag hindurch, als manteau und Hermelin längst wieder

eingeschlossen worden waren, lebte und webte der freisinnige Pair in den Traditionen einer Epoche, wo die Ehrfurcht vor dem letzten, ja vor einem verirrten Tropfen königlichen Blutes eine Religion adliger Seelen war, und hatte in den Unterhaltungen, die dieser Stimmung entsprossen, die Genugthuung, zu bemerken, daß die Letzte der Uh, die nie eine Kammerverhandlung, geschweige denn einen Gesellschaftsvertrag studirt, die göttliche Ordnung der Unterordnung im staatlichen Leben mit der instinctiven Rechtgläubigkeit eines Haller und de Maistre vertrat. Ja, die Waise des Militärs und Beamten war Legitimistin von Geblüt und Herzensgrund, wie sie denn auch — um mit der höchsten Empfindung abzuschließen — und das lange vor der Zeit ihrer gesellschaftlichen Schule, ohne jeglichen Zug mystischer Exaltation, sich mit peinlichster Gewissenhaftigkeit den orthodoxesten Satzungen der Kirche unterwarf.

„Vollkommen correct!“ meinte Graf Scipio, „der Mann muß ins Freie, das Weib in eine Schranke streben in jedwedem Gebiet.“

„Keine vollendetere Repräsentantin eines großen Hauses,“ so würde demnach ihr Lehrbrief von dem Examinator auszustellen gewesen sein und die erkohrene Preisrichterin Unterschrift und Insiegel nicht haben versagen dürfen. Und „Regina, die Rechte!“ sagte sie denn auch, die gütige m'amie, die seit jener thränenreichen Maiennacht so bleich und leisebebend einhergewandelt in der Ahnung der Jenseitsnähe und im Zweifel an der Erfüllung ihrer irdischen Mission. Wie schätzte sie jetzt höher denn je die Menschen, die nicht mit ihrem traurigen Naturfehler behaftet waren; freilich noch immer, ohne gewisse Exemplare dieser gangbaren Species lieben zu können, das heißt nach des jungen Meisters richtiger Auslegung, ohne sich wohl in ihrem Zusammenhange zu fühlen!

Wo aber hätte sie Eine auffinden sollen, weniger mit diesem traurigen Naturfehler, mit irgend einer Schwäche behaftet, als die Letzte der Uh? Wer würde es besser verstehen lernen als sie, ohne Härte, aber unerbittlich, kraft ihres Herrenrechtes, Untergebene in Zucht und Ordnung zu erhalten? Wer, sonder lauten Widerspruch, durch das bloße Gewicht eines regelmäßigen Sinnes gegen extravagirende Gelüste einen Damm zu ziehen? Wer, frei von Kargheit oder Kleinigkeit, in den Dingen der Welt ein Gleichmaß zu bewahren, den Wohlstand zu schützen, der dem Ansehen eines großen Namens als unerläßliche Unterlage dient, zumal wenn der „Tantenplan“ in Erfüllung gehen und

dieser Name sich von einem einzelnen Träger auf eine sprossende Familie verbreiten sollte? Wer endlich in den widerwärtigen Möglichkeiten des Lebens und der Zeit so unerschütterlich fest zu stehen, Weibesumsicht mit Mannesmuth zu einen?

„Regina die Rechte!“ lautete, Hand über Herz, von Abend zu Abend der Erwägungsschluß; die Erinnerung an jenen ersten herben Bannspruch verwandelte sich unter Seufzen in die Erkenntniß eines zweckmäßigen Mittels; das Erscheinen des Findlings in der Ruchelgrotte wurde allmählich als eine Fügung der Vorsehung zur Correctur aller eignen Mißgriffe und Säumnisse verehrt, sich ihr mit der Demuth unterworfen, die den Grundzug ihres Wesens bildete. „Regina die Rechte,“ entschied m'amie — nicht nur als Echo ihrem Herzenslieblich nach.

Und die Rechte selber? Nun, welcher Abiturient, wenn er Frage auf Frage gelöst, ein Lächeln des Examinanten ihn vor jeder Antwort ermuntert, nach jeder Antwort belohnt, welcher Abiturient wäre über den Ausfall der Prüfung im Zweifel gewesen? Regine wußte, daß sie bestanden. Wenige Tage noch, und die Punktation durfte festgestellt, Bedingung wie Gegenbedingung abgeschlossen werden. Durfte, konnte — mußte keineswegs. Die Laune des Werbers mochte sich geändert haben, sich ändern von Termin zu Termin, ein Neues das Gewohntgewordene verdrängen; und sie ging von hinten arm und niedrig, wie sie gekommen, nur verwöhnt, das Dach- und Werkstubenleben nur noch gründlicher verleidet, nur der wenigen Freunde verlustig, deren Stütze sie einem Nebelbilde aufgeopfert.

Aber gesetzt: die Zusage wurde innegehalten, die Debütantin als Gesellschaftsmitglied engagirt — engagirt, wie widerte sie dieser Begriff, dieses Wort! So steigen unsere Ansprüche mit unserer Sphäre: das Los, das ihr vor wenig Wochen als hohe Ehre, als ungeträumtes Glück vorgeleuchtet, dünkte sie heute eine Erniedrigung. Hatte sie darum dieses elende Marionettenspiel ertragen, sie, der alles Spielen und Scheinen ein Gräuel war; darum jede Wallung persönlichen Stolzes gegenüber den Einfällen eines narrenhaften Prästigiators unterdrückt, den lächerlichen Schein auf sich selber übertragen sehen, sie, die Lächerlichkeit haßte als die schwerste Sünde gegen sich selbst: um für Lohn und Brot, eine Magd höheren Stils, in Dienst genommen zu werden? Ein Tändelzeug, ein Fangeball in der Hand eines Kindes, sie, die sich lebenslang nach einem unerschütterlichen Untergrunde gesehnt!

Und wenn sie sich mit Recht die Macht zutrauen durfte, sich ohne Demüthigung in der Stimmung des

eiteln Gebieters und seines schwächlichen alter ego zu behaupten — es sei hier eingeschaltet, daß wir diese Auffassungen nicht nach unserem eigenen, sondern buchstäblich nach unserer Helbin Gedankenchema niederschreiben — gesetzt also, sie behauptete sich, wer bürgte ihr dafür, daß nicht in Bälde eine Andere die Herrschaft über sie theilen werde, Eine mit gleichem Rechte wie jener beiden, aber einer Sinnesart verwandt ihrer eignen, der Gesellschafterin, die nimmer eine Mitregentschaft geduldet haben würde?

Ihr ganzes Wesen bäumte sich bei der Vorstellung einer jungen Herrin in dem Gebiete, das sie sich unwillkürlich, wie die Felsenburg der Urahe, als ein sicheres Dominion, als eine alte Heimat zu betrachten gewöhnt, einer Trägerin des Namens, dessen Klang ihr Ohr verlockte wie ein Sirenenfang. Sie selber mußte diese Eine sein, oder von der Bühne ihrer Träume fliehen und wäre es zurück in ihre arme, niedere Stiebelkammer. Eine Mittelstellung gab es für sie so wenig mehr wie — man gestatte uns im Sinne dieser Stolzen diesen stolzen Vergleich — so wenig wie für ein königliches Geblüt, das eher Kohl in einer Wüste pflanzen, als von dem unbeschränkten Thron auf den Präsidendenstuhl einer Republik heruntersteigen wird.

Zwar vor dem Preise dieser Krone grauste ihr heute noch wie in der Minute, da sie beide zum ersten Mal geahnet, ja mehr denn damals, weil bewußt. Aber, Mann oder Weib, welche Natur, der ihren gleichgeartet, hätte die Bahn gescheut, wenn das Ziel dem innerlichsten Sinnestriebe vorgeschwebt? Welcher Nerv, welche Muskel sich nicht gespannt zu erobern, zu überwinden? Nur diese Bahn finden, nur sie sich öffnen sehen, deren Fährte — schier im Sande erloschen war.

Denn seit sie ihre Lehrzeit angetreten, keine Miene, kein Blick ihres lauten Bewunderers zeugte von der minniglichen Fiber eines Begehrenden; es schreckte weder noch ermutigte sie die leiseste Wallung jener ähnlich, welche sie in der ersten Stunde ihrer Sinne beraubt zu Boden geworfen. Hatte sie damals phantastirt? War jene Fiber nur in eingebildeter Laune entzündet worden? War sie in Wahrheit in dieser Spottgestalt eines Mannes nicht entzündlich, vom Rausche eines Faschingschwankes verdrängt, durch Berechnung erdrückt, oder nur zur Ruhe gelullt, um gelegentlich als überraschendes Feuerwerk in die Höhe zu sprühen?

Diese Zweifel wälzten sich um so beängstigender, je näher die Entscheidung rückte, in ihrem Sinne auf

und nieder. Ihr war wohl in dem kühlen Element der Anerkennung, sie hätte sich fürs Leben darein tauchen mögen, wenn das Ziel sich in demselben — erschwimmen lassen. Sehr wahrscheinlich sogar, daß in einer wärmeren Temperatur während ihrer Probezeit der vielgerühmte Onyxstein sich aus seiner Fassung gelöst. Um es mit dürren Worten auszusprechen: Regine wollte nicht geliebt sein, wo sie nicht wieder, nicht zuerst geliebt, also jetzt von keinem Menschen mehr, am wenigsten von diesem Mann. Ihr widerstand nicht nur, nein ihr gebrach ihrem Wesen nach die Kunst, durch buhlerischen Schein ein unbefriedbares Verlangen hervorzulocken, und da, wie sie glaubte, auf dieses Verlangen allein sich eine angemessene Lebensstellung gründen ließ, rang sie im Kampfe zweier innerlicher Nothwendigkeiten, dessen Entscheidung schließlich einer Menschen- oder Zufallslaune überlassen blieb.

Ihre äußere Erscheinung, bei aller Gebundenheit der Form, verrieth die Symptome dieses innerlichen Ringens. Das ehemals halbmiße Auge glänzte, sich erweiternd, in seelischem Strahl, auf den bleichen Wangen flog eine durchsichtige Röthe hin und wieder, Gang und Bewegung zeugten von elastischer Spannung: sie war schöner denn je, ja erst jetzt war sie schön, und sollte der, auf dessen Zungenspitze ihr Schicksal schaukelte, sollte Scipio von Schnakenburg die Magie nicht zu deuten wissen, welche die schlummernde Nixe geweckt?

So sehen wir denn wunderlicher Weise unsere beiden dienstbestimmten Heldinnen, ihre eingeborensten Fähigkeiten entwickelnd, in die Abhängigkeit eines zur Vernunft zu führenden Paares und, selber wenn sie das Ziel verfehlen sollten, auf den richtigen Grund gestellt; auch zwei der in Mitleidenschaft gezogenen Acteurs sind, je nach ihrer leid- oder freudseligen Gemüthsart in angemessener Bewegung; und nur der Dritte, der welcher in seiner bescheidenen Tüchtigkeit am wenigsten vorherbestimmt schien, seinen Schwerpunkt zu verlieren, wird noch immer in unstillen Außenkreisen nahezu hoffnungslos umhergetrieben.

10.

Wir finden nach etlichen Wochen unseren jungen Meister in nicht tröstlicherer Verfassung als an dem Tage, da eine liebende Seele ihr Schicksal an das seine band. Ja, ohne die Treue, die sein Dasein leiblich und geistig fristete, wäre ein Tagelieb seines

Standes längst schon den unwiderstehlichen Abhang von Noth zu Schuld hinabgerollt.

Zwar konnte es kaum fehlen, daß die Zeugenschaft dieser Treue, dieses Fleißes, dieser stetigen Geduld auf den Sohn des frommen Schulmeisters, des Weisen seines engen Daheim, eine beschämende Wirkung üben mußte. Scham zeugt Reue, Reue Muth; auch unser Meister beschloß sich aufzuraffen — aber wohin, wozu? Seiner Schönen Ekel vor der Handarbeit, der einzigen ihm vertrauten, hatte ihn angesteckt; wie die Liebe die Hoffahrt, so hatte die Hoffahrt selber die physischen Sinne geächt. Der Griff der groben Instrumente, der Miston von Hobel und Säge erregten ihm eine Gänsehaut, beim bloßen Gedanken an Leim oder Firniß wurde ihm übel und weh, sah er sich aber gar im Geiste in Hemdsärmeln und Schurzleder wie einst, da breitete sich ein schwarzer Flor vor seine Augen und er stürmte hinaus in die glänzenden Straßen, sich von den unheimlichen Gesichtern zu befreien.

In dieser Stimmung saß er eines Morgens, seine alten Zeugnißbücher durchblättern und das Lob überfliegend, das seiner geschickten Hand von früh ab zu Theil geworden. Er nahm die Zeichenhefte vor, in welchen er sich späterhin für seinen Beruf geübt. Wie regelrecht Risse und Entwürfe, wie bildsauber Linien und Schnörkel! Wie lebendig der Beifall in seinem Ohre wieder aufflang, den die leichte Behandlung des Stoffes ihm bei seinen Ornamenten eingetragen! Einen Künstler hatte er sich in der Werkstatt, Aristokraten des Geistes hatte er auf der Burg die Künstler nennen hören und den Grafen mit Künstlern als mit seines Gleichen vertraulich verkehren sehen. „Künstler werden!“ schoß es ihm durch den Kopf. War nicht von mehr als Einem zu lesen, der sich erst spät vom Handwerk zu Kunst- und Herrenleben emporgeschwungen? Vom Koch zum Musiker, vom Schmied zum Maler, ja vom Hirten sogar, dem die dürftigste Handübung gebracht? Sollte er, der in der wesentlichsten Vorarbeit bereits seine Fertigkeit bewährt, sollte er nicht zum Bildhauer berufen, auf halbem Wege dem Kunst- und Herrenleben nahe sein?

Er sprang auf, eine Freudenglut auf der Stirn, kleidete sich mit der gewohnt gewordenen Sorgfalt und eilte, Reitgerte und Augenglas vergessend, seine Hefte unter dem Arm, nach der Wohnung eines namhaften Kunstlehres der Akademie, dessen Beifall er eines Tages auf der Schnakenburg über dem zierlichen Getäfel, just des verhängnißvollen Brautgemaches eingeeerntet.

Der arme Handwerksmeister! Hoffnungsroth, mit einer Siegermine war er ausgezogen und lehrte heim als wie ein todtgeschossener Mann! Der Professor glich einem jener tapferen Aerzte, die mit dem scharfen Messer nicht schonend zu zaudern pflegen. „Sie sind ein geschickter Arbeiter, nicht ein Künstler, werden es nimmermehr werden,“ hatte er ihm unumwunden nach einem Einblick in seine Hefte und einem kurzen Frag- und Antwortspiel gesagt; und als der gedemüthigte Strebling auf jene Vorgänger hingewiesen, in welchen der höhere Beruf sich auch erst durch Zufall in vorgerückten Jahren ausgesprochen, ihm erwidert: „Die hatten den Beruf und wußten es nicht, Sie glauben ihn zu haben und haben ihn nicht. Diese Hefte brauchen nicht so sauberlich gestrichelt und geschniegelt, Sudelblätter könnten es sein und doch die Schöpferkraft des Genius verrathen. Jener Schmied schmierte mit Kohle an eine Wand; aber Bilder, das heißt Wesen. Ihre Linien und Rosetten, Ihre Striche und Schnörkel deuten in keiner Zukunft auf einen Entwurf; nach jahrelanger Qual werden Sie es besten Falls zur Nachahmung bringen und selber in dieser nur ein Stämper und Hungerleider bleiben. Arbeiten Sie als Künstler im Handwerk, statt als Handwerker in der Kunst, und Sie werden mit sich, wie Andere mit Ihnen zufrieden sein.“

Ein niederschlagender Bescheid allerdings, aber nicht zerschmetternd; nur ein wuchernder Schößling, kein Lebenskeim, der abgeschnitten, ein Weg bloß, der versperrt worden war; mancher andere zu dem Ziele des Herrenthums mochte gefunden werden.

An einem der folgenden Tage schlenderte er neben der Schwester, die sich Arbeitslieferungen in ihrem Magazine eingeholt; es war die Stunde der Wachtparade, ein Alltagschauspiel der Residenzbewohner, für unsere Kleinstädterin aber ein unerlebtes und laut bewundertes. Gotthold hatte ihm oft auf seinen Lungengängen gleichgiltig beigewohnt, wie er es denn auch in früherer Zeit, zwischen dem Tode von Vater und Mutter für ein großes Glück erachtete, als einziger Sohn einer Witwe, von der Bildung zum Heldendienste befreit und späterhin nicht wieder eingefordert worden zu sein. Heute durchjuckte ihn der Anblick gleich einem Blitze der Offenbarung. Die rauschende Musik, die im Sonnenschein funkelnden Waffen und Uniformen, die straff statlichen Gestalten und wohlgeschulten Bewegungen, der Zug der Ehrerbietung von unten nach oben, der Selbstschätzung von oben nach unten gleich dem elektrischen Funken in einem isolirten Draht —

hier, wenn irgendwo, war Herrenleben, Herrenleben für Jedweden bereit. Er ließ die Schwester den Heimweg allein zurücklegen und wollte in wirbelnden Gedanken, bis die Scene ihr Ende erreicht. Schon sah er sich im Geiste mit Schärpe und Epauletten, und die, welche ihn verachtend von sich gewiesen, an seiner Seite in eine Region erhoben, welcher der Zutritt zum Königsthron selbst nicht verschlossen war.

Die Truppen zogen ab mit klingendem Spiel, die hohen Führer zerstreuten sich. Gotholds Augen folgten einem nach dem andern mit zagendem Verlangen; der stolze Schritt und Blick, der kurze Gegengruß, die knappe Rede schreckten ihn zurück. Endlich ein Letzter, auch behändert und besternt, aber in dunklerem Zeug, eine Brille vor den Augen, mit lässiger Bewegung und zugänglicherer Miene, obwohl er Namen und Würden trug, hochklingend wie die der anderen. Gothold erinnerte sich, ihn auf der Schnatenburg, unter großer Gastverfammling bemerkt und als einen Führer des Geniecorps, das ja zwischen Waffendienst und bürgerlichem Gewerbe die Brücke bildet, nennen gehört zu haben. Er faßte ein Herz zu dem bebrillten Helden, folgte ihm in angemessener Entfernung und trat unter der Thür seines Hauses mit der Bitte um gütigen Rath an ihn heran.

Der junge Meister, wir wissen es, war angenehm anzusehn, stattlich gewachsen und gut gekleidet, was in allen Ständen, aber in keinem mehr als dem plötzlich erkorenem zur Empfehlung dient; das äffische Anhängsel wich, dem autoritätsgewohnten Kriegsmann gegenüber, jenem bescheidenen Anstande, den ein würdiges Vaterhaus ihm eingepägt: so wurde er denn von dem humanen Herrn nach seinem Cabinete eingeladen, auf einen Sitzplatz genöthigt und freundlich angehört. Er wollte auf Avantage, das heißt mit Aussicht auf die Epauletten hin dienen, wie es jedem Bürger unseres Staates ohne Standesunterschied gestattet sein soll.

„Wie alt sind Sie?“ unterbrach ihn der General.

„Dreiundzwanzig, Excellenz.“

„Und bereits Meister, demnach tüchtig in Ihrem Gewerbe und wohlversorgt durch dasselbe, junger Mann?“

Diese Fragen mußten bejaht, die nachfolgenden: ob er Vermögen besitze und ein Gymnasium besucht habe? verneint werden, dahingegen sich auf eine schließliche Aeußerung des Verwunders keine gleichbündige Aufklärung finden ließ.

„Was in aller Welt,“ so rief die Excellenz, „was in aller Welt kann einen vernünftigen Menschen bewegen, in Zeiten ungestörten Friedens eine gesicherte bürgerliche Stellung gegen einen Schüleranfang zu vertauschen, gegen Jahre saueren Dienstzwanges, und als nächstes Ziel im Mannesalter ein glänzendes Elend, das nur in der ersten Jugend leichten Muthes ertragen wird, das bis zum ergrauenden Haar die natürlichsten und Ihrem Stande gemähesten Ansprüche des eignen selbstgegründeten Herdes, ja des unbedingt freien Wahlrechts einer Lebensgenossin von seinem Träger ausschließt?“

„Ersparen Sie sich die Erklärung, die Ihnen vielleicht peinlich werden würde, junger Mann,“ fuhr er darauf, einer stammelnden Entgegnung zuvorkommend, in, wie man finden wird, ein wenig doctrinärer, ein Lieblingschema bekundenden Breite fort, „ich habe derselben aufwallende Verlockungen zum öfteren in Schrift und Wort mit meinen Erfahrungen zu bekämpfen gesucht; der Grund liegt in einem richtigen, aber mißverstandenen Prinzip. Keine Stellung im Staatsleben, die höchste selbstverständlich ausgenommen, soll zu hoch sein, daß der Geringste sie nicht erstreben dürfte, insofern er, wohlgemerkt! Mittel und Fähigkeiten für dieselbe besitzt. Ich unterschreibe das. Die Berufsstände sollen sich mischen, müssen es. Zugegeben auch das. Stände entarten gleich Geschlechtern und Racen, wenn ihnen nicht von Zeit zu Zeit ein frisches Geblüt in die Adern strömt. Der Jäger muß Weber werden und vice versa im Verlauf, das heißt angewendet auf unseren Fall: das System der von Vater auf Sohn vererbten Epauletten muß zum Heile des Einzelnen, wie der Gesammtheit sich ausleben, das im Scherz genannte „Danischarenthum der Armee“ in bürgerliche Berufsarten und ein bürgerliches Behagen eine Ableitung finden. Als Beweis, daß es mir mit dieser Ueberzeugung Ernst ist, sei Ihnen gesagt, Herr Fromm, daß von meinen eignen Söhnen zwei als Handwerkslehrlinge die hiesige Gewerbschule besuchen, und daß ich meinem Schöpfer danken will, wenn sie es dereinst wie Sie zu einem Meisterstück und tüchtigen Anfang gebracht haben werden. Ganz in meinem Sinne hat ein Mann von dem heroischsten Namensklange in unserer Armee eine Stiftung für junge Söhne des Adels, die sich dem Handwerk widmen, gegründet.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Befriedigter Ehrgeiz.) Es giebt eine Menge Menschen, denen es zu den höchsten Genüssen des Lebens gehört, sich „gedruckt zu sehen,“ und welche diese eigenthümliche Eitelkeit um jeden Preis befriedigen wollen, wenn sie die Genugthuung auch mit schwerem Gelde bezahlen müssen. Zu dieser Art Menschen gehört auch Fräulein Emmy Mendefils in Paris, die Tochter einer anständigen Familie im Foubourg St. Martin, eine Bräutlette von ungewöhnlicher Schönheit, welche das liebenswürdigste Mädchen von Paris wäre, wenn sie nicht eine Marotte hätte, welche ihr schon zahlreiche Ungelegenheiten bereitet hat. Sie ist eben auch von der Manie befangen, ihren theuren Namen um jeden Preis in vollen Lettern in der Zeitung sehen zu wollen, und verfolgt dieses typographisch-journalistische Ziel mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig wäre, obgleich sie im übrigen gar nicht ehrgeizig ist. Wie oft hat sie schon die famose Mademoiselle Theresia um den Ruhm beneidet, tagtäglich in den angesehensten Journalen der französischen Hauptstadt und der Departements figuriren zu dürfen, wie viele Senzjer schon an den wehmüthigen Gedanken verschwendet, daß es ihr nimmermehr vergönnt ist, gleich renommirten Künstlerinnen oder hohen Damen lange Spalten mit ihrer Persönlichkeit ausgefüllt zu sehen! Hätten es ihre Eltern zugelassen, sie wäre gewiß in das erste beste Theater eingetreten, um auf diese Weise ihrem sehnlichen Wunsche vielleicht näher zu kommen, und wäre ihr Geist noch um einige Grade extravaganter und ihre Erziehung nicht eine so vortreffliche gewesen, sie würde eines Verbrechens fähig gewesen sein, um wenigstens in der Gazette des Tribunaux eines Ehrenplätzchens sicher sein zu können. Allerdings stand ihr Name einmal im „Siecle“, allein es war nur auf der Inseratenseite, wo sie um die Wiedereinlieferung ihres verloren gegangenen Joly ersucht hatte, und erst vor einigen Wochen war sie nahe daran, am Ziel ihrer Wünsche zu stehen, als sie bei einer Gerichtsverhandlung als Zeugin eine unbedeutende Rolle zu spielen hatte; allein der türkische Reporter des „Droit“ hatte ihr nicht den Gefallen gethan, sie namhaft zu machen, und die hohe Ehre, auf welche sie sich Tagelang gefreut hatte, war wieder in weite Ferne gerückt.

Da lernt Fräulein Emmy eines schönen Tages im Hause einer Freundin einen Mitarbeiter des Petit Journal kennen. Freilich nahm er bei dem weitverbreiteten Blättchen nur eine sehr untergeordnete Stellung ein; allein bei der grenzenlosen Hochachtung, welche unsere exaltirte Dame für Zeitungen und Journalisten im allgemeinen hegte, war es nicht zu verwundern, daß sie für den blonden Maurice bald die zärtlichste Zuneigung fühlte und ihn sodann mit den eigenthümlichen Tantalusqualen bekannt machte, von welchen sie tagtäglich gefoltert wurde. Maurice wußte bald guten Rath. „Schreiben Sie ein pikantes Artikelchen über die Stellung der Frauen in der Oeffentlichkeit, richten Sie eine interessante Epistel an unseren Chef Herrn

Timothee Trimm, oder schreiben Sie, was Ihnen durch Ihr Köpfchen geht — das Petit Journal nimmt Alles.“

Dieser anscheinend so gute Rath sollte für Fräulein Emmy von den gefährlichsten Folgen begleitet werden. Wir überspringen hier einige Wochen in der Zeit dieser Erzählung, welche sich aus den Verhandlungen selbst ergibt, und nehmen den Faden wieder da auf, wo er vor Gericht weiter gesponnen wird. Fräulein Emmy betrachtet mit entrüsteten Blicken ihre Anklägerin, die Bonne oder vielmehr das Stubenmädchen ihres Hauses, „Mamselle“ Rosette, welche sich soeben anschickt, dem Tribunal die nothwendigen Aufklärungen zu geben und dabei von Zeit zu Zeit einen schelmischen Blick auf das zahlreiche Auditorium wirft, welches größtentheils aus böswillig oder gutmüthig neugieriger Nachbarschaft besteht. Auch der blonde Maurice lehnt schwermüthig in einer Ecke und bei seinem Anblick überfliegt hohe Röthe Fräulein Emmy's interessante Züge. Hören wir die Fragen, welche soeben gestellt werden.

Präsident (zur Klägerin Rosette): Haben Sie nicht selbst Anlaß zu den Streitigkeiten gegeben, welche zwischen Ihnen und der Angeklagten zum Ausbruche kamen?

Rosette: Aber nein, Herr Richter; ich bin das gutmüthigste Geschöpf von der Welt und könnte nicht einmal einen Blauschmuck beleidigen! Aber mit Fräulein Emmy wird es auch Niemand aushalten können und von dem Tage an, wo ich auf das Petit Journal abonniren mußte, war keine Ruhe mehr im Hause. Fräulein Emmy hatte mit Hilfe des Herrn . . .

Emmy (sie unterbrechend): Schweigen Sie, oder . . .

Rosette: Also sie hatte den Aufsatz ganz allein gemacht und er war wunderschön, der Aufsatz. Wissen Sie, was darin stand? Es war wegen der Eier . . .

Präsident: So kommen Sie doch endlich zur Sache!

Rosette: Wenn ich bei den Eiern bin, so bin ich ja bei der Sache. Es sind nämlich weichgekochte Eier, Herr Präsident, und Fräulein Emmy hatte einen schönen Artikel geschrieben, wie man sie am schnellsten kochen könnte, und hatte denselben in ein rosa Couvert gesteckt und an das Petit Journal geschickt. Sie hat es mir wohl hundertmal vorgelesen und gezeigt, wie sie ihren Namen in ganz großen Buchstaben darunter geschrieben habe.

Die Angeklagte (zum Tribunal gewendet): Glauben Sie ihr nicht, meine Herren; sie lügt von Anfang bis zu Ende.

Rosette (bitzig): Was, haben Sie mir nicht selbst tausend Mal gesagt, Sie möchten um Alles in der Welt gern in der Zeitung stehen, haben Sie sich nicht einmal gewünscht, wenn gar nichts helfen sollte, lieber jung zu sterben, um wenigstens im Todtenverzeichnisse des Petit Journal, das gewiß auch im Himmel Abonnenten hat, Ihren Namen . . . (Hier erschallt im Saale ein so anhaltendes Gelächter, daß der Rest dieser drolligen Enthüllung ganz unverständlich bleibt).

Präsident: Ich muß das Auditorium um Ruhe ersuchen; der Audiencier bittet mich sogar im Namen der Herren Berichterstatter. —

Die Angeklagte (sehr aufgeregt): Es sind Berichterstatter,

es sind Journalisten da? Wegen einer solchen Bagatelle Journalisten? . . . (Mit triumphirender Miene) Wohl, hören Sie, Herr Präsident, ich werde Ihnen die Sache selbst erzählen. Madame Rosette ist die boshafteste Person von der Welt, notiren Sie das, meine Herren, die boshafteste Person von der Welt. Weil sie wußte, daß ich mit brennender Ungeduld auf jede Nummer des Petit Journal wartete, blieb sie immer absichtlich länger aus und jedesmal, wenn sie endlich damit nach Hause kam, rief sie schon von weitem: Fräulein Mendefils (zu den Berichterstattern): Ich schreibe mich mit e, nicht mit a.

Präsident: Conversiren Sie doch nicht mit den Herren hier und fahren Sie endlich fort.

Angeklagte: Fräulein Mendefils, rief sie immer, die weichen Eier sind noch nicht drin. Lachen Sie, soviel Sie wollen, und füllen Sie meinewegen den ganzen Bericht mit „on rit“ und „hilarite“ — die Sache steht nichtobestoweniger fest, daß mich Rosette bis zur Wuth reizte. Als sie es einmal zu bunt trieb, sagte ich, sie wäre eine boshafte Person, das ist Alles, denn . . .

Rosette: Nein, Sie sagten etwas viel Schlimmeres, Sie sagten, ich wäre eine . . . und das darf ich mir von Ihnen auch nicht gefallen lassen. Ich habe es nicht bewirken können, daß Herr Timothee Trimm die weichen Eier in seinem Blatte kochen läßt, aber deshalb bin ich noch immer keine . . . Ich habe ihm, weil Sie es wünschten, schön gethan, ich habe sogar für seinen braunen Azor Zucker auf eigene Rechnung gekauft, aber der arme Hund hat sich in die Redaktionsangelegenheiten nicht hineinmischen und so brachte ich immer Trauerbotschaften. (Hier stimmt selbst der Gerichtshof in das allgemeine Gelächter ein).

Es werden die Zeugen vernommen und diese bestätigen leider, daß Fräulein Emmy sich in der Hitze einen Ausdruck entschlüpfen ließ, auf den sehr leicht eine Injurienlage basirt werden kann. Die erzürnte Klägerin weist alle Ausgleichungsversuche zurück und besteht auf einer Satisfaction in klingender Münze bis zur bescheidenen Höhe von 100 Francs. In Fräulein Emmy ist jedoch während der Verhandlung eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Sie hatte nicht geahnt, daß Berichterstatter zugegen sein würden und hält es neu, da sie die Gewißheit hat, morgen in voller Namensprache in wenigstens einem Blatte zu erscheinen, wegen einiger Francs Ärger zu erheben, vollends da der Gerichtshof die Ansprüche der getränkten Bonne auf 50 Francs reduziert hat.

Freilich quält sie beim Hinausgehen — sie hat dabei den Reportern nochmals ihren Namen deutlichst vorbuchstabirt — die zweifache Verklammerung ihrer Freude. Sie hat sich in ihrem Fouburg, vielleicht in ganz Paris unsterblich lächerlich gemacht, und dann ist sie nur so nolens volens in die Zeitung gekommen. Sie hat den Aufsatz über die weichen Eier mit harten Francs bezahlen müssen und er steht doch nicht im Petit Journal. Rosette verläßt den Saal mit mühsam unterdrückter Schadenfreude und sagt zu ihrer ehemaligen Gebieterin: „Jetzt stehen Sie in der Zeitung — mit 50 Francs Insertionsgebühren!“

Hoffen wir, daß sich Fräulein Emmy mit den Trostsprüchen des blonden Maurice, der ihr vor dem Saale galant den Arm gereicht, zufrieden geben wird! — r.

(Verhaltensregeln für eine Gouvernante.) Durch Zufall kam uns ein Papier in die Hand, worauf vor ungefähr hundert Jahren eine in Prag lebende Gräfin Schaicsky die Verhaltensregeln für die Gouvernante ihrer Töchter niedergeschrieben hatte. Wir finden dieselben originell genug, um sie hier mitzutheilen.

1) Ist täglich die gewöhnliche Stunde um sieben Uhr aufzustehen, ausgenommen November, December, Januar und Februar um halb acht Uhr, wobei hauptsächlich anzuerinnern kommt, daß die Töchter bei Erwachung vorsonderlich ihr Gemüth, christlichem Gebrauche gemäß, zu Gott erheben und zur Aufsehe-Andacht angehalten werden.

2) Oblieget der Gouvernante, Bedacht dahin zu haben und dem Mensch nachzusehen, damit die Töchter bei Anlegung der Schuhe und Strümpfe sauber bedient werden.

3) Ist besonders nachzusehen, daß die Hände und der Mund auf das sauberste gewaschen werden.

4) Oblieget der Gouvernante, die Töchter eigenhändig zu schnüren, auch in ihrer Gegenwart solche anlegen und fristren zu lassen, auch das Mensch dazu anzuhalten, daß sie auf das sauberlichste bekleidet werden.

5) Die völlige Ankleidung muß bis drei Viertel auf neun Uhr bewerkstelligt sein, wo sodann den Fräulein das Frühstück nämlich der gewöhnliche Milchtee zu geben ist. Nach diesem sind

6) die Töchter zum guten Morgen zu mir einzuführen.

7) Von 9—10 Uhr kommt der böhmische Sprachmeister, im Fall aber dieser ausbleibe und nach Umstand der Bitterung wird die Gouvernante mich zu befragen haben, ob sie die Töchter in die Kirche, die heilige Messe zu hören, führen dürfe. Da es die Bitterung nicht zuließe, können indessen die von den Meistern aufgegebenen Lectionen wiederholt werden.

8) Von 10—11 Uhr kommt der Instrument-Meister, wo die größere Tochter Instruction zu nehmen hat; der kleineren hingegen kann eine Occupation von Handarbeit mittlerweile gegeben werden.

9) Von 11—12 Uhr kommt der Tanzmeister, bei dessen Ausbleiben aber die Töchter in der Schrift sich zu üben haben, um solche den Meistern bei deren Ankunft vorzeigen zu können.

10) Von 11—1 Uhr, wenn alle obbesagten Stunden mit gehöriger Instruction hinterlegt worden, ist die Zeit mit einiger Handarbeit zu passiren.

11) Um 1 Uhr ist die gewöhnliche Speisestunde, wo die Gouvernante mit den Töchtern sammt ihrer vorhabenden Handarbeit bei der Tafel zu erscheinen hat, um solche nach geendigter Tafel wieder vornehmen zu können, da nach vollbrachter Tafel bis 3 Uhr bei mir zu verbleiben ist.

- 12) Von 3—4 Uhr ist die deutsche Schreibstunde.
- 13) Von 4—5 Uhr ist die Stunde zur französischen Unterweisung, in ein oder des anderen Abwesenheit ist allezeit die Handarbeit zu verrichten.
- 14) Von 5—6 Uhr ist die Hausen, dann kann die hiernach übrige Zeit freigelassen werden.
- 15) Von 6—7 Uhr ist die deutsche und französische Lesung, welches so zu verstehen: daß die Eine eine halbe Stunde französisch, die Andere aber eine halbe Stunde deutsch, und des andern Tages diese, so gestern französisch, deutsch, und jene, so gestern deutsch, französisch lese.
- 16) Um 7 Uhr ist alltäglich der gewöhnliche Haus-Rosenkranz sammt aretanischer Litanei und zugeheitem Vaterunser zu beten, sodan von halb 8 bis 8 Uhr die Zeit zu einiger Unterhaltung verstatet. Da aber
- 17) Die Töchter etwa in die Komödie gingen, wird die nach der Hausen zur Unterhaltung bestimmte Zeit zur Betung des Rosenkranzes angewendet werden.
- 18) Um 8 Uhr werden die Töchter in Gegenwart des Gouvernante abgeseidet und in ihre gewöhnliche Nachnegligée angezogen, und falls ich mich allein zu Hause befinde, kann die Gouvernante mit Ihnen bei mir bis zum Abendessen passiren.
- 19) Um 9 Uhr ist Souper, nach welchem die Töchter bis 10 Uhr bei mir zu verbleiben haben.
- 20) Hat die Gouvernante fürzudenken, daß die Töchter ihr Nachtgebet eifrigt verrichten, auch wird derselben anerkommendirt, daß in ihrer Gegenwart sie den Mund auf das fleißigste säubern und vor dem Schlafengehen eine jede ein Glas Wasser zu sich nehme.
- 21) Samstag sind die Töchter von 9—10 Uhr statt der böhmischen Sprachstunde von der Gouvernante zu kampeln (tänzen).
- 22) Da es die Zeit an Sonn- und Feiertagen gestattet, besser angelegt und frisiert zu werden, so ist auf Bewirkung dessen auch besonders zu reflektiren, auch das Evangelium, sowohl französisch als deutsch, einer jeden nach Zurückkunft aus der Kirche ablesen zu lassen, auch nach Gelegenheit der Zeit ein und anderes, was in der Woche erlernt worden, ihnen wieder zu machen.
- Der Gräfin ist gewiß nicht die größte Umsicht abzustreiben, mit der sie auf alle möglichen Fälle Bedacht nimmt. —r.
- (Schreiben eines Wiederanferstandenen.) Vor einiger Zeit brachten mehrere Zeitungen die Nachricht von dem Tode des Einsiedlers Sebastian auf der Brettsfall in Tirol nebst einer höchst ausführlichen Beschreibung seines Begräbnisses und einer äußerst romantischen Lebensbeschreibung desselben. Dieser Todt-gezagte veröffentlichte kürzlich jedoch folgendes Schreiben:
- Brettsfall im Unter-Innthal, 14. Mai. Meinem edlen Biographen und den Zeitungen, die meine Lebensbeschreibung mitgetheilt haben, den wärmsten Dank! Sie haben mein Leben

in der würdigsten anziehendsten Weise beschrieben und gedruckt. Die Schätzenszeitung, welche sonst aller großen oder interessanten Männer des Vaterlands gedenkt, hat jedoch weder von meinem Leben noch von meinem Tode Notiz genommen. Möge sie mir wenigstens den Gefallen thun, einige Berichtigungen zu meiner, zuerst in Wiener Blättern erschienenen, dann von Innsbrucker Zeitungen nachgedruckten Lebensbeschreibung aufzunehmen. Der verehrte Leser wird aus den nachfolgenden Berichtigungen entnehmen können, was über mich geschrieben worden ist.

Vor allem bin ich wohl ein, aber nicht der „letzte“ Einsiedler Deskreiths, Gott Lob noch lange nicht 96 Jahre alt, und heiße allerdings Sebastian, aber nicht Anzinger. Meine „Naturkunde“ mag sehr groß gewesen sein, aber ich erinnere mich nicht, daß meine „botanische Wissenschaft“ über Kopsalat und Kohtrabi, Spinat und Schnittlauch jemals hinausgegangen ist.

Europa kenne ich von Fügen bis Straß sehr gut, aber Amerika und Afrika habe ich nicht gesehen, auch bin ich in Trapezunt nie gefangen worden. Von einem Arbeiten als Sklave in Ismael Paschas Garten kann daher keine Rede sein. Ich bin nie bei einem Pascha gewesen; es ist auch nie einer auf die Brettsfall zu mir gekommen. Was das mir zugeschriebene Werk: „deutsche und afrikanische Sklaven“ anbelangt, so würde mich dasselbe sehr interessiren, wenn ich es lesen könnte aber geschrieben habe ichs gewiß nicht.

Ich habe nie gekämpft, also auch nicht an der Seite Andreas Hofers. Kämpfen war nicht meine Sache und auch das „Fechten“ habe ich nur im friedlichen Sinne geübt. Die Banden Mantuas kenne ich nur vom Hörensagen. Die verwitwete Baronin Fleury, die ich als Professor der Botanik in Paris geheiratet und in Spanien durch den Tod verloren haben soll müßte ich noch nachträglich bedauern, wenn ich je ihr Mann gewesen wäre. Eine Baronin zu heiraten ist mir aber, Gott sei Dank! in meinem Leben nie eingefallen. Es scheint daher auch die Geschichte von meiner angeblichen einzigen Tochter, die mit einem Edelmann entflohen sein soll, wie erdichtet zu sein.

Das einzige Wahre, was in der sonst sehr interessanten Beschreibung meiner Lebensschicksale enthalten ist, beschränkt sich auf die Thatfache, daß ich seinerzeit die Einsiedelei auf der Brettsfall bezogen habe. Ob schließlich wirklich 2000 Menschen bei meinem Begräbnis gewesen sind, wie insbesondere die Wiener Blätter versichert, müssen andere Leute besser wissen als ich. Ich hatte wirklich nicht Zeit, die Leute zu zählen, so wie ich auch nur aus den Zeitungen weiß, daß ich gestorben bin. Die 1200 Gulden, welche ich nach Bericht als Vermögen besessen habe, würde ich sehr gerne als Honorar dem Artikelschreiber überlassen, wenn er sie nicht schon unter die armen Leute vertheilt hätte. Sebastian, verstorbener Einsiedler auf der Brettsfall im Unter-Innthal. —r.

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die Schnakenburg.

Novelle

von

C. v. François.

(Fortsetzung.)

„Ein Punkt dahingegen, über welchen ich mit unseren liberalen Armeereformatoren keineswegs übereinstimme, ist die Quelle des ergänzenden Zuflusses für den Officierberuf bei unserer Wehrverfassung, des einzigen nicht fluctuirenden. Ich sage: weder aus dem Stande der Unterofficiere noch aus dem der seinem Range entsprechenden bürgerlichen besitzlosen Klassen soll und darf der Ersatz sich vollziehen; das erstere hieße ein neues, nur roheres Janitscharenthum vorbereiten und das zweite indirect das nämliche, insofern mit der Mittellosigkeit die Unfreiheit der Bildung — Ausnahmen des Genius zählen nicht — von einer Kaste auf die andere gepropft und eine erzwungene Berufsart als Nothwendigkeit quasi vererbt werden würde. Aus den Schichten des wohlhabigen Mittelstandes, der bis dato das Hauptcontingent unseres Landwehrofficiercorps geliefert, möge sich in Zukunft das des stehenden Heeres in seiner Mehrheit zusammensetzen; der aus diesem Grunde zu schätzende militärische Vorrang, die Lockung und die der Verweichlichung des bürgerlichen Wohllebens entgegenarbeitende Disciplin im wahrhaftigen Sinn der Segen dieser Ordnung sein. Um auf Aspi-

ranten in Ihrer Lage, junger Freund, zurückzukommen, das heißt solche, die, ohne Zuschuß, bei kargem Lohn eine geschraubte Stellung behaupten müssen, was hülfte Ihnen beiseitshalber das Zutrittsrecht zur höchsten und allerhöchsten Gesellschaft, wenn Sie die Lackstiefeln und den Galarock — buchstäblich, lieber Herr, nicht bloß figurlich — ohne welche Sie in diesen Kreisen eine lächerliche Rolle spielen, nicht erübrigen können? Es geht nicht, sage ich Ihnen, oder es geht schlecht.

„Nehmen Sie daher in Ihre Werkstatt zurück, Meister Fromm. Gegen rohe Elemente haben Sie sich in der Kaserne zu wahren so gut wie dort, wie in jedem Verband. Diese Elemente zu heben, Sinn und Ton zu verfeinern, das ist die rechte Weise, die Stände zu amalgamiren, den höchsten dem niedrigsten gradatim zu einen. Alles andere wird je mehr und mehr Vorurtheil. Wenn Sie dereinst vom besitzlosen Handwerker zum besitzenden Großbürger gestiegen sind, dann lassen Sie Ihre Söhne und Enkel, sollten sie danach Verlangen tragen, die Epauletten ins Auge fassen. Hat Sie dieser mein ehrlicher Rath aber nicht überzeugt, nun meinethalben, so setzen Sie sich auf die Schulbank, härtiger Herr, und wenn Sie Ihren Cicero absolvirt, dann, in Jahren, melden Sie sich wieder bei mir oder meinem Nachfolger zu der Zeit, und Meister Fromm soll zu einem Porte-épée im Geniecorps empfohlen werden.“

Eine lange, aber gewiß eine vernünftige Rede die der liberalen Excellenz vom Genie, so vernünftig als die barsche Abfertigung des Kunstprofessors und der

armen Arbeiterin fleißiges, beharrliches Vorbild. Aber wann hätte das laue Tropfbad der Vernunft einen Fieberhitzigen curirt? Eine Douche, einen Eislumpen auf Kopf und Brust, und es wird sich erweisen, ob er genesen oder unterliegen soll.

So auf der exclusivsten wie auf der allgemeinsten Seite von seinem Zielpunkte nach dem Ausgangspunkte zurückgedrängt, des Mittels für den ersteren bar und das für den letzteren gelähmt, verwirrte sich der Unglückliche in ein wüstes Treiben, das wir nicht in die Breite ziehen, weil wir, noch immer in Hoffnung, unsern jungen Meister schonen wollen, und weil wir einen Schutzengel an seiner Seite sehen, dessen Thränen uns rühren.

Wie unermüdblich Tag und Nacht mußte die arme Marie ihre Hände regen, um die Bedürfnisse des täglichen Lebens für sich und ihn allein zu bestreiten, wie rasch hatte sich ihre kleine Sparbüchse in eitelen Deckungen erschöpft! Darlehn nannte er und forderte sie nicht ohne Erröthen. Wohin stürzte er aber in der Leidenschaft, diese sich immer wiederholende letzte Schuld von sich abzuwälzen? Zur Arbeit an der Hobelbank etwa? In den Schmachtwinkel am Seeufer wie sonst? Nein, kein thätiger, kein auch nur leidender Widerstand! War er mit einem redlichen Vorsatz aus den Augen des braven Mädchens gegangen: kaum wenige Schritte, und ein Höllennetz hatte ihn eingefangen, und er saß in Rencipen und Höhlen, und kehrte heim, immer leerer die Hand, immer schwerer das Herz, wüster der Kopf, bleich wie ein Gespenst.

Die Krisis konnte nicht zögern: noch war er ja kein Herr mit offenem Kredit. „Hast du Geld, Marie?“ schrie der Verzweifelte, indem er gesträubten Haares und stieren Auges bei grauem Morgen die Thür ihres Kämmerchens aufriß. Der letzte Thaler, das geringste Werthstück waren verspielt, Schuldklagen drängten sich, ein Haftsbefehl drohte.

Marie blickte wie vernichtet. Der liebste Mensch, ihres Wohlthäters Sohn auf dem Wege zum Thurm, und in ihrer Hand nur noch wenige Groschen für das tägliche Brot. Sie zog das Andenken der guten Dame aus dem Kasten, eine Thräne fiel darauf nieder. Aber was verschlug diese Kleinigkeit? Weit, weit mehr mußte es sein. Sie legte Uhr und Kettchen bei Seite und saß eine lange Stille unbeweglich, mit gefalteten Händen.

Endlich sprang sie auf, faßte seine Hand, lächelte — die echte, treue Goldmarie — und rief: „Ich hab's, ich hab's! Sei getrost, mein Gotthold, ich schaff's! Nein,

nein, blicke nicht so scheu, Lieber, nicht auf dem Schlosse, gewißlich nicht, daheim, daheim! Heute noch reise ich. Geh, Bruder, verpfände die Uhr; in zwei, drei Tagen löse ich sie ein. Nur einen Zehrpennig auf die Reise. Ich hab's ja, Gotthold! Was soll mir das Haus? Haben's meine Eltern erworben, daß ich's in Ehren halten müßte? Was gilt mir die alte, geizige Muhme, die sich bei Lebzeiten nimmer um mich gekümmert? Hab ich Erben, denen ich's nach Recht und Pflicht erhalten müßte? Keinen Menschen, außer dir, Bruder, keinen! Ich verkaufs. — Nein, nein! sei doch ruhig, Gotthold, ich verkauf es nicht. Die Dorothee giebt mir Geld gegen Pfand. Sie hat immer baar, und mir hilft sie gern. — Du schämst dich, Gotthold? Pfui, schäme dich dieser Scham! Habe ich mich der Gutthat geschämt, die dich zu meinem Bruder gemacht? Damals nahm ich mit Freuden, heute geb ich mit Freuden. Und was geb ich denn, Lieber? Ich leihe dir ja nur; bei Heller und Pfennig zahlst du's mir wieder. Ich brauch's ja nicht zur Zeit, ich verdiene ja was ich brauche. — Warum weinst du denn, Gotthold? Weil ich arbeiten muß? Als ob ich nicht arbeiten müßte, und wär ich ein Millionär! — Wenn ich nicht mehr arbeiten kann, meinst du? — Wahrhaftig, du steckst mich an, nun heule ich mit — wenn ich alt und krank werden sollte? Ei, lache doch, Gotthold, sieh mich doch an, Gotthold! Ich bin ja gesund wie ein Fisch und noch lange, lange nicht alt. Und wenn auch, wenn auch! Habe ich nicht einen Bruder? Wird er nicht arbeiten für mich mit, wenn ich's nicht vermag? Er kann ja arbeiten, sobald er will; und er wird wieder wollen, er wird, und von ihm nehme ich alles, alles mit Freuden und ohne Scham.“

Mit diesem Troste zog das gute Kind frohen Herzens gen daheim. Wie viel froheren Herzens würde er gezogen sein, wenn er mitgezogen wäre auf Nimmerwiederkehr. Aber so stark war er nicht; sie mußte zurückkommen zu ihm in die Unglücksstadt. Erst gegen Ende des Monats waren die Wechsel fällig, drohte der Thurm und in drei Tagen, am Johannisabend, dachte sie mit voller Tasche wieder bei ihm zu sein.

Sa, für den rechten Weg war er zu schwach, aber zerknirscht, der Herzensgrund aufgewühlt; er wollte wieder arbeiten wie zuvor, alles einbringen, alles ersetzen, und so ging er, als er die Schwester nach dem Bahnhof geleitet, nicht nach seinem eignen Hause zurück, sondern in der Richtung des Meisterhauses, in dessen Werkstatt, Verdienst zu suchen.

Er hatte sein Ziel halbwegs erreicht, als er mit

einem Trupp alter Kameraden zusammenstieß, die mit ihrem Arbeitszeug nach der Schnatenburg wanderten, das Fest am Johannistage zuzurichten. So groß und herrlich wie heuer sollte es noch kein Jahr gefeiert worden sein, so viel Buden und Lauben, Tanz- und Spielplätze waren noch niemals aufgeschlagen gewesen. Illumination und Feuerwerk! Eine Heimlichkeit steckte im Hintergrunde, von einer Verlobung munkelte man, ein fremdes Fräulein, arm wie eine Kirchenmaus, lebte im Schloß; schnatfischer war der schnatfische Graf zu keiner Zeit umgesprungen als jetzt.

Narrentwind! Dahin wie Rauch blies er die braven Gedanken; engender, schnürender denn je war das unruhige Hirn in das Netz der stolzen Sirene verstrickt. Also doch die Verlobung, an die er bis heute nicht zu glauben vermocht, an die er heute noch nicht zu glauben vermochte! Seine eine, einzige Schöne verloren, hingegeben einem Anderen für ewig! Und wäre es Herz um Herz — so viel wahre Liebe war dem armen Liebethörten geblieben — wäre es Herz um Herz, aber — er stockte vor dem aufschießenden Märchenbild, purpurroth und jählings leichenweiß kehrte er den Kameraden den Rücken und stürmte voran. Wohin?

„Wohin, ach, wohin?“ fragte händeringend Marie Willig, als sie, in Begleitung ihrer Freundin Dorothee, am Johannisabend vor dem Vorstadtshause hielt und die Kunde vernahm, daß ihr Bruder, seitdem er jenes Morgens mit ihr ausgegangen, keinen Fuß über seine Schwelle zurückgesetzt. „Wohin, ach, wohin?“

Die Geliebte des glücklichen Parisers hatte die Nachlänge ihrer Flitterwochen daran gegeben, um dem Sohne ihres Brotherrn in seinen Leibes- und Geistesnöthen persönlich beizuspringen, da sie die eingeschlagene Kurmethode ihrer Goldtochter mit den stärksten Zweifeln erfüllte. „Denn,“ so lautete noch vor wenigen Minuten bei der Einfahrt in die Residenz ihre bildliche Demonstration, „denn wenn Einer die Maulsperrre hat, da hilft kein Sirup und kein Streichelfinger, aber ein resoluter Faustschlag, Backpfeife salva Foenia, bringt's wieder ins richtige Schick.“

Kein Zweifel nun, daß es der Kernfrau Dorothee zu einem so drastischen Meisterschlage in allen Fingerspitzen gequack. Da sie aber nicht nur Hand und Herz, sondern auch den Kopf auf dem rechten Fleck trug, ermaß sie den Abstand einer alten Kindsmagd zu weit und den Arm einer guten Freundin zu kurz für eine wirkliche Procedur. „Die den Gaffer verrückt, die kann ihn wieder ins Gelenke rücken, die allein; und

die soll's!“ rief sie entschlossen. „Fort, zu dem Narrenfeste!“ befahl sie darauf und der Wagen schlug die Richtung nach der Schnatenburg ein.

11.

Aber Geduld! noch sind wir nicht im Jubel der Johannisfeier, bei ihrer Zurüstung erst, die Hunderte von Händen in Bewegung setzt und in der That ausgehnter und großartiger betrieben wird als in früheren Jahren.

Indessen, ob die Phantasie des Feiernden und Zufiernden sich in seinem Mentoramte abgenutzt, ob tiefere Pläne ihn zerstreut oder ob es wirklich ebenso unmöglich ist, ein neues Volksfest wie ein neues allgemeines Kinderspiel zu ersinnen: man mußte sich auf den hergebrachten Apparat beschränken, der bei derlei Gelegenheiten und speciell am Tage des Mittsommers in diversen Himmelsstrichen in Bewegung gesetzt zu werden pflegt. Chantenkränze wurden gewunden, Holzstöcke für die nächtlichen Feuer, in Ermangelung von Kerzen, längs des Waldsaumes aufgeschichtet; der Wiesenplan am jenseitigen Seeufer vor dem herrschaftlichen Belvedere — dem nämlichen, auf dessen Stufen ein sehnsüchtiges Auge manche Nacht nach dem Thurmfenster drüben gelugt — mit Bänken, Buden, Lauben, Schießständen ausgestattet; auf der Insel zwischen Burg und Belvedere der Raum für ein imposantes Feuerwerk vorgerichtet; Lampenreihen wurden geordnet, Transparente gemalt, Tanzplätze für die Nacht in schicklichen Localen und selber im Freien geebnet und geschmückt; die Sonntagskleider der Schuljugend wurden geschneidelt, Festreden eingepaukt, die Salazimmer des Schloßes zum Empfang der Gratulantenzüge aus dem Dorfe, der Deputationen von den entfernteren gräflichen Gütern, sowie zur Aufnahme der eigenen Standesgäste decorirt; vor allem aber wurde in Küche und Keller gebrodelt und gezapft, da die Bewirthung denn doch einmal das Fundament wie den Kitt aller geselligen Zusammenkünfte bildet und in Ewigkeit bilden wird. Die gütige Chanoinesse war nach allen Seiten hin, je tiefer herab aber desto mehr, in fürsorglicher Bewegung und das zu feiernde Geburtstagskind, das sich in früheren Jahren stets etliche Tage vor dem Feste gefällig entfernt, um sich mit seinen eigenen Ueberraschungen überraschen zu lassen, zur Stunde noch nicht vom Plage gewichen.

Nur Fräulein von Uh blieb von der allgemeinen

Vorbereitung, von jeglicher Vorberathung ausgeschlossen, nicht mit einer Silbe war selber die nahende Entscheidung über ihr persönliches Schicksal von den Herren desselben berührt worden. Ließ ihre Gastrolle zu Ende? Sollte sie als dauerndes Mitglied der Schnakenburgschen Gesellschaft angeworben, ihr der erstrebte Dirigentenplatz eingeräumt werden? War sie eine zu Verabschiedende, eine Mitzufeiende?

Fieberhaft erregt von diesen Zweifeln, saß sie am Vormorgen des Festes ganz allein am Fenster des Familienzimmers und blickte, zu jeder Beschäftigung unfähig, auf das rührige Treiben unten im Garten. Sie war mit ihren Wirthen nur an der Frühstückstafel flüchtig zusammengetroffen, jetzt sah sie dieselben plötzlich von einem Parkweg in die rosenblühende Pergola einbiegen.

Beide waren bewegt; der Herr in eifriger Demonstration, die Dame leise weinend, die flachgefalteten Hände gegen die Brust gedrückt; nach einem leztentscheidenden Wort, so scheint's, legt sie dieselben wie zum Segen auf den goldenen Lockenscheitel, büßt sich dann, drückt ihre Lippen auf die Kinderhand, als ob sie ihr eignes Schicksal in derselben versiegele, und wendet sich unter überströmenden Thränen eilig dem Schlosse zu. Er läuft ihr nach, umfaßt und streichelt sie, küßt ihr Hand und Wange, bleibt zurück, um sie von neuem einzuholen, seine zärtliche Dankbarkeit noch einmal auszudrücken und endlich mit der seligsten Miene an ihrem Arm die Bahn entlang zu hüpfen.

Was war hier vorgegangen, was entschieden worden? Regine lauerte in athemloser Spannung; sie hörte die Thüren schließen, die vom Vestibül in Beider Räume führten. Keines kam zu ihr, Keines fragte nach ihr, und verwirrt, verlegt erhob sie sich nach einer langen Weile, um sich in ihr eigenes Zimmer zu begeben und bis auf besondere Einladung nicht wieder vor ihren Wirthen zu erscheinen.

Müthig hatte sie das Vorzimmer erreicht, als Graf Scipio ihr plötzlich gegenüberstand, nicht mehr im Morgenkleid und noch weniger in dem sprudelnden Natural der kürzlichen Gartenscene. Im Gesellschaftsanzug, leicht hin künstlertmässig zugestutzt, eine Purpurrose im Knopfloch, das Haar glatt gescheitelt, Crayon und Palette in der Hand, so trat er in bescheidenster, fast verzagter Weise heran und bat um die Gunst einer Sitzung für ein anzufertigendes Portrait.

Regine schwankte, von seiner eigenen Verwirrung verwirrt. Sollte sie in der letzten Stunde einen Fehlgriß thun? Dem spielenden Versucher mußte eine

Zumuthung verweigert, dem dilettirenden Herrn vom Haus konnte ein Wunsch nicht abgeschlagen werden, zumal nach dem anspruchslosen Folgesatz: „Ein erbetenes Andenken der Frau Chanoinesse.“

— Ein Andenken, also Scheiden! — durchzuckte es Reginen. Sie sagte zu. Der Künstler blickte dankbar. „Und unverweilt einen ersten Entwurf,“ drängte er. „Drüben im Atelier. Ein dunkler Anzug, ähnlich dem, in welchem man Ihnen zum ersten Male begegnete. Bitte, bitte, so und bald.“

Regine ging in ihr Zimmer. „Schlußprobe oder Abschied?“ fragte sie sich mit hämmerndem Herzen, während sie das Kleid anlegte, in dem sie aus der Heimat geschieden war. Zum ersten Male zagend stieg sie in den Malersaal der Alhambra hinab. Beleuchtung und Apparat waren bereits vorgerichtet, der Künstler wartete ihrer, sie nahm Platz ihm gegenüber nach seiner Anweisung.

Sein Gebaren wurde immer auffälliger; keine Spur des früheren Mentorbehagens. Ihm war nicht wohl in seiner Haut, oder spielte er, so spielte er als ein Stämper. Unruhig, zitternd, helle Angsttropfen auf der Stirn, ruckte und zuckte er hin und her, zupfte, drehte an Kleid und Geräth, that eiliche Striche, sprang auf, seufzte, rannnte durch das Zimmer, rieb sich die Stirn, fuhr mit den Händen durchs Haar, setzte sich wieder, mit den Blicken sein Modell verschlingend.

Dieser Blick von unten herauf, dem sie Stand halten sollte — die widerlichste Copie der widerlichsten Empfindung, so dächte ihr — ihr Blut begann zu wallen, die Macht des Zauberrings drohte sie zu verlassen. „Wollen Sie nicht fortfahren?“ fragte sie mit einer Anstrengung, unter welcher die fiebrische Röthe ihren Wangen entwich.

Der Künstler sah ihren sinkenden Muth, es durchzuckte ihn. „Die Blüte, die Purpurblüte!“ rief er mit jachem Feuer, stürzte zu ihr hinüber und riß die Rose von seiner Brust, um sie in ihrem Gürtel zu befestigen; rasche, kühle Athemzüge fächelten ihre Wangen; es überrieselte sie wie Grabeschauer; sie fühlte eine weiche, kalte Hand in der ihren, eine andere, die ausgreifend ihren Leib umspannte. „Unverschämter!“ schrie sie außer sich, stieß ihn von sich, daß er zu ihren Füßen niedertaumelte, und stürzte aus dem Zimmer.

Sie hätte nicht „correcter“ handeln können, wenn das Erlebnis eine letzte, höchste Sittenprobe gewesen war, aber sie hätte im Moment auch nicht anders handeln können, wenn sie gewußt, daß es die Werbung bedeuten sollte, die sie so lange mit heimlichem Grauen

ersehnt. Alles hätte sich ertragen lassen: eine Don Juanlaune, die Gut sogar einer ungetheilten Passion, nur nicht dieses läppische Phantasma eines Gefühls, das auch dem sprödesten Weibe eine Götterflamme scheint. Sie verschloß ihre Zimmerthür, athmete hoch auf und saß eine Weile im Behagen ihrer Ledigkeit halb betäubt.

Das Rollen eines Wagens rüttelte sie auf; sie wendete den Kopf nach dem Fenster und gewahrte den Grafen, der das Schloß verließ, ohne wie sonst einen Gruß, ohne nur einen Blick nach dem Brautgemache zu werfen.

O, der Doppelnatur in der Menschenbrust, des jähen Umschlags in dieses Mädchens Blut! Die Jungfrau war plötzlich wie von der Erde verschlungen, und die Urahnin stand in ihr aufgerichtet, mit vorwurfsvoller Geberde die Entartete bedräuend, die den Geist ihres Stammes einer Wallung untergeordnet. Ja, curios, sie predigte Moral, sie flüsterte schier gefühlvoll, die steife, ehrenfeste Ahne. Von Mitleid und Dankbarkeit wie einst die kleine Nähterin zwar nicht; selbstverständlich, aber zum ersten Male von Pflichten, nachdem sie so oft von Rechten geredet, von einer Aufgabe vor dem Erfolg; sie zeigte nicht nur den leuchtenden Gipfel, sondern auch den Weg, der zum Gipfel führt, und diesen Weg je mehr und mehr leise sich windend und Blumen besäet; zeigte, wie auf einem sicheren Grunde Gewöhnung zur Duldung, zur Freundschaft, zur unmerklichen, aber unwiderstehlichen Herrschaft hinüberleitet; wie, nicht Schwäche und Thorheit, aber jedes warme und großmüthige Gefühl zur Handhabe wird, um den Spul der Laune zu verschleichen und in gemeinsamen Ineinanderwirken den getrübbten Glanz, die verwirkte Würde zweier edlen Geschlechter wieder herzustellen. Und dieses Feld der Zukunft einer weiblichen Wallung geopfert! Oder vielleicht, je nach der Deutung, just durch diese Wallung leuchtig erobert? Noch durfte sie hoffen, noch hoffte sie. Als aber, nach Stunden, der alte Diener eintrat, mit ernsthafter Miene die angerichtete Tafel zu melden und den abwesenden Herrn wie die sich unwohl fühlende Dame des Hauses zu entschuldigen, da sah sie das Ende und eine wilde Reue durchtobte ihre Brust: sie hatte die Aton in der Hand gehabt und verspielt.

Der Tag schlich hin; keine Seele zeigte sich. Von unten herauf immer geschäftigeres Treiben, Schwanke und Gelächter der Vorfreude; im Thurmgemach lautlose Stille und im Herzen der Bewohnerin endlich Grabesruhe. Manche Andere an ihrer Stelle würde

ihr Spiel nicht also schnell verloren gegeben haben; ein Lächeln, ein Blick, ein schmeichlerisches Wort, ein leiser Kunstgriff von denen, womit Weiber locken und lenken, hätte sie sicherer, als sie gestanden, zu stellen vermocht. Aber wir würden das Bild der Letzten der Ahn schmähtlich verzeichnet haben, könnte die Beschauerin es nur annähernd mit einer jener zweifelhaften Existenzen verwechseln, die aus dunkeln Anfängen gleich dem ihren sich einen glänzenden Höheplatz erschwindelten. Nichts galt ihr jetzt noch, als mit Würde zu scheiden; ohne Zeichen der Demüthigung zu verlassen, was ihr ohne Zeichen des Begehrens entgegengetragen worden; ausziehen arm und bloß, wie sie eingetreten, aber ungebeugt, ihres Selbst bewußt.

Wie pries sie sich jetzt, daß sie der inneren und gelegentlich wohl auch der äußeren Anregung widerstand, das morgende Fest durch eine kleine Ueberraschung feiern zu helfen, daß sie kein Fingerglied zu seiner Verherrlichung gerührt. Lieber undankbar scheinen als enttäuscht, verschmäht.

Sie schloß kein Auge in der Nacht, packte ihre Sachen für die Abreise und kleidete sich in das dunkle Gewand der Demuth, das sie fortan wieder tragen sollte. Der Morgen brach an, heiß und golden, wie es Johannisstags Pflicht, aber selten seine Laune ist. Wie an jenem ersten Morgen mußten die Stunden hingebracht werden bis zu der zehnten, die zur Entscheidung bestimmt worden war und die sie sich unfreiwillig zum Abschied bestimmte; wie an jenem Mai-morgen stieg sie hinunter in den Garten.

In den herrschaftlichen Schloßräumen lag Alles noch schlummerstill, der Graf schien nicht zurückgekehrt; draußen aber regten sich schaffende Hände auf Schritt und Tritt.

Seit Jahren war sie am Johannismorgen ausgegangen, um, einer freundlichen Landesitte folgend, einen Kranz auf die Gräber der Eltern und ihrer Gönnerin niederzulegen. Sie hatte dann auf dem Wege die kleinen Häuser ihres Dasein, die kinderreichen insbesondere, zu Ehren des segenspendenden Täufers mit blauen Kränzen und Gewinden verziert gesehen. Auch heute stand Alles geschmückt für ein Kind, rosengekrönt das Haupt des Stiefers im Freundesthale — und ihr war wieder zu Muthe wie auf einem Kirchhofsweg.

Sie flüchtete nach den abgelegensten Theilen des Parks, in deren Dickicht die Zurüstungen sich nicht verbreiteten, folgte dem Laufe des Bächelchens, das mit allen anderen Kunstwassern der Schnafenburg

heute schon in Morgenfrühe seine Festrolle schäumte, und gelangte unvermerkt bis an den Steg neben der Grotte, in welcher ihre Hoffnungen aufgeschossen so stolz, so kühn, um heute so kümmerlich zu enden. Da stand sie am Ausgange der Laubarcade und lebte, ein bitteres Lächeln der Enttäuschung auf den Lippen, sich zurück in jenes Heimatsahnen, das sie nach der köstlichsten Rast ihres Lebens beim Erwachen beseligt hatte.

In diese Erinnerungen versunken, spürte sie plötzlich wie eine Regung, wie Athemzüge eines Schlummernden ihrem Ohre zugeweht; sie spähte in die Runde, und wie möchten wir ihre Empfindung beschreiben, als sie wenige Schritte von sich im Buschgeschlinge das über ihren Kämpfen fast vergessene Opfer ihrer wichtigen Luftschlöffer, das bitterste Hohnbild derselben, am Boden liegen sah. Er schlief; wilde Traumgestalten schienen ihn zu bedrängen, denn seine Lippen bebten und die Hand war krampfhaft in die entblößte Brust gekrallt. Das volle, wirre Haar, das bleiche, abgekehrte Gesicht, edler schön in seiner Verklümmung, so dünkte ihr, als einst in seiner Kraft, die weichen Hände ohne Arbeitsmal, welsch ein Vorwurf und welcher Reiz für die Beschauerin!

Was in ihr vorging in den wenigen Minuten da sie athemlos auf ihn herniederstarrte — sie, heimatloser denn je, auf ihren einzigen, verschmähten und dennoch treuen Freund; der heimliche Kampf ihrer Jugend, Verlangen und Abscheu, alle Widersprüche ihres Lebens nach einer flüchtigen Fata morgana des Glanzes noch einmal in eine Erscheinung zusammengepreßt — was in ihr vorging, zu klarer Bewußtheit mag es ihr nicht geworden sein. Sie schlich an den Schläfer heran und beugte sich über ihn. „Führe mich fort von hier, vergieb, ich will Dir folgen, ich liebe Dich doch!“ einen Augenblick hörte sie dieses Flüstern ihrer andern Natur, und es war noch nicht verklungen, als der Stundenschlag der Thurmglöcke vom Schlosse zu ihr herüber drang.

Mechanisch zählte sie Schlag um Schlag. Zehn! Die Zeit, in welcher sie allmorgendlich mit den Burghewohnern zusammengetroffen, die Zeit des Paltzes, der heute zum Abschluß kommen sollte. Wie den Ritter der Sage in den Zauberberg, also magnetisch zog es die Dame nach dem Herrenschlosse zurück. Mit dem letzten Glockenschlage hatte sie den Steg betreten, um, vorüber an der Grotte, im raschen Laufe der letzten Lockung in die Vergangenheit zu entfliehen.

Sehen wir sie auf diese Weise nach flüchtiger Umnebelung zu ihrer Wirklichkeit zurückgekehrt, schwankte

sie nicht, die Anstandspflicht des Abschieds auf Kosten der Erinnerung zu erfüllen, fühlte sie sich klarer, fester, unerschütterlicher denn je, so hat dahingegen der Traumbefangene, dem sie entwich, die Eindrücke dieses Morgens später niemals zu einer deutlichen Vorstellung zu ordnen vermocht.

Tagelang war er in der Gegend geirrt, die Geliebte suchend und doch scheu vermeidend, hatte in Bauernhütten spärliche Nahrung gesucht und die Nächte wieder, wie vor der Zeit seiner größtlichen Verirrung, auf den schilfumwachsenen Stufen des Belvedere lauschend durchwacht. Auch diese Nacht hatte er unverwendet von dort herüber nach dem Thurmgemach gespäht, das Licht in demselben erst bei Morgengrauen verlöschen sehen. Die lauten Stimmen von außen, eine lautere der Ahnung sprachen von der Entscheidung des anbrechenden Tages; sie trieben den Bethörten zu dem Entschlusse eines letzten, offenen Kampfes um sein Glück.

So raffte er sich auf und betrat das jenseitige Parkufer zum ersten Male, seitdem die grausame Schöne ihn von sich gewiesen; die Sonne stieg auf, zu seinen Füßen lag die Grotte, in welcher der Stern seiner Jugend untergegangen. Er wollte hinüber, wollte in das Schloß, Auge in Auge dem ihren. Hier aber erlöschten seine Erinnerungen; die Kraft scheint dem Erschöpften an dieser Stelle entwichen zu sein, er sah und hörte nichts mehr, fühlte nur verworren kommende und schwindende Alpgestalten seine Brust zusammenschnüren.

Plötzlich aber löst sich der Nebeldruck. Glockenläuten, Orgellang schlägt an sein Ohr, die Braut steht an seiner Seite vor dem Altar, ihr Hochzeitskleid streift seinen Leib, der Athem ihres „Ja“ fächelt an seine Stirn, er streckt die Arme aus, die Langerstrebte an sich zu reißen — der Träumer erwacht und die Braut ist verschwunden, Glockenläuten wie Orgellang verstummt.

Er springt in die Höhe und späht umher; sein Blick fällt hinüber in die Grotte, ein einziger Blick: das Bild aus dem Märchenbuche — die Schöne umfangen von dem — —

Aber es war ja nur Traum, ein Märchenbild, ein Alpdruck wie die früheren, denn als er in Wirklichkeit erwachte, lag er tief im jenseitigen Walde und die Sonne warf lange Abend Schatten.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Ein interessanter Prozeß.) Vor dem Civiltribunal der Seine spielt gegenwärtig ein Prozeß, der das gespannteste Interesse der Pariser Welt in Anspruch nimmt. Es handelt sich dabei um eine kleine, aber ausgezeichnet schöne Blindhündin, die sich auf der Hundausstellung befand und dort von einer Besucherin der Ausstellung als ihr schon längst verloren geglaubtes Eigenthum reklamirt wurde, während eine andere Dame, die das Kleinod der Ausstellung anvertraut hatte, Himmel und Hölle in Bewegung setzt, um diese Reklamation zurückzuweisen.

Madame Reinhardt, die Besitzerin der berühmten, von dem ehemaligen Baudevillisten Siraudin in der Rue de la Prie gegründeten Konditorei, ist eine leidenschaftliche Verehrerin des schönen Hundgeschlechts. Sie besitzt achtundzwanzig Hunde der verschiedensten Gattungen, die in eigenen Zimmern von eigenen Vertrauenspersonen gepflegt werden. Die schönste dieser vierbeinigen Dabälken war die kleine Ida, obenbesagte Blindhündin, die von allen Besuchern der Konditorei, welche Zutritt zu ihr erhielten, Huldigung und Bewunderung erntete. Besonders entzückt von ihr war eine Dame, Mademoiselle Fontaine, auch la Reine genannt, die zu den Celebritäten der Demimonde zählt und sich mehrmals alle Mühe gegeben hatte, Madame Reinhardt zu bewegen, ihr das Hündchen um jeden Preis zu verkaufen. Als die Besitzerin des reizenden Thieres durchaus darauf nicht einging, erreichte Mademoiselle Fontaine wenigstens die Vergünstigung, die kleine Ida einmal auf mehrere Tage mit nach Hause nehmen und sich an ihr erfreuen zu dürfen, worauf sie sie mit schwerem Herzen zurückgebracht hatte.

Aber siehe da, was geschah! Eines schönen Tages, es war im März 1864, verschwand das allerliebste Thierchen spurlos und obwohl seine trostlose Herrin Alles anbot, konnte sie dasselbe doch weder ausfindig machen noch wiedererlangen. Erst jetzt, auf der Hundausstellung, entdeckte sie den verlorenen Liebling wieder, wo derselbe als Mademoiselle Chiffon und als Eigenthum der Mlle. Fontaine figurirte. Sofort ließ sie durch den Huissier Beschlag auf das Thierchen legen. Mademoiselle Fontaine eilt in Begleitung eines hochgestellten Beschützers herbei, um diese Maßregel rückgängig zu machen, allein vergebens! Das Gesetz verkündet durch den Präsidenten, daß bis zur Entscheidung der Sache Fr. Ida oder Chiffon der Obhut eines beeidigten Thierarztes anvertraut wird.

Nun beginnt der Prozeß, der durch die witzigen, pikanten Plaidoyers der Advolaten Carraby und Clerly den Spruch Salomonis und die Sache des kleinen Mortara auf lange Zeit in Dunkel zu stellen droht.

Fräulein Fontaine la Reine hat eine Menge Zeugen vorgeführt, die über Mademoiselle Chiffons Geburt und früheste Jugend berichten; sie soll acht Monate jünger sein als Ida und

von höchst respektablen Eltern abstammen. Zunächst muß nun die Wissenschaft in Form von mehreren thierärztlichen Autoritäten das Alter und die Identität des streitigen Hundchens feststellen und dann wird die cause célèbre ihren weiteren Verlauf nehmen. Man glaubt jedoch allgemein, daß die Entscheidung zu Gunsten der Madame Reinhardt ausfallen werde, da man es der Demimonde-Schönheit wohl zutraut, daß sie Etwas, was sie nicht auf legale Weise zu erlangen vermochte, in klüßner Weise annectirt habe.

(Ein schlauer Ehemann.) Der ganze noble Faubourg St. Germain in Paris ist in Aufregung über ein kleines Abenteuer, welches, wie man sagt, Veranlassung zu einem höchst scanda- lösen Prozesse geben wird.

Die junge Gräfin B., welche vor wenigen Jahren den ziemlich plebejischen, aber reich vergoldeten Namen ihres Vaters gegen das alte vornehme Wappenschild der Grafen B. vertauschte, hatte bei dieser Gelegenheit einen jungen Gatten bekommen, den sie wirklich liebte, welcher aber trotz ihrer Jugend und Schönheit gleichgiltig gegen sie geblieben war. Vor kurzem wurde die Gräfin mitten in der Nacht durch irgend ein ungewöhnliches Geräusch aus dem Schlafe geschreckt und ging, zitternd vor Schrecken, an die Thür ihres Gemahls anzuklopfen, dessen Zimmer durch zwei Salons von dem ihrigen getrennt war. Sie pochte erst leise und, als sie keine Antwort erhält, immer lauter; allein der Herr Graf mußte wohl sehr fest schlafen, denn es ließ sich kein Herceinruf vernehmen; hierauf wagt die junge Frau den Schlüssel sachte umzudrehen, die Thüre aufzumachen und leise auf den Fußspitzen an das Bett ihres Mannes zu gehen, den sie bei dem zitternden Licht der Kerze, die sie in den Händen hielt, darin ausgestreckt und den Schlaf des Gerechten schlafen sah, während sein Gesicht nach der Mauer gelehrt war.

Sie ruft ihn einmal und noch einmal — keine Antwort! Nun streckt sie die Hand aus und berührt seine Stirn, dann stößt sie einen lauten Schrei des Entsetzens aus und fällt ohnmächtig auf das Parket nieder, indem sie ausruft: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Mein Mann ist todt, er ist ermordet!“

Bei diesem Geschrei und dem Fall, der großen Lärm verursachte, da einige Stühle mit ungerissen worden waren, eilt der Kammerdiener des Grafen herbei und ruft sofort auch die Kammerzofe der Gräfin. Nach ihren vereinten Bemühungen gelingt es, die Gräfin wieder zu sich zu bringen, worauf sich die ganze Sache aufklärte.

Der junge Graf war durchaus nicht ermordet, sondern er hatte nur einen nächtlichen Ausflug gemacht und, um alle Welt über diese häufig wiederkehrenden Escapaden zu täuschen, solgendes Auskunftsmittel ergriffen:

Er hatte nach seinem eigenen Gesicht eine täuschend ähnliche Wachsmaske modelliren lassen, diese gemalte Maske hatte Haare und Schnurrbart wie er selbst; dann hatte er sie mit einem Foulard umwickelt, wie der Herr Graf selbst gewöhnlich

sein Haupt zur Nacht coiffirte, und auf einer großen Gliederpuppe befestigt, die im Bett lag, so daß bisher alle Welt von dieser Gaukelei getäuscht worden war. Bei dieser Entdeckung wußte die junge Gräfin ihren Schmerz über so unwürdige Täuschung unter stolzer Würde zu verbergen, allein bei Anbruch des Tages, noch ehe der ungetreue Gatte heimkehrte, verließ sie geräuschlos das Hotel desselben und begab sich unter den Schutz ihrer Mutter.

Der Herr Graf war bei seiner Nachhausekunft nicht wenig überrascht; er eilte sofort zu seiner Schwiegermama, indem er hoffte, nach einer tüchtigen Reprimande die Verzeihung seiner Frau zu erlangen, aber die Thüren blieben unerbittlich vor ihm verschlossen. Er schrieb, doch seine Briefe wurden uneröffnet zurückgeschickt, und man kann sich seine Verzweiflung nun vorstellen, wenn man erfährt, daß man sich ins Ohr flüstert, seine nächtlichen Ausflüge haben mehr dem Spieltische als verliebten Abenteuern gegolten, er habe beträchtliche Verluste erlitten und wisse nicht, wie er dieselben decken solle, jetzt, wo seine Frau ihn sammt ihrem Vermögen verlassen habe.

Da es mit dem Bitten nicht geht, versucht er es mit Drohungen, spricht von einer Scheidungslage u. s. w.; allein die Schwiegermutter bleibt fest und will es auf den Prozeß ankommen lassen, ohne den daraus erfolgenden Scandal zu fürchten.

- r.

(Die Witwe Clicquot.) Die Hauptstübe des Handels mit Champagnerwein sind Rheims und Epernay, und dieser Handel hat einzelnen Häusern ein Vermögen gebracht, von dem man anderwärts keinen Begriff hat. Vielleicht — so erzählt B. Ham in seinem soeben erschienenen „Weinbuch“ (Leipzig, Weber) — vielleicht gibt es in der ganzen Welt nicht eine solche Straße von Palästen wie die Rue de commerce — unter dem Namen la Folie (die Tollheit) übrigens weit bekannter — in Epernay. Noch vor kurzem baute sich in derselben ein Weinbändler ein Häuschen, welches bloß 2 Millionen Franken kostete; und es scheint eine ordentliche Nebenbuhlerei in der Verwendung des Champagnerprofits auf prachtvollere Gebäude zu herrschen. Nicht weit von Epernay steht an der Straße nach Paris ein Schloß, auf dessen Thorweg die Inschrift prangt: Mater Filiae. Diese Mutter ist eine Dame von Welttruf; ihr Name ist hingedrungen, wo diejenigen der berühmtesten Frauen, welche je gelebt haben, völlig unbekannt sind; sie ist unermesslich reich, lebt aber nach wie vor in dem kleinen Hause zu Rheims, in welchem sie vor vielen Jahren ihr Geschäft begonnen hat. Und obgleich sie jetzt weit über 80 Jahre alt ist, so wird doch keine Cuvée (Mischung verschiedener Weine) gemacht ohne ihre Beurtheilung, und kein einigermaßen wichtiges Geschäft, das nicht durch ihre Hände geht. Das ist die Witwe Clicquot, deren Champagner der allgemeinen Meinung nach der beste in der Welt sein soll. Er ist nicht überall zu haben; die Witwe hat ihre bestimmten Kunden und verabsolgt mit strenger Consequenz an Niemanden anders eine Flasche. Doch macht sie Ausnah-

men; der Verfasser theilt aus eigenem Wissen eine Anekdote darüber mit. In Leipzig kam an der „Magnetentafel“ bei Dähne das Gespräch auf diese Eigenheit der berühmten Witwe; ein Anwesender, K. Sch. (Träger eines literarhistorischen Namens), ging die Wette ein, daß es ihm gelingen werde, die stolze Frau von ihrem Prinzip abzubringen. Zu dem Ende sandte er ihr eine große Schachtel der exquisitesten Leipziger Lerchen und hat zugleich um einen Korb Champagner gegen baar. Die Witwe schrieb höflich zurück, bedankte sich, bedauerte aber, den erhaltenen Auftrag nicht ausführen zu können, da ihre Geschäftsgrundsätze dies nicht erlaubten; dagegen machte sie sich ein Vergnügen daraus, dem artigen Bittsteller beifolgend sechs Flaschen Secot aus ihrem eignen Hauskeller als Gegengabe zu übersenden.

Gewiß können Andere ebenso gute Weine haben, und haben sie auch, wie die „Witwe“ („la Veuve“ heißt die ehrwürdige Dame vorzugsweise, und jeder Fecher kennt sie unter diesem Namen), denn es stehen ihnen dieselben Vortheile beim Einkauf der Trauben oder Weine bei den Producenten zu Gebote, während die Darstellung ihres Liqueurs kein Geheimniß ist und sie die Gärung ebenfalls nicht aus ihrem natürlichen Verlauf zu lenken vermag; das Haus Beuve Clicquot ist aber durchaus nicht bestrebt, seinen Wein in einem Jahre besser als im andern zu machen, sondern ihn im Gegentheil Jahr für Jahr völlig gleichmäßig und so genau als möglich in seiner altbekannten Eigenthümlichkeit herzustellen. Wären alle Jahrgänge dieselben, so wäre dies verhältnißmäßig leicht, aber öfters fallen sie so schlecht aus, daß in Keller von Ruf nicht eine einzige Traube kommen darf, und da nicht selten zwei, drei und mehr solcher Jahrgänge auf einander folgen, so ist dieses Haus wie jedes andere gezwungen, immer auf einen bestimmten Vorrath zu halten, so gut dies angeht. Dies kann nur durch Ankauf der besten Weine des ganzen Districts geschehen und in der Vorbereitung derselben für den eignen Brand. Das Haus Beuve Clicquot und ein paar andere machen nach einer guten Weinesele verschiedene Cuvées von 50,000 und 100,000 Dugend. Nach dem köstlichen Weinjahr 1861 waren die Keller der Witwe mehr gefüllt als je zuvor und erinnerten an die Quais der Londoner Docks mit ihren grandiosen Kässermassen. Was zur Leitung eines derartigen Geschäfts an Kapital, Kenntniß, Übung, Umsicht und Berechnung gehört, ist kaum zu ermessen. Es ist ein Zoll der Gerechtigkeit, zu bestätigen, daß das Haus Beuve Clicquot, obgleich es weder das Monopol der besten Trauben noch größere Kenntniß der Gärung und Weinbereitung besitzt, nur Champagner von erster Qualität und von keiner andern liefert; wer daher eine Flasche mit seiner ächten Marke vorgezeigt bekommt, kann überzeugt sein, daß er den feinsten Wein vor sich hat, den es giebt. Uebrigens preßt die Witwe auch ihre Trauben minder stark aus und verläuft die Trester, während andere Fabrikanten sie nochmals durchpressen und dann erst weggeben.

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Schnakenburg.

Novelle

von

C. v. François.

(Schluß.)

12.

Der Glückstag ging zur Rüste; die Mühe, welche seine Vorbereitung erheischte, war gelohnt, denn Jung und Alt blickte froh. Die Residenzler hatten ein ländliches, die Dörfler ein residenzliches Fest gefeiert, selber die todmüden Kinder fühlten sich mit Zauberschlag wieder aufgefrischt, seitdem die gute alte Dame jedem Händchen einen Bech und eine Tüte für den Heimweg dargereicht; singend, mit heiseren, verkleisterten Kehlen zogen sie unter des Lehrherrn Führung längs des Seeufers nach dem Dorfe zurück.

Der Festgeber hatte, nach einer feurigen Ansprache zur Fortsetzung derlei wehrhafter Uebungen, die Preise an den Schießständen ausgetheilt und nehmen wir von dieser heroischen Spannung seines Nervensystems Act, da bisher unser Freund von allen ritterlichen Künsten die des Zielschießens so wenig als des Waidwerks geliebt und selber den Knall eines Champagnerpflöpfes nicht ohne Zusammenschrecken vernehmen können. Heute aber sollten sogar Völlerschüsse nicht fehlen, sobald der große Augenblick gekommen, auf den ein geheimnißvolles Etwas der gesammten Anordnung deutete.

Die Wiese am Seeufer, der bisherige Tummelplatz der Volkfreude, leerte sich; man drängte auf dem Landwege, oder in bereitgehaltenen Booten dem jenseitigen Parte zu, um, nachdem Erleuchtung und Feuerwerk vorauscht, die nächtlichen Tanzplätze aufzusuchen. Auch die Frau Chanoinesse war zurückgefahren, da sie in dem vor der Burgterrasse aufgeschlagenen Zelte ihren am Abend erwarteten Standesgästen die Honneurs zu machen und für einen gewissen Moment auf ihrem Posten zu stehen hatte.

Nur der Graf mit dem vertrauten Diener weilte jenseit bis zum Abenddunkel und Fräulein von Uß saß allein in dem Belvedere, das an der Spitze der in eine Erdzunge verlaufenden, waldumsäumten Wiese wie aus dem See gewachsen scheint.

Unbeweglich wie ein Marmorbild hatte sie stundenlang hier auf den blauen Spiegel hinausgeschaut, dem Volkstreiben den Rücken lehrend, dem sie nach des Festordners Programm fern bleiben sollte, um erst, wenn die Gesellschaft sich vollzählig versammelt und auf dem Rasenplatz vor der Terrasse gruppiert, derselben in der verborgen gehaltenen bekränzten, bewimpelten, erleuchteten Gondel von dem Burgherrn zugeführt zu werden, und in dem Augenblicke, wo hinter ihr auf der Insel inmitten des Sees das Feuerwerk losbrannte, vor ihr das Schloß in rothigen Flammen erglühete, Pechpfannen und Holzstöcke sich lodern entzündeten, unter Völlerschütz und Posaunenschall das Ufer zu betreten.

So innerlich ihr diese Effectscene widerstand, seit gestern war sie sich klar, daß eine vierzigjährige Herrschaft

nicht in einem Tage gewechselt wird. Sie kannte den leifewindenden Weg und war durch die zehnte Morgenstunde für immer gegen rückstrebende Wallungen gefeit; die Streberin hatte Grund gefaßt!

Aber welch ein Gegenspiel, des schönen Mädchens steinkalte Ruhe zu des kleinen Krüppels fliegender Beweglichkeit! Ja, es gab eine Rolle in Kunst und Leben, in welcher der genialische Herr sich als Stümper erweisen sollte. Zwanzigmal im Laufe des Nachmittags war er in das stille Lusthaus am See und wieder hinaus in die Menschenwohle geschneelt; als ob die Tarantel ihn gestochen, trieb es ihn in die Runde. „Glück ohne Ruh!“ summte er in sich hinein, als er, seiner festgeberischen Obliegenheiten quitt, sich zum letzten Male dem dämmernden Ruhetempel näherte.

Indessen auch jetzt wollte es ihm nicht gelingen, weder in einem fließenden Erguß, noch in stummer Zweifeligkeit auszudauern; er räusperte sich und senkte erröthend die Augen, indem er der Schönen Bouquet und Diadem von duftenden Rosen zum Schmucke für ihre Festererscheinung überreichte, ohne wie in der gestrigen Probescene ledlich die Hand zur Nachhilfe auszustrecken. Er heftete einen Blumenstrauß an die eigne Brust, huschte hinaus, lauschte ringsum, kehrte zurück, senfte, zündete die Ampel an, um das Zwielflicht zu zerstreuen, das erotischen Stimmungen für so günstig gilt. Armer Amoroso, Graf Scipio!

Das Abendroth war verglüht, kein Mondenschein, und das einzeln am Himmel aufsteigende Sternenheer von einem leisen Nebelschleier überhaucht, das Dunkel demnach so früh und tief hereingebrochen, als es in einer Mittsommernacht erwartet werden darf. Unerklärbar, daß die Gondel noch zögerte! Der alte Mattner wurde nach der heimlichen Bucht gesandt, das Fahrzeug schleunigst zu entbieten. Eine Viertelstunde und länger konnte bis zu seiner Ankunft verschleichen. Eine Viertelstunde! Es giebt Lagen, in welchen sie uns eine Ewigkeit erscheint. Obwohl das Feuerwerk auf der Insel auch vorbereitet war, um rechtzeitig beim jenseitigen Signalschusse in die Höhe zu steigen? Ihm fehlte der Sendbote, er mußte sich in eigener Person überzeugen und sprang in den kleinen Rachen, der an den Stufen des Belvedere festgebunden lag. Wie manches Mal hatte unser Freund in sehnächtigen Anwandlungen, nur von stummen, weißen Schwänen begleitet, in dieser leichten Schale sich auf dem stillen Spiegel geschaukelt und unter Himmelsstriche geträumt, die, glücklicher als dieser, selber in einer Mittsommernacht, mit seiner Azurbläue harmoniren. Heute träumte er nicht.

Er stieß vom Ufer und Regine war noch ein Mal allein. Sie versuchte den Kranz in ihr Haar zu flechten, in dieses nachtschwarze Haar, das sich glänzend, gleich, aber nicht weich — wie der Sinn, wenn Sprichwörter wahr reden — über ihrem Scheitel krönte. Sie riß den Kranz wieder heraus und schleuderte ihn von sich; ihr graute vor Blumenschmuck und der Rosenduft hauchte sie an wie aus dem Sarge einer zur Schau gestellten Leiche. Im weißen Seidenschimmer, einen Goldreif über der Stirn: so war sie sich recht. Die Eiseskälte ihrer Wangen, ihrer Hände schreckte sie selbst; das Herz schien ihr still zu stehen, still, aber fest.

Die Thür nach der Landseite war geöffnet; ein Rauschen drang aus dem Uferschilf; sie horchte mit eingepreßtem Athem, sie spähte hinaus. Nein, nicht die Gondel, nicht der Rachen, ein Wasserhuhn vielleicht, ein Schwan, ein aufspringender Fisch. Alles wieder still. Woher denn die überrieselnden Schauer, so oft sie sich, seit es dämmerte, der Thür genähert? Ihr Blick strebte scheu nach dem Röhrichwinkel, aus welchem die Regung gerauscht; sie flog in das Haus zurück, schloß die Thür und öffnete die gegenüberliegende, die, von der Wiesenseite unerreichbar, unmittelbar auf die Landungsstufen führte.

Die Gondel zögerte noch immer. Daß sie doch endlich erschiene und der Beklemmung ein Ziel gesetzt sei! Sie stand und lauerte in wachsender Angst, es war wie ein Unheil, das sie vorausgewittert.

Gottlob! Da stößt der Rachen von der Insel ab, der Graf kehrt zurück, allein, wie er ausgesegelt. Schon hat er die Hälfte der Bahn zurückgelegt, als — unerklärlicher und unerklärt gebliebener Mißverstand! — als vom jenseitigen Ufer der Signalschuß erdröhnt. Im Nu erglänzt die Burg im Purpurschimmer, leuchten die Brände am Waldessaum, flackern die Pechspannen im Park, zwischen Raketen und Feuerkugeln der Insel in die Höh, Schuß auf Schuß, Fanfareneschmetter, tausendstimmiger Jubelruf — zu früh, zu früh!

Weh über dies Zufüh! Der einsame Segler ist in die Höhe geschreckt, das Ruder seiner Hand entglitten, er taumelt, der leichte Rachen schwankt, überschlägt sich — dahin nach entgegengesetzten Seiten treiben Mann und Gefährt! Und keine hilfereite Hand; alle Blicke geblendet vom jähen Glanz, alle Ohren berauscht vom aufprasselnden Jubel, das Unheil gedeckt durch die Inselbüsche. Regine allein ist seine Zeugin, vor ihren Augen versinkt ein Menschenleben, versinkt mit ihm der kaum gefaßte eigne Ankergrund, vor ihrem Auge allein!

Nein, nicht allein. Kaum daß ihr Nothschrei, ihr hilfeschender Blick in den Köhrichtwinkel gedrungen, als sie das Wasser in die Höhe spritzen und zwei starke Arme die Fluten theilen sieht. Sie ist auf die niederste Landungsstufe gestiegen und harret in unsäglicher Folter des zweifelhaften Erfolgs.

Der heimliche Retter hat den Unglücklichen erreicht, den seine letzten Kräfte verlassen, er hat ihn erfaßt, hält ihn auf seinen Armen, der starke Mann den schwachen, gleich einem Kind. Immer näher und näher ringt er sich heran, aber immer unsicherer, immer zögernder. Nur eines Mannes Länge, so dicht, daß sein stehender Aufblick, daß der Seufzer „Regine!“ Auge und Ohr der Starrenden erreicht, scheint seine Kraft erschöpft, der Arm vom Krampfe gelähmt; seine Bürde entgleitet ihm, beide treiben auseinander, ein Spiel der Wellen.

Und kein Baum, kein Pfahl, der einen Anhalt bietet, schwankes Rohr und Brombergeschlinge auf schlammigem Untergrund breit in das Wasser hineingepflanzt; nur von der schmalen Ummauerung am Landungsplatze kann eine rettende Hand hinüberreichen.

Regine versucht es, in die Tiefe zu steigen: das Ufer schießt ab, sie muß zurück; sie rüttelt am Treppengeländer, eine Handhabe loszureißen — kein Pfahl giebt nach. Jeder Augenblick heißt Tod. Sie löst ihre langflatternde Schärpe, schlingt eines ihrer Enden um das Geländer, das andere um ihren Arm und wagt den Sprung in die Tiefe. Bis an das Kinn schwellt das Wasser, allein sie hat Grund gefunden und die Arme weit vorgestreckt, vermag sie die ringenden Opfer zu erreichen.

Aber nur für eines langt ihre Kraft, für eines! Und die Hände, die Blicke zweier Hilfesehenden streben zu ihr empor. Welchem wird sie gewähren?

Schon hält der vordere, der starke, ihren Arm umklammert, da — sieht sie den zweiten, den schwachen, dicht hinter ihm versinken, und mit einem jachen Zuck — ein Schrei des Entsetzens schrillt an ihr Ohr! — mit einem jachen Zuck reißt sie sich los von der umstrickenden Hand, stößt sie von sich, reckt sich, streckt sich dem Bewußtlosen entgegen, faßt ihn, zieht ihn an sich, richtet ihn empor, schließt ihn in ihre Arme, trägt ihn zurück und legt ihn auf die Uferstufe. Noch schlägt der Puls, er lebt.

Wieder geht sie voran. Kaum eine halbe Minute ist versunken und der zweite — wohin? Fortgetrieben, versunken, Gott weiß! Nirgend eine Spur! Sie, sie, die ihn retten sollen, retten können, sie hat ihn fortgeschleudert, sie, sie ist seine Mörderin! Wer ermißt die

Hölle dieses Gedankenbliches? Kein Leben voll Glanz und Hoheit wiegt schwer genug gegen diesen einzigen Augenblick. Sie reißt das Band von ihrem Arm, der Fuß ist gehoben, vorgebeugt der Leib, eine Regung, und sie liegt neben ihrem Opfer in der Tiefe begraben.

Da starrt sie auf; ein Rascheln im Rohr, eine sich emporringende Gestalt — die seine, des Retters! Er scheint Grund zu finden, mit beiden Armen umspannt er ein dichtes Schilfgebüsch; er richtet sich in die Höhe, sie hört seinen arbeitenden Athem, immer dichter und dichter klettert er heran, jetzt steht er zu ihren Füßen, eine Handregung, und er ist gerettet. Sie neigt sich zu ihm nieder, breitet die Arme nach ihm aus — und nun ist er es, der sie von sich schleudert.

Die erlahmten Kräfte scheinen ihm wie durch ein Wunder zurückgekehrt; kaum einen Augenblick hält er an, dann mit einer festen Biegung hat er das Geländer erreicht, mit einer zweiten sich darüber hinweggeschwungen. Jetzt sieht sie ihn neben sich auf gleicher Stufe, Stirn gegen Stirn. Er schaudert zusammen, als hätte er seinem Dämon ins Auge geblickt, stürzt über den Körper seines Geretteten hinweg und durch das Lusthaus aus dem unseligen Bereich.

Einen Moment steht die Verurtheilte wie erstarrt, dann folgt sie ihm in dem wasserschweren, schleppenden Gewande mit schwankem Schritt. Er flieht, als wüßte er sich verfolgt, ohne Rückblick, mit leuchtender Brust; am Waldsaum der Wiese stürzt er zusammen.

Sie will ihm zu Hilfe eilen, aber sie kommt zu spät. Die Arme eines anderen Weibes halten ihn umfaßt; sein todtenbleiches Haupt ruht an einer Anderen Herzen. Eine zweite Gestalt erscheint mit dem Gefährt, das unfern auf der Straße geharrt. Er ist geborgen, er ist entführt. Regine geht langsam nach dem Lusthause zurück.

Der ohnmächtige Graf hatte zum ersten Male die Augen aufgeschlagen, als die Gondel landete. Man wendete an, was die Lage gestattete; bald waren die Sinne wiedergekehrt, die Fahrt wurde angetreten und zurückgelegt. Aber, o der kläglichen Ueberraschung! Rosenfeuer und Glühfunken verpufft. Die Dame im durchweichten Seidenglanz, der Herr in des alten Mattner Livree, wie hätte die bestürzt am Ufer harrende m'amie, ihrer Mutterrolle gemäß, beider Hände ergreifen, sie nach dem herrschaftlichen Zelte geleiten und Regina von Uh, Scipio von Schnakenburg als neuverlobtes Paar proclamiren können?

Auf Seitenwegen mußten sie nach dem Schlosse geführt werden, sich umkleiden, erwärmen, erholen, zu-

recht finden. Die verfehlte Freudenbotschaft verbreitete sich mit der Schreckenskunde zu gleicher Zeit; die Musik verstummte, die Gäste enteiften, die Lichter löschten aus. So trübselig endete zum zweiten Male auf der Schnakenburg das Glücksfest des Johannistages.

Aber — Er war gerettet! Und wenn die Freudenfeuer ausgegangen, unauslöschliche Dankesflammen entzündeten sich in den Herzen Reginen, der Retterin! Auf ihren Knien hätte die Matrone ihr fortan dienen, die Hände ihren Schritten unterbreiten mögen. Er aber, der mit prophetischem Blick ein neues Leben von dem Fündling der Grotte erwartet hatte und nun das alte Leben, dieses schöne, bunte, vielgeliebte Leben durch ihn erhalten sah, wie überschwänglich, wie unvergänglich zeigte sich sein Herzenslohn. In tausend Zungen wurde ihr Heldenthum erhoben, gepriesen nach dem Werthe des Sieges, weit über den der Gefahr; denn keiner ahnete ja das Opfer jener correctesten That, durch welche sie dem verlobten Herrn ihrer Zukunft die Pflicht der Treue bethätigt und ihre Herrschaft bedingungslos für alle Zeit begründet hatte.

Der dahingegen, welchen sie mit diesem Gnadenstoße — für ihre Erinnerung mindestens — dem Todtenreiche überantwortet, welcher in Wahrheit mit Aufopferung des seinigen dieses Herrenleben gerettet, den Verlorenen auf seinen Armen der helfenden Hand entgegen getragen, der rechte Held und Retter war verschwunden. Keiner hatte ihn gesehen, keiner erkannt, außer Eine, auf deren Lippen sein Name erstarb. Vergeblich wurden Boten nach allen Seiten ausgesendet, vergeblich geforscht in Stadt und Land. Der Gerettete erließ einen öffentlichen Dankesruf, verbreitete in herzbewegenden Worten die Bitte um eine Enthüllung, eine Begegnung, einen einzigen Händedruck — keiner nannte, keiner stellte sich.

Und auch, als im Verlauf, von der schweigenden Zeugin weder abgewiesen noch unterstützt, die Ahnung des Rechtes in dem dankbaren Herzen dämmerte, blieben die angestellten Erkundigungen ohne Erfolg. Gotthold Fromm und seine Schwester hatten längst die Residenz verlassen und niemand wußte, wohin sie sich gewendet. Die Sendschreiben, welche man wiederholt und dringend nach ihrem Heimatsstädtchen richtete, wurden nicht erwidert. Kein Zweifel: sie wollten ihre Spur nicht finden lassen, von den Gebietern der Schnakenburg nicht finden lassen. Zarte Rücksichtnahmen waren auferlegt; man mußte sich endlich zur Ruhe geben, und die getheilte Dankesflamme brannte zu einer einzigen, um so mächtigeren ineinander: Reginen der Retterin!

Noch in jener unglücklichen Johannismacht hatte sie die Burg verlassen, um in dem Stifte der Frau Chanoinesse die Zeit ihres Brautstandes hinzuzurufen und nach wenigen Wochen als Herrin in ihrem eigenen Dominium einzuziehen.

Die Weiden aber, denen der ehrlichste Stolz die Lippen versiegelte, ja, man würde ihre Spur haben finden können, und eine gute, herzbeglückende Spur. Jener „Faustschlag“, für welchen das Schicksal vor der planvollen Meisterrin den zutreffenden Arm in Bewegung gesetzt, oder jener „Gnadenstoß“, wie wir ihn mit buchstäblichem Rechte genannt, er hatte den Bedrohten nicht in den Tod, aber in ein neues Leben und in seine ursprünglichen Fugen zurückgeschleudert. Mit dem Blutstrom, nach jener verzweifelten Flucht seiner Brust entquellend, schien der Unhold entwichen, der seinen natürlichen Sinn verrückt. Es war eine schwere Krankheit für Seele und Leib, aber er genas unter treuer Pflegehand zu einem entwickelten Selbst und zu einer anderen Liebe als die, welche ihn bis dahin bethört, zu der Liebe, die Hütten baut auf Heimatsgrund. „Regina, Regentin!“ lautete die Parole in dem Herrenschloß; „Marie, das heißt Weib, das heißt geliebt werden und lieben,“ der Segensspruch des Meisterhauses.

Und so wären wir, die wir im Geleite zweier dienstsuchenden Helbinnen ausgezogen, mit einer Doppelhochzeit am Schlusse unserer Maienfahrt angelangt. Wenig romantisch dieser Schluß vielleicht, doch der Wahrheit, wie der Natur getreu, hoffen wir, und der fürsprechenden Gerechtigkeit nicht minder. Jeder fand ungefähr, was er gebraucht, und wo es ein Dämpfer war, die Zuchtruthe — wenn auch vergoldet — wie sich gebührt.

An dem Tage, an welchem unser zweites Paar heil und froh seinen bescheidenen Herd gegründet, wurde die junge Gräfin Schnakenburg, von ihrer Hochzeitsreise heimgelehrt, den königlichen Majestäten vorgestellt und allseitig der natürliche Anstand bewundert, mit welchem sie das Unnatürliche — nicht bloß ihre Schleppe — zu tragen wußte. Wohl hatte man ihren dunkeln Ausschluß aufgespürt, aber man vergaß ihn, weil sie ihn selber vergessen zu haben schien und durch keinen Rückblick, durch keinen Rückfall daran erinnerte, daß sie zu ihrer gesellschaftlichen Höhe, sei es als ein heimlich empfundenes Correctiv, sei es durch ein Launenspiel erhoben worden.

„Die Tochter setzt das Geschäft des Vaters fort,

nur den Artikel hat sie gewechselt: Er hütete ein Thor, sie hütet einen Thoren,“ mit diesem Calembourg aus hohem Munde trug man sich in der Residenz, bis der Name des schnalischen Grafen Titeln und Würden des Grafen Schnakenburg gebührentlich zu weichen begann.

In dieser allseitigen Entwicklung finden wir nur Eine, unsere alte, gütige Freundin m'amie, die seit jener ahnungsvollen Maiennacht nimmer wieder zu frischem Leben aufgeblüht. Die uncorrecte Welt, die sie mit ihrem leidigen Naturfehler herausbeschworen, siechte dahin und sie ihr nach. „Ich schicke dir einen Engel, mein Scipio!“ hauchte sie mit brechendem Auge ihrem fassunglosen Lieblichen zu. Ihr letztes Wort und ihre letzte — Lüge; denn der Engel ist ferngeblieben, so aufrichtig sich unser Freund seines Erscheinens getröstet und so inniglich er sich seit diesem herbsten Verluste nach einem zweiten, kindlichen Herzen sehnt; nicht etwa, wie der Spötter beargwöhnen mag, um pädagogische Scenen aufzuführen; nein, nein, aus tiefstem Vatergrunde sehnt. Er schaut in jedes Kinderauge, er streichelt jede Kinderhand, seine Taschen sind mit Zuckerbrot für seine Herzblätter angefüllt. „Gutmann, der Kinderfreund“ heißt heute der schnalische Graf in Stadt und Land.

Es war an einem Spätnachmittage des verwichenen Sommers, als das unerlebte Schauspiel eines vier-spännigen Reisewagens vor dem Thore, das einst Vater Finnuh bewacht, nicht bloß die Jugend unseres Heimatsstädtchens in lebhafte Bewegung setzte. Die Reisenden waren ausgestiegen, um in die nahe Kirchhofspforte einzutreten. Sie weilten ein Vaterunser lang vor dem Marmordenkmale, das über den Hügeln Reginalds und Christinens von Uh jüngst errichtet worden, vor einem ähnlichen, das einen stolzen Gönnernamen trug, dann schritten sie langsam zurück: die Dame in ihrer völligen Schöne einem goldenen Juniustage zu vergleichen, von keinem Mangel oder Makel sichtbarlich bedrückt; an ihrem Arme der verkrüppelte Zwerg im schlichten Reisekleide, ohne den Lockenscheitel seines Einst.

Der begleitende Diener beschied den Wagen zur Weiterfahrt nach dem entgegengesetzten Thor; das Paar bog zu Fuße in die Vorstadtstraße ein, die Dame erst nach kurzem innerlichen Kampfe. Ob ihr, wie es fast schien, die Begegnung der hochfeurigen Frau, die mit untergestemten Armen und lungenkräftigen Schlagworten das Fuhrwerk musterte, ihr nicht wünschenswerth war, ob eine heimliche Lockung sie zog? Wir wissen es nicht. Stumm, als eine Fremde, sonder Gruß noch Gegengruß ging sie durch die Gassen. Noch ruhte ihr

Blick gedankenvoll auf einem ragenden weißen Siebel, als der ihres Begleiters durch ein frohlebendiges Bild gefesselt ward.

Da liegt ein Häuschen, bis unter den Dachfirst von einem fruchtreichen Birnenbaum überkleidet, die Thür einer Werkstatt ist nach der Straße geöffnet, ein heiteres Abendgold breitet sich über ihre Scene. Vor der Thür auf der Steinbank sitzt ein mißgestaltetes Wesen, in welchem wir das Lahmeichen wiedererkennen, wiewgleich seine Wangen sich gefärbt haben und es unter hellem Lachen dem Dirnchen auf seinem Schoße die ersten Nabeln regieren lehrt; ihr gegenüber aber auf der anderen Seite steht eine behäbige junge Frau, die eine Wiege mit Firniß überstreicht und das darin untergebrachte Wickelkind gleichzeitig mit dem Fuße zur Ruhe schaufelt; ein paar pausbäckige Buben spielen in der Werkstatt mit selbstgeschaffenen Zeug; die Schar hantirender Gehilfen bekundet einen reichlichen Verkehr, der Raum ist gefüllt mit einfachem wie kunstvollem Geräth, im Hintergrunde steht, halbfertig, ein Sarg; und um dieses Bild eines Menschenlebens vom Eingang zum Ausgang abzurunden, sehen wir in seiner Mitte den Meister, einen kräftigen Mann, in emsiger Freundigkeit sich über die Schnitzbank niederbeugen.

Zu diesem Manne, kaum daß er ihn wahrgenommen, fliegt Scipio von Schnakenburg mit dem ausfordernden Feuer seiner vergangenen Zeit heran, umhastet ihn, drückt seine Hände, nennt ihn unter strömenden Thränen seinen Retter, seinen Freund. Gräfin Regine steht ihm gegenüber unter der Thür; sie erblickt, sie schlägt die Augen nieder — er nicht; sie findet kein einziges, armes Wort, mit heiterer Ruhe erwidert er Gruß um Gruß.

Die Kinder in rasch erkannter Kameradschaft drängen sich um den kleinen Herrn; er herzt sie, leert seine Taschen für sie, tanzt einen Ringelrund, jubelt wett mit ihnen, selber ein Kind. „Eins, zwei, drei, vier! wie die Orgelpfeifen, Zwillinge wohl gar!“ ruft er, nachdem er Athem geschöpft. „Und ich — keines!“ setzt er nach einer wehmüthigen Pause hinzu, indem er des Mannes beide Hände ergreift. „Geben Sie mir eines, mein Meister, einen Knaben, den ältesten, oder diesen da — den, gleichviel, aber einen, einen, Freund! Ich will ihn erziehen und hegen, er soll meinen Namen tragen, soll mein Sohn und Erbe sein.“

„Vater!“ rief die Frau in Seelenangst, indem sie die Kleinen eines nach dem andern in die Arme schloß, wie eine Henne, die ihre Brut unter ihren Flügeln sammelt.

Der Vater lächelte ihr beruhigend zu, erhob sie vom Boden und dankte, ihre Hand in der seinen, mit bescheidener Würde.

„Man soll eines Kindes Wiege nicht verrücken, die Natur möchte sich rächen,“ sagte er. „Gott segne Ihr warmes Herz, Herr Graf; aber lassen Sie diese da gedeihen, wo ihre Eltern gediehen sind, bis sie selber die Bahn zu ihrem Glück erkannt.“

So schieden sie. Gotthold Fromm hielt sein weinendes Weib lange und fest an seiner Brust, während Graf und Gräfin Schnakenburg schweigend dem glänzenden Behiel nachschritten, das sie dieser Friedensscene rasch entführen sollte.

F e u i l l e t o n .

(Wer zuletzt lacht, lacht am besten.) Vor einigen Jahren langten eines Tages mit dem von Dover kommenden Paketboote zwei Engländer in Calais an. Sie stiegen in einem Hotel zweiten Ranges ab, welches einem gewissen Dulong gehörte. Hier verlangten sie die besten Zimmer, verzehrten viel Geld und ließen sich die Erzeugnisse der ziemlich armseligen Küche und die getauften Weine trefflich schmecken. Von Tag zu Tage glaubte Dulong, daß seine Gäste ausbrechen und ihre Reise nach Paris fortsetzen würden, denn es ließ sich wohl kaum annehmen, daß sie nur nach Calais gekommen seien, bloß um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Weit entfernt aber, sich wieder auf den Weg zu machen, trafen die Fremden nicht einmal Anstalten, das wenige Sehenswerthe der Stadt zu beschauen, denn außer einigen Ausflügen in die Umgegend verließen sie nur selten das Haus, wo sie die Zeit mit Essen, Trinken und Nichtsthun hinbrachten.

„Das sind jedenfalls entweder Spione oder Landstreicher oder Narren,“ sprach der Wirth bei sich selbst; „was kümmert es mich aber, bezahlen sie doch ordentlich.“

Als er nun so eines Abends mit seinem Nachbar und Verwandten, dem Krämer, bei einer Flasche Wein saß, zerbrach er sich in Gemeinschaft mit diesem wie gewöhnlich den Kopf über seine Gäste.

„Es sind doch wohl Spione,“ meinte der Nachbar, „der eine schießt gewaltig.“

„Ei, man kann auch schießen, ohne grade ein Kundschafter zu sein,“ meinte Dulong weise, „ich halte sie eher für ein Paar entsprungene Schelme, denn sie studiren immer die Anzeigen in den Zeitungen sehr genau durch.“

Sein Vetter erzählte ihm aber, daß alle Engländer wenigstens den achten Theil ihres Lebens mit Zeitunglesen hinbrächten, und so kamen die Sprechenden dahin überein, daß die Fremden, wenn sie keine Spione oder Vagabunden wären,

nichts Anderes als Narren sein könnten; man ließ also die Sache auf sich beruhen. Nach einigen Wochen trat der eine der Gäste, ein ältlicher Mann, zu dem Wirth in dessen Wohnzimmer.

„Herr Wirth,“ begann er, „Ihr Haus gefällt uns, und wenn Sie sich nur ein wenig in unsere Grillen fügen wollen, werden wir noch lange hier bleiben und unser Geld bei Ihnen verzehren.“

„Die Herren haben nur zu befehlen,“ versetzte Dulong, „ein Gastwirth ist ein geborener Sklave der Grillen sämmtlicher Welttheile.“

„Auf ihrem Schilde,“ fuhr der Fremde fort, „prangt allerdings ein mächtiger Elephant, aber Ihr Haus ist dernoeh nur ein Bologneserhündchen unter den Gasthöfen, es befinden sich kaum drei leidliche Zimmer darin, und zum Unglück geben die sämmtlich nach der Straße hinaus. Wir aber lieben vor Allem die Ruhe, wir lieben die Ruhe, wir wollen schlafen, der Nachtwächter schreit jedoch unaufhörlich und das Wagengerassel nimmt kein Ende. Sie müssen einsehen, Herr Wirth, daß das unserer Gesundheit schadet und unsere Geduld erschöpft.“

Der Wirth zuckte mit den Achseln. „Wie soll ich dem aber abhelfen?“ meinte er.

„Auf die leichteste Weise,“ erwiderte der Unbekannte, „wenn Sie nur einige Kosten nicht scheuen, von denen wir indessen noch obendrein die Hälfte tragen wollen, ohne bei unserer Abreise irgend welchen Ersatz zu verlangen.“

Der Wirth ergoß sich nunmehr in Versicherungen, er werde alles Mögliche thun, um so werthen Gästen gefällig zu sein.

„Sie haben hinter Ihrem Hause einen kleinen Garten,“ fuhr der Engländer fort, „obgleich Sie kein besonderer Liebhaber der Gärtnerei scheinen, denn außer einem Beet mit Suppenkraut sah ich dort keinen angebauten Fleck. Die alte Gartenmauer ist trotz ihrer Dicke nahe daran, einzustürzen. Lassen Sie dort ein kleines Gebäude aufführen, eine Art von Lusthaus, und wenn es auch nur einige Zimmer enthielte, die alte Mauer kann ja als Stütze dienen. Da uns, wie schon gesagt, viel daran gelegen ist, eine ruhige Wohnung zu bekommen, würden wir gern die Hälfte der Kosten tragen, bei unserer Abreise bliebe Ihnen das Gebäude und Sie könnten einige Gäste mehr logiren. Wollen Sie aber auf den Vorschlag nicht eingehen, so verlassen wir in einigen Tagen Ihre Wohnung.“

Der Wirth machte nicht die geringste Einwendung, dachte aber in seinem Sinn: „wir Beide, der Vetter Krämer und ich, hatten doch recht, als wir die Fremden für Narren hielten.“ Er schickte sofort nach einem Maurer, der Garten ward gereinigt und die Engländer gaben an, wo und wie sie den Bau aufgeführt haben wollten. Steine und Balken wurden auf der Stelle herbeigeschafft, die Wände schnell aufgeführt, die Gartenmauer bildete die vierte; die Zimmer wurden in aller Eile tapezirt, die Fremden waren nun zufrieden und zogen sofort in das neue Logis, ohne die Feuchtigkeit zu scheuen — der Wirth lachte sich aber ins Häuschen. So verfloßen zwei Monate zu allseitiger Befriedigung; die Söhne Albions bezahlten stets pünktlich

in blankem, guten Golde, trotzdem der Wein des Gastwirthes jeden Tag schlechter wurde. Sie schienen sich nach und nach daran zu gewöhnen, denn sie sagten nie ein tadelndes Wort darüber; sie verließen nach wie vor nur äußerst selten ihre Wohnung, wo sie wie früher die Zeit mit Essen, Trinken und Zeitungslesen verbrachten. Das Einzige, was den Wirth zum goldenen Elephanten in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß er bei seinen wunderlichen Gästen, hatten diese gleich das neue Gebäude aufführen lassen, um ruhig schlafen zu können, dennoch jetzt während der Nacht Licht bemerkte. Er kam urplötzlich auf den Gedanken, daß es Falschmünzer sein könnten, beruhigte sich jedoch wieder darüber, da alles Geld, welches sie ausgaben, durch seine Hände ging und sie ihm stets nur schöne, ächte Goldstücke hinzählten. Er kam also gleich seinem Better, dem Krämer, bald wieder zu der vorigen Meinung zurück und hielt seine Engländer nach wie vor für ein Paar ausgemachte Narren und Sonderlinge.

Mittlerweile rückte der Herbst heran; da sah er sie eines Tages hinaussehendern, die Jagdflinten und Jagdtaschen umgehängt; sie sagten ihm, sie wollten zu einem Bekannten in der Umgegend auf die Schnepfenjagd gehen und erst in drei bis vier Tagen zurückkehren. Die drei Tage vergingen, ein vierter dazu, die Fremden ließen sich nicht wieder sehen. Am fünften Tage begann Dulong den Kopf zu schütteln, am sechsten that sein Herr Better dasselbe, am siebenten wurde dies seltsame Verschwinden der Polizei angezeigt und am achten die verlassene Wohnung mit bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen gefeierten Höflichkeit aufgebroschen. Man fand weiter gar nichts Verdächtiges für den ersten Augenblick, als auf dem Kaminsims ein Billet folgenden Inhalts:

„Geehrter Herr Wirth! Wenn Sie nur einigermaßen in der Geschichte Ihres theuren Vaterlandes bewandert sind, so müssen Sie wissen, daß die Engländer während eines Zeitraumes von zweihundert und zehn Jahren Calais in Besitz hatten und daß sie endlich im Jahre 1558 durch den Herzog von Guise daraus vertrieben wurden, welcher ebenso mit ihnen verfuhr, wie Eduard der Dritte seinerzeit mit den Franzosen, das heißt, er jagte sie aus der Stadt und nahm ihr ganzes Besitztum in Beschlag.

„Vor einiger Zeit waren wir aber so glücklich, in einer Kiste unter alten Pergamenten eine Urkunde aufzufinden, aus der hervorging, daß einer unserer Vorfahren vormals zu Calais ein großes Haus besaß, an einer Stelle, wo jetzt drei Häuser stehen, wovon das Ihrige eines derselben ist. Als unser Vorfahr genöthigt war, zu flüchten, wobei er nichts von seiner Habe mitnehmen durfte, ver barg er reiche Schätze an Gold und Kleinodien in einer dicken Mauer, die genau beschrieben wurde und welche keine andere als Ihre Gartenmauer war. Unter den Papieren fanden wir auch eine umständliche Beschreibung des Orts, wo er den Schatz aufbewahrt hatte, den schon mehrere unserer Vorfäter zu heben versucht, ohne daß sie jedoch Erfolg bei ihren Bemühungen gehabt hatten.

„Wir begaben uns also nach Calais, um den Versuch we-

nigstens zu wagen, und fanden glücklicher Weise an der für uns so interessanten Stelle ein Wirthshaus. Wir quartirten uns dort ein und sannem darüber nach, wie wir zu dem Besitz unseres rechtmäßigen Erbtheils gelangen könnten, ohne die Neugierde zu machen. Wie wir es endlich anstellten, ist Ihnen bekannt. Das große Loch in der Mauer hinter unserem Kleiderschrank und die leere eiserne Kiste mögen Ihnen beweisen, daß wir unseren Zweck erreicht haben. Anbei eine kleine Summe, um die Kosten der letzten Tage zu berichtigen und das Loch in der Mauer ausbessern zu lassen. Wir haben somit Alles bezahlt. Forschen Sie nicht nach uns, es wäre vergeblich, denn wir waren unter erborgten Namen in Calais. Leben Sie wohl!“

Der Wirth vom goldenen Elephanten stand mit weitgeöffnetem Munde da; sein Herr Better, der Krämer, erschien ebenfalls. Beide starrten nunmehr bald das Loch in der Mauer, bald die leere Kiste, bald sich selber an, und kamen endlich dahin überein, daß die beiden geheimnißvollen Gäste doch am Ende keine so großen Narren gewesen seien.

(Ein unheimlicher Miether.) In Paris saß kürzlich des Morgens ein Portier oder vielmehr Concierge, wie sie jetzt genannt sein wollen, in seiner Loge und las in aller Gemüthsruhe die Zeitungen, die eben für den Hausherrn abgegeben worden waren, denn er mußte doch nothwendigerweise die Tagesneuigkeiten noch früher als „Monsieur“ erfahren. In diesem Augenblick kam ein Herr die Treppe herunter, öffnete die Thür der Loge und rief dem Portier zu:

„Ich gehe aus; wenn Jemand nach mir fragt, so sagen Sie, daß ich erst um Mitternacht zurückkomme.“

Mit diesen Worten verließ er das Haus; der Portier war außer sich vor Erstaunen, es war das erste Mal, daß ihm dieses Gesicht vorkam. Der Unbekannte war sehr blaß und trug einen gelben Schlips. Dem sonst so schlauen Portier stand der Verstand still. Er erwartete die Mitternachtsstunde mit Ungeduld, allein der blasse Fremde kam nicht zurück; der Portier war nun überzeugt, er habe ihn foppen wollen.

Aber am anderen Morgen wurde wieder aus Fenster geklopft, der Unbekannte erschien wie am Tage vorher und sagte, daß er erst um Mitternacht zurückkommen werde. Dem Portier wurde diesmal wirklich unheimlich zu Muth. Die Mitternachtsstunde kam, aber er begab sich nicht zur Ruhe; er erwartete in höchster Spannung den Mann mit dem gelben Schlips; er glaubte, gestern vielleicht im Schlafe die Hausthüre geöffnet zu haben, aber der Blasse erschien wieder nicht. Erst gegen Morgen schloß der Portier, von Müdigkeit überwältigt, ein. Ein starkes Klopfen am Fenster weckte ihn aus seinem unruhigen Schlummer. Das blasse Gesicht mit den stehenden schwarzen Augen und dem dunklen Bart stierte ihn an.

„Hier ist mein Schlüssel,“ sagte die Erscheinung; „wenn heute eine Dame kommt und nach mir fragt, so händigen Sie ihr denselben ein. Um Mitternacht komme ich zurück.“

„Aber Monsieur, Monsieur!“ stammelte der Portier. Das Entsetzen schnürte ihm die Kehle zu, er vermochte nichts weiter zu sagen. Die Erscheinung war verschwunden.

Es kam keine Dame, den Schlüssel zu fordern, den der Portier um keinen Preis der Welt berührt haben würde. Auch die Mitternachtsstunde führte den geheimnißvollen Miethmann nicht zurück. Am anderen Morgen lag der arme Portier an Fieber und gänzlicher Appetitlosigkeit krank darnieder.

Der Mann hatte seit dreißig Jahren das Amt des Cerberus versehen, aber es war ihm in dieser ganzen Praxis noch nicht vorgekommen, daß ein Miether jeden Morgen ausging und des Abends nicht wieder heimkam. Als es neun Uhr schlug, sah er im Geiste die Erscheinung kommen; er schloß die Augen, aber er vergaß, sich die Ohren zu verstopfen.

„Hier ist mein Schlüssel,“ sprach der Blasse, „diesen Abend um elf Uhr gehen Sie auf mein Zimmer und machen Feuer oder lassen dies Jemanden besorgen; um zwölf Uhr komme ich zurück.“

Der Portier sank auf sein Bett zurück und verlor beinahe das Bewußtsein. Die Erscheinung hatte ihm dieses Mal zwei Schlüssel zurückgelassen. Nach elf Uhr waren alle Hausbewohner wieder da, nur der Unbekannte nicht. Gehorchen mußte er, das fühlte er, er nahm also die beiden Schlüssel und stieg die Treppe hinauf. Aber in welches Stockwerk sollte er steigen? Welche Thür sollte er aufschließen? Er versuchte die Schlüssel an allen Thüren, sie paßten zu keinem Schlosse. „Ich wußte es wohl,“ sprach er mit bitterem Lächeln für sich. Als er sich umdrehte, stand er vor dem geheimnißvollen Fremden mit dem gelben Schlips. Das Gespenst, welches sonst ganz schwarz geleidet war, sah ihn mit finsternen Blicken an, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Warum versuchst du die Thüren mit falschen Schlüsseln zu öffnen? Du bist mir unwiderrüßlich verfallen.“

Der Portier sank bewußtlos zu Boden. Als er wieder zur Besinnung kam, lag er in seinem Bette; er wunderte sich, daß er nicht im Gefängniß saß. Der Blasse aber erschien nicht wieder und der Portier hat jetzt Ruhe, aber das Gespenst hat ihm stark das Gewissen geübert und der sonst so aufgeblasene Mann ist seit dem Spul sehr melancholisch geworden. Die übrigen Hausbewohner wußten sich die schauerliche Geschichte sehr bald in sehr natürlicher Weise zu erklären.

Der Director eines Boulevardtheaters hatte kürzlich eine Wohnung in dem unmittelbar an das Theater stoßenden Hause gemiethet, um mit Bewilligung des Hausherrn eine Scheidewand durchbrechen zu lassen und dadurch das Directionsbureau zu erweitern. Die Verbindung zwischen den beiden Häusern wurde ohne Wissen des Portiers hergestellt und ein Freund des Directors, ein geschätzter Theaterdichter, kam auf den Gedanken, die neue Wohnung im Nachbarhause durch einen Schwank einzuweihen. Er ging einige Mal zum Hause hinaus und kehrte durch das Theatergebäude wieder zurück. Der Portier will jedoch an diese natürliche Lösung nicht glauben und beharrt dabei, daß er es mit einem spulenden Geiste oder dem leibhaftigen Satan selber zu thun gehabt habe.

—r.

(Ueber die Beschäftigungen der Schauspieler im alten Rom.) Außer auf dem Theater selbst hatten die Schauspieler im alten Rom auch noch die Verpflichtung, die Leute daheim zu amüsiren, und sie wurden bei größeren Festlichkeiten der Patrizier gemietet, um die Gäste während der Mahlzeit zu bedienen und zu unterhalten.

Das Tranchiren der Speisen, welches heutzutage entweder in einem Nebenzimmer, oder wenn auch im Speisesaale selbst, doch immer nur als eine den Augen der Gäste so viel als möglich entzogene Nebensache abgemacht zu werden pflegt, gehörte damals mit zu den Hauptergötzlichkeiten der Tafel. So trug der eine jener Vorschneidkünstler das gesottene Kalb, welches er zu tranchiren hatte, nicht in einer gewöhnlichen Schüssel, sondern in einer Art Helm auf, und stellte dabei den über ihm verweigerte Waffenträger des Achilles in Raserei gerathenen Ajax dar, um, wie dieser, der nach Sophokles gegen die Schafe wüthet, die er in seinem Wahnsinn für Ulysses und Agamemnon hält, in gleicher Weise das für die Gäste bestimmte Kalb zu massacriren, worauf er die abgeschnittenen Stücke an der Degenspitze jedem der Anwesenden präsentirte.

Ueberhaupt pflegte jeder neue Gang mit einer Art feierlicher Prozesston eröffnet zu werden, indem der Koch oder der Vorschneider, von Flötenbläsern begleitet, in einem dem Charakter des aufzutragenden Gerichts entsprechenden pantomimischen Tanz und dazugehörigen Costüm der Schüssel voranstolzte, um die auf den Triclinien gelagerten Gäste schon zum Voraus auf die Dinge, die da kommen sollten, aufmerksam zu machen. Ja, der Act des Servirens gestaltete sich bisweilen zu einer förmlichen Jagdscene. So wurde das eine Mal ein gebratener Eber, das nationale Lieblingsgericht der Römer, das bei keinem Mahle fehlen durfte, in folgender Weise servirt. Ringsum wurden Fächer oder eine Art von Coulissen mit darauf gemalten Nezen und aussonernden Jägern aufgestellt und zu gleicher Zeit große Hunde losgelassen, die zu nicht geringem Schrecken der nicht vorbereiteten Gäste auf die Triclinien losstürzten und heftig bellten. Hierauf erschien das Thier selbst. Ein als Jäger costumirter Schauspieler erwartete es mit einem gewaltigen Waidmesser und wie er ihm mit kühner, geschickter Hand den Bauch aufschlitzte, kamen gebratene Krametsvögel heraus, die mit Garnen aufgefassen und in diesen den Gästen herumgereicht wurden.

Nach der Mahlzeit mußten die Schauspieler und Hausclaven den Gästen vortanzen und musiziren, und schien der Augenblick gekommen, wo Einzelne zu gähnen begannen und die allgemeine Heiterkeit nicht mehr so recht lebhaft war, so klatschte der Hausherr oder die Hausfrau in die Hände, die Tänzer drehten sich in langsamen Kreisen, stimmten schaurige Gesänge an und ein großes Knochenselet, oft auch von Silber nachgeahmt, erschien in dem Saale, indem es ganz allein vorwärts zu schreiten schien. War es durch alle Zimmer marschirt, so stieg es auf eine erhöhte Estrade und dort führte es allerlei Stellungen und groteske Tänze auf mit Hilfe einer kleinen Kette, welche die Glieder verband und von innen durch eine unsichtbare Hand regiert wurde. Hatte das ein Weilschen gedauert, so trat ein Herold vor und rief mit lauter Stimme: „So werden wir einst Alle sein, wenn wir das dunkle Ufer überschritten haben; darum seien wir heiter und guter Dinge, so lange wir noch können!“

Hierauf verließ das Selet wieder den Saal unter allgemeinem Gelächter und Gewusel, worauf die frohe Stimmung wieder höher und höher stieg.

—r.

Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

In der Knospe.

Novelle

von

Bernd von Busch.

1.

Die Nacht war im Scheiden. Noch stand der Mond hoch am Himmel, aber sein Licht fing an, vor dem anbrechenden Tage zu erbleichen. Im Osten glühten die hellen Streifen, welche ihn verkündigten, immer dunkler auf und wurden bald zum flammenden Morgenroth. Einzelne Vogelstimmen waren schon längst, als der Tag zu grauen begann, im Walde erwacht, jetzt klangen sie lauter und häufiger; ihr lauter Ruf wurde im Parke beantwortet, der sich rings um das schöne Schloß zog, dessen weiße Mauerfront, nach Morgen gekehrt, über die breite Lichtung her vom Frühroth mit einem zauberischen Schimmer bekleidet war.

Am Rande der Lichtung auf einem kleinen, mit dem feinsten, kurzgeschorenen Rasen geschmückten Hügel stand ein zierliches Vogelhaus. Es war in Form eines türkischen Kiosk erbaut, seine leichten Säulen trugen ein buntgemaltes Dach mit hängenden Stoffgewinden, doch waren die Farben so harmonisch gewählt, daß sie ein gebildetes Auge nirgend verletzten; die Gitter von Golddraht, die reich vergoldeten Knäufe und Spitzen gaben dem Ganzen ein prächtiges Ansehen. Auch das

Innere war für die gefiederten Bewohner schön eingerichtet. Nicht abgehauene Bäumchen, welche nach schnellem Verwelken und Verdorren ihrer Blätter oder Nadeln stets neu ersetzt werden müssen, boten den Vögeln Schutz und Ruheplätze, sondern ein paar junge Stämme waren dort in voller Lebenskraft eingepflanzt und wurden nur von Zeit zu Zeit gestutzt und ausgeschnitten, daß sie nicht den ganzen Raum füllten; außerdem waren freie Stäbe in verschiedener Höhe hindurchgezogen und hingen ein paar vergoldete Ringe in verschiedener Höhe von der Kuppel hernieder, daß die Thierchen dort ihr schönes Gefieder zeigen und putzen, hier sich behaglich schaukeln konnten. Ueberall zeigte sich, mit welcher Liebe für sie gesorgt war. Kleinere und größere Schalen von weißem Marmor, durch eine längere Rinne verbunden, enthielten das reinste Wasser, das, aus einem höher liegenden Theile des Parks mit Röhren hierher geleitet, steten Zufluß hatte und ebenso abfloß, nach Bedürfniß verstärkt und abgesperrt werden konnte. Es war aber nicht Alles auf bloße Augenweide berechnet, die Vögel sollten auch ihre Ruhe haben und nicht stets durch Fremde geängstigt werden. Aus dem breiten Kiespfade, der in einiger Entfernung vom Fuße des Hügels vorüberlief, führte ein einziger, schmaler, in Krümmungen gelegter Pfad zum Kiosk hinauf und erweiterte sich oben nur zu einem kleinen Vorplatze an der Thüre, der kaum für zwei Personen Raum bot. Den Kiosk zu umkreisen und von allen Seiten hinein-zuschauen war erschwert durch niedrige Ziersträucher, welche zwar zu ihrer Blütezeit schöne Blumen trugen,

stets aber mit scharfen Dornen bewehrt waren. Keine Bank für den Beschauer war hier aufgestellt, so viele deren auch sonst an passenden Punkten im Park zu finden — und wehe dem, der rücksichtslos den verbotenen Sammtteppich des englischen Rasens betreten hätte.

Zu einer Zeit, wo Alles im Schlosse noch im tiefen Morgenschlase lag und auch die Wächter — der vom Hofe und der vom Park — sich wie gewöhnlich bei Tagesanbruch der Ruhe hingaben, war freilich eine Uebertretung des gegebenen Verbots nicht zu verhüten. Wer konnte aber auch eine solche für möglich halten? Der Gutsherr war von all seinen Dorfleuten geliebt, obgleich das alte Abhängigkeitsverhältniß längst gelöst war und er nicht der Familie angehörte, welche vor ihm Jahrhunderte lang hier geessen hatte; selbst die Buben, die sonst zu Unfug aller Art aufgelegt sind, hatten für den „Alten“ eine Anhänglichkeit, die sich bei seinem Erscheinen im Dorfe oft tumultuarisch äußerte, und hätten gegen sein Verbot um keinen Preis gehandelt, nicht aus Furcht, sondern weil sie es für ganz unmöglich hielten — auch die Dienerschaft und das Hofgesinde waren ihm mit einer Treue ergeben, wie sie in unsern Tagen nur noch selten gefunden wird. Fremde Landstreicher verirren sich nicht in den Park, was hätten sie hier zu finden gehofft? Warum sollte also der Wächter, der nur den Namen führte, eigentlich aber nichts zu bewachen hatte, der Ruhe nicht pflegen, wenn die liebe Sonne schon im Anmarsch war?

„Rück zu, Franz, du machst dich alle Tage breiter!“ befahl er barsch seinem Gehilfen, auch einem alten Soldaten, mit welchem er am Ende des Parks ein kleines Häuschen bewohnte. Für den „Bivouak“, wie sie ihre kurzen Rasten während der Dienststunden nannten, hatten sie sich dort eine Streu bereitet, während sonst jeder zur Schlafzeit, die bei ihnen auf den Vormittag fiel, sein sauberes Bett im Winkel der Kammer hatte. Beide waren Zungesellen und gute Kameraden, obgleich es nicht immer ganz friedlich zwischen ihnen zuging.

Raum hatte Franz brummend Platz gemacht und der Andere sich stöhnend neben ihn auf das Stroh gestreckt, als auch bald ein Doppelschnarchen verrieth, daß Beide in festen Schlaf gesunken waren. Gute Soldaten müssen zu jeder Zeit einschlafen können, da sie nicht wissen, wie lange es ihnen vergönnt ist. Sie hatten bei der Reiterei gedient und Franz, der Gehilfe des Wächters, erzählte gern, daß er beim Absitzen auf dem Marsche oft schon eingeschlafen sei, wenn er den linken Fuß noch nicht aus dem Steigbügel gezogen.

Dafür war er auch bei plötzlichem Allarm immer der Erste im Sattel gewesen. Im tiefen Frieden, nachdem Beide längst verabschiedet und hier versorgt waren, hatten sie freilich keinen Allarm mehr zu fürchten; der neue Herr, als er das Gut übernahm, hatte den alten Kriegern auch ihren Posten, auf dem er sie vorgefunden, durch einen bequemern ersetzen wollen, sie aber hatten das abgelehnt, da sie sich noch immer nicht ganz invalid fühlten und Franz sogar, wie es im Dorfe hieß, auf Freiersfüßen ging. Dafür hatte ihnen nun zwar der menschenfreundliche Herr ihren Dienst so leicht gemacht, daß er nur noch ein Dienst hieß, in Wahrheit aber keine Anstrengung mehr forderte. Der weitläufige Garten, dessen treffliche Obstbäume und Bienenstöcke früher wirklich bewacht werden mußten, war in einen Park verwandelt, die Obstbäume, so alt und groß sie waren, hatte der Herr verpflanzen lassen und dafür wilde Waldbäume und fremdes Zeug an ihre Stelle gebracht und Alles war wie durch Hexerei gewachsen; nun gab es nichts mehr, an dem sich Diebe hätten vergreifen können, und der Wächterdienst war zu einer vollkommenen Sinecure geworden. Dennoch ließen es sich die beiden eifrigen Männer nicht nehmen, alle Nächte zu unbestimmten Stunden ihre Runde zu machen, und waren sehr beleidigt gewesen, als der Herr sie freundlich davon hatte dispensiren wollen.

„Laugen wir nichts mehr oder brauchen Sie uns nicht mehr, so jagen Sie uns lieber fort!“ hatten sie gesagt. So war es denn dabei geblieben und sie patrouillirten noch immer so eifrig, als ob in jeder Nacht ein feindlicher Ueberfall zu befürchten wäre. Wenn sie aber dann schliefen, so schliefen sie fest und es mußte ein erschütternder Lärm sein, der sie zu erwecken vermochte. Dennoch fuhr Franz heut plötzlich auf, wie gerufen. Er rieb sich die Augen und horchte, aber draußen blieb Alles still, nur sein Kamerad schnarchte unverdrossen weiter.

„Dummes Zeug!“ brummte er endlich und wollte sich eben wieder legen, als er auf einmal hörte, was ihn geweckt hatte. Er stieß den Andern heftig in die Seite: „Fritze!“ schrie er, „es wird geschossen!“ Dabei sprang er auf und der Andere, der bei dem Ruf erwacht und nicht einen Moment schlaftrunken gewesen war, folgte seinem Beispiel.

Der Tag schien schon hell durch die umrankten Fenster, sie eilten hinaus. „Hast geträumt, alter Kerl!“ sagte Fritze. „Hast auf Vedette gehalten im Traum. Hier schießen sie nicht! Wer sollte schießen? Unser Herr

hat wohl in seinem Leben noch keinen Hahn abgedrückt, und was sollten sie denn im Parle schießen?"

Sie liefen zu dem großen Wege hinüber, der nach den innern Partien des Parks und nach dem Schlosse führte. „Im Walde vielleicht?“ sagte Franz, der nun selbst glaubte geträumt zu haben, wenn er auch den zweiten Schuß bei offenen Augen gehört.

„Was geht das uns an!“ entgegnete Frize barsch, indem er stehen blieb. „Jeder hat seinen Posten. Der Jäger wird auf dem Anstande sein und wir laufen hier wie die Narren!“ Plötzlich blieben Beide wie auf Commando stehen.

„Hörst du das?“ rief Franz. Ein Kreischen und Schreien, bald kläglich und angstvoll, bald schmetternd und jubelnd, Vogelstimmen wirr durcheinander! Es bedurfte keiner Erklärung mehr, bei der Volière war etwas vorgefallen, dorthin eilten die beiden alten Männer jetzt, so schnell ihre steifen Beine sie tragen wollten.

Aber sie waren nicht die Ersten dort. Der Schuß, welcher in solcher Nähe beim Schlosse gefallen war, hatte wie ein Beckruf gewirkt. Es war im Hochsommer, wo der Tag sehr früh anbricht; das Hofgesinde konnte also mit Fug und Recht noch schlafen und auch die Dienerschaft im Schloß, obgleich der Herr nicht spät aufzustehen pflegte, hatte noch keinen Anlaß, wach zu sein. Aber das Eckfenster im oberen Stockwerk des Schlosses, welches grade über das Rasenparterre hinweg die Aussicht nach der Volière hatte, war gleich, nachdem der Schuß verhallt war, rasch geöffnet worden, und in demselben ein Mädchenantlitz erschienen, frisch und lieblich wie der junge Tag; aber der Ausdruck neugieriger Erwartung, den es zuerst gezeigt, hatte sich schnell in den des Schreckens umgewandelt, als kein Zweifel mehr blieb, was drüben geschehen war. Der Aufruhr, welchen die beiden Wächter erst bemerkt, nachdem sie näher gekommen waren, hatte bereits in dem Maße zugenommen, daß das junge Mädchen selbst einen Schrei hören ließ: um die Volière, in den Sträuchern, welche dieselbe umgaben, auf den Baumgruppen, die vereinzelt im Rasen standen, war es lebendig von flatternden, schreienden Vögeln, das Drahtgitter mußte erbrochen sein! Der Phantasie des Mädchens schwebte das Bild eines Raubthieres vor, das mordlustig sich den Zugang geöffnet. Außer sich vor Angst und Schmerz warf sie nur schnell ihr Morgenkleid über; da fiel der zweite Schuß, dem ein lautes Aufkreischen der Vögel folgte. Dem Mädchen entrang sich kein neuer Laut des Schreckens, ihre Brust war wie zugeschnürt und

sie stürzte hinaus, den Corridor entlang zu dem andern Flügel des Schlosses. „Vater!“ rief sie.

„Ich höre!“ antwortete die klare, auch jetzt ruhige Stimme im Innern des Zimmers, an dessen Thür sie geklopft. „Ich komme gleich. Rufe den Lobeding!“ Das war der Diener, welcher in einer Kammer unweit der Schlafstube seines Herrn schlief. Der Vater hatte schon geklingelt, wie das Mädchen gehört hatte, ehe sie ihr Zimmer verließ; Lobeding war davon wohl nicht erwacht, und es kostete einige Mühe, ihn zu erufen. Als er endlich antwortete, eilte sie hinweg, um selbst nachzusehen, was ihren Lieblingen geschehen war. Im Schloß schien noch Niemand munter zu sein, die Leute hatten auf der andern Seite ihre Räume. Doch hielt sich das junge Mädchen nicht auf, sie wußte ja den Ausgang zu öffnen und achtete nicht auf die Morgenkühle, welche ihre leicht verhüllten Schultern, ihre heiße Stirn traf, nicht den Thau, der reichlich gefallen war, sondern lief wie eine flinke Elfe über den Rasen grade hinaus zu dem Schauplatz der Verwirrung. In den Bäumen, an denen sie vorüberkam, sah sie mit trostlosen Blicken die lustig flatternden Vögel, die Finken, Grasmücken, Stieglitze und auch von den schönen ausländischen Gattungen, deren prächtiges Gefieder sie oft entzückt hatte — grüne Reisvögel, die sich nicht trennten, die kleinen Papageien, die sie besonders geliebt, das waren die schon zahmeren, an Menschenaugen und Menschennähe gewöhnten Thierchen, welche nicht gleich, wie die wilderen Waldbögel, im Augenblicke der Befreiung ihre Schwingen zur Flucht in weite Ferne entfaltet hatten. Je näher das Kind — denn es war noch ein Kind von kaum fünfzehn Jahren! — dem phantastischen Kiosk, wo sich nach seiner Meinung Alle so wohl gefühlt hatten, kam, desto mehr schwirrte es zu seiner Betrübnis umher. Aber sie konnten ja wieder eingefangen werden, das bewirkte der Vater gewiß, der Vater wußte ja für Alles Hilfe, sie konnte ja doch nicht die schönen lieben Vögel verlieren! Auch kamen wohl viele von selbst von dem Ausfluge zurück und flogen wieder in ihren Palast ein, wo es ihnen so gut ging! So tröstete sie sich — als sie vor einem Anblick erstarrte, der sich ihren Augen dicht am Eingange des Kiosk bot. Auf dem Rasen lagen mehrere todt Vögel, ein schöner Lori, ein großer prachtvoller Ara, dessen ausgebreitete Schwingen zum letzten Male ihre tropische Farbenslut zeigten, und mehrere kleinere Vögel, von denen ein Blaukehlchen, das schlecht getroffen war, noch zuckte. Mit einem Aufschrei des Mitleids kniete das Mädchen zu ihm nieder, nahm es weinend auf und

konnte ihm doch nicht helfen — es starb in seiner Hand. Wer hatte die armen harmlosen Geschöpfe gemordet?

„Fräulein Marthchen!“ rief in diesem Momente, wo sie der Verzweiflung nahe war, eine mitleidige Stimme, und sie erblickte die beiden alten Männer, welche eben ganz athemlos herbeikamen. Zu antworten vermochte sie nicht, ihre Thränen flossen nun unaufhaltsam, sie rang unwillkürlich die Hände.

„Das ist ja eine greuliche Wirthschaft!“ sagte der Kleinere von Beiden, der etwas verkrümmt war. „Na aber! Was ist denn hier los gewesen? Das sieht ja aus wie auf dem Schlachtfelde —“

„Hier, Friße! Da hast dus!“ rief der Andere, der unterdessen das Gitter der Volière untersucht hatte. „Aufgebrochen, ein Loch, daß eine ganze Schwadron herauschwärmen kann, geschweige denn die kleinen Vögel! Wer hat denn eine solche Nichtswürdigkeit begangen?“

„Ja Alter! Den schaffe uns!“ rief das junge Mädchen, indem ihre Augen zornig durch die Thränen blitzten. Mehr Leute kamen unterdessen herbei und äußerten ihr Erstaunen und ihre Entrüstung, das Fräulein aber eilte ihrem Vater entgegen, der mit starken Schritten sich nahte. Der kleine alte Herr, der gewöhnlich etwas gebückt ging, hatte sich aufgerichtet, wie man ihn noch nicht gesehen hatte; sein Gesicht, das sonst so ruhig war, zeigte eine große Erregung und seine blauen milden Augen blitzten, wie die seiner Tochter. Diese stürzte mit erneutem Ausbruch ihrer Gefühle an seine Brust.

„Na aber!“ murmelte Friße, der Parkwächter, seinem Kameraden zu. „Um die Vögel solch Elend! Was will sie denn machen, wenn ihr einmal ein ordentliches Malheur passiert?“

„Friße!“ rief ihn der Guts herr, der seine Tochter für den Moment durch Zureden besänftigt hatte.

„Hier!“ antwortete der Wächter mit einer Stimme, wie beim militärischen Appel.

„Habt Ihr gar nichts bemerkt?“

„Bei uns nichts, Herr Barlo!“ erwiderte der Alte, indem er die grauen Augenbrauen zusammenzog. „Bis hierher geht unser Revier nicht. Den ersten Schuß hat Franz gehört, ich war eben zurückgekommen und schlief.“

Herr Barlo hörte kaum auf ihn, er hatte sich wieder seiner Tochter zugewandt, um deren Klagen mit der Bertröstung, daß der Verlust bald wieder ersetzt werden sollte, zu stillen, auch waren schon Anstalten getroffen, um von den freigewordenen Vögeln so viel als

möglich wieder einzufangen. Sie mit Spritzen der Flugkraft zu berauben, wie ihm von mehreren seiner Leute vorgeschlagen wurde, lehnte er entschieden ab. „Keine Grausamkeit!“ sagte er zu Martha, welche diesen Vorschlag lebhaft aufnahm. Es wurden nun allerdings einige von den Thierchen wieder gefangen, andere hatten die gebotene Gelegenheit zur Flucht nicht benutzt und waren im Käfig geblieben, aber die Zahl der Entflohenen war immer groß genug und „grade die schönsten!“ klagte Martha wieder, „die ich am meisten liebte!“

„Das Verlorene schätzen wir meistens am höchsten!“ sagte der Vater.

Die Frage, welche unter den Leuten tumultuarisch besprochen wurde, galt nun dem Thäter. Niemand hatte eine begründete Vermuthung, wer diese Abscheulichkeit begangen haben könnte und aus welchem Grunde? Um dem Herrn einen Poffen zu spielen? Oder nur aus Lust am Unfug? Aber die Schüsse, welche so gut getroffen hatten!

„Setze einen Preis auf die Entdeckung!“ rief Martha dringend.

„Und wenn der Thäter entdeckt wird?“ versetzte Barlo, der schon wieder seine gewohnte Haltung und die Ruhe in Blick und Mienen gewonnen hatte.

„Dann strafe ihn!“ rief das junge Mädchen mit Heftigkeit.

„Bist du auf einmal so rachsüchtig geworden, mein sanftes Kind?“ entgegnete der Vater, indem er sie lächelnd küßte. Beide waren auf dem Rückweg zum Schloß, nachdem der Guts herr seinem Verwalter die weitem Anstalten, besonders die vorläufige Blendung der Gitterlücke übertragen hatte.

„Du bist zu gut, Vater! Dir wird noch mehr geschehen!“ sagte Martha erröthend.

Dem Paare kam vom Schlosse her eine Frau in eleganter Morgenkleidung entgegen. Ihre Erscheinung fiel selbst den Leuten auf, die ihre Glossen darüber machten. „Sie hat sich erst puzen müssen! Die Kleine kommt in der Nachthaube mit Pantoffeln — die gute Witfrau hat sich erst schnüren und wischen lassen!“

„Und sie kriegt ihn doch nicht! Was meinst du, Franz?“ sagte Friße.

„Wer weiß!“ antwortete dieser. „Sie ist doch eine schöne Person!“

Das war sie unleugbar und wäre es auch in der nachlässigsten Kleidung gewesen. Man that ihr unrecht, wenn man ihr spätes Kommen so auslegte. Sie trug sich immer sehr gewählt, nie gepuzt. Ihre Die-

nerin war bei dem Lärm im Schlosse erst hinausgelaufen, um die eigene Neugier zu befriedigen, ehe sie ihre Herrin weckte, welche ihr Zimmer auf der entgegengesetzten Seite des Schlosses hatte. Jetzt aber kam diese rasch daher, von dem, was sich zugetragen hatte, schon unterrichtet; sie faßte es freilich nicht so tragisch auf, als ihre Nichte.

„Aber Kind!“ sagte sie, als Martha ihr in höchster Aufregung die Schändlichkeit erzählte und immer wieder auf den glühenden Wunsch zurückkam, daß der Freoler entdeckt werden möge. „Willst du ihn etwa auf der Wahlstatt seiner That erschießen lassen?“

„Er hat sechs meiner Lieblinge gemordet! Den königlichen Ara, den der Vater selbst unerseßlich nennt!“

„Nichts in der Welt ist unerseßlich! Glaube mir,“ erwiderte die Witwe; ihr braunes, schönes Auge begegnete zufällig dem Blicke ihres Schwagers, sie stockte ein wenig und bat dann Martha, mit ihr nochmals umzukehren, damit sie sich auch von der Größe des Verlustes überzeugen könne.

„Bitte aber, auf gesetzlichen Wegen!“ erinnerte Herr Barlo, indem er auf den Pfad zeigte, der heut nicht beachtet worden war, da bei dem ungewöhnlichen Ereigniß Alles rücksichtslos über den verbotenen Rasen gelaufen. Er konnte schon wieder scherzen, als ob er gar kein Mitleid mit seiner Tochter habe.

Die Tante gehorchte der Weisung und ging mit dem Mädchen nach der Volière zurück, während der Vater sich von ihnen trennte.

„Der Freiheit eine Gasse!“ sagte sie pathetisch, als sie die ausgebrochene Stelle des Gitters sah. — „Ich würde an keine That roher Gemeinheit, sondern an ein edleres Motiv glauben, wenn sie nicht durch Blut besleckt wäre. Unbegreiflich bleibt sie immer, und interessant würde es auch mir sein, sie aufgeklärt zu sehen.“

Den blutigen Rasen konnten sie noch sehen, die todtten Vögel waren aber auf Befehl des Vaters schon fortgeschafft. An dem Gitter wurde eben ein Netz mit seinen Maschen befestigt, um bis zur Wiederherstellung des Gitters den noch vorhandenen Gefangenen die Flucht zu wehren. — „Gefangene sind es doch, Martha! Wie willst du sie anders nennen?“ sagte die Tante, als das Mädchen das harte Wort nicht hören wollte. „Mögen sie noch so gut gehegt und gepflegt werden, die Freiheit haben sie doch verloren und ich wünsche dir nicht, daß dein Herz einmal unter dem Gefühl verlorener Freiheit zuckt!“ Schnell abbrechend, da ihr Ton unwill-

kürlich schwerer geworden, fuhr sie heiter fort: „Poetischer wärs freilich, sich dies phantastische Märchen aus Morgenland, wie es dein weitgereister Papa hier bildlich geschaffen hat, als einen Feenpalast und Lustort für die geflügelten Luftbewohner, die an sich schon die Poesie des Thierreichs darstellen, zu denken — aber es ist wie mit aller Poesie im Leben, die Wirklichkeit macht ihre Träume zu Schanden.“ Wiederum nahm die Rede der Tante den vorigen Ton an: vielleicht war ihr heut etwas geschehen, das ihn immer von neuem durchklingen ließ und Erinnerungen weckte, aus denen sich all die Anspielungen gestalteten. Wer ihre Vergangenheit kannte, wie Marthas Vater, der verstand den Sinn ihrer Worte wohl, und sie war darum auch gegen ihn auf ihrer Hut; Martha aber, das Kind von fünfzehn Jahren, konnte darin nur eine Neigung zu moralisirenden, jede Illusion ihres Alters angreifenden Predigten finden und hörte selten darauf. Jetzt war sie ohnehin durch einen Seitenblick der Tante auf ihr Nachthäubchen zum Bewußtsein ihrer unpassenden Erscheinung vor so vielen Menschen gekommen und heiß erröthete sie, als sie daran dachte, daß sie mit den bloßen Füßchen in die Morgenschuhe geschlüpft war, um nur rasch herbeizueilen: das konnte freilich kein Mensch bemerkt haben, aber die Haube! Wenn sie die Tante in ihrer reizenden Toilette ansah, um so reizender, weil sie dabei ganz einfach war! — Sie ahnte nicht, wie sich die Meinung der Leute grade deshalb zu ihren Gunsten ausgesprochen hatte, sie war noch nicht in die Welt eingeführt, sonst würde sie längst gewußt haben, wie dies enge Häubchen mit den feinen Strichen, das ihr liebliches Kinderantlitz umschloß, ihr so schön stand. Wäre ein Kenner aus der großen Welt hier gewesen, um Vergleiche anzustellen, er würde keinen Augenblick zweifelhaft gewesen sein, wem er den Preis geben sollte, der vollblühenden Rose oder der lieblichen Knospe an ihrer Seite.

2.

„Frike! Uns giebt er die Schuld. Habt ihr denn gar nichts bemerkt?“ fragte er. „Weißt du, was er aber gedacht hat?“

„O ja!“ brummte Frike. „Die alten Bärenhäuter, die ich ganz unnütz fütterte, hätten auch besser aufpassen können. Am hellen lichten Tage lassen sie einen Hallunken hier einschleichen, das Vogelhaus aufbrechen und wie mit Kartätschen unter die armen

Beester schießen — und merken nichts davon — ich werde sie fortjagen, hat er gedacht.“

„Wichtig, das hat er gedacht. Wollen wirs abwarten, Frize?“

„Abschied fordern, Franz? Meinnetwegen! Wir haben unsere Invalidenscheine noch und wenn wir uns jetzt melden, wird schon Platz für uns sein. Wie viele Hunderte sind seit der Zeit zum Appel auf die grüne Wiese unseres Herrgotts gegangen — damals konnten wir nicht ankommen, weil Andere mehr zugerichtet waren als wir — jetzt müssen die Grünschnäbel, die bei den nachherigen Kindereien invalide geworden sind, gegen uns aus Rußland und Frankreich zurückziehen.“

„Nun, Kindereien werden sie's nicht heißen und für den, dem ein bleierner Vogel in die Kalbaunen fliegt, ist es ganz gleichgiltig, ob ers in der Völkerschlacht bei Leipzig oder vor einer miserablen Barrikade gekriegt hat. Uns nehmen sie jetzt doch nicht mehr ins Invalidenhaus, wir haben ja unterschrieben, daß wir auf Unterstützung vom Staate verzichten. Ich denke, wir melden uns bei Junker Klemme: der Sohn unsers alten Rittmeisters wird schon für uns sorgen, wie der Alte gesorgt hat.“

„Na!“ brummte Frize. „Er hätte uns nicht mit zu verkaufen brauchen!“

Oh, oh! Was ist uns denn abgegangen bis jetzt? Herr Barlo ist ein guter Mann und wenn er das Pundonnehr nicht versteht, so kann er nichts dafür; er ist nicht Soldat gewesen, er weiß nicht, wie unser Eins darauf hält, und wollten wirs ihm sagen, würde er uns anlachen. Siehst du, Frize, wir lachen auch die Kleine aus, daß sie um die paar Vögel, die der Alte wieder fangen oder kaufen kann, so einen Jammer hat — weil wir in unserm Leben kein Frauenzimmer gewesen sind; ebenso würde der Alte lachen, daß wir Spektakel anfangen um ein Ding, das er nicht versteht.“

„Weißt du, wo Junker Clemens jetzt ist?“ fragte Frize.

„Freilich weiß ichs! Die Kiesel hats mir gestern erzählt — ihre Frau ist einmal teufelsmäßig in den schmucken Burschen verliebt gewesen!“

„Bei Lebzeiten ihres Mannes?“ fuhr Frize auf. „Das sieht ihr ganz ähnlich! — Halt! Wer da!“ schrie er auf einmal mit voller Stimme und stürzte von der Seite seines Kameraden fort, der allen Ernstes glaubte, er sei verrückt geworden.

Es galt aber einem Burschen, welchen Franz erst jetzt bemerkte, einem Burschen von stämmiger Figur,

der auf einem großen Steinhaufen zur Seite des Weges saß, durch welchen der Park ohne Mauer und Umfriedigung hier abgegrenzt wurde. „Hab ich dich?“ schrie Frize, indem er den Burschen gleich beim Stragen packte. „Na warte!“

Der herbeieilende Franz sah nun auch, was seinen Genossen in solche Aufregung versetzt hatte. Der Bursch hatte eine Feuerwaffe in der Hand, ein seltsames Ding, aus mehreren Pistolenläufen zusammengesetzt, dergleichen die beiden Alten noch nie gesehen; das Aergste aber war, daß er eine lange rothe prachtvolle Schwungfeder auf seiner Mütze trug — hatte er denn den Rest seines schwachen Verstandes verloren, daß er sich selbst verrieth?

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Zauberfest der Herzogin von Mazarin.) Eine der lächerlichsten Persönlichkeiten am Hofe Ludwigs XIV. war unstreitig die Herzogin von Mazarin; sie konnte nichts beginnen, ohne sich gründlich dabei zu blamiren; denn alles was sie unternahm — und wenn sie auch nach dem Rathe der Weisesten handelte — schlug um, und zwar so sehr ins Komische hinein, daß auch der Allerernsteste in Gelächter ausbrechen mußte. Gab sie ein Diner, so brach Feuer in der Küche aus; war bei ihr Concert, so stolperte der dicke Kapellmeister, fiel in die Pedalharfe und riß alle Saiten entzwei.

Während der König von Dänemark am Hofe von Versailles zum Besuch war, bekam er eines Tages so heftige Zahnschmerzen, daß er nach Paris hineinfuhr zum Hofzahnarzt. Dieser erklärte, nachdem er den hohen Patienten untersucht, der kranke Zahn müsse ausgezogen werden. Der König, den Schmerz fürchtend und kein Geld, wollte die Nothwendigkeit der Operation nicht recht einsehen und stritt mit Gründen dagegen, die nichts darlegten als eine unglaubliche Furcht. Die im Vorzimmer des Arztes Harrenden hörten jede Silbe. Sie weideten sich an der lächerlichen Scene und verbreiteten sie mit den nöthigen Zusätzen durch ganz Paris. — Alle Welt hörte davon, nur die Herzogin von Mazarin nicht, denn sie war mit den Vorbereitungen zu einem großen Feste beschäftigt, das sie am Tage darnach zu geben hatte und zu welchem auch der König von Dänemark geladen war. Die Gesellschaft sollte mit der Anwesenheit des fremden Monarchen, der incognito reiste, überrascht werden, darum theilte die Herzogin das bevorstehende Erscheinen desselben in ihrem Hause Niemandem vorher mit. Der König lachte gern. Um ihn daher zu unterhalten, hatte sie die besten Mitglieder eines Vorstadt-Theaters für den Abend bestellt, die eine komische Scene aufführen sollten, deren Wahl sie ihnen völlig

überließ. Wer malt das Ersinnen der Gesellschaft, als auf der kleinen Bühne ein Zahnbrecher erscheint, vor welchen Harlekin mit einem dicken Tuche um die Ohren tritt, um mit ihm in grotesker Weise Wort für Wort dieselbe Scene aufzuführen, die am Tage zuvor zwischen dem nordischen Monarchen und dem Hofzahnarzt stattgefunden hatte! Das schallendste Gelächter brach aus und der König verließ entrüstet die Gesellschaft.

In nicht weniger eclatanter Weise schlug ein Fest der Herzogin um, welches sie bald nach der Abreise des Königs von Dänemark dem Hofe gab, gleichsam um sich zu rehabilitiren. Sie gab es zwar in ihrem Hotel zu Paris, es sollte aber gleichwohl ein ländliches Fest sein, und zwar in der Weise, daß die Gesellschaft nur den Anblick eines solchen genösse. Sie ließ daher in der Mitte ihres großen Saales eine Glaswand aufstellen, durch welche man in eine liebliche Gegend blickte. In dem Vordergrund dieser Gegend prangte in den schönsten Gruppen die ganze Orangerie der Herzogin, deren Klübel in den Fußboden eingelassen und mit Moos und Blumen verdeckt waren; ja der Gropius der damaligen Zeit, der Italiener Servandoni, hatte sogar für eine plätschernde Fontaine gesorgt, und das Wasser derselben ein wenig mit Milch gefärbt, weil er behauptete, der Wasserstrahl zeige sich in dieser Weise bei Lichte um so deutlicher. Vierzig Tänzerinnen der königlichen Oper, als Schäferinnen gekleidet, bildeten die Staffage des zaubernden Bildes, für dessen Herstellung Servandoni nicht mehr als 80,000 Franken auf die Rechnung setzte.

Aber die Herzogin hatte sich noch eine ganz besondere Ueberraschung für den Hof ausgedacht. Sie ließ nämlich von ihrem dicht bei Paris gelegenen Gute Chilly eine Herde Schafe nebst Schäfern und Hunden, außerdem aber auch noch eine Färse, die sich durch einen besonders liebenswürdigen Charakter auszeichnete, in die Stadt kommen. Es war nun der Plan, daß sämtliche Thiere unter passender Musik vor dem Beginne des ländlichen Tanzes in der Weise durch den Park von Orangenbäumen delivriren sollten, daß die mit Laubwerk geschmückte Färse den Schluß bildete. Es ging auch alles ganz vortreflich; äußerst verständig folgten die frommen Schäfer dem vorangehenden Schäfer durch die Schlangenwindungen der Gänge des Parks, so daß die Gesellschaft, als die ganze Gegend mit Schafen angefüllt war und endlich gar noch die von zwei Schäferinnen an Blumenguirlanden geführte Färse erschien, in ein lautes Beifallgeschrei ausbrach und in die Hände klatschte. Damit hatte das Vergnügen aber auch für diesmal ein Ende. Die Färse, schon gemacht durch das Klatschen, sprengt plötzlich ihre Rosenbande und stürzt sich wie rasend auf die Schafe, welche um so mehr in Verwirrung gerathen, da die Schäfer ein fürchterliches Geschrei und die Hunde ein entsetzliches Gebell erheben. Als man der Färse zu Leibe geht, um sie einzufangen und zur Vernunft zu bringen, hebt sie den Schwanz, senkt die Hörner und führt einen herzhaften Stoß gegen die Glaswand, daß die Splitter den Zuschauern um die Ohren fliegen. Mit einem kühnen Sprunge war sie sodann mitten unter der königlichen Familie, die dem ländlichen Feste zunächst saß und sich von dem tragischen Ende desselben nichts hatte träumen

lassen. Der Färse folgten in den Saal alle Schafe; diesen die bellenden Hunde, um sie zurückzutreiben; den Hunden, die um sich bissen, die Schäfer, die aus vollem Halse schrien. Vor der Färse, die wie rasend umher sprang und um sich stieß, konnte Niemand Stand halten; die Damen kreischten und flohen auf die Galerie des Saales, die Herren sprangen mit Gelächter aus den Fenstern, die Verwirrung überstieg alle Beschreibung. Das Ende vom Liede war, daß die Thiere das Feld behaupteten und die Gesellschaft in die Wagen stürzte, ohne das Souper abzuwarten.

(Ein ehrliches Geschäft.) Ein reicher russischer Edelmann, der wegen seiner Liebhaberei für kostbare Steine bekannt war, traf zufälligerweise in einer Gesellschaft in Paris, wo er sich eben aufhielt, einen Fremden, der einen Ring von sehr großer Schönheit und außerordentlich hohem Werthe am Finger trug. Nach einer kurzen Unterredung über den Werth desselben bot der Russe dem Besitzer eine ansehnliche Summe dafür, allein derselbe schlug es ab, den Ring zu verkaufen, den er selbst gern behalten wolle. Endlich, als der Russe unablässig in ihn drang und ihm fortwährend zuredete, erklärte der Fremde, er könne den Ring gar nicht einmal verkaufen, weil er gar nicht echt sei.

Diese Versicherung setzte alle Anwesenden, unter denen sich mehrere Kenner befanden, in großes Ersinnen; der Russe glaubte nicht daran, bat sich jedoch, um seiner Sache sicher zu sein, den Ring auf einige Tage gegen ein entsprechendes Gegenpfand aus, erhielt ihn auch und eilte damit zu allen Juweliren, die ihn sämmtlich für echt und von großem Werthe erklärten. Mit dieser Versicherung und der Hoffnung eines guten Kaufes gewiß, brachte der Russe den Ring seinem Besitzer zurück, der ihn beim Empfange ganz gleichgiltig in seine Westentasche steckte. Man fängt von neuem an zu handeln. Der Fremde verharrete bei seiner Aussage und dem schon geäußerten Entschlusse, den Ring gar nicht verkaufen zu wollen, da derselbe unecht sei, bis der Russe endlich eine Summe bot, welche dem eigentlichen Werthe des Ringes ziemlich gleichkam.

„Dieser Ring“ — sagte der Fremde — „ist ein Geschenk der Freundschaft und als solches ein sehr werthes Andenken für mich, aber ich bin nicht reich genug, eine so große Summe ohne weiteres auszuslagen, wie Sie dafür bieten. Doch eben dieses hohe Angebot ist die Ursache meiner Unentschlossenheit. Wie können Sie darauf bestehen, soviel Geld für einen Ring ausgeben zu wollen, von welchem der Besitzer selbst eingesteht, daß er unecht ist?“

„Wenn Ihr Entschluß nur davon abhängt,“ erwiderte der Käufer, „so empfangen Sie hier sogleich die Summe (er legte sie in Banknoten auf den Tisch), und ich nehme die Herren, welche hier zugegen sind, sämmtlich zu Zeugen, daß ich sie freiwillig und mit der bedachtamsten Ueberlegung auszahle.“

Der Verkäufer nahm das Geld und zog den Ring aus der Westentasche mit der abermaligen Erklärung, daß er unecht sei und daß es noch Zeit wäre, den Handel rückgängig zu machen; allein der Russe beharrte bei seinem Entschlusse, griff eilig zu, damit der Andere den Kauf nicht noch bereuen möge, und eilte

mit seiner Acquisition voller Freude nach Hause. Als er dort mit dem Triumph des Besitzers das Kleinod betrachtete, fand er zu seiner höchsten Ueberraschung, daß der Unbekannte nur zu wahr gesprochen, denn statt des echten Ringes hatte er einen falschen, jenem ganz ähnlichen, erhalten.

Die Sache kam vor Gericht zur Klage; da aber der Verkäufer bewies, daß bei dem ganzen Handel von echten Steinen gar nicht die Rede gewesen sei, daß der Käufer ausdrücklich, laut der Aussage mehrerer Zeugen, nur auf einen Ring mit falschen Steinen geboten, und er, der Verkäufer, auch wiederum nur einen falschen Ring verkauft habe und dem Kuffen stets gesagt, daß derselbe falsch sei, so mußten die Richter natürlich zu Gunsten des ehrlichen Verkäufers entscheiden und der Kuffe sich damit bescheiden, aus Liebhaberei für einen unechten Ring eine enorme Summe bezahlt zu haben. —r.

(Aus der „alten guten Zeit.“) In einem zu Frankfurt a. M. im Jahr 1687 erschienenen Buche, betitelt: „Sünden-, Mäße- und Gewissensforschung“ heißt es unter Anderem: „Seht nur an das Puzwesen, Thun und Schmücken der Weiber! Seht, wie sie ihre Haare bleichen, hängen den Schädel über einen Gang in die Sonne, waschen sich mit sonderlich zugerichteter Lauge voll Hoffahrt und Biererei. Sie schmieren, schmücken und streichen mit diesem und jenem Wasserlein (die Kanne zu acht bis zwölf Groschen geltend), mit diesem und jenem spanischen Kleisterwerk.

„Eine will klar und weiß sein wie die Lilien, die Andere glühend und roth wie die Röslein, und machens oft so grob, daß man das Geschmier hinter den Ohren sieht oder der Safran in den Haaren klebt. Dabei ist kein Glaube, keine Andacht und kein Gewissen! —

„Des Spiegels können sie gar nicht entbehren und stehen stets vor demselben. So tragen sie auch den Spiegel nicht nur täglich in den Beuteln, sondern auch auf ihren Nählissen. Ja, Spiegel haben sie sogar in den Büchern, so schauen sie sich und Andere in dem Spiegel. Eine Schande ist es mit den großen ungeheuren Ohrenkapseln und großen Zöpfen von gelben Haaren, die sie um die Köpfe herumlegen wie große Wasch-Pläuel, daß man Pferde darauf tummeln möchte. Auch will es bei uns Deutschen aufkommen, daß den Weibspersonen große Leppigkeit sich erzeugt in dem schändlichen Entblößen. O Greuel und Frevel, das vor aller Welt zu zeigen, was verborgen bleiben soll!

„Das geschieht nun besonders von den Mädchen, solchen Schnäpperlingen, die ihre Männer nicht genug aufthun können: daß doch solche Kauschaufe etwas auf die Schnäbel bekämen! Damit sündigen sie *contra humanitatem, verecundiam et modestiam sexus sui*. So machen es aber noch heutigen Tags die männerfächtigen Weibsküde, ehe sie noch von einem Freier oder Bräutigam wissen, ranzen und laufen sie, und bieten sich gleichsam selbst zum Kauf an; durch solche Liebes-Mercanzen aber beschandstrecken sie sich selbst nicht wenig. Ach Gott! Sonst war

eine Jungfrau eine Alma, jetzt macht sie sich selbst zur Almoba. Das kommt aber daher, weil Viele in solche Komödien gehen, wie welche jetzt agiren zu werden pflegen. Das ist liebliches Zeug!

„Es spricht aber der Prophet Jesaias 3, 16. 17. also: Und der Herr spricht: darum, daß die Töchter Zions stolz sind und gehen mit aufgerichteten Hälsen, mit geschminkten Angesichtern, treten einher und schwenzeln und haben löbliche Schuhe an ihren Füßen, so wird der Herr ihr Geschmeide wegnehmen, die Feste der Spangen, die Kettlein, die Hauben, die Flittern, die Gebräme, die Schnürlein, die Bisamäpfel, die Ohrensangen, die Ringe, die Haarbänder, die Mäntel, die Schleier, die Spiegel, die Beutel, die Koller, die Borten, und wird werden ein loses Band für einen Gürtel und eine Glage für das krause Haar und für einen weiten Mantel ein enger Saß, solches Alles um Deiner Hoffahrt und Schöne willen u. s. w.“

Man sieht hieraus, daß die Klagen der Männer über die Puzsucht und Eitelkeit der Frauen nichts Neues sind und in der „guten alten Zeit“ erklangen, wie sie vor zweitausend Jahren lauteten und wahrscheinlich schon sofort nach dem Apfelbiß im Paradiese von Herrn Adam angestimmt worden sind. —r.

(Gegenseitige Complimente.) Als Muster in einen Briefsteller verdienen folgende Briefe zwischen Vater und Sohn aufgenommen zu werden. Alexander Dumas Vater und Alexander Dumas Sohn schreiben nämlich jetzt zusammen ein Stück; die Idee dazu hatte der Vater, der sich mit folgenden Worten an seinen Sohn wendete:

„Theurer Meister, nach dreißig Jahren voller Kämpfe, Niederlagen und Erfolge glaube ich endlich, wenn auch keine große Berühmtheit, doch wenigstens den Ruf eines fruchtbaren Romanschreibers erlangt zu haben. Noch gestern habe ich von Victor Hugo einen Brief voll von Ermuthigungen und von Glückwünschen erhalten. Ich habe die Ehre, der Gesellschaft der Literaten und dramatischen Schriftsteller anzugehören. Meine bescheidenen Ansprüche auf die erste Auszeichnung sind: Monte-Christo, die drei Musketiere, der Chevalier d'Harmental, Joseph Balsamo u. s. w. und auf die zweite: Heinrich III., Antony, der Thurm von Nesle u. s. w.

„Jetzt erbitte ich von Ihrem Wohlwollen die Ehre, mit Ihnen zusammen ein fünftages Lustspiel zu schreiben. Wären Sie dazu geneigt?“

Umgehend erhielt Dumas folgende Antwort seines Sohnes:

„Theurer Herr, die Freundschaft, die Liebe, die Achtung, die Bewunderung, welche ich für meinen Vater hege, machen es mir zur freudigen Pflicht, Ihren lebenswürdigen Vorschlag anzunehmen.“

Uebrigens ist die Bescheidenheit, die sich in des Vaters Schreiben ausdrückt, nicht so ernstlich gemeint, denn erst kürzlich that er bei Gelegenheit einer Vorlesung über Heinrich IV. den Ausspruch: „Die beiden populärsten Männer Frankreichs sind Heinrich IV. und ich!“ —r.